GENDER
OPEN
REPOSITORIUM

Frauenbewegung im Wandel der Generationen : Eine Studie über Geschlechterkonstruktionen in biographischen Erzählungen

Thon, Christine

2008

https://doi.org/10.25595/207

Veröffentlichungsversion / published version
Buch / book

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Thon, Christine: *Frauenbewegung im Wandel der Generationen : Eine Studie über Geschlechterkonstruktionen in biographischen Erzählungen*. Bielefeld: transcript Verlag, 2008. DOI: https://doi.org/10.25595/207.

GenderOpen – Repositorium für die Geschlechterforschung: www.genderopen.de

FREIE UNIVERSITÄT BERLIN

HUMBOLDT-UNIVERSITÄT ZU BERLIN

GenderStudies

Christine Thon

Frauenbewegung im Wandel der Generationen

Eine Studie über Geschlechterkonstruktionen in biographischen Erzählungen

[transcript]

Christine Thon
Frauenbewegung im Wandel der Generationen

Christine Thon (Dr. phil.) ist wissenschaftliche Mitarbeiterin am Institut für Allgemeine Pädagogik und Erwachsenenbildung/Weiterbildung der Universität Flensburg. Ihre Arbeitsschwerpunkte sind Geschlechterforschung und qualitativ-empirische Forschungsmethoden.

Christine Thon

Frauenbewegung im Wandel der Generationen

Eine Studie über Geschlechterkonstruktionen in biographischen Erzählungen

[transcript]

Überarbeitete Fassung der an der Fakultät für Pädagogik der Universität Bielefeld eingereichten Dissertation »Frauenbewegung und intergenerationaler Wandel. Eine qualitativ-empirische Studie über Frauenbiographien aus drei Generationen«.

This work is licensed under a Creative Commons Attribution-NonCommercial-NoDerivatives 3.0 License.

Bibliografische Information der Deutschen Bibliothek
Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über http://dnb.ddb.de abrufbar.

© 2008 transcript Verlag, Bielefeld

Umschlaggestaltung: Kordula Röckenhaus, Bielefeld
Lektorat & Satz: Chistine Thon
Druck: Majuskel Medienproduktion GmbH, Wetzlar
ISBN 978-3-89942-845-2

Gedruckt auf alterungsbeständigem Papier mit chlorfrei gebleichtem Zellstoff.

Besuchen Sie uns im Internet: *http://www.transcript-verlag.de*

Bitte fordern Sie unser Gesamtverzeichnis und andere Broschüren an unter: *info@transcript-verlag.de*

Inhalt

1 Einleitung 9

TEIL I
FRAUENBEWEGUNG UND SOZIALER WANDEL:
ZUM STAND DER DISKUSSION

2 „Wie weit flog die Tomate?“ Bilanzierungsversuche der westdeutschen Frauenbewegung 17
2.1 Bilanzierung im Rückblick: Die Bewegung schreibt ihre Geschichte 18
2.2 Blickwechsel: ‚Die‘ Geschichte ‚der‘ Bewegung? 31
2.3 Bilanzierung im Blick auf zentrale Themen der Bewegung 34
2.4 Konsequenzen für die Anlage der empirischen Studie 46

3 Rebellische Mütter und unpolitische Töchter? Die Generationenperspektive in (Selbst-)Diskursen der Frauenbewegung 51
3.1 „Töchter der Emanzipation“? Die Fokussierung der jungen Frauengeneration 52
3.2 Typisierungen historisch-politischer Generationen in der Frauenbewegung 57
3.3 Frauengenerationen und der Wandel im Geschlechterverhältnis 60
3.4 Konsequenzen für die Anlage der empirischen Studie 63

TEIL II
THEORETISCH-KONZEPTIONELLER RAHMEN:
GENERATION – BIOGRAPHIE – GESCHLECHT

4 Generation 71
4.1 Zur Vielschichtigkeit des Begriffs 71

4.2 Das Mannheimsche Generationskonzept und seine Erweiterungen 75
4.3 Biographien als empirischer Zugang zum „Problem der Generationen“ 83

5 Biographie und Geschlecht 87
5.1 *Frauen*biographien: Das Verhältnis von Frauenforschung und Biographieforschung 88
5.2 Frauen*biographien*: Auseinandersetzungen um das Biographiekonzept 95
5.3 Ein biographischer Zugang zu Geschlechterkonstruktionen 107

6 Präzisierung der Aufmerksamkeitsrichtungen für die empirische Untersuchung 117

TEIL III
EMPIRISCHE STUDIE

7 Methodologie und Methoden 123
7.1 Interpretation – Rekonstruktion – Reflexivität 123
7.2 Gegenstandsbezogene Theoriebildung 126
7.3 Das Sample 128
7.4 Interviewerhebung 134
7.5 Auswertung des Interviewmaterials 135
7.6 Theoretische Integration und Darstellung der Ergebnisse 141

8 Biographische Konstruktionskontexte 143

9 Zusammen-Leben. Lebensformen als Kontexte biographischer Konstruktionen 149
9.1 Die Debatte um die Pluralisierung von Lebensformen und der Wechsel zur Binnenperspektive des ‚Zusammen-Lebens‘ 149
9.2 Eine Fallstudie: ‚Zusammen-Leben‘ in den Biographien der Familie Aschauer/Arndt/Aumann 153
9.3 Dimensionen des Vergleichs mit den anderen Fallfamilien 226

10 Berufs-Leben. Der Kontext professioneller Arbeit und die ‚Verberuflichung‘ von Biographien 265
10.1 Beruflichkeit und Arbeitsmarkt als Kontexte biographischer Konstruktionen 265
10.2 Eine Fallstudie: Berufs-Leben in der Familie Claussen/Cadenberg 269

10.3 Dimensionen des Vergleichs mit den anderen Fallfamilien 321

11 Anders leben. Kontexte für die Selbstkonstruktion als Akteurin eines Wandels sozialer Verhältnisse 355
11.1 Politik als Kontext: Die „politisierten“ Biographien von Marlies Arndt und Thea Cadenberg 356
11.2 Kontexte, in denen die Geschlechterfrage als Politikum gilt: Akteurinnenschaft in der individuellen Durchsetzung eigener Interessen 397
11.3 Generationenbeziehungen als Kontext 411

TEIL IV
FAZIT

12 Über den Zusammenhang zwischen Frauenbewegung und intergenerationalem Wandel von Geschlechterkonstruktionen 435
12.1 Im Generationenvergleich identifizierbare Wandlungstendenzen 437
12.2 Relevante Dynamiken intergenerationaler Interaktionen 440
12.3 Zusammenhänge zwischen der Frauenbewegung und dem Zustandekommen eines Wandels 444
12.4 Das Persönliche und das Politische – über die Schwierigkeiten eines Verhältnisses 453

Nachwort 461

Literatur 463

Transkriptionsnotation 489

1 Einleitung

Ende der 1960er, spätestens Anfang der 1970er Jahre ist in der Bundesrepublik die Neue Frauenbewegung auf den Plan getreten, mit dem Ziel, „die Verhältnisse zum Tanzen zu bringen“, wie es immer wieder formuliert wurde. Die Veränderungen, die sich inzwischen vollzogen haben, sind unübersehbar. Freilich bleibt strittig, in welchem Ausmaß die von der Frauenbewegung intendierte grundlegende Auflösung traditioneller (Macht-) Verhältnisse zwischen den Geschlechtern erreicht wurde. Ist dieser Anspruch mit der Etablierung einer weitgehenden formalen Gleichberechtigung mittlerweile in dem Maße realisiert, dass sich die Bewegung längst überlebt hat, wie manche meinen? Oder beschränken sich die feststellbaren Veränderungen im Wesentlichen auf eine „rhetorische Modernisierung“ (Wetterer 2003), die bestehende Ungleichheit lediglich unsichtbar macht? In dieser Diskussion gibt es noch eine ganze Bandbreite weiterer Argumentationsvarianten. So gehen etwa viele, häufig jüngere Menschen davon aus, dass die Frauenbewegung eine Art Initialzündung für einen gesellschaftlichen Wandel war, der seither nicht mehr aufzuhalten ist; durch das veränderte Bewusstsein der Einzelnen, so die optimistische Annahme, würden sich die restlichen Anachronismen traditioneller Geschlechterverhältnisse mit der Zeit ganz von selbst erledigen. Eine ähnlich weitreichende Wirkung schreiben gegenwärtig ausgerechnet konservative PolitikerInnen und emanzipationskritische JournalistInnen der Frauenbewegung zu. Sie wird verantwortlich gemacht für die Krisenszenarien, die aufgrund des Sinkens von Geburtenraten gezeichnet werden; die „demografische Krise“ wird zum „Kollateralschaden der Frauenbewegung“ (Gaschke 2005) stilisiert.

Dagegen nehmen sich die Bilanzen von Aktivistinnen der Frauenbewegung und frauenpolitisch Engagierten äußerst verhalten aus. Häufig folgen sie dem Muster eines „Viel-erreicht-aber-noch-lange-nicht-genug“ (Schmerl 1999: 15). Schon ein flüchtiger Blick auf Studien zu Erwerbsar-

beitsbeteiligung und Einkommen von Frauen, zur Repräsentanz von Frauen in den Machtpositionen von Wirtschaft und Politik oder zur alltäglichen Konfrontation mit männlicher Gewalt reicht aus, um zu zeigen, dass es mit der Herstellung formaler Gleichheit und dem vielzitierten breiten Bewusstseinswandel offensichtlich nicht getan ist (vgl. z.B. Bothfeld et al. 2005).

Obwohl die Schlussfolgerungen, die sich aus den hier kurz skizzierten Positionen ergeben, einander diametral entgegenstehen, teilen ModernisierungsoptimistInnen, EmanzipationskritikerInnen und BewegungsaktivistInnen in ihren Argumentationen doch eine zentrale Voraussetzung: Es wird ein klarer Zusammenhang zwischen der Frauenbewegung und dem – bereits vollzogenen, sich vollziehenden oder noch zu vollziehenden – sozialen Wandel hergestellt. Gleichzeitig bleibt dieser Zusammenhang selbst jedoch zumeist unscharf und wenig konkret.

Die vorliegende Untersuchung beschäftigt sich mit der Frage nach diesem Zusammenhang. Dass er in stattfindenden Diskussionen zumeist ein selbstverständlicher Bezugspunkt ist, aber als solcher weitgehend unterbelichtet bleibt, hat vermutlich alleine schon damit zu tun, dass Fragen nach dem Verhältnis von sozialen Bewegungen und sozialem Wandel generell hochkomplex und insbesondere empirisch schwer ‚herunterzubrechen' sind. Ihre Bearbeitung verlangt nach einer Fokussierung; infolge dessen beschränken sich etwa detailliertere Wirkungsanalysen von politischen Strategien der Frauenbewegung häufig auf klar umrissene Politikfelder (vgl. z.B. Schäfer 2001) oder haben einen regionalen Bezug (vgl. z.B. Poppenhusen 1992).

In der vorliegenden Studie wird die Frage nach dem Zusammenhang von Frauenbewegung und sozialem Wandel auf andere Weise und insbesondere anhand zweier Aspekte konkretisiert. Zum einen steht die subjektive Perspektive von Frauen als Akteurinnen innerhalb von Prozessen des Wandels von Geschlechterverhältnissen im Zentrum. Dazu wird für den empirischen Zugang ein biographieanalytischer Ansatz gewählt. Zum anderen wurde nach einer Möglichkeit gesucht, Veränderungsprozesse in einer Weise sichtbar zu machen, die Aufschluss über das ‚Wie', über das Zustandekommen sozialen Wandels gibt. Deshalb wird in der Anlage der Studie die Idee eines Generationenvergleichs in Verbindung mit einem Blick auf intergenerationale Tradierungs- und Transformationsprozesse zugrundegelegt.

Die empirische Basis der Studie bilden biographische Interviews mit Frauen aus drei verschiedenen Generationen, die zudem sehr unterschiedliche persönliche Bezüge zur Frauenbewegung haben. Um Lebensgeschichten auch unter der Perspektive intergenerationaler Verknüpfungen untersuchen zu können, wurden die Interviews mit Frauen geführt, die zueinander in einem Mutter-Tochter-Verhältnis stehen. Es wurden jeweils Großmutter, Mutter und Tochter einer Familie interviewt. Weshalb für die

empirische Annäherung an den benannten komplexen Gegenstand genau solche Konstellationen aufgesucht wurden und welche Zuspitzung der Fragestellung mit der Auswahl dieses spezifischen Ausschnitts sozialer Realität vorgenommen wird, soll in den Teilen der Arbeit, die der empirischen Studie vorausgehen, näher erörtert werden.

Die Anlage der Studie resultiert teilweise aus den Analysen zum Stand der Diskussion um die Bilanzen der Frauenbewegung, die in Teil I erfolgen. Dort werden zunächst die bisherigen Bilanzierungsroutinen der Frauenbewegung genauer in Augenschein genommen. Dies dient einerseits einer Verständigung darüber, was überhaupt mit ‚der Frauenbewegung' gemeint ist, auf die so häufig ganz selbstverständlich Bezug genommen wird. Andererseits zeigen sich bei den bisherigen Formen der Bilanzierung – einer Bilanzierung ‚im Rückblick' auf die eigene Geschichte einerseits und einer Bilanzierung unter Bezugnahme auf die anfangs formulierten Anliegen andererseits – charakteristische Grenzen. Diese betreffen insbesondere auch Vorstellungen über die Beschaffenheit des Zusammenhangs zwischen Bewegung und sozialem Wandel, insofern sie in der Frage der TrägerInnenschaft des anvisierten Wandels unklar bleiben. Das wirft Probleme und Fragen auf, die zur Präzisierung der Anlage der empirischen Studie genutzt werden. Die Fragestellung wird dahingehend konkretisiert, dass das Agieren individueller, von der Frauenbewegung in welcher Form auch immer berührter Subjekte (und nicht nur das politische Agieren ‚der Bewegung') als etwas, worin sich der festgestellte Wandel vollzieht, ins Zentrum des Interesses rückt.

In einem zweiten Schritt wird in Teil I die in Zusammenhang mit Diskussionen um den aktuellen Stand und die Zukunft der Frauenbewegung häufig auftauchende Thematisierung von Frauenbewegungsgenerationen aufgenommen. Auch hier werden problematische Engführungen deutlich: In der Kontrastierung unterschiedlicher Generationstypologien werden nur Ergebnisse von Wandlungsprozessen fokussiert, nicht jedoch deren Zustandekommen, etwa über spezifische Formen der Generationeninteraktion. Damit stellt sich die Frage nach einem Verständnis von Generation(alität), über das auch dieses Zustandekommen zugänglich gemacht werden kann.

Der Bearbeitung dieser Frage und weiterer theoretisch-konzeptioneller Fragen widmet sich Teil II. Er schafft in einer Auseinandersetzung mit den Begriffen Generation, Biographie und Geschlecht einen Rahmen, innerhalb dessen eine entsprechende empirische Annäherung an die interessierenden Phänomene möglich ist. Dazu wird zunächst auf Karl Mannheims (1979 [1928]) klassische Abhandlung über das „Problem der Generationen" und diverse aktuelle Weiterentwicklungen zurückgegriffen. Damit steht ein begriffliches Instrumentarium zur Verfügung, das Generationalität nicht nur in Form von Typologien beschreibbar macht, sondern ihre Konstituierung in den Beziehungen und Verhältnissen zwischen Generati-

onen lokalisiert. Für die Anlage der Studie hat dies unter anderem zur Konsequenz, dass familiale Generationen in den Blick genommen werden, da hier intergenerationale Interaktionen nachvollziehbar gemacht werden können.

Das Interesse an subjektiven Konstruktionen von individuellen Trägerinnen sozialen Wandels legt einen biographischen Zugang nahe, der sich auch für das Mannheimsche Generationskonzept als anschlussfähig erweist. Das in der vorliegenden Studie favorisierte Biographiekonzept wird in der Auseinandersetzung mit prominenten Kritikern der Biographieforschung entfaltet. Es zeichnet sich vor allem dadurch aus, dass biographische Konstruktionen nicht als rein individuelle verstanden werden, sondern als Integration und spannungsreiche Verschränkung von Gesellschaftlich-Strukturellem und Individuellem.

In dieses Verständnis ist auch eine Konzeptualisierung von Geschlecht als biographische Konstruktion (Dausien 1998) integrierbar, die in Auseinandersetzung mit verschiedenen Traditionen der Geschlechterforschung entwickelt wird. Die Kategorie Geschlecht als Teil von (selbst-)reflexiven Aneignungs-, Handlungs- und Deutungsprozessen von Subjekten kommt in der biographischen Erfahrungsrekapitulation zum Tragen und wird damit auch einer Analyse zugänglich.

Dies ist die Basis für die empirische Untersuchung, deren Ergebnisse in Teil III vorgestellt werden. Dazu wird zunächst ein methodisch-methodologischer Rahmen abgesteckt, der sich grundlegend am Interpretativen Paradigma (Wilson 1973) und an Ideen der Grounded Theory (Glaser/ Strauss 1998 u.a.) orientiert. Entlang dieser Leitlinien wird der Forschungsprozess dokumentiert. Er umfasst die Erhebung biographischer Interviews in Familien mit drei Frauengenerationen, biographische Einzelfallrekonstruktionen und systematische intergenerationale und interfamiliale Vergleiche und die theoretische Organisation und Integration der entwickelten Beschreibungskategorien

Für die Vorstellung der Untersuchungsergebnisse wurde das Konzept der biographischen Konstruktionskontexte entwickelt. Die Darstellung orientiert sich an drei solcher Konstruktionskontexte, die in den rekonstruierten Biographien von großer Bedeutung sind und zugleich mit zentralen Anliegen der Frauenbewegung in Verbindung gebracht werden können.

Unter dem Blickwinkel des ‚Zusammen-Lebens' werden Lebensformen als Kontexte biographischer Konstruktionen untersucht. Der Konstruktionskontext und seine intergenerationalen Veränderungsprozesse werden zunächst in einer Fallstudie zu einer der drei ausgewählten Familien detailliert entwickelt. Anschließend werden weitere, im Vergleich mit den anderen Fallfamilien relevante Dimensionen beschrieben. Im Kontext des ‚Berufs-Lebens' werden Entwicklungen zum Gegenstand gemacht, die sich nur vordergründig aus einer zunehmenden Integration von Frauen in das Erwerbsleben ergeben haben. Es geht hier vielmehr und weitergehend

um eine ‚Verberuflichung' von Biographien, wie sie an den Lebensgeschichten einer zweiten Familie aus dem Sample rekonstruiert wird. Wiederum zeichnen sich in Vergleichen mit den anderen Fallfamilien weitere Spannungsfelder in diesem Konstruktionskontext ab. Unter der Überschrift ‚Anders leben' werden diverse Kontexte von Selbstkonstruktionen der Erzählerinnen als Akteurinnen von Veränderungen sozialer Verhältnisse in Augenschein genommen. Hier stechen zunächst explizit politische Kontexte hervor, wie sie in den ‚politisierten' Biographien zweier ‚frauenbewegter' Frauen unterschiedlicher Generationen aus dem Sample von Bedeutung sind und kontrastierend beschrieben werden können. Weitere biographisch relevante Kontexte für eine Akteurinnenschaft im Sinne der Veränderung von Geschlechterverhältnissen finden sich in anderen Biographien in Kontexten, in denen die Geschlechterfrage als Politikum gilt. Dies ist insbesondere im Zusammenhang mit der Marginalisierung von Frauen auf dem Arbeitsmarkt und mit der ‚Vereinbarkeitsproblematik' der Fall. Darüber hinaus stellen Generationenbeziehungen einen bedeutenden Kontext dar, in dem sich Erzählerinnen als Akteurinnen von Veränderung sozialer Verhältnisse konstruieren. Beides wird an weiteren Fallbeispielen ausgeführt.

Die Ergebnisse der Fallstudien und Fallvergleiche werden in Teil IV pointiert auf die darin aufscheinenden Zusammenhänge zwischen Frauenbewegung und sozialem Wandel hin befragt. Dabei zeigt sich ein widersprüchliches Bild, das an dieser Stelle nur angedeutet werden kann: Auf mehreren Ebenen werden deutliche Anschlüsse zwischen individuellen Biographiekonstruktionen und Impulsen der Frauenbewegung sichtbar. So spielt etwa das kritische Instrumentarium der Frauenbewegung als Deutungsressource eine Rolle, und das Postulat der Selbstbestimmung hat sich über die Generationen hinweg als ein zentraler Bezugspunkt biographischer Konstruktionen etabliert. Gleichzeitig hat diese Anschlussfähigkeit ihre Grenzen in der genauen Art und Weise, in der Ideen und Veränderungsimpulse der Frauenbewegung in individuellen biographischen Konstruktionen zum Tragen kommen. Daraus ergeben sich Konsequenzen, die es nötig machen, über das für die Frauenbewegung so zentrale Verhältnis von ‚Persönlichem' und ‚Politischem' neu nachzudenken.

Teil I

Frauenbewegung und sozialer Wandel: Zum Stand der Diskussion

Mehr als 20 Jahre ist es her, da hat die Liedermacherin Ina Deter gefordert: „Neue Männer braucht das Land.“ Jetzt sind sie endlich da: zärtlicher, familiärer, häuslicher denn je. Vorbei die Zeit, da Mann sich lieber in Kneipen oder Clubs aufgehalten hat. Heute steht der Mann zu seinen Pantoffeln, ist gern zu Hause. Im eigenen Heim sucht er, was die Gesellschaft ihm vorenthält: Sicherheit und Geborgenheit. „Homing“ nennt die Möbelbranche diesen Trend.

OWL am Sonntag vom 18.01.2004

Wenn es in diesem Tempo weitergeht, hat die Internationale Arbeitsorganisation in Genf ausgerechnet, ist die Gleichberechtigung in Wirtschaft und Politik in Europa in 960 Jahren erreicht.

Neue Westfälische vom 25.07.2005

2 „Wie weit flog die Tomate?“[1] Bilanzierungsversuche der westdeutschen Frauenbewegung

Was hat die Neue Frauenbewegung in Westdeutschland erreicht und wo steht sie aktuell? Was war und ist ihr Beitrag zum gesellschaftlichen Wandel, insbesondere zum Wandel im Geschlechterverhältnis? Diese Fragen stellen sich nicht erst nach rund 30 Jahren Neuer Frauenbewegung, sondern haben ihre Entwicklung von Anfang an begleitet – ebenso wie die von GegnerInnen unermüdlich wiederholte Diagnose ihres Ablebens. Vermutlich hat dies vor allem dazu beigetragen, dass die totgesagte Bewegung umso gewissenhafter immer wieder Bilanz gezogen und Erreichtes dokumentiert hat.

In der vorliegenden Literatur lassen sich im Wesentlichen zwei Formen der Bilanzierung unterscheiden: Zum einen haben Autorinnen aus der Frauenbewegung zu verschiedenen Zeitpunkten immer wieder Rückschau gehalten. Die eigene Geschichte wurde rekonstruiert, u.a. um daraus Orientierung für aktuelle Herausforderungen zu gewinnen. Zum anderen gab es immer wieder und gibt es aktuell Diskussionen innerhalb der Frauenbewegung und -forschung, in denen entlang der von der Frauenbewegung markierten Themen das Erreichte reflektiert wird und eine Positionierung zu weiterbestehenden Problemen erfolgt.

Beide Formen der Bilanzierung sollen im Folgenden in den Blick genommen werden. Dies dient zunächst dazu, zu konkretisieren, was überhaupt gemeint ist, wenn von ‚der Frauenbewegung‘ die Rede ist. Es wird sich zeigen, dass eine solche Vereinheitlichung angesichts der Vielgestaltigkeit und der Bandbreite der Themen der Bewegung durchaus problematisch ist. Im Hinblick auf die empirische Untersuchung ist es wichtig, sich diese Uneinheitlichkeit immer wieder vor Augen zu halten und eine Sensi-

1 Titel einer „68erinnen-Gala der Reflexion“, Heinrich-Böll-Stiftung/Feministisches Institut (Hg.) 1999.

bilität dafür zu entwickeln, welche sehr unterschiedlichen Inhalte ‚der Frauenbewegung' in intergenerationalen Wandlungsprozessen zum Tragen gekommen sein können.

Weiterhin gilt es, die Bilanzierungsversuche der Frauenbewegung nicht nur nachzuvollziehen, sondern in einem zweiten Schritt auch ihre spezifischen Grenzen zu reflektieren. Daraus ergeben sich weiterführende Fragen für die empirische Untersuchung.

2.1 Bilanzierung im Rückblick: Die Bewegung schreibt ihre Geschichte

Häufig ist von der Frauenbewegung ganz unproblematisch als einem mehr oder weniger eindeutig fassbaren und abgrenzbaren Gebilde die Rede, das für viele, Protagonistinnen wie Nachgeborene, von einer Aura des Historischen umgeben zu sein scheint. Wenn heute über die Frauenbewegung gesprochen wird, assoziieren viele von denen, die damit keine eigenen Erlebnisse verbinden, einschlägige medial vermittelte Bilder: Szenen von Protestaktionen etwa, Gesichter prominenter Protagonistinnen oder Symbole wie die vielzitierte lila Latzhose. Die Aura des Historischen bringt es mit sich, dass das, worum es geht, leicht auf diese einschlägigen und häufig klischeehaften Bilder reduziert wird. Die Auffassung davon, was mit ‚Frauenbewegung' alles gemeint sein kann, ist jedoch entscheidend dafür, was im Rahmen der empirischen Studie (Teil III) genauer in Augenschein genommen werden soll. Deshalb ist es keine Pflichtübung, wenn im Folgenden die Geschichte der Frauenbewegung in Westdeutschland kurz aufgerollt wird und ihre zentralen Themen in Erinnerung gerufen werden. Es geht dabei darum, das schillernde Gebilde Frauenbewegung, von dem Forscherin und LeserInnen bestimmte mehr oder weniger differenzierte Vorstellungen haben, in eine größere Vielfalt von Aspekten aufzufächern – zumindest soweit dies im Rückgriff auf verfügbare Quellen und in der gebotenen Kürze möglich ist.

Freilich werden in jeder Form von Geschichtsschreibung immer nur bestimmte Bilder produziert. Im Fall der Frauenbewegung entstand der Großteil der Literatur, die sich ihrer Geschichte widmet, aus dem Kreis der Bewegung heraus in dem Bemühen, sich selbst zu dokumentieren. So beginnt Herrad Schenk ihre einflussreiche Monographie über die deutsche Frauenbewegung mit den Worten:

„Als ich mich vor einigen Jahren einer Feministinnengruppe anschloß, wußte ich von der Frauenbewegung um die Jahrhundertwende nichts weiter, als daß sie existiert hat. Das Thema ‚Frauenbewegung' wurde in der Schule nicht behandelt und kam in keinem der Geschichtsbücher vor, die ich über das 19. Jahrhundert gelesen hatte." (Schenk 1980: 7)

Ähnliche Erfahrungen bewogen auch viele andere Autorinnen schon in den 1980er Jahren, nicht nur die Geschichte der alten Frauenbewegung wieder zugänglich zu machen und eine Kontinuität zu den historischen Vorläuferinnen herzustellen (so neben Schenk auch die immer wieder neu aufgelegten Geschichten der deutschen Frauenbewegung von Rosemarie Nave-Herz, zuerst 1981, und Florence Hervé (Hg.), zuerst 1982), sondern auch den Verlauf der neuen Frauenbewegung für die Nachwelt festzuhalten. Es ging darum „zu verhindern, daß die junge Geschichte der neuen Frauenbewegung genauso in Vergessenheit gerät wie die der ersten Frauenbewegung“ (Knäpper 1984: 8).

Dass es Protagonistinnen der Frauenbewegung selbst in die Hand nahmen, ihre Geschichte zu schreiben, verspricht eine große, mit subjektiven Eindrücken angereicherte Nähe zum Berichteten. Dennoch lässt sich in entsprechenden Publikationen eine starke Systematisierung des Verlaufs der Bewegung erkennen, die sich in einer Markierung entscheidender Ereignisse und abgrenzbarer Phasen der Frauenbewegung niederschlägt und bei verschiedenen Autorinnen in ähnlicher Form zu finden ist.[2] Die folgende Darstellung nimmt diese Systematik zunächst auf; es muss im Anschluss daran jedoch auch die Frage gestellt werden, welche Implikationen mit solchen Formen der Rekonstruktion verbunden sind.

2.1.1 Hintergründe und Anfänge der Neuen Frauenbewegung

Den zeitgeschichtlichen Hintergrund der Entstehung der Neuen westdeutschen Frauenbewegung sehen ihre Chronistinnen zunächst im politischen Klima Ende der 1960er Jahre, das geprägt war von der Herausbildung einer Außerparlamentarischen Opposition gegen die regierende große Koalition und deren Ablösung durch die sozialliberale Koalition im Jahre 1969, von den internationalen Protesten gegen den Krieg der USA in Vietnam und vom ebenfalls internationalen Aufbruch der Studentenbewegung (vgl. Nave-Herz 1993: 65f; Schenk 1980: 84f).

Die spezifische Situation junger Frauen in dieser Zeit wird in mehrerlei Hinsicht als widersprüchlich beschrieben. Leonore Knafla und Christine

2 Die folgenden Überlegungen beziehen sich maßgeblich auf die in den frühen 1980er Jahren erstmals erschienenen Bände von Schenk (1980) und Nave-Herz (1982) und den Text von Doormann (1987) aus der von Hervé herausgegebenen und zuerst 1982 erschienen Geschichte der deutschen Frauenbewegung. Für die späten 1980er und frühen 1990er Jahre stehen der Text von Knafla/Kulke (1987) und der neu aufgelegte und überarbeitete Band von Nave-Herz (1993). Die aktuellere Auseinandersetzung mit der Geschichte der Frauenbewegung wird von dem Artikel von Hochgeschurz, der in der 2001er Neuauflage der von Hervé herausgegebenen Geschichte der deutschen Frauenbewegung den Artikel von Doormann ersetzt, und von den Arbeiten von Lenz (2001) und Schulz (2002) repräsentiert.

Kulke (1987) zeigen das Dilemma auf, dass junge Frauen zwar von Arbeitskräftemangel und Bildungsexpansion profitiert und die Chancen ergriffen hatten, die sich ihnen z.B. über den zweiten Bildungsweg boten. Gleichzeitig mussten sie aber als Erwerbstätige und Studentinnen feststellen, dass sich dies für sie in Form einer Doppelbelastung auswirkte (vgl. Knafla/Kulke 1987: 93). Die beginnende Rezession Ende der 1960er Jahre hatte auch gleich wieder eine Zurückdrängung von Frauen aus dem Erwerbsleben zur Folge. Marianne Hochgeschurz (2001) markiert daneben als zweiten charakteristischen Widerspruch, dass sich die ‚sexuelle Befreiung', die u.a. durch die Einführung der Pille möglich wurde, gegen die Frauen wendete, die auf Kosten der eigenen Gesundheit und mit der alleinigen Zuständigkeit für die Verhütung in erster Linie ihre Verfügbarkeit als Sexualpartnerinnen für Männer erhöhten (vgl. Hochgeschurz 2001: 155f).

Ähnlich gelagert waren die Gründe für die Revolte der Frauen im Sozialistischen Deutschen Studentenbund (SDS), die als eine der „Wurzeln der Neuen Frauenbewegung" (Schenk 1980: 84) gilt. 1968 hatte sich im Berliner SDS ein „Aktionsrat zur Befreiung der Frau" gegründet. Anlass dafür war sie Situation, in der sich in der Studentenbewegung engagierte Frauen wiederfanden: „Während sie in der Bewegung politische Erfahrungen und Selbstbewusstsein erworben hatten, erlebten sie zugleich, dass sie in den männlich zentrierten Politikformen marginalisiert wurden" (Lenz 2001a: 198; vgl. Holland-Cunz 2003: 133ff). Frauen sahen sich in die Rolle von „Bräuten der Revolution" (Schwarzer 1981: 13) und Handlangerinnen im politischen Tagesgeschäft abgedrängt, denen ihre Genossen zudem die Haus- und Erziehungsarbeit alleine überließen. Das gesellschaftsanalytische Instrumentarium, über das sie ebenso verfügten wie die Männer, machte es ihnen jedoch möglich, diese der Reproduktion genau derjenigen autoritären und ausbeuterischen Strukturen zu bezichtigen, zu deren Umsturz die SDS-Männer nach außen hin aufriefen. Gerade die Versuche der Männer, diese Kritik als Privatangelegenheit abzutun, schärften die Sensibilität der Frauen für die Problematik einer Abgrenzung und Hierarchisierung der Bereiche Öffentlichkeit und Privatheit. U.a. in dieser Auseinandersetzung kristallisierte sich als eine der grundlegendsten und weitreichendsten Einsichten der Frauenbewegung die Idee heraus, die mit dem Slogan „Das Private ist politisch" auf den Punkt gebracht wurde (vgl. z.B. Hochgeschurz 2001: 161; Nave-Herz 1993: 66ff).

So erscheint es nur als logische Konsequenz, dass die Frauen des Aktionsrats versuchten, dem Konflikt Öffentlichkeit zu verschaffen. Bei der Delegiertenkonferenz des SDS im September 1968 in Frankfurt hielt die später als Filmemacherin bekannt gewordene Helke Sander eine Rede, die die Vorwürfe des Aktionsrats zur Befreiung der Frau pointiert zusammenfasste:

„wir stellen fest, dass der SDS innerhalb seiner organisation ein spiegelbild gesamtgesellschaftlicher verhältnisse ist. dabei macht man anstrengungen, alles zu vermeiden, was zur artikulierung dieses konflikts zwischen anspruch und wirklichkeit beitragen könnte [...] diese artikulierung wird auf einfache weise vermieden. nämlich dadurch, dass man einen bestimmten bereich des lebens vom gesellschaftlichen abtrennt, ihn tabuisiert, indem man ihm den namen privatleben gibt. [...] diese tabuisierung hat zur folge, dass das spezifische ausbeutungsverhältnis, unter dem die frauen stehen, verdrängt wird.“[3]

Als Konsequenz, die die Frauen des Aktionsrates daraus gezogen hatten, nannte die Rednerin ihre zunächst separate Organisation und eine Konzentration auf den Aufbau von Kinderläden, mit denen eine weitreichende politische Utopie verbunden wurde:

„wir konzentrieren unsere arbeit auf die frauen mit kindern, weil die am schlechtesten dran sind. frauen mit kindern können über sich selbst erst wieder nachdenken, wenn die kinder sie nicht dauernd an die versagungen der gesellschaft erinnern. da die politischen frauen ein interesse daran haben, ihre kinder eben nicht mehr nach dem leistungsprinzip zu erziehen, war die konsequenz die, dass wir den anspruch der gesellschaft, dass die frau die kinder zu erziehen hat, zum ersten mal ernst nehmen. und zwar in dem sinne, dass wir uns weigern, unsere kinder weiterhin nach den prinzipien des konkurrenzkampfes und leitungsprinzips zu erziehen, von denen wir wissen, dass auf ihrer erhaltung die voraussetzung zum bestehen des kapitalistischen systems überhaupt beruht.“[4]

Die Rednerin forderte die Versammlung zur Auseinandersetzung mit den formulierten Kritikpunkten und zur Unterstützung der Kinderladenarbeit auf. Als ihre Stellungnahme jedoch ohne weitere Diskussion stehen gelassen werden sollte, flogen die vielzitierten Tomaten (vgl. die genauen Rekonstruktionen der Geschehnisse bei Notz 1999: 106ff und Schulz 2002: 81ff), die in der Folge zum Symbol für den Beginn der zweiten westdeutschen Frauenbewegung wurden.

Die spektakuläre Aktion und die lautgewordene Kritik führten, obwohl sie nur bei einer Minderheit der SDS-Frauen Zustimmung fanden, zur Gründung sog. Weiberräte auch an anderen deutschen Universitäten. Diese Gruppen verstanden sich zunächst als Teil der Studentenbewegung; es wurden marxistische Texte gelesen und Theorieschulungen durchgeführt, in denen die beteiligten Frauen sich und ihre spezifische Situation allerdings häufig nur schwer wiederfinden konnten (vgl. Schenk 1980: 85f; Wiggershaus 1979: 113f).

Die Initiativen zum Aufbau von Kinderläden, die in der Rede von Helke Sander einen zentralen Stellenwert einnahmen und die ebenfalls von Frauen in der Studentenbewegung ausgingen, werden mittlerweile in vie-

3 Zitat nach dem Faksimilie des Manuskripts in Notz 1999: 124 ff.
4 Ebd.

len Darstellungen zur Geschichte der Frauenbewegung nur noch am Rande erwähnt. Allerdings verselbständigte sich die Kinderladenbewegung zwischenzeitlich (vgl. Doormann 1987: 257f; 1988: 25f) und wurde von anderen Themen der beginnenden Frauenbewegung abgelöst.

2.1.2 Die Kampagne gegen den § 218

Unter diesen Themen ist insbesondere der Kampf gegen das Verbot der Abtreibung nach § 218 StGB zu nennen, den Schenk als den „Schmelztiegel“ (1980: 87) bezeichnet, der die Frauen aus der Studentenbewegung mit Frauen aus anderen gesellschaftlichen Gruppen zusammenbrachte. Im Juni 1971 bekannten sich in der Illustrierten „Stern“ 374 teils prominente Frauen dazu, abgetrieben zu haben. Diese Selbstbezichtigungsaktion war von der Journalistin Alice Schwarzer nach dem Vorbild einer französischen Kampagne initiiert worden. Die Kampagne zog weite Kreise, führte zu weiteren Selbstanzeigen von betroffenen Frauen und Ärzten und anderen öffentlichkeitswirksamen Aktionen wie Demonstrationen, Tribunalen, Unterschriftensammlungen oder kollektiven Kirchenaustritten (vgl. Hochgeschurz 2000: 161f; Schulz 2002: 143ff.) Die Mobilisierung und mediale Präsenz, die damit erreicht wurden, scheinen bis heute das Bild der Neuen Frauenbewegung zu prägen[5] und stellen damit auch einen selten hinterfragten Maßstab auf, an dem ihre Stärke und Lebendigkeit gemessen wird. Dabei scheint die entstehende Dynamik und die breite Basis der Proteste auch für die beteiligten Frauen geradezu überraschend gewesen zu sein; so klingt zumindest eine Feststellung angesichts des ersten Bundesfrauenkongresses 1972: „Alles in allem kann es über eins nach diesem Kongreß keinen Zweifel mehr geben: Wir haben eine deutsche Frauenbewegung“ (Frauenjahrbuch 1975: 41).

Im Zuge der Proteste gegen den § 218 begannen Aktivistinnen mit dem Aufbau von Infrastrukturen, denen auch im weiteren Verlauf der Bewegung eine große Bedeutung zukommen sollte. Ab 1973 wurden Frauenzentren gegründet[6], in denen nach dem Selbsthilfeprinzip Beratung zu Abtreibung und Verhütung angeboten, ÄrztInnenkarteien angelegt und Abtreibungsfahrten nach Holland initiiert wurden. Die Organisationsformen der entstehenden Frauengruppen und -zentren waren an Prinzipien der Basisdemokratie orientiert und bildeten einen Gegenentwurf zu den traditionellen Frauenverbänden und den Frauenorganisationen von Gewerkschaften oder Parteien. Ebenso richtungsweisend war der Gedanke der Autonomie der neu entstehenden Frauenzusammenhänge. Der vielerorts dezi-

5 So tragen Bücher über die Frauenbewegung nicht selten Fotos von Demonstrantinnen auf dem Cover, beispielsweise Apostolidou 1995, Franken et al. 2001, Schenk 1980 oder Schulz 2002.

6 Vgl. z.B. die ausführliche Dokumentation der Münchener Zentrumsgründungen in Schäfer/Wilke 2000: 219 ff.

dierte Ausschluss von Männern sollte sich als Weichenstellung erweisen, die auch heute noch der westdeutschen Frauenbewegung einen ihrer charakteristischsten Züge verleiht (vgl. Lenz 1999: 201; Knafla/Kulke 1987: 94).

Die Auseinandersetzung um den § 218 nahm einen für die Frauenbewegung äußerst problematischen Ausgang. Nachdem im Jahr 1974 zunächst die Fristenregelung eingeführt wurde, erklärte das Bundesverfassungsgericht diese in einem von der CDU/CSU-Opposition angestrengten Prozess 1975 für verfassungswidrig (vgl. Hochgeschurz 2001: 163f; Schulz 2002: 165ff). Die daraufhin eingeführte Indikationsregelung wurde erst 1994 abgelöst, als nach der Wiedervereinigung angesichts des liberalen Abtreibungsrechts in der ehemaligen DDR eine neue und einheitliche Lösung gefunden werden musste (vgl. 2.1.6).

2.1.3 Die sogenannte „Wende nach innen“

Für Lottemi Doormann (vgl. 1987: 262) ist die Ernüchterung, die das Verfassungsgerichtsurteil zum § 218 in der Bewegung auslöste, einer der Gründe für die folgende Entwicklung, die immer wieder in Anlehnung an Schenk als ein „Rückzug nach innen“ (1980: 88) gelabelt wird. Schenk sieht ab 1975 die Tendenz, dass Frauen, die nun über die vermehrt entstehenden Frauenzentren Kontakt zur Bewegung suchen, „ein geringeres Bedürfnis nach politischer Arbeit als nach dem Gesprächskontakt mit anderen Frauen [haben], durch den sie sich über ihre eigenen Probleme klarer werden wollen“ (Schenk 1980: 89). Gleichzeitig bedeutete aber die Einrichtung von Frauenzentren mit Begegnungs- und Beratungsangeboten und die Entwicklung vieler lokaler und thematisch differenzierter Gruppen eine Verbreiterung der Basis der Frauenbewegung. Die große Nachfrage dokumentiert sich in dem weiteren Auf- und Ausbau von Infrastrukturen (vgl. z.B. Schäfer/Wilke 2000: 222 ff).

Mit dem verstärkten Zulauf zur Frauenbewegung ging auch die rasche Verbreitung von Selbsterfahrungsgruppen einher, die nach dem Vorbild der amerikanischen Consciousness-Raising-Methode durchgeführt wurden. Die Darstellung dieser Methode nimmt in den Beiträgen von Schenk (1980: 90ff) und Nave-Herz (1993: 71ff) breiten Raum ein; der Begriff Consciousness Raising scheint geradezu für diese Phase eines „Rückzugs“ der Frauenbewegung zu stehen. Nimmt man die Programmatik dieser Methode ernst, so ist jedoch nicht mehr unbedingt ersichtlich, warum Consciousness Raising mit einer „Wende nach innen“ gleichzusetzen sein sollte. Es ist darin – zumindest theoretisch – durchaus eine Doppelbewegung ‚nach innen‘ und ‚außen‘ angelegt, die der Idee des Slogans „Das Persönliche ist politisch“ entspricht. Der Gruppenprozess soll seinen Ausgangspunkt in den subjektiven Erfahrungen der Teilnehmerinnen haben, die zunächst Gelegenheit bekommen, „sich selbst dar[zu]stellen“ und ihre „Er-

fahrungen [zu] teilen“. Über die weiteren Arbeitsschritte des „Analysierens“ und „Abstrahierens“ (Allen 1972; vgl. auch Wagner 1973) „soll die SE- [Selbst-Erfahrungs-, C.T.] Gruppe die Einsicht in den Zusammenhang zwischen persönlichen Erfahrungen und sozialen Bedingungen vermitteln, sie soll das subjektive Unbehagen, das Gefühl der Einschränkung und Einengung durch die Frauenrolle umwandeln in die Reflexion der Möglichkeiten zur Veränderung“ (Schenk 1980: 92; vgl. Holland-Cunz 2003: 144f). Auch wenn sich in der Praxis der Gruppenprozess manchmal als Herausforderung gestaltete, war die Wendung ins Politische in dem Konzept also durchaus angelegt; sie konnte die Form einer Veränderung des persönlichen Umfeldes ebenso annehmen wie den gemeinsamen Aufbau von Frauenprojekten. Letzterer ist es auch, der für den weiteren Verlauf der Frauenbewegung ab Mitte der 1970er Jahre für bestimmend erachtet wird.

Eine ähnliche Funktion wie den Selbsterfahrungsgruppen schreiben verschiedene Autorinnen (vgl. z.B. Schenk 1980: 94; Knafla/Kulke 1987: 96f) Lektüregruppen zu, in denen Frauen feministische Texte diskutierten. Bevor die ersten Bücher deutschsprachiger Autorinnen wie Verena Stefans Roman „Häutungen“ (1975) oder Alice Schwarzers (1977) „Der kleine Unterschied und seine großen Folgen“ auf den Markt kamen, standen Übersetzungen von ‚Klassikerinnen‘ im Zentrum der Aufmerksamkeit. Hierzu zählen etwa Simone de Beauvoirs „Das andere Geschlecht“ (deutsch erstmals 1951, im französischen Original „Le deuxième sexe“, 1949), Betty Friedans „Der Weiblichkeitswahn“ (deutsch erstmals 1966, im amerikanischen Original „The Feminine Mystique, 1963) oder Kate Milletts „Sexus und Herrschaft“ (deutsch erstmals 1971, im amerikanischen Original „Sexual Politics“, 1969). Unter anderem von der Rezeption solcher Literatur nahm feministische Theoriebildung ihren Ausgang, die zunächst als integraler Teil der Frauenbewegung betrachtet wurde, später aber eine Entwicklung vollzog, die sich von der der Bewegung teilweise ablöste. Darauf ist an anderer Stelle (2.3.6) noch ausführlicher einzugehen.

Während in dieser Phase viele Frauen über die Frauenzentren, Selbsterfahrungs- und Lektüregruppen neu zur Frauenbewegung kamen, nahmen nicht alle, die sich zuvor im Kampf gegen den § 218 engagiert hatten, den Weg dorthin. Die Neue Frauenbewegung hatte sich v.a. über die Rezeption amerikanischer Literatur vorwiegend als feministische Bewegung konstituiert; gerade Frauen, die aus der Studentenbewegung gekommen waren, begriffen sich aber in erster Linie als Marxistinnen und wählten weiterhin andere Organisationsformen als die, die sich nun herausbildeten. Gerade die sogenannte „Wende nach innen“ wurde von dieser Seite als unpolitisch und „theorielos“ (Nave-Herz 1993: 73f) kritisiert. Die „Aktion 218“ brachte, ebenso wie das Internationale Jahr der Frau der Vereinten Nationen 1975, auf der anderen Seite Kontakte zu Frauen mit sich, die sich in den traditionellen Frauenverbänden und in den Frauenorganisationen etwa der

Parteien und Gewerkschaften organisiert hatten. Innerhalb der Neuen Frauenbewegung kam es zu dieser Zeit jedoch neben der Polarisierung zwischen Feministinnen und Marxistinnen (vgl. Doormann 1979: 37ff) auch schon zu weiteren Ausdifferenzierungen zwischen sich neu konstituierenden Gruppierungen wie etwa von radikalfeministischen oder lesbischen Frauen (vgl. Nave-Herz 1993: 74ff).

Einen weiteren Streitpunkt stellte die Kampagne „Lohn für Hausarbeit“ dar, die ausgehend von Italien, England und Frankreich ab 1974 auch die deutsche Frauenbewegung erreichte. Teile der Bewegung, an ihrer Spitze die 1976 gegründete Zeitschrift Courage, erhofften sich von einer Entlohnung durch den Partner oder den Staat eine größere gesellschaftliche Anerkennung der von Müttern und Hausfrauen verrichteten Arbeit. Dagegen wurde die zu befürchtende Festschreibung der bestehenden Rollenverteilung zwischen Männern und Frauen ins Feld geführt (vgl. Nave-Herz 1993: 90f; Doormann 1988: 27). Bezeichnenderweise war es die CDU, die 1986 mit Erziehungsurlaub und Erziehungsgeld eine Regelung einführte, die in Ansätzen die Forderung von Lohn für Hausarbeit aufnahm (vgl. Lenz 2002a: 61). Die Regelung wurde von Vätern bis zur Einführung des neuen Elternzeitgesetzes mit zwei sogenannten „Vätermonaten“ im Jahr 2007 nur zu einem verschwindend geringen Anteil in Anspruch genommen und trug damit, wie Studien über junge Elternpaare immer wieder gezeigt haben, tatsächlich eher zu einer Verfestigung bzw. Re-Etablierung der traditionellen Rollenteilung bei (vgl. z.B. Notz 1991; Reichle 1996; Fthenakis/Kalicki/Peitz 2002: 97ff; Rüling/Kassner/Grottian 2004: 14ff).

2.1.4 Die Phase der Projektgründungen

Die Auseinandersetzung von Frauen mit ihren Erfahrungen in den Consciousness-Raising-Gruppen mündete in vielen Fällen in konkrete Projekte. Die Schwerpunkte der Projektebewegung korrespondieren zum Teil mit den zentralen Themen, an denen entlang sich feministische Diskurse entwickelten und ausdifferenzierten. Ilse Lenz nennt hier vier wesentliche Themenkomplexe: (1) Der Anspruch auf „autonome weibliche Sexualität und Erotik“ (Lenz 2001a: 202) wurde vor dem Hintergrund der Erfahrung des Objektstatus von Frauen innerhalb einer den weiblichen Körper pathologisierenden Gynäkologie und einer von männlichen Normen bestimmten Sexualität aufgestellt. Damit einher ging die Kritik an der Norm der Heterosexualität, wie sie (2) die Thematisierung lesbischer Lebensweisen mit sich brachte. Ideen wie die, dass „Feminismus die Theorie, Lesbianismus die Praxis“[7] sei, führten jedoch auch immer wieder zu Kontroversen. Ein weiteres wichtiges Thema feministischer Debatten war (3) die „Erneuerung des Arbeitsbegriffs“ (Lenz 2001a: 203) oder vielmehr seine Ausweitung auf den Bereich der Reproduktionsarbeit. Sie mündete zum Teil in

7 Zur Geschichte dieses Slogans vgl. Hark 1996: 107ff.

die Kampagne „Lohn für Hausarbeit“, die jedoch in Westdeutschland schnell unter Verdacht stand, sich allzu leicht konservativ vereinnahmen zu lassen. Schließlich nahm (4) die Enttabuisierung und das – bislang unmögliche – Öffentlichmachen von sexualisierter Gewalt gegen Frauen einen wichtigen Stellenwert in feministischen Diskursen ein. Hier schien sich geradezu der innerste Kern des hierarchischen Geschlechterverhältnisses zu zeigen: „Sexuelle Gewalt läuft danach auf verschiedene politische Mechanismen hinaus, nämlich männliche Herrschaft zu sichern und zu stabilisieren, z.B. indem Frauen die Öffentlichkeit aus Angst vor Vergewaltigung meiden“ (Lenz 2001a: 203; vgl. Schäfer 2001: 83ff). Nach Lenz’ Auffassung zeigt sich in der feministischen Bearbeitung all dieser Themen eine „konzeptionelle Grundstruktur“ (Lenz 2001a: 204), die im Wesentlichen in der These eines Patriarchats besteht. Die Basis für die Herrschaft der Männer und die Unterdrückung der Frauen wird vor allem in der geschlechtsspezifischen Arbeitsteilung und in der Gewalt gegen Frauen gesehen, die zugleich als ideologisch verschleiert gelten. Auf diesem Konzept gründete auch die Forderung nach Autonomie als Voraussetzung für die Schaffung von Räumen, die frei von patriarchaler Unterdrückung sind.

Frauenprojekte knüpften an diese Diskurse an und entwickelten sie weiter. Besonders die Thematisierung sexualisierter Gewalt und der Anspruch auf Wiederaneignung des weiblichen Körpers schlugen sich in vielen Projektgründungen nieder. Hier sind vor allem die Frauenhäuser zu nennen, die seit Mitte der 1970er Jahre Opfern häuslicher Gewalt Zuflucht bieten. 1976 wurde in Berlin nach englischem Vorbild das erste Frauenhaus eingerichtet, dem in anderen Städten viele folgten (vgl. Hagemann-White 1988; Schäfer 2001: 106ff). Der erste Notruf für Frauen, die sexualisierte Gewalt erlebt haben oder davon bedroht sind, nahm 1978 in Berlin seine Arbeit auf (vgl. Nave-Herz 1993: 81; Schäfer 2001:144ff). Frauen die Wiederaneignung ihres Körper und ihrer Sexualität zu ermöglichen, war Ziel der Frauengesundheitszentren. Das Berliner Feministische Frauengesundheitszentrum, das 1976 als erstes in der Bundesrepublik die Arbeit aufnahm, ist ein prominentes Beispiel (vgl. Schmidt 1988).

Ein großer Teil der in den 1970er Jahren gegründeten Frauenprojekte waren im kulturellen Bereich angesiedelt und hatten den Aufbau einer autonomen „feministischen Gegenkultur“ (Knafla/Kulke 1987: 95) zum Ziel. Hier sind neben einer Vielzahl von Musik-, Theater-, Film- oder Kunstprojekten vor allem die Frauenbuchläden (die ersten wurden 1975 in München und Berlin eröffnet), Frauenverlage (z.B. „Frauenoffensive“ in München ab 1976) und Frauenzeitschriften (allen voran „Courage“ und „Emma“ ab 1976/1977) zu nennen.

In der Reihe der Frauenprojekte werden häufig auch die Sommeruniversitäten angeführt, die ab 1976 jährlich in Berlin stattfanden. Damit war die Entwicklung einer feministischen Wissenschaftskritik und die Entste-

hung der Frauenforschung verbunden, die sich später breit etablieren konnte (vgl. Hochgeschurz 2001: 172; Nave-Herz 1993: 94ff). In diesem Zusammenhang kam es auch zu einer ‚Wiederentdeckung‘ der Geschichte der Ersten Frauenbewegung, die mit Überraschung aufgenommen wurde und als Bezugspunkt für eine Selbstverortung der Neuen Frauenbewegung genutzt werden konnte.[8]

Lenz (2001a) schreibt dieser „Herausdifferenzierung einer feministischen Öffentlichkeit und der Anfänge der Neuen Frauenforschung“ großes Gewicht zu. „Denn damit ergeben sich zugleich Möglichkeiten der Kommunikation über die Frauenbewegung sowie ihrer wissenschaftlichen Begleitung und Beobachtung: Sie eröffnen Chancen der Selbstreflexivität und Veränderung“ (Lenz 2001a: 205).

Beim Aufbau der Frauenprojekte musste erneut ausbuchstabiert werden, was das Prinzip der Autonomie für die jeweiligen Arbeitszusammenhänge bedeuten sollte. Die Selbstorganisation sollte nicht nur unter Ausschluss von Männern, sondern auch ohne eine Orientierung an männlichen Organisationsformen stattfinden. Es sollten eigene Formen des gemeinsamen Lebens, Arbeitens und Wirtschaftens entwickelt werden. Für die Frauenprojekte bedeutete die Forderung nach Autonomie zudem das Streben nach Unabhängigkeit von den sie umgebenden männlich dominierten Strukturen – damit auch nach Unabhängigkeit etwa von der sogenannten „Staatsknete“. Gerade in den Frauenprojekten kam es, nicht zuletzt unter dem wirtschaftlichen Druck, zu einer Diskussion um die Praktikabilität und Realisierbarkeit eines so gefassten Autonomieverständnisses und schließlich zur Inanspruchnahme staatlicher Mittel (vgl. Knafla/Kulke 1987: 101).

2.1.5 Die 1980er Jahre: Ausdifferenzierung und Institutionalisierung

Die weitere Entwicklung der Frauenbewegung in den 1980er Jahren wird in der Literatur nicht mehr so eindeutig auf einen Nenner gebracht, wie dies für die vorhergehenden Phasen der Fall ist. Dies mag zum einen daran liegen, dass wichtige Veröffentlichungen zur Geschichte der Frauenbewegung zu dieser Zeit entstanden (so Schenk 1980; Doormann 1979 und 1987; Knafla/Kulke 1987; Nave-Herz erstmals 1982) und die Gegenwart nicht in einer Weise in den Blick nehmen konnten wie die zurückliegenden Ereignisse. Andererseits erscheinen die Entwicklungen auch aus heutiger Perspektive sehr disparat und machen es schwer, weiterhin von ‚der‘ Frauenbewegung zu sprechen. Lenz bezeichnet die 1980er Jahre in diesem Sinne als „Phase der Differenzierung, Professionalisierung und institutionellen Integration“ (Lenz 2001a: 206). Zum einen setzte sich in dieser Zeit

8 Vgl. dazu die beide Bewegungen umfassenden Darstellungen von Schenk (erstmals 1980), Nave-Herz (erstmals 1982) und Hervé (Hg., erstmals 1982).

der Trend fort, dass sich innerhalb der Bewegung Teilbewegungen wie Migrantinnengruppen und Mütterzentren oder Netzwerke von Frauen bestimmter Berufsgruppen entwickelten (vgl. Lenz 2001a: 207). Parallel dazu trugen Frauen, die sich auch in den anderen zu dieser Zeit entstehenden sozialen Bewegungen engagierten, neue Themen wie Frieden und Umwelt in die Frauenbewegung hinein. So entstand beispielsweise die – in der Frauenbewegung wiederum nicht unumstrittene – (Frauen-)Friedensbewegung. Bereits 1979 hatte es Proteste gegen einen Dienst von Frauen in der Bundeswehr gegeben. Auch an den Protesten gegen die Stationierung von Mittelstreckenraketen nach dem NATO-Doppelbeschluss Anfang der 1980er Jahre beteiligten sich viele frauenbewegte Frauen (vgl. Doormann 1987: 283ff).

Das Stichwort Professionalisierung bezieht sich insbesondere auf die Frauenprojektebewegung. Aus den Erfahrungen in der alltäglichen Projektarbeit und den Schwierigkeiten heraus, auf die die Mitarbeiterinnen dabei stießen, wurden bisherige Prinzipien wie Antihierarchie, Autonomie, Betroffenheit, Parteilichkeit und Ganzheitlichkeit neu überdacht und reformuliert. Gegenüber dem ursprünglich dominierenden Selbsthilfegedanken wurde nun (formalen) beraterischen, therapeutischen oder pädagogischen Qualifikationen von Mitarbeiterinnen zunehmend Bedeutung beigemessen. Auch die Organisationsformen, die zunächst häufig von dem Leitsatz „alle machen alles“ und dem Gedanken der Basisdemokratie bestimmt waren, wurden in Richtung einer Differenzierung von Arbeitsfeldern und expliziter Leitungsstrukturen – statt häufig impliziter Hierarchien – weiterentwickelt (vgl. z.B. Brückner 1996; Chrysanthou et al. 1993; Frauenberatung Wien/Scherl 1991).

Vielfach wird die „zunehmende Institutionalisierung“ (Nave-Herz 1993: 93) als das herausragendste Merkmal dieser Phase der Frauenbewegung dargestellt. Nave-Herz führt unter dieser Überschrift für den Bereich der Wissenschaft die Etablierung der Frauenforschung an den deutschen Hochschulen an (vgl. Nave-Herz 1993: 94ff). Im Bereich der Politik erwähnt die Autorin auf internationaler Ebene die UN-Dekade der Frau 1975-85, die Weltfrauenkonferenzen und die Auswirkungen des europäischen Einigungsprozesses auf die nationale Gesetzgebung (vgl. Nave-Herz 1993: 98ff). Auf nationaler Ebene verweist Nave-Herz auf die Verankerung von Frauenpolitik auf Ministeriumsebene und die Etablierung von Frauenbeauftragten auf Länder- und Kommunalebene. Mit der Gründung der GRÜNEN, die zunächst mit der Regelung einer geschlechterparitätischen Besetzung aller Parteiämter antraten, kam die Diskussion um Frauenquoten in der Politik in Gang. Die SPD folgte 1988 mit einer 30%-Quotierung (vgl. Hochgeschurz 2001: 177; Knafla/Kulke 1987: 104). Lenz stellt auch in Verbänden, Kirchen, Wohlfahrts- und Bildungseinrichtungen eine Öffnung für die Themen der Frauenbewegung fest. Ihre zunehmende

institutionelle Integration führte für die Frauenbewegung „von einer Protest- zur Interventionskultur“ (Lenz 2001a: 208).

Indessen gab es in der Frauenbewegung nach wie vor Themen, über die es zu Polarisierungen kam und an denen ein Zusammenhang in der Entwicklung von Diskursen und politischen Strategien sichtbar wird. Ein prominentes Beispiel ist das sogenannte „Müttermanifest“ einiger Frauen aus dem Kreis der GRÜNEN von 1987 (dokumentiert in: beiträge zur feministischen theorie und praxis 21/22, 1988: 201ff). Die Konflikte entzündeten sich einmal mehr an den zentralen Fragen von Reproduktionsarbeit und einer (nicht-)essentialistischen Konzeption von Weiblichkeit. Das „Müttermanifest“ wurde nicht nur als Ausdruck einer neuen reaktionären Weiblichkeitsideologie gelesen, sondern es schien auch die Gefahr einer Spaltung der Frauenbewegung zu erhöhen, da es Mütter und Nicht-Mütter gegeneinander auszuspielen versuchte (vgl. Nave-Herz 1993: 91; Pinl 1995: 81ff).

Die Neubesinnung auf ‚weibliche Werte‘ und ‚Mütterlichkeit‘ steht, ebenso wie die Entwicklung einer, „weiblichen Spiritualität“ (Hochgeschurz 2001: 165f), im Kontext des sogenannten Differenzansatzes, der sich von den Gleichheitsforderungen der 1970er Jahre verabschiedet. „In diesen Ansätzen besteht Emanzipation in der Anerkennung und Gleichwertigkeit, nicht der Minimierung von Differenz“ (Lenz 2001a: 206). Während dadurch die Konstruktion einer kollektiven ‚weiblichen‘ Identität als Grundlage gemeinsamen politischen Agierens in den Vordergrund trat, führte andernorts das verstärkte Sichtbarwerden von Differenzen unter Frauen in die genau entgegengesetzte Richtung und rüttelte außerdem am gängigen Patriarchatskonzept:

„Der Mythos, dass alle Frauen gemeinsam und gleichermaßen von einem einheitlichen Partiarchat unterdrückt würden, wurde durch die Kritik der MigrantInnen, schwarzen Deutschen und Lesben aufgebrochen [...]. Ebenso wurde das Bild der Frau als ‚Opfer des Partiarchats‘ angegriffen und nach der Mittäterschaft von Frauen z.B. in Bezug auf die Abwertung anderer Frauen oder Rassismus gefragt“ (Lenz 2001a: 207).

2.1.6 Die Frauenbewegung nach der Wende

Einen weiteren Einschnitt für die Frauenbewegung stellte der Zusammenbruch der DDR 1989 und ihr Beitritt zur Bundesrepublik 1990 dar. Sie machten rechtliche Neuregelungen nötig, in denen auch die Position von Frauen teilweise gestärkt werden konnte. So gelang es Politikerinnen und Aktivistinnen, bei der Aushandlung einer gesamtdeutschen Verfassung die Gleichstellung als Aufgabe des Staates im Grundgesetz zu verankern (vgl. Lenz 2001a: 209). Der Einigungsvertrag zwischen den beiden deutschen Staaten machte außerdem eine gesamtdeutsche Regelung des Abtreibungsrechts erforderlich, da Abtreibung in der DDR freigegeben war. Damit

wurde der § 218 StGB ein weiteres Mal zum Gegenstand heftiger Auseinandersetzungen. Als Kompromiss stand am Ende einer harten Kontroverse mit ‚Lebensschützern' aus christlichen Parteien und Kirchen die ab 1994 umgesetzte Fristenlösung mit Zwangsberatung. Abtreibung gilt demnach weiterhin als Straftat, bleibt aber straffrei (vgl. Hochgeschurz 2001: 163f; Lenz 2001a: 209). Die Forderung der Frauenbewegung nach einer ersatzlosen Streichung des § 218 konnte also ein weiteres Mal nicht durchgesetzt werden. Auch hinsichtlich der frauenpolitischen Forderung nach einer Verbesserung des staatlichen Kinderbetreuungsangebots fallen die Bilanzen der Entwicklungen seit der Wiedervereinigung ernüchternd aus. Die von der Kohl-Regierung eingeführte Garantie auf einen Kindergartenplatz für Kinder ab dem dritten Lebensjahr reicht bei weitem nicht an das ehemals flächendeckende Angebot von Ganztagsbetreuung schon ab dem Säuglingsalter in der DDR heran (vgl. Lenz 2001a: 209).

Mit der Wiedervereinigung war auf Seiten politisch engagierter Frauen auch die Hoffnung verbunden, nach den Jahrzehnten so unterschiedlicher Entwicklungen in den einst zwei deutschen Staaten viel voneinander lernen zu können. Hier erscheinen jedoch die Verständigungsschwierigkeiten zwischen ost- und westdeutschen Frauen größer als erwartet. Auch lange Jahre nach der Wiedervereinigung bedarf es noch großer Anstrengungen, um in einen produktiven Austausch zu treten (vgl. Gerhard/Miethe 2004).

Die zweite wichtige Tendenz, die Lenz für die Frauenbewegung seit 1989 beschreibt, ist die der Internationalisierung (vgl. Lenz 2001: 209f). In diesem Zusammenhang wird zum einen auf Veränderungen der Rechtslage zugunsten von Frauen verwiesen. So erscheinen insbesondere die Folgen, die der europäische Einigungsprozess für die Gesetzgebung in Deutschland hat, als „Chance und Herausforderung für die Frauenbewegung" (Miethe/Roth 2003: 9; vgl. dies. (Hg.) 2003). Oftmals ist EU-Recht in Gleichstellungsfragen fortschrittlicher; durch die Verpflichtung der Mitgliedsstaaten zur Angleichung an die europaweiten Standards schlägt sich das in nationalem Recht nieder. Das Konzept des Gender Mainstreaming, das auf diesem Wege seit 1997 mit dem Amsterdamer Vertrag Eingang in staatliche Institutionen findet und flächendeckend eingeführt wird, ist unter Frauenpolitikerinnen und -forscherinnen jedoch Gegenstand von Kontroversen (vgl. z.B. Meuser/Neusüß (Hg.) 2004; Nohr/Veth (Hg.) 2002).

Wichtige Impulse in Sachen Gleichstellung gingen außerdem von den Vereinten Nationen aus, so beispielsweise von der Weltfrauenkonferenz 1995 in Peking. In diesem Rahmen wurde besonders eindrucksvoll deutlich, dass Frauenbewegungen sich unter den Bedingungen der Globalisierung nicht mehr auf den Rahmen des Nationalstaats beschränken können. Zunehmend wird daher nicht nur eine Internationalisierung von Frauenbewegungen festgestellt, sondern auch auf „Internationalität als Ressource der Frauenbewegungen" (Dackweiler/Schäfer 1998: 114) verwiesen und

diese als Perspektive für das Handeln vor Ort eingefordert (vgl. z.B. Lenz/ Mae/Klose (Hg.) 2000).

Unterdessen ist seit den 1990er Jahren auf Seiten der Frauenforschung eine Debatte über eine grundlegende Umorientierung feministischer Theoriebildung in Gange, von der schwer abzusehen ist, inwieweit sie sich bereits in Kreisen anderer ‚bewegter‘ und feministisch interessierter Frauen fortgesetzt hat. Das Konzept der sozialen Konstruktion von Geschlecht und die Rezeption dekonstruktivistischer Theorien v.a. im Anschluss an Judith Butler (1990, dt. 1991) scheinen an den Grundfesten feministischer Politik zu rühren. Die Frauenbewegung in Westdeutschland hatte sich auf ein Konzept von Gesellschaft bezogen, in der es zwei Geschlechter gibt, von denen sie eines, nämlich die Frauen, gleichzeitig als das kollektive Subjekt feministischer Politik betrachten konnte. Mit der Dekonstruktion des kulturellen Systems der Zweigeschlechtlichkeit und der Auflösung der Kategorie ‚Frau‘ droht der gemeinsame Bezugspunkt zwischen den Fingern zu zerrinnen (vgl. Dackweiler 2004). Vielfach wird deshalb skeptisch gefragt, ob es sich dabei nicht um eine „Radikalisierung feministischer Theorien anstelle von Politik“ handle (Gerhard 2001: 30) und vor einer Entpolitisierung der Geschlechterfrage gewarnt (vgl. z.B. Holland-Cunz 2003: 167f). Dagegen verstehen jene, die das Ziel einer „Aufhebung des Geschlechtes als kollektive Zwangszuschreibung“ (Lenz 2001a: 210) auf die Agenda setzen – wie etwa die Queer-Bewegung – dies gerade als politisches Anliegen, das es mit eigenen Strategien zu verfolgen gilt (vgl. z.B. Berger/Hark/Engel (Hg.) 2000; polymorph (Hg.) 2002). Auch hier sind also durchaus Zusammenhänge zwischen geschlechtertheoretischen Diskursen und politischer Praxis zu sehen. Wie Lenz feststellt, sind „die Konsequenzen und die Bedeutung dieser Entwicklung für die Praxis [...] noch nicht ermessbar“ (Lenz 2001a: 210). Es bleibt abzuwarten, ob, wie und in welchem Ausmaß eine Radikalisierung der Theorie eine erneute Radikalisierung der politischen Praxis mit sich bringen kann.

2.2 Blickwechsel: ‚Die‘ Geschichte ‚der‘ Bewegung?

An den Quellen, auf die sich die erfolgte Darstellung der Geschichte der Neuen Frauenbewegung bezieht, fällt eine große Übereinstimmung der verschiedenen Autorinnen bei der Markierung signifikanter Ereignisse der Bewegung auf. Charakteristisch ist auch die Vorliebe für Phasenmodelle. Die zuerst von Schenk vorgenommene Dreiteilung in eine Aufbruchsphase, eine Phase des „Rückzugs nach innen“ (Schenk 1980: 88) und eine Projektephase wurde immer wieder aufgenommen, modifiziert und unter der jeweils aktuellen Perspektive erweitert (vgl. Nave-Herz 1993; Knafla/Kulke 1987). Zuletzt hat Lenz (2001a) ein unter dem Aspekt der

Transformation der Bewegung grundlegend reformuliertes Phasenmodell vorgelegt. Die Abgrenzung unterschiedlicher Phasen wird bei verschiedenen Autorinnen jedoch immer unter Bezug auf dieselben Ereignisse, Entwicklungen oder Themen vorgenommen, an denen sich auch die obige Darstellung orientiert. Auf diese Weise kann in der Zusammenschau verschiedener Quellen irritierend schnell der Eindruck entstehen, die Leserin habe es mit ‚der' Geschichte ‚der' Neuen Frauenbewegung in Westdeutschland zu tun.

Andererseits geben die Texte aber auch immer wieder Hinweise auf Themen und Ereignisse, die sich sozusagen gegen eine Kanonisierung sperren. Hinter den verschiedenen erwähnten Kontroversen stehen bei näherem Hinsehen unterschiedliche Strömungen und Traditionen innerhalb ‚der' Frauenbewegung, die damit nicht mehr umstandslos als ‚die' Frauenbewegung gelabelt werden kann. In diesem Zusammenhang macht Ute Gerhard auf die problematische Konzentration der Geschichtsschreibung auf die autonome Frauenbewegung aufmerksam, die nicht nur etwa die marxistische Frauenbewegung oder die traditionellen Frauenverbände tendenziell ausblendet. Durch diese Konzentration können auch „die zur gleichen Zeit einsetzenden Lernprozesse, Anstöße, Auswirkungen oder Reaktionen auf die Frauenbewegung außerhalb der feministischen Alternativszene, zum Beispiel in Gewerkschaften und Parteien oder in Kirchen, überhaupt nicht wahrgenommen werden" (Gerhard 1999: 22f; vgl. dies. 1992).

Einen Einblick in die Vielfalt innerhalb der Frauenbewegung können dagegen die zahlreichen Erfahrungsberichte, Verständigungstexte und Dokumentationen geben, in denen sich der Anspruch spiegelt, die Frauenbewegung aus der Binnenperspektive zu reflektieren und auch darin programmatisch am Stellenwert subjektiver Erfahrung festzuhalten (vgl. Lenz 2001b: 188; Gerhard 1999: 21). Ilse Lenz sieht hier jedoch ein Missverhältnis zwischen einer Fülle von „Geschichten" über die Frauenbewegung, die sich „in Metaerzählungen der Neuen Frauenbewegung" (Lenz 2001b: 188) verdichten, und einem auffälligen Mangel an empirischen Forschungen. Sie stellt dem gegenüber die Forderung nach „empirischer, prozessorientierter und reflexiver Forschung" (Lenz 2001b: 189), die sowohl die von der Frauenbewegung ausgelösten Veränderungsprozesse als auch ihre eigene Transformation in den Blick nimmt.

Die wenigen vorliegenden historischen und sozialwissenschaftlich-empirischen Untersuchungen zu einzelnen Aspekten der Neuen Frauenbewegung in Westdeutschland sind indessen in Teilen eine Reaktion auf die Thematisierung der Frauenbewegung in der politologischen und soziologischen Theoriebildung zu den sogenannten Neuen Sozialen Bewegungen (NSB)[9]. Feministische Forscherinnen kritisierten die „Subsumtionslogik"

9 Das Konzept der Neuen Sozialen Bewegungen (NSB) entstand angesichts der Studentenbewegung Ende der 1960er und insbesondere der Ausweitung

(Kontos 1986), mit der die Frauenbewegung in den herkömmlichen NSB-Konzepten zugleich „ausgegrenzt und eingemeindet“ (Dackweiler 1995) wurde. Sie zeigten, dass die geläufigen NSB-Konzepte nicht in der Lage sind, das von der Frauenbewegung entwickelte Politikverständnis zu erfassen, zu dem ganz wesentlich die Problematisierung des Geschlechterverhältnisses als Herrschaftsverhältnis, des Verhältnisses von Öffentlichkeit und Privatheit bzw. von Produktions- und Reproduktionsarbeit gehören (vgl. Dackweiler 1995: 40ff; Clemens 1988; Kontos 1986; Riedmüller 1988).[10] Dennoch wurden in der Auseinandersetzung mit Theorien sozialer Bewegungen (nicht nur den NSB-Theorien der deutschsprachigen Diskussion) analytische Konzepte aus feministischer Perspektive entwickelt und mit empirischen Analysen einzelner Politikfelder der Frauenbewegung verknüpft.[11]

Der zweite wichtige Ausgangspunkt für empirische Analysen von Entwicklungen in der Frauenbewegung war die Kritik an identitätspolitischen Konzepten. So rekonstruiert Sabine Hark (1996) Diskurse der Lesbenbewegung, in denen es zur Formierung einer „lesbisch-feministischen

---

von Alternativ- und Protestbewegungen (Friedens-, Ökologie-, Anti-Atom-Bewegung), Bürgerinitiativen und Selbsthilfegruppen in den 1980er Jahren. Von Interesse war hier vor allem die Klärung der Entstehungs- und Entwicklungsbedingungen solcher Bewegungen. Das Profil der Neuen Sozialen Bewegungen wurde dabei v.a. im Vergleich zu den ‚alten‘ sozialen Bewegungen, insbesondere der Arbeiterbewegung gezeichnet. Als Charakteristika gelten beispielsweise das Fehlen eindeutiger Führungsgestalten und konsistenter Ideologien ebenso wie die wenig formalisierte Organisationsstruktur und eine große Themenvielfalt (vgl. Dackweiler 1998: 382; ausführlich z.B. Brand 1986; Roth/Rucht (Hg.) 1987).

10 Auf die Thematisierung der Frauenbewegung in der NSB-Forschung wird hier auch deshalb nicht weiter eingegangen, weil diese sich im Wesentlichen auf die Analyse der Entstehungsbedingungen, der Zusammensetzung und Organisationsstruktur, des Verlaufs und nicht zuletzt auf die Frage nach dem Ende sozialer Bewegungen konzentriert. Die Frage nach ihren Auswirkungen, um die es hier geht, rückt dagegen stark in den Hintergrund.

11 Hier sind neben theoretischen Analysen wie denen von Ulla Bock (1988) oder Anja Nordmann (2001) die empirischen und diskursanalytischen Studien von Regina Dackweiler (1995), Reinhild Schäfer (2001) und Kristina Schulz (2002) zu nennen. Dackweiler entwickelt vor dem Hintergrund der „doppelte(n) und widersprüchliche(n) Vergesellschaftung von Frauen [...] ein gesellschaftstheoretisch orientiertes Forschungsprogramm für die Analyse der Neuen Frauenbewegung“ und verknüpft dies mit einer Fallstudie über die Frauenbewegung der 1970er und 1980er Jahre in Frankfurt. Ebenfalls von einer Auseinandersetzung mit Theorien sozialer Bewegungen inspiriert sind die historischen und international vergleichenden Untersuchungen von Natascha Apostolidou (1986) über die Neue Frauenbewegung in der Bundesrepublik und in Griechenland und von Kristina Schulz (2002) über die Anfangsphasen der Frauenbewegung in der Bundesrepublik und in Frankreich. Auch Reinhild Schäfer (2001) entwickelt aus Ansätzen der Bewegungsforschung einen theoretischen Rahmen zur Analyse politischer Strategien der Neuen Frauenbewegung im Kampf gegen Gewalt.

Identität“ als Grundlage einer gemeinsamen Politik kam. Susanne Maurer (1996) beschäftigt sich auf der Basis qualitativer Interviews mit dem Zusammenhang zwischen der Identitätspolitik der Bewegung und der Selbstkonstitution von Frauen als politische Subjekte. Damit liegen nicht nur empirische Analysen zu der Frage vor, was die Aktivität in der Frauenbewegung für die beteiligten Frauen bedeutete, sondern auch zu Transformationsprozessen der Frauenbewegung insgesamt, für die eine Kritik identitätspolitischer Anätze nach wie vor eine große Herausforderung darstellt.

Den vorliegenden Studien ist jedoch gemeinsam, dass sie, wie auch die Geschichtsschreibung der Frauenbewegung, in erster Linie bewegungsinterne Perspektiven und Dynamiken in den Vordergrund stellen. Die Transformationsprozesse, um die es geht, sind v.a. die Transformationsprozesse der Bewegung selbst. Der differenzierende Blick und der im weiteren Sinne empirische Zugang ist gegenüber der herkömmlichen, eine „Metaerzählung“ erzeugenden Geschichtsschreibung ein großer Gewinn. Auf diese Weise wird auch deutlich, dass den ständig wiederholten Diagnosen des Endes oder ‚Todes‘ der Frauenbewegung vor allem verkürzte und unhistorische, auf Seiten von Aktivistinnen vielleicht auch nostalgisch-romantische Vorstellungen zugrunde liegen. Diese identifizieren eine politische Bewegung vorschnell mit ihren Phasen großer Mobilisierung und öffentlicher Sichtbarkeit und vernachlässigen die weitere Entwicklung und Institutionalisierung, die im Übrigen auch in der NSB-Forschung zum Thema gemacht wird (vgl. bereits Rammstedt 1978; Roth 1994).

Was jedoch nach wie vor fehlt, ist der Blick auf die Transformationsprozesse, die von der Frauenbewegung ausgingen und sich auch außerhalb ihrer selbst auswirkten, und die nicht nur von Protagonistinnen der Bewegung, sondern auch von anderen Frauen (und Männern?) getragen wurden. Die Frage nach diesen Wandlungsprozessen ist jedoch entscheidend, um eine Bilanz der Frauenbewegung ziehen zu können. Im Folgenden soll es darum gehen, wie mit dieser Frage bislang in der Regel umgegangen wird.

2.3 Bilanzierung im Blick auf zentrale Themen der Bewegung

Publikationen über die Frauenbewegung tragen nicht selten Titel, die nach einer Bilanz fragen: „Viel bewegt – nichts verrückt?“ (Poppenhusen 1992), „Was erreicht?“, (Franken/Jazaeri/Staudenmeyer 2001), „Wie weit flog die Tomate?“ (Heinrich-Böll-Stiftung/Feministisches Institut (Hg.) 1999).[12] Dennoch liegt ihr Hauptaugenmerk häufig darauf, den bisherigen

12 Die Fragen nach der Zukunft der Bewegung, wie sie in den 1980er Jahren gestellt wurden – „Wohin geht die Frauenbewegung?“ (Gassen 1981); „Texte – Taten – Träume: Wie weiter mit der Frauenbewegung?“ (Baxmann/Laudowicz/Menzel 1984); „Zukunft, gibt’s die? Feministische Visionen für die

Verlauf der Bewegung in einer Weise zu dokumentieren, wie es unter 2.1 beschrieben wurde. Dass das, was die Titel versprechen, in den Publikationen nur eingeschränkt eingelöst wird, mag daran liegen, dass die Frage nach dem gesellschaftlichen Wandel, den die Frauenbewegung ausgelöst hat, ungleich schwerer zu beantworten ist.

Um dieser Frage – vor allem auch empirisch – nachgehen zu können, schlägt Ilse Lenz vor, „zwischen unterschiedlichen Ebenen des sozialen Wandels zu unterscheiden, um den Einfluss der Frauenbewegung zu konzeptualisieren und zu untersuchen“ (Lenz 2001a: 212). Die Autorin nennt als relevante Ebenen die des „soziokulturellen“, des „soziostrukturellen“, des „politischen“ und des „institutionellen“ Wandels. Den soziokulturellen Wandel konkretisiert Lenz als einen Wandel in Bewusstsein und Kultur, v.a. des Alltags und der Medien. Als soziostrukturellen Wandel bezeichnet sie Veränderungen in der „Verteilung von Ressourcen und Chancen“, die in erster Linie die Bereiche Arbeit und Bildung betreffen. Auf der Ebene des politischen Wandels ist nach der Präsenz von Frauen in der politischen Öffentlichkeit, insbesondere in Führungspositionen, und nach der Veränderung von Politikformen und -inhalten durch die Frauenbewegung zu fragen. Der institutionelle Wandel schließlich bezieht sich auf „die langfristigen Normen und Regeln [...], die bestimmte soziale Kontexte regulieren“. Hier denkt Lenz insbesondere an die Institution Familie: „Die moderne bürgerliche Familie regelt in diesem Sinne als Institution die ungleiche Arbeitsteilung im Heim, und das staatliche Familienrecht marginalisiert einstweilen gleichgeschlechtliche Lebensweisen“ (alle Zitate Lenz 2001a: 212).

Lenz’ vorläufige Bilanz des sozialen Wandels auf den verschiedenen Ebenen ist eher ernüchternd. Zwar lässt sich unter Berufung auf empirische Untersuchungen wie die des Instituts für Demoskopie Allensbach (2000) von einem „fundamentalen *Bewusstseinswandel*“ (Lenz 2001a: 213; Herv. i. O.) ausgehen, der sich auch im alltäglichen Diskurs und in den Medien spiegelt. Doch vor den anderen Ebenen scheint der Wandel bislang halt zu machen. Auf der Ebene des politischen Wandels entspricht die Repräsentanz von Frauen in politischen Machtpositionen längst nicht den Veränderungen auf der Ebene von subjektivem Bewusstsein und Alltagskultur (vgl. Lenz 2001a: 213). Für die soziostrukturelle und institutionelle Ebene konstatiert Lenz: „[...] die neuen Aufbrüche von Frauen und solidarischen Männern werden in der Reproduktion der geschlechtlichen Arbeitsteilung absorbiert. [...] Die Zähigkeit und Reproduktion der Ungleichheit wird unterfüttert durch die Zurückhaltung des institutionellen Wandels“ (Lenz 2001a: 214).

---

neunziger Jahre“ (Noelle-Fischer (Hg., 1989)) – sind bezeichnenderweise inzwischen aus den Titeln verschwunden.

An anderer Stelle nimmt Lenz (2004), ähnlich wie bereits Gerhard (1995), eine Bilanzierung der Frauenbewegung entlang zentraler Anliegen und Forderungen vor, die auch Momente der Kontinuität zwischen den beiden Wellen der Frauenbewegung in Deutschland darstellen und mit „den Grundgedanken der Moderne wie Freiheit, Selbstbestimmung, Gleichheit und Solidarität“ in Verbindung zu bringen sind (Lenz 2004: 666). Im Folgenden werden die wichtigsten der von Gerhard (1995) und Lenz (2004) angeführten Anliegen der Frauenbewegung skizziert, um daran „die veränderte Stellung der Frauen in der Gesellschaft und den bereits erreichten gesellschaftlichen und kulturellen Wandel anzudeuten“ (Gerhard 1995: 262).

2.3.1 Rechtsgleichheit und Autonomie

Mit „Rechtsgleichheit und Autonomie“ führt Gerhard (1995: 262) zwei Begriffe ein, an denen sich das Verhältnis der Neuen zur Alten Frauenbewegung in einem für beide wesentlichen Punkt bestimmen lässt. Während der Kampf um gleiche Rechte wie Stimmrecht, Recht auf Bildung, Zugang zu Erwerbstätigkeit, um nur einige Beispiele zu nennen, im Zentrum der ersten Frauenbewegung stand, setzte sich die Neue Frauenbewegung mit dem Gleichberechtigungsgedanken kritisch auseinander. Die Idee der Gleichheit vor dem Gesetz als Garantin für Freiheit und Selbstbestimmung von Frauen hatte sich als zu kurz gegriffen erwiesen; die zum Zeitpunkt der Entstehung der neuen Frauenbewegung längst grundgesetzlich festgeschriebene Gleichberechtigung war nur in Teilen gesetzgeberisch eingelöst und zeitigte im Alltag wenig Folgen. „Aufgrund so vielfältiger enttäuschender Erfahrungen war die Kritik an der Nur-Gleichberechtigung daher nur zu berechtigt und zeigte: Solange die Definitionsmacht in der Zuständigkeit der Nutznießer der Ungleichheit und Gegner der Gleichheit liegt, ist der Weg der Rechtsreform versperrt und damit die Legitimität geltenden Rechts überhaupt problematisch geworden“ (Gerhard 1995: 264). Für die Neue Frauenbewegung bedeutete dies, statt auf Recht und staatliche Institutionen auf Autonomie zu setzen.

Dieser zentrale Gedanke der Neuen Frauenbewegung meint sowohl individuelle Selbstbestimmung Einzelner als auch institutionelle Unabhängigkeit der Zusammenhänge, in denen Frauen sich organisieren. Individuelle Selbstbestimmung wird dabei ebenfalls als etwas verstanden, das über Gleichberechtigung hinausgeht; sie umfasst das Ausbrechen aus der Abhängigkeit von Männern, sowohl im ökonomischen Sinne als auch im Sinne eines eigenständigen Selbstbewusstseins jenseits der Bewertung ‚richtiger‘ oder ‚mangelnder‘ Weiblichkeit durch Männer. Entsprechend wird individuelle Autonomie auch als Selbstverwirklichung in Unabhängigkeit von der herkömmlichen weiblichen ‚Rolle‘ verstanden, was v.a. die Wahrnehmung eigener Wünsche und Bedürfnisse voraussetzt. Zum Politikum

wurde der Gedanke der individuellen Selbstbestimmung zuerst in der Auseinandersetzung um den § 218, der Frauen an einem entscheidenden Punkt die Bestimmung über ihren eigenen Körper und ihre Lebensgestaltung aus der Hand nahm (vgl. Gerhard 1992: 42f).

Für die Frauenbewegung insgesamt hat der Autonomiegedanke jedoch in einem anderen Sinne weitreichende Bedeutung bekommen. Autonomie wurde v.a. als Organisationsprinzip relevant und hat das Profil der westdeutschen Frauenbewegung entscheidend mitbestimmt. Die Unabhängigkeitsforderung ging dabei im Wesentlichen in zwei Richtungen. Sie umfasste, in einer Formulierung aus den 1980er Jahren, einerseits die „*Selbstorganisation, Separierung* von der männerdominierten Linken und Männern überhaupt“; andererseits „bezieht sie sich auf das Verhältnis der Bewegung zum *Staat* und seinen Institutionen, die, als patriarchalische und systemstabilisierende erkannt, abgelehnt werden“ (Knäpper 1984: 120; Herv. i. O.).

So zentral das Selbstverständnis als autonome Bewegung in großen Teilen der westdeutschen Frauenbewegung, so kontrovers waren auch die Auseinandersetzungen darum (vgl. z.B. Laudowicz 1984: 45ff). Sie umfassten etwa die grundsätzliche Infragestellung der politischen Strategie des Separatismus und des Aufbaus gegenkultureller Räume. Besonders Frauenprojekte standen immer wieder vor dem Problem, die Wahrung ihrer Autonomie und die Zusammenarbeit mit staatlichen Institutionen und die Inanspruchnahme staatlicher Förderung in ein Verhältnis zu bringen. Trotz dieser Problematik des Autonomieprinzips (vgl. dazu ausführlich Gerhard 1992) kommt Ute Gerhard zu dem Ergebnis, dass dieses in der Frauenbewegung „die entscheidende Veränderung des Selbstbewusstseins bewirkt und damit eine kulturelle Revolution nicht nur in den Köpfen, sondern auch in der Praxis der Projekte und auf dem Weg durch die Institutionen ermöglicht hat“ (Gerhard 1992: 44).

Gleichzeitig kann trotz der Betonung des Autonomieprinzips gegenüber dem Gleichberechtigungsprinzip nicht von einem Desinteresse der Neuen Frauenbewegung an Rechtsfragen die Rede sein. Immerhin war es der Kampf gegen den Abtreibungsparagraphen 218 StGB, der im Zusammenhang der Selbstbestimmungsforderung als konstituierendes Moment der Bewegung angesehen werden kann. Neben den Änderungen im Abtreibungsrecht seit Anfang der 1970er Jahre lassen sich bis heute auch in anderen von der Frauenbewegung problematisierten Bereichen deutliche rechtliche Verbesserungen feststellen. Einen gravierenden Einschnitt stellte beispielsweise die 1977 in Kraft getretene Reform des Ehe- und Familienrechts dar. Sie löste die Regelung ab, die Frau für die Haushaltsführung zuständig erklärte und eine Erwerbstätigkeit nur zuließ, „soweit dies mit ihren Pflichten in Ehe und Familie vereinbar ist“ (§ 1356 BGB in der Fassung von 1957; zit. nach Asche/Huschens 1990: 124f). Die Umstellung des Scheidungsrechts vom Schuld- auf das Zerrüttungsprinzip brachte ver-

besserte Ansprüche auf soziale Absicherung von Frauen nach einer Scheidung mit sich; der erwerbstätige Ehepartner kann seither unabhängig von einem ‚Verschulden' am Scheitern der Ehe zu Unterhaltszahlungen verpflichtet werden, ebenso werden Rentenansprüche aus den Ehejahren zwischen den Partnern aufgeteilt (vgl. Weber/Schaeffer-Hegel 2000: 6).

Als weiterer Meilenstein für die Stärkung der rechtlichen Position von Frauen wird die Änderung des Artikels 3 des Grundgesetzes angesehen, die im Zuge der Vereinigung der beiden deutschen Staaten durchgesetzt werden konnte. In Art. 3 Abs. 2 GG heißt es seit 1994 nicht mehr nur „Männer und Frauen sind gleichberechtigt", sondern auch: „Der Staat fördert die tatsächliche Durchsetzung der Gleichberechtigung von Frauen und Männern und wirkt auf die Beseitigung bestehender Nachteile hin." Dies bildete unter anderem die Grundlage für das Inkrafttreten des zweiten Gleichberechtigungsgesetzes von 1994. Im selben Jahr trat außerdem eine Änderung des Namensrechts in Kraft, die beiden Ehepartnern die Beibehaltung ihres Geburtsnamens ermöglicht. Weiterhin folgten 1997 eine Verankerung der Frauenförderung im Arbeitsförderungsgesetz und der Beschluss, Vergewaltigung in der Ehe unter Strafe zu stellen, 2001 das neue Bundesgleichstellungsgesetz, 2002 das Gewaltschutzgesetz und 2007 das neue, zwei sogenannte Vätermonate vorsehende Elternzeitgesetz, um nur einige wichtige Beispiele zu nennen.[13]

Wie sich die Einflussnahme der Frauenbewegung auf die entsprechenden Gesetzgebungsverfahren gestaltete, lässt sich nicht pauschal nachvollziehen. Zwar merken Ulla Weber und Barbara Schaeffer-Hegel in ihrem Überblick zur Veränderung der Rechtspostion von Frauen in Deutschland an: „Festzuhalten ist sicher, dass kaum eine der Umsetzungen [des Gleichberechtigungsgrundsatzes im Grundgesetz, C.T.] von Seiten des Gesetzgebers ‚freiwillig' erfolgt ist und viele gesetzliche Neuregelungen erst lange nach der Verfassungsänderung und nur unter Einschaltung des Bundesverfassungsgerichts durch eine engagierte frauenpolitische Öffentlichkeit erreicht worden sind" (Weber/Schaeffer-Hegel 2000: 7, Fußnote 8). Wie die Interventionen von frauenbewegter Seite im Detail aussahen, wer genau daran beteiligt war und welche Strategien erfolgreich waren, bleibt im Einzelnen zu klären.[14]

Schwierig einzuschätzen ist auch das Verhältnis zwischen der – sich in Teilen nach wie vor autonom verstehenden – Frauenbewegung und der mittlerweile etablierten staatlichen Gleichstellungspolitik. In manchen Darstellungen der Geschichte der Frauenbewegung wird die zunehmende rechtliche Verankerung des Gleichheitsgrundsatzes und vor allem die Etablierung von Instrumenten zu seiner Umsetzung auf Seiten des Staates als

13 Ein ausführlicher Überblick findet sich in BMFSFJ 2003: 228 ff.

14 Einen aufschlussreichen Einblick in die „politischen Strategien der Neuen Frauenbewegung gegen Gewalt" gibt beispielsweise die Studie von Reinhild Schäfer (2001).

ein Aspekt der Institutionalisierung der Frauenbewegung und, in Anbetracht wichtiger Impulse von Seiten der Vereinten Nationen und der Europäischen Union, auch ihrer Internationalisierung angeführt (vgl. z.B. Nave-Herz 1993: 93ff; Lenz 2001a: 208ff; 2004: 672f.). Andere Autorinnen sehen dieses Verhältnis durchaus problematisch. So scheinen laut Barbara Holland-Cunz „die relativ flächendeckende Etablierung von Frauenbeauftragen, Frauenförderplänen, Ministerien, Gremien und Quotenregelungen [...] eine feministische Runderneuerung der Republik“ zu versprechen; sie führen jedoch in der Realität zu „Ermüdung bei den in gleichstellungspolitische Routinen eingezwängten Aktivistinnen und große[r] Reserviertheit bei denen, die sich überredet fühlen“ (Holland-Cunz 2003: 167). Insbesondere das Instrument des Gender Mainstreaming, das nach dem Top-Down-Prinzip die Berücksichtigung der Kategorie Geschlecht zur Querschnittsaufgabe bei allen Entscheidungen in der öffentlichen Verwaltung machen soll, wird von feministischer Seite immer wieder in Frage gestellt. Die Kritik lautet, dass Gender Mainstreaming zumindest in der Umsetzung, die es bislang vielerorts erfährt, wenig geeignet ist, die von Frauenbewegung und feministischer Theorie kritisierten Geschlechterdichotomien aufzubrechen, sondern diese eher reproduziert, um sie im Sinne neoliberaler Ökonomie ausbeutbar zu machen (vgl. z.B. Wetterer 2005: 8ff). Auf diese Kontroversen kann an dieser Stelle nicht näher eingegangen werden; sie weisen jedoch eindrücklich darauf hin, dass das Verhältnis von Frauenbewegung und Gleichstellungspolitik und damit letztendlich auch das von Autonomie und Gleichheit ein Thema von unverminderter Aktualität und Brisanz ist.

2.3.2 Arbeit

Der zweite ‚Posten‘, den Lenz (2004) und Gerhard (1995) für eine Bilanz der Frauenbewegung vorschlagen, ist das Thema Arbeit. Hier sind Kontinuitäten und Verschiebungen zwischen Alter und Neuer Frauenbewegung festzustellen. Für beide spielt die Auseinandersetzung um Arbeit eine zentrale Rolle; für die Alte Frauenbewegung ist jedoch „der ungehinderte Zugang zum Erwerb als liberales, aber auch sozialistisches Programm der Frauenbefreiung“ (Gerhard 1995: 265) nicht mit einer grundlegenden Kritik der geschlechtsspezifischen Arbeitsteilung verbunden. Genau hier setzt wiederum die Neue Frauenbewegung an. Für sie „ist die geschlechtsspezifische und -hierarchische Arbeitsteilung als die entscheidende Ursache weltweiter Benachteiligung und Ausbeutung von Frauen [...] zu einem Drehpunkt der Debatten und Analysen geworden“ (Gerhard 1995: 265). Die Sichtbarmachung unbezahlter Reproduktionsarbeit als notwendige Grundlage einer arbeitsteiligen Gesellschaft konnte jedoch nicht in konkretere politische Strategien überführt werden; zumindest mit der umstrittenen Kampagne „Lohn für Hausarbeit“ gelang das nicht (es sei denn, man

wollte in der ebenfalls umstrittenen Einführung des Erziehungsgelds durch die Kohl-Regierung eine reduzierte Umsetzung des Gedankens einer Entlohnung von Reproduktionsarbeit erkennen).

Die Debatten haben zwar sicherlich zur Sensibilisierung vieler, auch nicht explizit ‚frauenbewegter' Frauen für die Ungerechtigkeit der Arbeitsverteilung beigetragen. Zu grundlegenden Veränderungen haben sie jedoch nicht geführt. Dass sowohl bei der Arbeitsteilung im beruflichen Sektor als auch bei der Hausarbeit im Wesentlichen alles beim Alten geblieben ist, haben empirische Studien immer wieder bestätigt. Die Ergebnisse wiederholen sich mit geringfügigen Veränderungen über Jahre hinweg und lassen sich in wenigen altbekannten Aussagen zusammenfassen: Bei insgesamt ansteigender Erwerbsarbeitsbeteiligung ist der Arbeitsmarkt nach wie vor geschlechtsspezifisch segmentiert, Frauen konzentrieren sich in schlecht bezahlten Berufen mit wenig Aufstiegsmöglichkeiten und bleiben auf den unteren Stufen von betrieblichen und institutionellen Hierarchien. Selbst wenn Frauen dieselben Tätigkeiten ausüben wie Männer, erhalten sie dafür weniger Lohn (vgl. z.B. Weber/Schaeffer-Hegel 2000: 7; BMFSFJ 2003: 39ff; Bothfeld et al. 2005: 241ff). Für den Bereich der Reproduktionsarbeit gibt es ebenfalls eine Reihe von Untersuchungen, die über die Jahre immer wieder zu ähnlichen Ergebnissen kommen – nämlich dass Hausarbeit und Kindererziehung im Wesentlichen Frauensache bleiben – und wenig Hoffnung auf Veränderung machen (vgl. Metz-Göckel/Müller 1986; Künzler 1994; Mischau/Blättel-Mink/Kramer 1998; Bothfeld et al. 2005: 225ff). Gerade was das partnerschaftliche Zusammenleben von Frauen und Männern betrifft, scheint die Sensibilisierung für die Ungleichverteilung von Arbeit eher zu problematischen Umdeutungen geführt zu haben: Mit dem Argument, die im Einzelfall getroffenen Arrangements basierten auf individuellen Entscheidungen der Partner, ist damit eine erneute diskursive Verschleierung der „Wirksamkeit latenter Geschlechtsnormen" und in der Folge eine wirkmächtige „Illusion der Emanzipation" (Koppetsch/Burkart 1999) verbunden.

2.3.3 Körperliche und sexuelle Selbstbestimmung

Wie bereits im historischen Abriss deutlich wurde, waren die Themen Sexualität und Körper Kristallisationspunkte der Neuen Frauenbewegung. Die Forderung nach der Abschaffung des Abtreibungsverbots ist jedoch ebenso wenig neu wie die nach sexueller Selbstbestimmung; es war lediglich in Vergessenheit geraten, dass bereits der radikale Flügel der Ersten Frauenbewegung diese vertreten hatte (vgl. Lenz 2004: 668).

In der Kampagne gegen den § 218 und später in der feministischen Frauengesundheitsbewegung bekamen diese Themen jedoch wieder einen zentralen Stellenwert. Der Medikalisierung des weiblichen Körpers in der zeitgenössischen Gynäkologie wurden der Selbsthilfegedanke und die

(Wieder-)Aneignung von Körperlichkeit und Sexualität entgegengesetzt; in Feministischen Frauengesundheitszentren wurden Selbstuntersuchungsmethoden vermittelt und Informationen zu Verhütungsmitteln weitergegeben (vgl. Schmidt 1988). Die Ideen der Frauengesundheitsbewegung dokumentieren sich in Ratgebern wie dem Klassiker „Unser Körper – unser Leben“ (erstmals 1980; im amerikanischen Original Our Bodies – Ourselves, 1971), der weite Verbreitung fand.

Ein weiteres vielgelesenes Buch markiert den zweiten zentralen Aspekt der Thematisierung körperlicher Selbstbestimmung in der Frauenbewegung: Alice Schwarzers „Der kleine Unterschied und seine großen Folgen“ (erstmals 1975) entlarvte anhand ausführlicher Interviewprotokolle das Konzept der ‚normalen‘ Heterosexualität als androzentrische und die Bedürfnisse von Frauen unterdrückende Norm, die durch die sogenannte sexuelle Revolution sogar noch an Rigidität gewonnen habe. Es folgten breite Diskussionen um weibliche Erotik, die zu einer „Verabschiedung der Kanonisierung der vaginalen Sexualität, die in der Psychoanalyse als einzig ‚reife Form‘ festgeschrieben war“ (Lenz 2004: 668), führten. Im Zusammenhang der Thematisierung sexueller Selbstbestimmung fanden insbesondere auch die Forderungen lesbischer Frauen nach Anerkennung gleichgeschlechtlicher Lebensweisen einen Anknüpfungspunkt.

2.3.4 Gewalt

Eng mit dem Thema der sexuellen Selbstbestimmung verknüpft ist die Skandalisierung von Gewalt gegen Frauen. Nach Gerhard (1995) hat die Frauenbewegung neben der geschlechtsspezifischen Arbeitsteilung damit eine zweite „Dimension gesellschaftlicher Herrschaftssicherung“ aufgegriffen: „den auch für die Gegenwartsgesellschaft noch konstitutiven Zusammenhang zwischen Sexualität und Gewalt oder Liebe und Macht“ (Gerhard 1995: 266). Durch das Sichtbarmachen der „Ausbeutung der Frau als Geschlechtswesen gerade auch in einer Zeit sog. sexueller Liberalisierungen“ (Gerhard 1995: 267) gelang es der Frauenbewegung nicht nur, die androzentrische heterosexuelle Norm in Frage zu stellen. Projekte wie Frauenhäuser oder Notrufe für Opfer sexualisierter Gewalt boten erstmals Frauen Hilfen an, deren Erfahrungen bislang einem Tabu unterlagen, und machten damit auch Gewalt gegen Frauen angesichts des Ausmaßes, in der sie nun sichtbar wurde, zu einem öffentlichkeitsrelevanten Thema.

Die Entdeckung des Zusammenhangs von Sexualität und Gewalt v.a. in Selbsterfahrungsgruppen nahm die Form eines „kollektiven Lernprozesses“ an (Gerhard 1995: 267). Die alltägliche strukturelle Gewalt im Geschlechterverhältnis und die Funktion stereotyper Weiblichkeit zur Stabilisierung der bestehenden Machtverhältnisse zwischen den Geschlechtern wurden unübersehbar. „In diesen Thematisierungen ist Privates für kurze

Zeit zu einem Politikum geworden, sind die geschlechtsspezifischen Schranken zwischen der Privatsphäre als ‚rechtsfreiem Raum' und Gewaltverhältnis und öffentlichen Angelegenheiten nachhaltig verschoben worden" (Gerhard 1995: 267).

Die Etablierung von Infrastrukturen zum Schutz von Frauen vor häuslicher und sexueller Gewalt gehört vermutlich zu den unübersehbarsten Errungenschaften der Frauenbewegung. Mittlerweile existieren auch Einrichtungen, die nicht direkt aus der Frauenbewegung hervorgegangen sind, sondern von Wohlfahrtsverbänden getragen werden. Andererseits gibt es immer wieder Anzeichen dafür, dass Gewalt gegen Frauen bislang noch gar nicht in ihrem ganzen Ausmaß erfasst wurde (vgl. Schröttle/Müller 2004).

2.3.5 Geschlechterdifferenz

Mit dem Stichwort Geschlechterdifferenz greift Gerhard als viertes ein Thema auf, das eng mit den bereits erwähnten Debatten um das Recht auf Gleichheit verknüpft ist. Bereits in der Alten Frauenbewegung standen Gleichheitsanspruch und die Zurückweisung einer ‚Angleichung an den Mann' in einer nicht aufzulösenden Spannung. Ihre einzelnen Strömungen unterschieden sich gerade im Ausmaß einer Betonung spezifisch ‚weiblicher' Eigenschaften, insbesondere der ‚Mütterlichkeit'. Auch in der Neuen Frauenbewegung hatte das Starkmachen von Geschlechterdifferenz eine wichtige Funktion: Sie hat „zum Aufbegehren gegen die Opferrolle, zur Entdeckung des eigenen und anderen Selbst-Bewußtseins die Besinnung auf weibliche Stärke, die Befreiung aus der Definition als Mindere, Andere [...] gebraucht" (Gerhard 1995: 268). Gerhard nennt als Kristallisationspunkte der Auseinandersetzung um den Differenzansatz etwa das Müttermanifest (1988) und die Studie von Gilligan (1984) über die „Die andere Stimme. Lebenskonflikte und Moral der Frau".

Die Betonung einer ‚Andersartigkeit' von Frauen gegenüber Männern konstruiert jedoch ein einheitliches weibliches Subjekt, das Differenzen unter Frauen ausblendet und deshalb entweder vereinnahmend oder ausgrenzend wirkt. Dies ist einer der Ansatzpunkte der Kritik an einer Identitätspolitik der Frauenbewegung (vgl. Hark 1996). Zum anderen macht die Problematik von Gleichheit und Differenz auf einen spezifischen Widerspruch der Frauenbewegung als solche aufmerksam, den Gerhard im Anschluss als das „Wollstonecraft-Dilemma" einführt: „Es ist die Schwierigkeit, die traditionelle Weiblichkeit (femininity) und die hierarchische Form der Geschlechterbeziehungen zu kritisieren, verändern, ja, aufheben zu wollen, und andererseits ‚Frau-Sein' (to be a woman) bzw. weibliche Erfahrungen und Orientierungen zum Bezugspunkt für eine emanzipatorische Politik zu machen" (Gerhard 2001: 32).

Für den Bereich des Rechts zeigt Gerhard an anderer Stelle, dass der Widerspruch zwischen dem Gleichheitsprinzip und der Berücksichtigung von Differenzen zwischen den Geschlechtern und unter Frauen nur ein oberflächlicher ist. Die Einlösung des Gleichheitsgrundsatzes benötigt vielmehr die Berücksichtigung und Anerkennung von Differenzen. Dies sei, so Gerhard mit Verweis auf die Gemeinsame Verfassungskommission 1993, auch in der Gesetzgebung nicht folgenlos geblieben (vgl. Gerhard 1995: 269).

Auch in anderen Bereichen lassen sich Folgen der Thematisierung von Geschlechterdifferenz durch die Frauenbewegung aufzeigen. So konnte sich ein Markt für Produkte und Dienstleistungen für besondere Bedürfnisse, Ansprüche und Lebenslagen von Frauen etablieren. Allerdings scheinen damit immer wieder Diskurse darüber einherzugehen, wie Frauen und Männer ‚sind‘. Mit schöner Regelmäßigkeit leben insbesondere auf dem Markt der Lebenshilfe- und Ratgeberliteratur althergebrachte Zuschreibungsschemata und Stereotypen in neuem, pseudowissenschaftlichem Gewand wieder auf, wie beispielsweise Erklärungen dafür, „warum Männer nicht zuhören und Frauen schlecht einparken“ (Pease/Pease 2000; kritisch dazu Quaiser-Pohl/Jordan 2004).

2.3.6 Frauenforschung und feministische Theorie

Das Verhältnis von Gleichheit und Differenz ist auch ein zentrales Thema der Frauen- und Geschlechterforschung. Deren Etablierung wird immer wieder als einer der zentralen Erfolge der Frauenbewegung gefeiert (vgl. Schulz 2002: 244). Dies ist im Kontext einer Entwicklung zu sehen, die Frauen generell einen verbesserten Zugang zu Bildung verschaffte. Seit der Bildungsexpansion der 1970er Jahre haben Frauen Männer bei den Schulabschlüssen überholt, und es nehmen genauso viele Frauen wie Männer ein Hochschulstudium auf. Zwar steht dem nach wie vor eine ausgeprägte Unterrepräsentanz von Frauen bei Promotionen und vor allem Habilitationen und Professuren gegenüber (vgl. BMFSFJ 2003: 69; Bothfeld et al. 2005: 93). Dennoch hat sich gleichzeitig die Frauenbewegung mit der Etablierung der Frauenforschung einen Raum an den Hochschulen erobert, in dem feministische Fragen und Theorien ihren Platz haben. Als kennzeichnend für die Frauenforschung nennt Gerhard ihre interdisziplinäre Orientierung und „die Verbindung von Gesellschaftsanalyse mit radikaler Gesellschaftskritik“ (Gerhard 2001: 31). Der Erfolg der Frauenforschung lässt sich auch an ihrer Infiltration des herkömmlichen Wissenschaftsbetriebs feststellen: „Inzwischen hat ein breites Spektrum feministischer Forschungen das Innovationspotential, die Validität und Produktivität feministischer Perspektiven durch vielfältige Ergebnisse in beinahe allen sozial- und kulturwissenschaftlichen Disziplinen unter Beweis gestellt, haben sich feministische Fragestellungen in die verschiedenen Disziplinen

eingenistet und tragen dort zumindest zu Beunruhigung des *mainstream* bei“ (Gerhard 2001: 31; Herv. i. O.). Die Produktion von Wissen unter einer geschlechterkritischen Perspektive erstreckt sich in ihren Auswirkungen jedoch nicht nur auf die Universitäten, sondern „schlug sich auch in außeruniversitären Bildungsprogrammen nieder, die, in Volkshochschulen, kirchlichen Einrichtungen und alternativen Bildungsstätten bis heute öffentlich gefördert werden“ (Schulz 2002: 244).

Die zunehmend professionalisierte, spezialisierte und institutionalisierte feministische Wissenschaft steht jedoch seit längerer Zeit auch in einem spannungsreichen Verhältnis zur Frauenbewegung. War zu Beginn die Verknüpfung von beiden noch eine so enge, dass die Frauenforschung ihre Fragestellungen ganz selbstverständlich aus dem Themenspektrum der Bewegung bezog und sich ihrem politischen Anliegen verschrieb, so nahmen die „zwei (un)geliebten Schwestern“ (Metz-Göckel 1989) doch bald auch unterschiedliche und voneinander zunehmend unabhängigere Entwicklungen (vgl. dazu auch 5.1). Zudem geht seit den 1990er Jahren maßgeblich von Frauenforschung und feministischer Theorie eine tiefgreifende Irritation für die Frauenbewegung aus. Wie bereits angedeutet, geriet die Bezugnahme auf die Kategorie „Frau“ in die Kritik, zunächst indem problematisiert wurde, dass die Frauenforschung mit der Ausrichtung ihrer Fragestellungen und Forschungsdesigns „Weiblichkeit“ bzw. „Zweigeschlechtlichkeit als kulturelles System“ (Hagemann-White 1984: 78) beständig reproduziert. Mit der Rezeption poststrukturalistischer Theorien wurde v.a. von jüngeren Wissenschaftlerinnen im Anschluss an Judith Butler (1990) das Programm der Dekonstruktion von Geschlecht auf die wissenschaftliche und politische Agenda gesetzt. Der Vorwurf, die Frauenbewegung habe bislang Identitätspolitik betrieben und mit ihrer Konstruktion eines politischen Subjekts ‚Frau‘ zur Verfestigung dichotomisierender und Differenzen ignorierender Strukturen beigetragen, führte zu heftigen Auseinandersetzungen (vgl. z.B. Feministische Studien 2/1993). Die um sich greifende Verunsicherung durch die „Kritik an einer feministischen Politik, die die Gemeinsamkeit des Frau-Seins als Bezugspunkt für die Emanzipationsbewegung der Frau braucht“ (Gerhard 1998: 82) geht nach wie vor einher mit der Befürchtung, der Verlust dieses Bezugspunktes könnte entpolitisierend wirken und die Verfeinerung und Radikalisierung feministischer Theorien führe nur zu mehr „Distanz von den sozialen und alltäglichen Problemen der Mehrheit der Frauen“ (Gerhard 1998: 83) bzw. einer „politisch-theoretischen Selbstabschaffung von Frauen“ (Koppert/Selders (Hg.) 2003).

2.3.7 Frauenprojekte

Ein Bereich, der in Darstellungen der Geschichte der Frauenbewegung zwar ausführlich erwähnt wird, in eher bilanzierenden Texten (etwa bei Gerhard 1995 oder Lenz 2004) nicht mehr eigens gewürdigt wird, ist der der Frauenprojekte. Dabei prägen die Frauenprojekte gegenwärtig das Erscheinungsbild der Frauenbewegung in der Öffentlichkeit weit mehr als medienwirksame Kampagnen, aus deren Fehlen häufig fälschlicherweise ein Stillstand der Bewegung gefolgert wird. „Übersehen wird dabei, dass insbesondere durch die mit der Neuen Frauenbewegung entstandenen Projekte, Netzwerke und Initiativen Frauen und Mädchen aktuell über mehr soziale und materielle Räume [...] verfügen, als dies noch in den 70er/80er Jahren der Fall war“ (Kortendiek 2002: 77). Yvonne P. Doderer und Beate Kortendiek gehen sogar davon aus,

„dass die Frauenbewegung eine Entwicklung hin zu einer Frauenprojektebewegung durchlaufen hat. Mit ihrer inzwischen erreichten Vielfalt an Angeboten und Themenstellungen trägt die Frauenprojektekultur nicht unerheblich zur städtischen Dienstleistungsökonomie, zur Fortentwicklung sozialpolitischer Inhalte und Angebote, zur urbanen Kultur und städtischem Alltagsleben sowie nicht zuletzt zur Schaffung von Erwerbsarbeitsplätzen bei“ (Doderer/Kortendiek 2004: 687).

Kortendiek (2002) versucht darüber hinaus, das Verhältnis von Frauenbewegung und der Arbeit bestehender Frauen(selbsthilfe)projekte näher zu bestimmen und beschreibt eine „Veralltäglichung von Frauenbewegungen in Selbsthilfeprojekten“ (Kortendiek 2002: 77). Damit ist gemeint, dass von der Frauenbewegung geschaffene Infrastrukturen heute von Frauen als Bestandteil ihres Alltags in Anspruch genommen und gestaltet werden. Angesichts dieser im Kontext von Mütterzentren beobachteten Entwicklung bleibt für die Autorin jedoch der Einwand bestehen, dass derartige Frauenselbsthilfeprojekte bestehende hierarchische Geschlechterverhältnisse im Kern nicht antasten und durch eine Solidarisierung von Frauen lediglich zu einer Umverteilung von Reproduktionsarbeit untereinander, nicht aber zwischen Frauen und Männern führen (vgl. Kortendiek 2004: 85). Als aktuelles Problem kommt hinzu, dass Frauen zwar die zunehmend professionellen Angebote von Frauenprojekten nutzen, sich aber weniger selbst in den Projekten engagieren. Neben der Vernetzung von Projekten innerhalb einer feministischen Öffentlichkeit und dem Hineintragen von Themen in gesellschaftliche Diskurse sehen Doderer und Kortendiek deshalb eine zentrale Herausforderung in der Aktivierung von Frauen für die Beteiligung an Frauenprojekten (vgl. Doderer/Kortendiek 2004: 689).

2.4 Konsequenzen für die Anlage der empirischen Studie

Die Art und Weise, wie im Blick auf den aktuellen Stand der Entwicklungen im Geschlechterverhältnis eine Bilanz der Frauenbewegung gezogen wird, bestätigt zunächst die Bedeutung einiger Aufmerksamkeitsrichtungen, die sich bereits in der Auseinandersetzung mit den Bilanzierungen der Frauenbewegung im Rückblick auf ihre Geschichte als relevant erwiesen haben. Die Diskurse zu zentralen Themen der Bewegung zeigen einerseits deren Vielgestaltigkeit, die es unmöglich macht, von ‚der' Frauenbewegung zu sprechen. Andererseits vermittelt die Entwicklung der Diskurse einen differenzierteren Eindruck von den Transformationen der Bewegung, die bislang erst in Ansätzen Gegenstand einer genaueren empirischen Analyse geworden sind.

Ein der Vielgestaltigkeit und den Transformationen der Bewegung angemessenes dynamisches Verständnis macht es jedoch nicht einfacher, die Frage nach dem Erreichten zu beantworten, gerade wenn diese Frage nicht nur unter Bezugnahme auf den Binnenraum der Bewegung gestellt wird, sondern im Hinblick auf die Geschlechterverhältnisse in einer Gesellschaft, auf die die Bewegung sich bezieht und auf deren Veränderung sie abzielt. Hier kann zwar mit Hilfe der von Lenz formulierten Suchmaske das Ausmaß des soziokulturellen, soziostrukturellen, institutionellen und politischen Wandels zu bestimmen versucht werden. Es tut sich dabei jedoch gleichzeitig die Frage nach dem Zusammenhang von Bewegung und sozialem Wandel auf. Darauf weist Schulz (2002) nachdrücklich hin: „Die Folgen sozialer Bewegungen sind kaum isoliert von anderen gesellschaftlichen Entwicklungen zu betrachten. [...] Zwischen den Forderungen der Frauenbewegung nach gesellschaftlichen Veränderungen und tatsächlichen Veränderungen besteht möglicherweise ein Zusammenhang, aber nicht zwangsläufig ein direkter, kausaler Bezug" (Schulz 2002: 227). Nun kann Schulz' Skepsis mit Sicherheit entgegengehalten werden, dass die Frauenbewegung sich keinesfalls darauf beschränkt hat, Forderungen aufzustellen, sondern in vielen Fällen konkrete Alternativen des ‚Frau-Seins' realisiert und neue gesellschaftliche Räume geschaffen hat. Doch hier stellt sich wiederum die Frage nach der gesellschaftlichen Reichweite von Entwicklungen, die sich zunächst vor allem in einem, wenn auch nicht klar abgrenzbaren und dezentralen ‚Binnenraum' der Bewegung abspielten. Die Zurückweisung unterstellter Kausalzusammenhänge bleibt also berechtigt, und das auch aufgrund der Schwierigkeit, angesichts umfassender gesellschaftlicher Modernisierungsprozesse unterschiedliche Einflüsse voneinander zu separieren.

Welche Konsequenzen hat das jedoch für die Frage nach den Bilanzen der Frauenbewegung? Sicherlich macht es trotzdem Sinn, aktuelle Entwicklungen immer wieder mit den formulierten Ansprüchen und Forde-

rungen abzugleichen und einen weiteren politischen Handlungsbedarf zu markieren, auch wenn keine eindeutigen Kausalbeziehungen zwischen dem Engagement der Bewegung und gesellschaftlichen Wandlungstendenzen unterstellt werden können. Für eine Analyse, die sich nicht nur für das ‚Was‘ und ‚Wie viel‘, sondern auch für das ‚Wie‘ des Wandels interessiert, legt sich daraus jedoch ein grundsätzlich anderer Zugang nahe. Statt von der Programmatik der Frauenbewegung auszugehen und das Ausmaß der Einlösung ihrer Forderungen zu überprüfen, kann auch von dem stattgefundenen Wandel ausgegangen und rekonstruiert werden, welche Zusammenhänge es zwischen der Frauenbewegung und dem Zustandekommen dieses Wandels gibt. Dies ist auch der Ansatz der empirischen Untersuchung, die im Anschluss präsentiert wird.

Ein weiteres Problem der bisherigen Bilanzierungsversuche der Frauenbewegung wurde schon im Zusammenhang mit der Geschichtsschreibung der Bewegung deutlich. In der Regel werden hier nur Aktivistinnen als Akteurinnen sichtbar. Gerade wenn es jedoch um den gesellschaftlichen Wandel im Geschlechterverhältnis geht, sind auch Frauen (und Männer) TrägerInnen dieses Wandels, die sich nicht der Bewegung zugehörig fühlen, deren Veränderungsbemühungen aber vielleicht etwas mit der Infragestellung von Selbstverständlichkeiten durch die Frauenbewegung zu tun haben. Wenn nun entlang der zentralen Themen der Bewegung Bilanz gezogen wird, so stehen entweder, wie schon in Darstellungen der Geschichte der Frauenbewegung, wieder die explizit und im engeren Sinne politisch handelnden Protagonistinnen der Frauenbewegung im Vordergrund. Oder es ist etwa von Bildungs- oder Arbeitsmarktstatistiken die Rede, an denen sich Wandlungstendenzen zeigen, deren AkteurInnen jedoch wiederum hinter den Zahlen verschwinden. Sicherlich ist es für eine Systematisierung der Diagnosen, wie Lenz sie vornimmt, notwendig, auf unterschiedliches empirisches Material zurückzugreifen. So sind statistische Daten geeignet, um etwa über die Repräsentanz von Frauen in politischen Gremien und damit einen Aspekt politischen Wandels Aufschluss zu erhalten; ebenso lassen sich Wandel und Beharrungstendenzen auf der soziostrukturellen und institutionellen Ebene an Zahlen festmachen. Doch um mehr über das Zustandekommen eines Wandels oder die Bedingungen der Reproduktion des Bestehenden zu erfahren, ist ein Blick auf die alltäglichen Konstruktionen handelnder Subjekte aufschlussreich. Hier ist wiederum zu fragen, wo darin Spuren der Frauenbewegung entdeckt werden können. Gesellschaftliche Wandlungsprozesse aus der Perspektive ihrer Trägerinnen, ob es sich dabei um Bewegungsaktivistinnen handelt oder nicht, zu betrachten, ist ein zweiter zentraler Gedanke für die Anlage der vorliegenden Untersuchung.

Für den empirischer Zugang der Untersuchung bedeutet das, dass die Perspektive von Subjekten einer Alltags- und individuellen Lebenspraxis in den Vordergrund gerückt werden muss. Nicht eine von dieser konkreten

Praxis losgelöste Bilanz ‚der' Frauenbewegung ist von Interesse, sondern damit verbundene Wandlungsprozesse sollen in ihrer Komplexität aus der Subjektperspektive sichtbar werden. Um Geschlechterkonstruktionen und ihre Veränderung sozusagen ‚unter die Lupe' zu nehmen, eignen sich u.a. Methoden der Biographieforschung, mit denen auch die vorliegende Studie arbeitet. Die Gründe für die Wahl dieses empirischen Zugangs ergeben sich aus theoretischen Konzepten, die im Folgenden zur weiteren Gegenstandsbestimmung herangezogen werden und sind unter Bezugnahme auf den theoretisch-konzeptionellen Rahmen dieser Studie noch genauer zu erläutern.

Aus den bisherigen Bilanzierungsversuchen der Frauenbewegung ergibt sich noch eine weitere Aufmerksamkeitsrichtung, der in der empirischen Studie Rechnung getragen werden soll. Die Bilanzierungslogik, in der Erreichtes an den Anliegen gemessen wird, mit denen die Frauenbewegung angetreten ist, hat häufig dazu geführt, dass Nicht-Erreichtes mehr ins Gewicht zu fallen scheint als Erreichtes. Angesichts der verstrichenen Zeit fallen die Veränderungen häufig allzu bescheiden aus, und die Resistenz der kritisierten Strukturen überrascht immer wieder. Zu dem Bemühen, in der weiterhin notwendigen Analyse und Kritik nicht müde zu werden, gesellt sich manchmal auch ein resignativer Ton, wie er sich etwa in Titeln wie „Viel bewegt – nichts verrückt?" (Poppenhusen 1992), „Bewegter Stillstand?" (Brückner 1997) oder „Frauen in der Defensive?" (Jansen/ Baringhorst 1995) spiegelt.

Ganz anders nimmt sich hier eine Veröffentlichung zur US-amerikanischen Frauenbewegung aus, die hier exemplarisch für eine alternative Herangehensweise stehen soll. Ruth Rosen (2000) stellt ihrem Buch „The world split open: How the modern women's movement changed America" ein Vorwort voran, in dem sie ihre Erinnerungen an die Enge der 1950er Jahre schildert. Sie macht damit sozusagen die Ausgangslage ‚vor' der Frauenbewegung zur Basis ihrer Bilanzen (ähnlich auch Davis 1991: 491f). Im Unterschied zu Bilanzierungsversuchen, die das (Nicht-) Erreichte – berechtigterweise – an den Forderungen der Bewegung messen, wird über einen solchen Zugang viel stärker das Ausmaß der Veränderungen sichtbar, die sich seit Beginn der Frauenbewegung vollzogen haben. Das schließt nicht aus, die Kritik der Frauenbewegung weiterzutreiben und ist zugleich die geeignetere Voraussetzung für ein Vorgehen, das in erster Linie den stattgefundenen Wandel fokussiert und sich rekonstruktiv seinem Zustandekommen annähern will.

Es geht also darum, Vergleiche zu ziehen und darüber Wandlungsprozessen auf die Spur zu kommen. Eine alltagsweltlich sehr übliche Strategie, um gesellschaftliche Veränderungen sichtbar zu machen, ist es, Unterschiede zwischen Menschen verschiedener Altersgruppen zu markieren. Vereinfacht gesagt nimmt dabei der Vergleich des Gegenwärtigen mit dem für ältere Generationen Charakteristischen eine Situation zum Ausgangs-

punkt, ‚wie sie damals war‘, und fragt nach den Konsequenzen für diejenigen, die sie so erlebt haben. Im Kontrast dazu sollen sich bei jüngeren Generationen erfolgte Veränderungen und Weiterbestehendes zeigen. Gleichzeitig wird durch die Veränderungen, die sich auch innerhalb einer Generation über die Zeit hinweg feststellen lassen, deutlich, dass es hier um komplexe Prozesse geht, die in ihren Verschränkungen und (Un-)Gleichzeitigkeiten nachvollzogen werden müssen.

Ein Vergleich zwischen Generationen ist es auch, mit dem das Anliegen der vorliegenden Untersuchung verfolgt werden soll. Dazu ist es nötig, das Verhältnis zwischen Phänomenen von Generationalität einerseits und sozialem Wandel andererseits theoretisch präziser zu fassen. Dies geschieht im Folgenden in Kapitel 4. Zunächst ist jedoch zu berücksichtigen, dass eine Generationenperspektive in Diskussionen über die Frauenbewegung keineswegs neu ist. Sie wurde insbesondere in Debatten um die Zukunft der Bewegung eingeführt. Um hieran anzuknüpfen, werden im Folgenden die existierenden Thematisierungslinien in der Frauenbewegung nachgezeichnet.

3 Rebellische Mütter und unpolitische Töchter? Die Generationenperspektive in (Selbst-)Diskursen der Frauenbewegung

„Sind die 30jährigen dabei, das feministische Erbe zu verschleudern, an dem die 50jährigen verbissen festhalten, während derweil die 40jährigen fortfahren, den Berufsfeminismus zu etablieren?“ Diese provozierende Frage stellt Irene Stoehr (1994: 109) in einem Artikel, auf den nach über zehn Jahren noch immer häufig Bezug genommen wird, wenn es um Bilanzen, aktuelle Situation und Zukunft der Frauenbewegung geht. Zwar müsste die Frage mittlerweile umformuliert werden, und der Verdacht der Verbissenheit müsste entsprechend auf die heute 60jährigen, der des Berufsfeminismus auf die 50jährigen bezogen werden. Die Kritik am Verschleudern eines Erbes aber würde vermutlich die 40jährigen ebenso treffen wie die 30- und 20jährigen.

Stoehrs Äußerung wurde heftig kritisiert, woraufhin die Autorin Wert darauf legte, sie als „polemische Frage“ (Stoehr 1999: 154) verstanden zu sehen. Dennoch eignet sich die Kontroverse, um daran bestimmte Eigenheiten der Diskussionen um das „Generationenproblem der Frauenbewegung“ (Gerhard 1998) sichtbar zu machen. Zum einen ist dies die Fokussierung der jungen Frauengeneration, sowohl wenn es um die Bilanzierung der Erfolge und offen gebliebenen Anliegen der Frauenbewegung geht, als auch wenn die Frage nach der Zukunft der Bewegung gestellt wird. In diesem Zusammenhang ergeben sich zusätzliche Probleme durch Versuche, die Beziehung jüngerer Frauen zur Frauenbewegung durch die Dynamik von Mutter-Tochter-Beziehungen zu erklären (3.1). Zum anderen stellt die Typisierung von Bewegungsgenerationen, wie sie in Stoehrs Formulierung anklingt, ein Hindernis für die Produktivität der Diskussion dar (3.2). Um zu zeigen, welche Möglichkeiten sich dennoch durch die Generationenperspektive eröffnen, werden Ansätze von Untersuchungen dargestellt, die

sich auf diese Weise dem Wandel im Geschlechterverhältnis annähern, ohne dabei Bezug auf den Einfluss der Frauenbewegung zu nehmen (3.3).

3.1 „Töchter der Emanzipation“[1]? Die Fokussierung der jungen Frauengeneration

Auch wenn Stoehrs Provokation sich an die älteren Feministinnen ebenso richtet wie an jüngere, so machen die Reaktionen darauf doch deutlich, worum es in erster Linie geht: Im Zentrum der Debatten stehen immer wieder die jungen Frauen. Das hat zum einen damit zu tun, dass sie, wie Carol Hagemann-White treffend formuliert, „deshalb besonderes Interesse auf sich [ziehen], weil bei ihnen Anzeichen für einen Wandel der Geschlechterordnung oder aber für die Beharrlichkeit tradierter Verhältnisse vermutet werden“ (Hagemann-White 1998: 27). Tatsächlich ist in empirischen Untersuchungen zur Lebenssituation junger Frauen, wie sie in den 1990er Jahren durchgeführt wurden, von einem „erheblichen sozialen Wandel“ (Keddi/Sardei 1991: 180) und „Umbrüchen“ (Oechsle 1998: 185) in den vergangenen Jahrzehnten die Rede. Ute Gerhard (1998) führt etwa den verbesserten Zugang gerade junger Frauen zu Bildung und Arbeitsmarkt und die „Veränderung der Lebensformen und Lebensentwürfe“ als Beleg dafür an, dass „eine neue, andere Frauengeneration herangewachsen“ ist. Gerade daran macht die Autorin den „Erfolg der neuen Frauenbewegung“ fest, der „nicht ohne weiteres messbar, aber unzweifelhaft“ ist (Gerhard 1998: 73).

Doch gerade jene jungen Frauen, an denen die Errungenschaften der Frauenbewegung sichtbar werden und die bislang am meisten von den Kämpfen älterer Feministinnen profitieren, stehen nun in dem Ruf, „das feministische Erbe zu verschleudern“. Das augenscheinliche Desinteresse junger Frauen an frauenpolitischen Themen und insbesondere an den bisherigen Inhalten, Aktions- und Organisationsformen der Frauenbewegung wird immer wieder als das größte Problem für das Fortbestehen der Bewegung identifiziert. Parallelen zur Ersten Frauenbewegung werden gezogen, zu deren Verstummen schon vor der Zerschlagung durch den Nationalsozialismus ein Generationenkonflikt beitrug. Der Gründerinnengeneration der „1848erinnen“ und den Aktivistinnen der Jahrhundertwende folgte eine dritte Generation, die in den 1920er Jahren der Meinung war, dass sich die Sache der Frauen mit der Erreichung des Frauenstimmrechts erledigt habe (vgl. Gerhard 1998: 74f; Stoehr 1986). Wenn heute (nicht nur von jungen Frauen) argumentiert wird, die Frauenbewegung sei obsolet geworden, weil eine prinzipielle Gleichberechtigung erreicht und es Sache

1 Gerhard 1998: 71.

der Einzelnen sei, ihre Chancen zu ergreifen, so erinnert das durchaus an diese Konstellation.

Doch verschiedene Autorinnen setzen sich auch noch auf andere Weise mit dem Phänomen auseinander, dass ausgerechnet die heute jungen Frauen, bei denen sich die Erfolge der Frauenbewegung bislang am deutlichsten manifestieren, kaum Interesse an ihr zeigen. Diese „Töchter der Emanzipation“ (Gerhard 1998: 71), die dem Feminismus ihrer Mütter skeptisch gegenüberstehen, verteidigt Gerhard gegen Stoehrs Polemik:

„Zur eigenen Identität, zu einem Selbstbewußtsein gehört die Distanzierung von den Müttern, ist es auch nicht wünschenswert, daß sie das Erbe widerspruchsfrei annehmen oder lediglich gehorsam verwalten. Denn es sind ja gerade die erkämpften Freiheiten und neuen gesellschaftlichen Bedingungen, die ihre ganze Aufmerksamkeit, Kraft und Eigenständigkeit verlangen“ (Gerhard 1998: 86).

Ähnlich argumentiert Lenz in Bezug auf die Frauenforschung, wo sie eine Generation der „eigenständigen Töchter“ (Lenz 1994: 42) identifiziert, zu deren kritischer Aneignung von Wissenschaft eine eigenständige Entwicklung von Fragestellungen und Inhalten gehöre.

Sowohl Gerhard als auch Lenz, beide Angehörige der ersten Feministinnengeneration, ziehen im Ringen um Verständnis für die jüngere Generation die Folie der Mutter-Tochter-Beziehung heran. Auch von Autorinnen, die selbst dieser jüngeren Generation angehören, wird dieses Schema benutzt. So finden sich Selbstbezeichnungen wie „streitbare Töchter“ (Haas/Seitz 1994: 155) oder „widerspenstige Töchter“ (Weingarten/Wellershoff 1999). Die Verwendung der Mutter-Tochter-Metaphorik bringt jedoch einige Probleme mit sich. Zwar mögen im Einzelfall Konflikte zwischen realen Müttern und Töchtern großen Einfluss auf das Verhältnis der jeweiligen Töchter zur Frauenbewegung haben. Doch im Zusammenhang von Bewegungsgenerationen auf die Mutter-Tochter-Dynamik zu verweisen, legt eine wie auch immer geartete Analogie zwischen einer individualpsychologisch bedeutsamen Beziehung und dem Verhältnis politischer Generationen innerhalb einer sozialen Bewegung nahe. Dass solche Analogiebildungen schnell vorgenommen werden und vordergründig eine hohe Plausibilität haben, hat möglicherweise mit der alltagssprachlichen Unschärfe des Generationsbegriffs zu tun. Bei näherem Hinsehen zeigt sich jedoch, dass sich hinter diesem Begriff sehr verschiedene und komplexe Konstrukte verbergen. In einem wissenschaftlichen Sinne ist hier v.a. zu unterscheiden zwischen dem Konzept historisch-politischer Generationen, wie es zumeist unter Berufung auf die klassische Abhandlung Karl Mannheims (1970 [1928]) über das „Problem der Generationen“ verwendet wird, und familialen Generationen, auf die sich u.a. die soziologische Familienforschung (vgl. z.B. Bien 1994) und die erziehungswissenschaftliche Forschung häufig beziehen (vgl. z.B. Bock 2000; Ecarius 1998; Ecari-

us/Krüger 1997; Liebau/Wulf 1996). Auf diese Begriffsdifferenzierungen ist an anderer Stelle (4.1; 4.2) noch ausführlich einzugehen; hier soll der Hinweis genügen, dass die erwähnte Analogiebildung problematisch ist.[2]

Die Bezugnahme auf das überzeitlich anmutende Mutter-Tochter-Schema bringt jedoch auch noch ein anderes Problem mit sich. Es kann dazu führen, Komplexität einzuebnen und wichtige andere, stärker inhaltlich bestimmte Dimensionen eines möglichen Konflikts außer Acht zu lassen. Tatsächlich zeigen sich bei näherem Hinsehen inhaltlich-theoretische Differenzen zwischen älteren und jüngere Feministinnen bzw. älteren Vertreterinnen der Frauenbewegung und jüngeren, der Frauenbewegung distanziert gegenüberstehenden Frauen. Besonders offensichtlich ist dies im Bereich der Frauenforschung, wo es, anders als in vielen anderen aus der Frauenbewegung entstandenen Arbeitskontexten, viele engagierte jüngere Frauen gibt. Allerdings arbeiten jüngere Wissenschaftlerinnen häufig mit poststrukturalistisch inspirierten Ansätzen wie dem Judith Butlers (1990), dem ältere Feministinnen manchmal wenig Sympathie entgegenbringen. In derartigen Ansätzen wird (Zwei-)Geschlechtlichkeit generell, also auch jenseits der Unterscheidung von biologischem (sex) und sozialem Geschlecht (gender), als diskursives Produkt analysiert. Mit dieser dekonstruktiven Herangehensweise geraten jedoch genau diejenigen Kategorien in die Kritik, die zumindest in dem Anfängen der Frauenbewegung die Basis feministischer Politik bzw. eines „Bewegungs-Wir“ (Dackweiler 2004: 51ff) darstellten, weshalb entsprechende Ansätze als „entpolitisiert“ (Holland-Cunz 2003: 167f) wahrgenommen werden.

In einer Ausgabe der Feministischen Studien zum Thema „Kritik der Kategorie ‚Geschlecht‘“ (2/1993) unternahmen Hilge Landweer und Mechthild Rumpf den Versuch, diese Differenzen als einen Aspekt eines Generationenkonflikts zu thematisieren (vgl. Landweer/Rumpf 1993). Dies erfuhr pointierte Kritik (vgl. Volkening 1995), die sich auch in Landweers erneuter Formulierung eines Generationenmodells der Frauenforschung niederschlug (vgl. Landweer 1996). Obwohl die Autorin weiterhin darauf besteht, zwischen älteren und jüngeren Feministinnen nicht nur Differenzen in der Sache festzustellen, sondern ihre generationsspezifischen Kontexte zu beschreiben, zeigt dies doch den zentralen Stellenwert unterschiedlicher theoretischer Standpunkte für das Generationenproblem.

Einen weiteren Hinweis auf inhaltliche Differenzen im Verhältnis unterschiedlicher Generationen zur Frauenbewegung geben Susanne Weingarten und Marianne Wellershoff (1999) in ihrem Buch „Die widerspenstigen Töchter“. Anders als der Titel zunächst suggeriert, nehmen die Autorinnen für die Analyse des Verhältnisses junger Frauen zur Frauenbewegung gerade nicht auf Mutter-Tochter-Dynamiken Bezug, sondern heben ebenfalls die inhaltliche Unvereinbarkeit von Programmatiken hervor. Sie

2 Zur ausführlicheren Kritik am Motiv der Mutter-Tochter-Dynamik im Diskurs um Generationen in der Frauenbewegung vgl. Thon 2003: 113f.

bezichtigen die „Veteraninnen der Siebziger-Jahre-Frauenbewegung“ (Weingarten/Wellershoff 1999: 11) eines kompromisslosen Festhaltens an alten Dogmen eines Opferfeminismus, mit dem junge Frauen nichts mehr anfangen könnten (vgl. Weingarten/Wellershoff 1999: 52). Während die „Altfeministinnen“ in den Augen der Autorinnen weiter von der Omnipräsenz patriarchaler Entfremdung und Gewalt ausgingen (vgl. Weingarten/Wellershoff 1999: 34ff), lebten die jüngeren Frauen einen impliziten Feminismus, indem sie sich offensiv als handelnde Subjekte – „selbstbewußt, ungezwungen, frei, ehrlich, realistisch, wählerisch“ (Weingarten/Wellershoff 1999: 49) – inszenierten.

Die Identifizierung der Frauenbewegung mit der Karikatur der dem Opferfeminismus verhafteten Altfeministinnen, die hier vorgenommen wird, ist zweifellos pauschalisierend und unsachgemäß. Es ist bezeichnend, dass Weingarten und Wellershoff nur zwei Typen von Frauen einander gegenüberstellen: Die „Veteraninnen der Siebziger-Jahre-Frauenbewegung“, deren Aufbruch bereits in den 1980ern im Sande verlaufen sei (Weingarten/Wellershoff 1999: 9), und die „widerspenstigen Töchter“, die die Autorinnen für eine „neue Frauenbewegung“ gewinnen wollen (so der Buchtitel). Die Frauenprojekte der 1980er Jahre beispielsweise, auf deren etablierte Infrastrukturen auch junge Frauen heute zurückgreifen, blenden sie weitestgehend aus. Damit finden die kritischen Auseinandersetzungen mit dem Defizitansatz innerhalb der Frauenbewegung, die vor allem mit Bezug auf konkrete Praxisfelder wie Mädchenarbeit, Frauenbildung oder feministische Therapie geführt wurden und dort ihre Konsequenzen hatten, keine Erwähnung.

Dennoch weisen Weingartens und Wellershoffs Ausführungen auf wichtige inhaltliche Dimensionen des Generationenkonflikts hin: Die Auseinandersetzungen um den Defizitansatz sind offensichtlich noch nicht ausgestanden. Die Sexismuskritik der Frauenbewegung scheint, zumindest für an den bewegungsinternen Auseinandersetzungen Unbeteiligte, nach wie vor die Zuweisung eines Opferstatus an Frauen zu implizieren, der sich mit den Strategien junger Frauen im Umgang mit Geschlechterverhältnissen nicht vereinbaren lässt. Ebenso wie die Frage nach der Kategorie Geschlecht als Grundlage feministischer Politik stellt dies ein echtes inhaltlich-theoretisches und strategisch-praktisches Problem dar, das nicht gelöst werden kann, wenn es nur als bei der jeweils anderen Generation angesiedelt betrachtet wird.

Im Zusammenhang mit der Kontroverse um unterschiedliche theoretische Ausrichtungen in der Frauenforschung als Generationenphänomen war bereits die Rede von einer zweiten Dimension, die in Erklärungen von Generationenkonflikten nach dem Schema einer gewissermaßen überzeitlichen Mutter-Tochter-Dynamik zu sehr in den Hintergrund tritt. Landweers Versuch einer Charakterisierung unterschiedlicher Frauenforschungsgenerationen ist dem Anspruch geschuldet, die Auseinanderset-

zung um dekonstruktivistische Ansätze zu „kontextualisieren“, indem sie „als ein Ergebnis ‚historischer‘ Erfahrungen mit anderen Theorie-Typen einerseits und von Orientierungsbedürfnissen andererseits“ (Landweer 1996: 87f) betrachtet werden. Diese Bezugnahme auf einen historischen Kontext weist ebenfalls auf Verkürzungen hin, die mit einer Interpretation von Generationenkonflikten vor der Folie der Mutter-Tochter-Dynamik leicht unterlaufen. Wird diese Perspektive jedoch mit einbezogen, so ist es von Bedeutung, „daß der Erfahrungshintergrund jüngerer Wissenschaftlerinnen und Studentinnen heute ein völlig anderer ist als in den Anfängen der Frauenbewegung“ (Landweer 1996: 97). In dem Selbstverständnis, das junge Frauen vor diesem Hintergrund entwickeln, sieht Landweer wiederum die Basis neuer theoretischer Orientierungen.

Ähnliches wird auch in Weingartens und Wellershoffs Charakterisierung der „widerspenstigen Töchter“ deutlich. Die Generation der heute jungen Frauen, so eine zentrale These der Autorinnen, ist unter Bedingungen aufgewachsen, die bereits von den durch die Frauenbewegung ausgelösten Veränderungen im Geschlechterverhältnis geprägt waren. Junge Frauen leben, so Weingarten und Wellershoff, in vielerlei Hinsicht ganz selbstverständlich, was die Frauenbewegung zu erreichen suchte; allerdings tun sie das, ohne sich selbst als Feministinnen zu verstehen (vgl. Weingarten/Wellershoff 1999: 12f; 49).

Erst vor dem Hintergrund einer solchen Kontextualisierung wird es möglich, eine Besonderheit wahrzunehmen, die zugleich die Schwierigkeit von Generationenbeziehungen und -verhältnissen in der Frauenbewegung ausmacht: Der soziale Wandel, der von der Bewegung angestoßen wurde, ist in seinen – wenn auch unzureichenden – Ergebnissen bereits Teil des Erfahrungshintergrunds nachfolgender Generationen. Auf diese Weise wirkt er auf die Bewegung zurück, die nach Nachwuchs sucht und ihn vielleicht gerade wegen des stattgefundenen Wandels nicht zu finden scheint.

Dies macht zunächst die Konzentration auf die junge Generation umso plausibler, wenn es darum geht, die Vergangenheit der Frauenbewegung zu bilanzieren und Prognosen für ihre Zukunft aufzustellen. Dennoch erfordert eine Kontextualisierung der Konflikte auch eine Kontextualisierung bei den anderen an den aktuellen Konflikten beteiligten Generationen. Entsprechende Versuche wurden für die Frauenbewegung und die Frauenforschung bereits in Form einer Abgrenzung und Beschreibung von Generationenmodellen unternommen.

3.2 Typisierungen historisch-politischer Generationen in der Frauenbewegung

Die eingangs zitierte provokante Frage von Stoehr basiert auf einem Generationenmodell der Frauenbewegung, das die Autorin in demselben Beitrag (1994) entwickelt und welches das prominenteste in der anhaltenden Diskussion ist. Stoehr macht für die 1990er Jahre drei Bewegungsgenerationen aus: Die älteste bezeichnet sie als die Generation der „Gründerinnen", die mittlere als die der „Projekte-Macherinnen"; die jüngste Generation schließlich nennt sie die „Angebotsgeneration" (Stoehr 1994: 95ff).

Die um 1940 geborenen „Gründerinnen" charakterisiert Stoehr zunächst als Angehörige der 68er-Generation, kennzeichnet aber auch die Bedeutung ihrer Auseinandersetzung mit der von Männern dominierten Studentenbewegung. Im Zuge der Kampagne gegen den Abtreibungsparagraphen 218 StGB formierte sich allerdings eine Bewegung, an der sich auch Frauen aus einem nicht-akademischen Umfeld beteiligten. Von der Generation der „Macherinnen", zwischen 1950 und 1955 geboren, gingen nach Stoehr die vielfältigen Projektgründungen der Frauenbewegung aus. Diese Frauen seien es, die „die Probleme ausfochten, die mit der zunehmenden Institutionalisierung bzw. Verstaatlichung des Feminismus verbunden waren" (Stoehr 1994: 98ff). Der „Angebotsgeneration" schließlich trete die Frauenbewegung hauptsächlich in Form etablierter Bildungs- und Kulturangebote und institutionalisierter Frauenpolitik entgegen. Die jungen Frauen gehen nach Stoehrs Ansicht damit souverän und durchaus gestalterisch um, doch dies sei für Angehörige der anderen Generationen oft schwer nachvollziehbar und mit Kränkungen verbunden (vgl. Stoehr 1994: 101ff).[3]

Zu einer ähnlichen Dreiteilung kommen sowohl Ilse Lenz (1994) als auch Hilge Landweer (1994) im Bezug auf Entwicklungen in der Frauenforschung. Zu deren Analyse scheint sich die Generationenperspektive aufgrund der bereits erwähnten sehr offensichtlichen Differenzen in der theoretischen Ausrichtung älterer und jüngerer Wissenschaftlerinnen unmittelbar nahe zu legen. Lenz differenziert zwischen den „Pionierinnen", die eine grundlegende Kritik der männlich dominierten Wissenschaft formulierten, den „Professionellen", die diesen wissenschaftskritischen Impetus aufnahmen, aber gleichzeitig die Etablierung der Frauenforschung an

3 Dieses Generationenmodell buchstabiert Stoehr an anderer Stelle (Stoehr 1996; vgl. Stoehr 1999) erneut aus und nimmt bei der Beschreibung der dritten Generation einer weitere Differenzierung von vier Idealtypen vor (ebd.: 92 ff): Von der Dekonstruktionsdebatte faszinierte Nachwuchsakademikerinnen, eine individualisierte Lesbenszene, junge Feministinnen, die „Interessen- und Politikbereiche danach aus[wählen], daß sie experimentierend spielerisch-ästhetische Gestaltung erlauben" (ebd.: 93) und „jungfeministische Popkultur" (ebd.: 94), als deren Prototyp sie die US-amerikanische riot-grrrl-Bewegung vorstellt. Vgl. dazu auch Villa 2003; 2004.

den Universitäten vorantrieben, und den „eigenständigen Töchtern“, die die Frauenforschung als Teil der Institution Universität kennen lernen und ihr mit Skepsis begegnen (vgl. Lenz 1994: 30ff). Landweer verzichtet auf derart pointierte Bezeichnungen der drei Generationen. Die Frauenforscherinnen der Jahrgänge 1948/49 stellen für sie eine erste Generation dar, die sich in der Auseinandersetzung mit der Studentenbewegung konstituierte. Die zweite Generation, geboren zwischen 1949 und 1959, betrieb die Institutionalisierung von Frauenforschung, welche die dritte Generation der seit 1959 Geborenen an den Universitäten vorfindet. Mit ihrer begeisterten Rezeption dekonstruktivistischer Theorien sind diese Nachwuchsakademikerinnen, so Landweer, in einen Generationenkonflikt v.a. mit der ersten Forscherinnengeneration verstrickt (vgl. Landweer 1994: 120ff).

So ähnlich sich die Charakterisierungen der je drei Generationen in den auf die Frauenbewegung einerseits und die Frauenforschung andererseits bezogenen Modellen sein mögen, gibt es hier doch einen entscheidenden Unterschied. Er liegt bei der jeweils dritten Generation: Während es in der Frauenforschung ganz unübersehbar einen Nachwuchs gibt, der möglicherweise sogar ein eigenes generationales Profil aufweist, ist es bei der „Angebotsgeneration“ in Stoehrs Modell gerade nicht mehr ohne weiteres möglich, von einer „Frauen*bewegungs*generation“ zu sprechen. Diese dritte Generation zeichnet sich, auch bei denjenigen, denen ein feministisches Selbstverständnis unterstellt werden kann, vielmehr aus durch die „ständig begehrliche Bereitschaft junger Feministinnen, die Frauenbewegung [...] zu verlassen“ (Stoehr 1994: 104) – und damit gerade nicht weiterzutragen.[4] Eine Zugehörigkeit oder Nicht-Zugehörigkeit zur Frauenbewegung sei für ihre Selbstdefinition wesentlich weniger entscheidend als für die beiden ersten Bewegungsgenerationen.

Vor dem Hintergrund dieser Diagnose ist es nicht verwunderlich, dass die bisherigen Trägerinnen der Frauenbewegung das befürchten, was Stoehr überspitzt als „Verschleudern“ des „feministischen Erbes“ bezeichnet. Allerdings weisen idealtypisch-deskriptive Konstruktionen unterscheidbarer Bewegungsgenerationen wie in den Modellen von Stoehr oder auch Landweer und Lenz prinzipielle Schwächen auf, die es fraglich erschienen lassen, ob sie der anhaltenden Diskussion zuträglich sind. Zum einen sind die Drei-Generationen-Modelle empirisch nur unzureichend und unsystematisch belegt. Zum anderen sind Konzepte, die sich v.a. mit der Charakterisierung und Abgrenzung dieser Generationen beschäftigen, wenig aufschlussreich, wenn es um Interaktion und Tradierungs- und Transformationsprozesse zwischen unterschiedlichen Generationen geht. Von daher wird auch verständlich, dass an dieser Stelle häufig wieder auf das Modell der Mutter-Tochter-Beziehung zurückgegriffen wird. Zudem besteht beim Verweis auf idealtypische Generationencharakteristika zur

4 Zur Unterscheidung zwischen Feminismus und Frauenbewegung in diesem Zusammenhang vgl. Villa 2003: 267.

Erklärung der gegenwärtigen Problemlage die Gefahr, dass erstere sich sozusagen verselbstständigen (was sich allerdings weniger bei Stoehr selbst als in der Rezeption ihres Generationenmodells abzeichnet): Generationentypisierungen ist eine alltagsweltliche Plausibilität eigen, die dazu verführt, Generationalität und damit verbundene Probleme als eine Art naturwüchsiges Phänomen wahrzunehmen und schließlich davor zu kapitulieren (‚Das ist einfach eine andere Generation... '). Ebenso kann es geschehen, dass mit der rhetorischen Abgrenzung von Generationseinheiten politische Kollektive erst erzeugt werden, denen sich Individuen entlang bestimmter Konfliktlinien zuordnen können – was nur zusätzliche Fronten errichtet.

Dabei liegt das Problem nicht darin, überhaupt mit dem Konzept der Generation zu arbeiten, um zurückliegende Entwicklungen und aktuelle Problemlagen zu analysieren, oder um, wie es Stoehr formuliert, die „Frage nach den Möglichkeiten der Bewahrung und Entwicklung einer sozialen Bewegung" (Stoehr 1994: 92) zu stellen. Vielmehr gilt das Generationenkonzept vor allem in seiner klassischen Formulierung von Mannheim (1970 [1928]), auf das sich auch Stoehr (vgl. 1994: 93) und Gerhard (vgl. 1998: 77) in ihren Analysen zu Frauenbewegungsgenerationen beziehen, als vielversprechender Schlüssel zum Verständnis sozialen Wandels. Allerdings ist auch schon bei Mannheim, wie in 4.2 noch näher zu erläutern sein wird, die Pointe nicht die Beschreibung idealtypischer Generationseinheiten; diese werden vielmehr als Ergebnis eines komplexen Prozesses der Konstituierung von Generationen konzipiert, für den die Interaktion zwischen Generationen in Form von Tradierung und Transformation wesentlich ist. Dieser Prozess wiederum ist es, der im Zentrum des Interesses steht. Im Zusammenhang von Frauenbewegung und sozialem Wandel ist dies eine Perspektive, die es im Folgenden zu öffnen gilt (vgl. Kap. 4).

Im Blick auf die idealtypischen Generationenmodelle der Frauenbewegung und -forschung fällt darüber hinaus ein Zweites auf. Wenn man einmal von der Frage absieht, wie es mit der Sache der Frauen weitergehen soll, wenn keine neue Bewegungsgeneration bereitsteht, um sie in der herkömmlichen Form weiterzutragen, so gibt die Beobachtung, dass die jüngeren Generationen nicht unmittelbar als Frauenbewegungsgenerationen verstanden werden können, einen wertvollen Hinweis: In der Diskussion darf nicht vergessen werden, dass es nicht nur gegenwärtig Frauen gibt, die der Frauenbewegung distanziert gegenüberstehen. Auch und gerade zu Zeiten, in denen die Frauenbewegung in der Öffentlichkeit präsenter und ihre Dynamik stärker zu spüren war als heute, konnten viele Frauen damit nichts anfangen, lehnten sie als ‚zu radikal' ab oder wollten selbst keinesfalls als ‚Emanzen' gelten. Dennoch hat sich auch im Leben von Frauen, die nicht mit der Frauenbewegung im engeren Sinne sympathisieren, oder zumindest im Leben ihrer Töchter und Enkelinnen, vieles in eine Richtung verändert, in die auch die Forderungen der Frauenbewegung gehen. Soll nun also nach Realisierung der Anliegen der Frauenbewegung gefragt

werden, so gilt auch hier, was bereits in der Auseinandersetzung mit der Geschichtsschreibung und der Bilanzierung der Frauenbewegung betont wurde: Nach den Trägerinnen des Wandels darf nicht nur in den eigenen Reihen gesucht werden. Freilich lassen sich damit erst recht keine einfachen Ursache-Wirkungs-Zusammenhänge zwischen der Frauenbewegung und dem beobachtbaren gesellschaftlichen Wandel konstruieren. Doch ist auf beiden Seiten mit „Hidden protagonists" (Gerhard 1994) zu rechnen, also mit einer Frauenbewegung, die auch ‚versteckt' auf die Lebenssituation nicht explizit frauenbewegter Frauen Einfluss nimmt, oder mit dieser Bewegung distanziert gegenüberstehenden Frauen, die dennoch deren Anliegen vorantreiben. So ist es nur konsequent, dass beispielsweise Gerhard (1994) ihren die Auswirkungen der Frauenbewegungen bilanzierenden Beitrag mit einem groben Überblick über gesamtgesellschaftliche Wandlungstendenzen im Geschlechterverhältnis beginnt.

3.3 Frauengenerationen und der Wandel im Geschlechterverhältnis

Für die Frage nach dem sozialen Wandel im Geschlechterverhältnis bietet sich, wie soeben ausgeführt, die Generationenperspektive an; die Veränderungen und Beharrungstendenzen schlagen offensichtlich häufig als Unterschiede und Gemeinsamkeiten zwischen Frauen verschiedener Altersgruppen zu Buche. Das Interesse vorliegender Untersuchungen richtet sich hier generell auf Frauen als mögliche Trägerinnen sozialen Wandels. Allerdings wurden in entsprechenden Studien m.W. bislang die Zusammenhänge zwischen sozialem Wandel und sozialen Bewegungen nur punktuell zum Gegenstand gemacht (z.B. bei Ziegler 2000, hier allerdings ohne den Fokus Geschlecht). Der existierende breite Diskussions- und Forschungsstrang soll deshalb an dieser Stelle nur in Ausschnitten dargestellt werden.

Die Interpretationen der im Vergleich der Generationen sichtbar werdenden Veränderungen im Leben von Frauen fallen sehr unterschiedlich aus. So legte etwa Elisabeth Beck-Gernsheim bereits 1983 auf dem Hintergrund der Individualisierungthese ein Konzept vor, das Kontraste zwischen Frauengenerationen herausarbeitet und das Moment des Generationenbruchs betont (vgl. Beck-Gernsheim 1983). Die Autorin sieht bei den Frauen der jüngeren Generation im Zuge ihrer – allerdings nachgeholten – Individualisierung den Schritt zu einem „Stück eigenen Lebens" vollzogen, im Gegensatz zu Frauen früherer Generationen, deren Leben im Wesentlichen im „Dasein für andere" aufgegangen sei. Im Fokus von Untersuchungen, die solche Veränderungen empirisch nachvollziehen wollen, steht häufig die junge Frauengeneration, bei der ein besonders deutliches Hervortreten von Wandlungs- und Beharrungstendenzen erwartet wird. In der Tat konnten etwa Barbara Keddi und Sabine Sardei einen „gravieren-

de[n] Orientierungswechsel in den weiblichen Lebensentwürfen von einer in den 1960er Jahren klaren Priorität von ‚Familienkarriere' zu einer Doppelorientierung an privaten bzw. familialen und an beruflichen Zusammenhängen" (Keddi/Sardei 1991: 181) feststellen. Birgit Geissler und Mechtild Oechsle kommen in einer empirischen Studie zur Lebensplanung junger Frauen zu einem Ergebnis, für das sie auch der aktiven Abgrenzung von Generationen untereinander Bedeutung beimessen: Die Lebensplanung junger Frauen enthalte „immer – oft ausdrücklich, manchmal implizit – eine Kritik und *Abgrenzung von der traditionellen weiblichen Lebensführung*. In der Vergangenheit, etwa in der Biographie ihrer Mutter, sehen sie Fremdbestimmung, Unterordnung unter den Mann, Abhängigkeit von der Familie, Sprach- und Machtlosigkeit" (Geissler/Oechsle 1996: 298; Herv. i. O.).

Seit jedoch Claudia Born, Helga Krüger und Dagmar Lorenz-Meyer (1996) eindrucksvoll den „unentdeckten Wandel" ans Licht gebracht haben, der bereits bei der Generation der um 1930 geborenen Frauen zu einer eindeutigen Berufsorientierung führte, sind Forscherinnen zurückhaltender geworden, was polarisierende Gegenüberstellungen von Mütter- und Töchtergeneration anbelangt (vgl. z.B. Keddi/Pfeil et al. 1999: 15). Born/Krüger/Lorenz-Meyer zeigen, dass die sogenannte Doppelorientierung von Frauen einschließlich der damit verbundenen Vereinbarkeitsproblematik kein neues Phänomen ist, das erst bei jüngeren Generationen zu finden wäre. Vielmehr ist beides schon bei Frauen der untersuchten Kohorte nachzuweisen, allerdings verdeckt durch normative Leitbilder und die Unmöglichkeit, ein ihnen widersprechendes Selbstverständnis explizit zu formulieren. Die Veränderungen zwischen den Generation liegen folglich, so Born/Krüger/Lorenz-Meyer, „fast durchgängig auf der Ebene des Formulierbaren, des Selbstbewußtseins und des Sich-Bekennens zu Formen des selbstbestimmteren Lebens" (Born/Krüger/Lorenz-Meyer 1996: 283).

In einer weiteren Untersuchung unter Einbeziehung der Töchter und Söhne der zunächst befragten Frauen zeigen die Autorinnen, dass die Mütter noch in einer weiteren Hinsicht als „Initiatorinnen sozialen Wandels" bezeichnet werden können: Sie haben „die Weiterentwicklung über die Generationsgrenze in Richtung neuer Geschlechterrolle aktiv vorangetrieben", indem sie ihren Söhnen nötige Kompetenzen für die Hausarbeit vermittelten und die Berufsausbildung und Erwerbstätigkeit ihrer Töchter unterstützten (Born 2001, 34ff; vgl. Krüger/Born 2000). Gleichzeitig wird im Generationenvergleich jedoch deutlich, dass die von der Müttergeneration eingeleiteten Innovationsprozesse bei der Töchtergeneration nach wie vor an denselben institutionellen Strukturen, v.a. denen des Arbeitsmarkts, an ihre Grenzen stoßen (vgl. Born 2001: 39ff). Auf der Basis derartiger Einsichten fordern Born/Krüger, in der Lebenslaufforschung die „Verflechtung oder Relationalität von Lebensläufen" zum Gegenstand der Analyse zu machen, als deren Kern „das als übergreifende Struktur zu be-

schreibende Geschlechter- und Generationenverhältnis“ (Born/Krüger 2001: 12) zu verstehen ist.

In ähnlicher Weise stellt Bettina Dausien die Frage nach „*soziale[n] Verflechtungen zwischen Biographien* und *Lernprozesse[n] über Generationen hinweg*“ (Dausien 1997: 241f; Herv. i. O.) in den Vordergrund. Sie konfrontiert die Figur des Bruchs zwischen den Generationen, wie sie von Beck-Gernsheim gezeichnet wurde, mit biographischen Fallstudien, in denen ein oft widersprüchliches Ineinander von Momenten der Tradierung und des Wandels zwischen Mutter- und Tochtergeneration sichtbar wird. Wenn Dausien hier bei familialen Generationen ansetzt, so bedeutet dies jedoch keineswegs eine erneute Fixierung auf die Mutter-Tochter-Beziehung und eine unterstellte typische psychologische Dynamik, aus der heraus Kontinuität und Wandel zwischen den Generationen erklärt werden sollen. Dausien fordert vielmehr ein Ernstnehmen des Mannheimschen Konzepts, mit dem „das Phänomen des historisch-sozialen Wandels als Frage sozialer Lernprozesse und kultureller Tradierung bzw. Transformation innerhalb und zwischen den beteiligten Generationen beschreibbar“ (Dausien 2001: 58) wird. Dazu ist es nötig, die „Rolle der Subjekte im Prozeß der Kulturbildung und -übertragung“ (Dausien 2001: 67) zu beobachten und das Verhältnis zwischen sozialen Wandlungs- und individuell-biographischen Prozessen nicht theoretisch vorab zu bestimmen, sondern empirisch zu rekonstruieren.

Dieser Weg wurde beispielsweise in Studien zur Traditionsbildung zwischen (Frauen-)Generationen im Kontext von Migration (Lutz 1999; 2000) und in jüdischen Familien nach der Shoah (Inowlocki 1995; 1997; Rosenthal 1997a; 1997b; Völter 2003) eingeschlagen. Dass auch hier der Zugang zum Verständnis sozialer Wandlungsprozesse nicht auf der Ebene vorgefasster Vorstellungen über kulturelle Muster und gesellschaftliche Institutionen, sondern auf der Ebene individueller Biographien gesucht wurde, hat nach Dausien gute Gründe: „Gerade biographische Analysen sind geeignet, die Ungleichzeitigkeiten und Überlagerungen von Prozessen, die oberflächlich betrachtet durchaus einfacheren Mustern subsumierbar scheinen, am konkreten Fall detailliert herauszuarbeiten“ (Dausien 1997: 233).

Ein biographischer Zugang erlaubt darüber hinaus nicht nur eine explizit rekonstruktive Annäherung an Phänomene von Generationalität, sondern auch ein entsprechendes Umgehen mit der Kategorie Geschlecht. Nicht nur Vorannahmen darüber, was möglicherweise ‚typisch‘ für eine Generation ist, müssen angesichts der Konkretheit individueller Biographien revidiert werden, sondern auch ein vermeintliches Wissen darüber, was es ‚typischerweise‘ bedeutet, eine Frau oder ein Mann zu sein. Nicht umsonst haben sich biographische Ansätze im Umgang mit dem Reifizierungsdilemma, wie es vor allem für die Erforschung geschlechtsspezifischer Sozialisation zum Problem wurde, als innovativ erwiesen. Die Pro-

zessualisierung und Kontextualisierung nicht nur der Kategorie Generation, sondern auch der Kategorie Geschlecht, wie sie durch einen biographischen Zugang möglich ist, ist im Folgenden noch detailliert auszuführen (vgl. Kap. 5). Zunächst sind jedoch vor dem Hintergrund des erläuterten Diskussions- und Forschungsstands Fragestellung und Gegenstandsbereich der vorliegenden Studie näher zu umschreiben.

3.4 Konsequenzen für die Anlage der empirischen Studie

Wenn bislang in der Diskussion um die Bilanzen und die Zukunft der Frauenbewegung insbesondere junge Frauen in den Blick genommen werden – egal ob als potentieller Nachwuchs oder als lebender Beweis für die (noch unbefriedigenden) Erfolge der Bewegung – so zeigt sich vor allem eines: Die von der Frauenbewegung angestoßenen Veränderungen haben bereits Eingang in den Erfahrungshintergrund junger Frauen gefunden, vielleicht sogar in einer Weise, die ihnen eine bestimmte Charakteristik als Generation gibt. Allerdings stellen sich von diesem Standpunkt der jungen Frauengeneration aus auch die Frauenbewegung und ihre Forderungen anders dar, als sie es für die älteren Bewegungsfrauen tun – was zu inhaltlichen Kontroversen führen kann.

Um diesen komplexen Zusammenhang differenzierter nachvollziehen zu können, ist das Markieren typischer Unterschiede und die Abgrenzung einzelner Generationen nur begrenzt hilfreich. Es kommt vielmehr darauf an, die Aufmerksamkeit auf die Verschränkung von Generationen zu lenken und das Zustandekommen von Generationenphänomenen – und damit das Zustandekommen sozialen Wandels – in den Blick zu nehmen. Erst damit wird das eigentliche Interesse der bilanzierenden Generationenvergleiche, nämlich die Frage nach den Veränderungen, die die Frauenbewegung erreicht hat, wieder auf- und ernstgenommen.

Somit sind auch für die vorliegende Studie weniger Generationencharakteristika im Sinne von Ergebnissen generationaler Konstitutionsprozesse von Interesse, sondern das Zustandekommen des Wandels, der dieser Konstitutierung zugrunde liegt. Die Generationenperspektive ist hier deshalb vielversprechend, weil Generationenvergleiche vieles sichtbar machen können; ebenso wichtig sind hier allerdings intergenerationale Prozesse. Dazu ist eine mehrere Generationen übergreifende Perspektive notwendig, die nicht nur etwa die junge Generation im Kontrast zur vorhergehenden in den Blick nimmt; gleichzeitig muss immer auch Aufmerksamkeit auf die Interaktion dieser Generationen verwendet werden.

Kurz gesagt: Für die vorliegende Studie ergibt sich im Vergleich zu der bisherigen Diskussion eine Verschiebung des Interesses von den Ergebnissen des intergenerationalen Wandels hin zu seinem Zustandekom-

men. Die zentrale Frage lautet also nicht: Welche Generationen gibt es im Bezug auf die Frauenbewegung und ihre Auswirkungen und worin unterscheiden sie sich, sondern: Welche (mit der Frauenbewegung in Zusammenhang stehenden) Veränderungsprozesse lassen sich zwischen den Generationen und in ihren Interaktionen nachzeichnen? Erst sekundär könnte gefragt werden: Inwiefern machen Unterschiede, die dabei entstehen, evtl. eine Generation zur Generation mit bestimmten Charakteristika?

Es versteht sich beinahe von selbst, dass für eine solche Fragestellung nicht nur Generationen von unmittelbar in die Frauenbewegung involvierten Frauen von Interesse sind. Schließlich stehen und fallen die Erfolge der Frauenbewegung mit ihrer ‚Breitenwirkung', die sich ebenfalls als ein Projekt über Generationen hinweg erwiesen hat. Ziel der vorliegenden Studie muss es sein, „Hidden Protagonists" (Gerhard 1994) innerhalb und außerhalb der Frauenbewegung aufzuspüren und zu rekonstruieren, inwiefern sie sich als Trägerinnen sozialen Wandels auf die Frauenbewegung beziehen.

Wenn dabei konkrete Generationeninteraktionen von Interesse sind, so stellt sich die Frage, wie Generation hier genau verstanden und von welcher Relation zwischen Generationen dazu ausgegangen wird. Eine entsprechende Problematik deutete sich bereits im Zusammenhang der Anwendung des Mutter-Tochter-Schemas auf Konflikte zwischen Frauenbewegungsgenerationen an. Die Übertragung vermeintlicher Beziehungslogiken von familialen auf historisch-politische Generationen und umgekehrt soll hier vermieden werden. Dazu ist es jedoch notwendig, zunächst einen Zugang entweder über familiale oder über historisch-politische Generationen zu wählen. Letzteres scheint zunächst plausibler, da es um eine politische Bewegung geht. Es müssten dann Kontexte aufgesucht werden, in denen verschiedene Generationen miteinander (inter-)agieren. Das wäre in expliziten Frauenbewegungskontexten, z.B. in Frauenprojekten, sicherlich möglich. Schwierig wäre es jedoch, geeignete Kontexte ‚außerhalb' der Frauenbewegung zu finden, in denen Frauen verschiedener Generationen sich über Themen verständigen, die einen Bezug zur Frauenbewegung aufweisen. Vor allem aber wäre mit diesem Zugang das Problem einer Vorabkonstruktion von unterscheidbaren Generationen verknüpft, wie es auch in den Generationenmodellen der Frauenbewegung auftaucht. Woran sollte in dem jeweiligen sozialen Kontext die Zugehörigkeit der Einzelnen zu verschiedenen Generationen festgemacht werden?

Für die vorliegende Untersuchung wurde aus verschiedenen Gründen ein anderer Weg gewählt. Es werden familiale Generationen in den Blick genommen, da hier eine Generationszugehörigkeit zunächst sozusagen rein formal definiert ist und in einem zweiten Schritt die Frage gestellt werden kann, inwiefern die Angehörigen verschiedener familialer Generationen auch gleichzeitig Angehörige verschiedener historisch-politischer Generationen sein können. Zudem sind hier die Voraussetzungen für In-

teraktionen, die die Frage nach sozialem Wandel v.a. im Geschlechterverhältnis betreffen, gegeben; gerade innerhalb der Familie finden in Bezug auf Geschlechterkonstruktionen wichtige Fortschreibungen und Lernprozesse zwischen den Generationen statt.[5] Auf diese Weise sind hier Biographien besonders miteinander verknüpft, was im Hinblick auf den gewählten biographischen Zugang von großer Bedeutung ist.

Der Zugang über familiale Generationen bedeutet zugleich *nicht*, dass Prozesse sozialen Wandels nun doch wieder aus der Dynamik innerfamiliärer Beziehungen wie der mittlerweile vielzitierten Mutter-Tochter-Dynamik erklärt werden sollen. Auch werden durch die Analyse ganzer Biographien und nicht nur der Geschichte der Mutter-Tochter-Beziehung weitere Lebensbereiche einbezogen, wie etwa Bildungs- oder konkrete Frauenbewegungszusammenhänge oder Auseinandersetzungen mit weiteren – auch männlichen – ‚signifikanten Anderen', in denen sich relevante Tradierungs- und Transformationsprozesse abspielen. Die Erfassung miteinander verknüpfter Biographien von Frauen verschiedener Generationen eröffnet die besondere Chance, all diese Prozesse im intergenerationalen Vergleich und in der intergenerationalen Interaktion analysierbar zu machen. Auf diese Art soll gezeigt werden, wie Impulse der Frauenbewegung als ein „soziales Erbe" (Ziegler 2000) über Generationen hinweg zum Tragen kommen und wie sich sozialer Wandel auf der Ebene der Biographien von Müttern und Töchtern vollzieht.

In Anbetracht der bereits deutlich gewordenen Verkürzungen, die sich ergeben können, wenn ‚Generation' als Analysekategorie in einer Art und Weise benutzt wird, die sich nicht entschieden genug vom Alltagsverständnis distanziert, muss zunächst ein differenzierteres Verständnis dieses Begriffs erarbeitet werden. Gleiches gilt für das Konzept ‚Biographie' und die Kategorie ‚Geschlecht'.

5 So konnte ich in einer eigenen empirischen Studie über die biographische Konstruktion von Geschlecht in Lebensgeschichten junger Frauen beobachten, wie sich die Struktur der doppelten Vergesellschaftung von Frauen über Generationen hinweg fortschreiben kann, indem z.B. Töchter auf bestimmte Art in die Vereinbarkeitskonflikte ihrer Mütter einbezogen werden. Gleichzeitig versuchen Töchter aber auch, biographische Erfahrungen der Mütter für ihr eigenes Leben zu nutzen (vgl. Thon 2007).

Teil II

Theoretisch-konzeptioneller Rahmen: Generation – Biographie – Geschlecht

Im vorausgegangenen Kapitel wurde bereits deutlich, wie problematisch die Verlängerung alltagstheoretischer Selbstverständlichkeiten in Bezug auf den Begriff Generation sein kann. Sie kann zu Verkürzungen und Festschreibungen führen, wo Differenzierung vonnöten ist. Dies gilt, wie sich im Folgenden noch zeigen wird, auch für die Begriffe Biographie und Geschlecht, die wie der Generationsbegriff für die Bestimmung des Gegenstands der vorliegenden Untersuchung von zentraler Bedeutung sind. An dieser Stelle ist deshalb eine sorgfältige Erarbeitung der Begrifflichkeiten angebracht.

Das Anliegen dieses Teils der Arbeit ist es, bereits auf der Ebene der Konstitution des Forschungsgegenstands bzw. der begrifflichen ‚Architektonik' des Forschungsprojekts eine Herangehensweise zu etablieren, die Reifizierungen in Zusammenhang mit den Kategorien Generation, Biographie und Geschlecht zumindest erschwert. Die theoretischen Konzepte, die hier formuliert werden und die ein bestimmtes Verständnis des Gegenstands der empirischen Untersuchung umreißen, sollen zugleich das, was untersucht werden soll, ausreichend offen halten. Insofern sind die folgenden Explikationen als „Konstruktion zweiten Grades" im Sinne von Alfred Schütz (1971: 68) zu verstehen, die an alltagsweltliche Konzepte zwar anschließen, sie aber in einer Weise theoretisieren, die eine re-konstruktive Annäherung an den Gegenstand ermöglicht (vgl. dazu ausführlicher Kap. 7).

Dazu soll zunächst das Konzept von Generation, das der Formulierung und Bearbeitung der Forschungsfrage zugrundegelegt wird, geschärft werden. Generation ist ein schillernder und mehrdimensionaler Begriff, was gleichzeitig seine Problematik und seinen Reichtum ausmacht (4.1). Eine Möglichkeit, mit dieser Mehrdimensionalität umzugehen und sie produktiv zu machen, eröffnen das klassische Generationskonzept von Karl Mannheim (1979 [1928]) und seine aktuellen Erweiterungen (4.2). Die Verknüpfung mit einem biographischen Zugang, die dann im Blick auf das Erkenntnisinteresse der empirischen Untersuchung vorgenommen wird (4.3), führt zu der Frage nach den Kategorien Biographie und Geschlecht. Auch hier wird seit längerem kritisiert, dass beide Kategorien in der For-

schung in einer Weise verwendet werden, die lediglich Alltagstheorien unkritisch verlängert und damit die sozialen Konstrukte Biographie bzw. Geschlecht reifiziert. Die sich an diese Kritiken anschließenden Diskussionen (5.2; 5.2) werden aufgenommen, um daraus einen Ansatz zu formulieren, der geeignet ist, gerade in der Verschränkung der Perspektiven auf Biographie und Geschlecht die Konstruiertheit beider Kategorien sichtbar werden zu lassen und sie in dieser Verschränkung re-konstruierbar zu machen (5.3).

4 Generation

‚Generation' ist ein in der Alltagswelt allgegenwärtiger Begriff, der jedoch je nach Kontext sehr unterschiedliche Bedeutungen haben kann. Wenn etwa davon die Rede ist, dass ein Betrieb schon in der dritten Generation von der Familie XY geführt wird, geht es um etwas anderes, als wenn im Rahmen der Diskussion um den sogenannten Umbau des Sozialstaates über den „Generationenvertrag" gesprochen wird. Wieder anderes ist gemeint, wenn im Zusammenhang mit politischen Einstellungen oder dem Lebensstil bestimmter Altersgruppen Bezeichnungen wie „68er Generation" (zur Begriffsgeschichte vgl. Bude 1995), „Generation X" (Coupland 1992), „Generation Golf" (Illies 2000) oder „Generation Ally" (Kullmann 2002) verwendet werden. Deshalb werden in wissenschaftlichen Texten, die sich mit dem Thema ‚Generation' beschäftigen, häufig zunächst Begriffsdifferenzierungen vorgenommen, um zu klären, wann in welchem Sinn von ‚Generation' die Rede ist.

4.1 Zur Vielschichtigkeit des Begriffs

Die genannten Beispiele illustrieren eine naheliegende und hilfreiche Unterscheidung, die Michael von Engelhardt (1997) vornimmt. Individuen können als „Mitglieder einer familialen, einer gesellschaftlichen und einer historischen Generationenfolge" (Engelhardt 1997: 56) betrachtet werden. Die Einbindung in ein familiales Generationengefüge stellt sich als eine sich im Laufe der Lebenszeit wandelnde Beziehung zwischen Großeltern, Eltern und Kindern dar. Davon unterscheidet von Engelhardt die

„Zugehörigkeit zu den sozialen Altersklassen der Kinder, Jugendlichen und Alten, die mit einer unterschiedlichen Einbindung in die zentralen Institutionen der Gesellschaft (Bildungssystem, Beschäftigungssystem, soziale Versorgungssysteme), mit unterschiedlichen Lebensaufgaben und Lebenssituationen, mit unterschiedlichen sozialen Funktionen und Verhaltenserwartungen sowie mit unterschiedlichen Macht- und Einflußchancen verbunden sind" (Engelhardt 1997: 56).

So stellt sich für das Individuum die gesellschaftliche Generationenfolge dar. Engelhardt betont, dass die Erfahrungen der familialen und der gesellschaftlichen Generationenzugehörigkeit immer relational und dynamisch sind: Sie werden in der Bezugnahme auf die jeweils anderen Generationen gemacht und haben die Gestalt einer Entwicklung, die sich über das ganze Leben hinweg erstreckt (vgl. Engelhardt 1997: 57).

Wesentlich schwerer zu fassen ist für von Engelhardt die historische Generationszugehörigkeit, die aus der Eingebundenheit der individuellen Biographie in die Gesellschaftsgeschichte resultiert. Die individuelle Betroffenheit von oder Beteiligung an gesellschaftlichen Entwicklungen oder historischen Ereignissen ist sehr unterschiedlich, und nur in wenigen Fällen wird eine Generation als übergreifendes kollektives Gebilde sichtbar. Als historische Generationen in diesem Sinne wurden etwa die sog. „skeptische Generation“ (Schelsky 1957) oder die „68er“ (z.B. Bude 1995 u.a.) beschrieben. In Anlehnung an diese ‚Klassiker‘ wurden und werden immer wieder Versuche unternommen, Generationen zu etikettieren und zu charakterisieren (siehe die einleitenden Beispiele; zu derartigen „essayistischen Generationenkonzepten“ vgl. auch Schäffer 2003) und womöglich Abfolgen historischer Generationen für ganze Jahrhunderte zu erstellen (z.B. Fend 1988; Fogt 1982; Liebau 1997b; Becker 1989).

Von Engelhardts Begriffsdifferenzierungen sind insbesondere an der Perspektive des Individuums und seiner Erfahrung verschiedener Generationszugehörigkeiten interessiert und schließen gut an alltagsweltliche Erfahrungen an. Andere Modelle versuchen vor allem, den Generationsbegriff in die theoretischen Orientierungsrahmen sozialwissenschaftlicher Disziplinen einzupassen. So formuliert beispielsweise der Soziologe Franz Xaver Kaufmann (1997) im Anschluss an Lutz Leisering (1992) ein vielbenutztes Begriffsinventar zur Generationenthematik: ‚Generation‘ wird hier auf der Basis der Unterscheidung von Mikro- und Makroebene ausbuchstabiert. Kaufmann unterscheidet dazu zwischen „Generationsbeziehungen“ und „Generationenverhältnissen“. Mit dem ersteren, mikrotheoretischen Begriff sind die „beobachtbaren Folgen sozialer Interaktionen zwischen Angehörigen verschiedener, in der Regel familial definierter Generationen“ (Kaufmann 1997: 19) gemeint. Unter Generationenverhältnissen versteht Kaufmann, in makrotheoretischer Perspektive, „die für die Beteiligten nicht unmittelbar erfahrbaren, im Wesentlichen durch Institutionen des Sozialstaats vermittelten Zusammenhänge zwischen Lebenslagen und kollektiven Schicksalen unterschiedlicher Altersklassen und Kohorten“ (Kaufmann 1997: 19). Für eine soziologische Analyse werden den der Demographie entlehnten Termini „Altersklassen“ und „Kohorten“ die Begriffe „Altersgruppen (z.B. Alte, Junge)“ und „Generation [...] also die typisierte soziale Lagerung“ (im Sinne Karl Mannheims) gegenübergestellt (Kaufmann 1997: 19). Das Äquivalent hierzu sind bei von Engelhardt die gesellschaftliche und die historische Generationszugehörigkeit.

Ähnlich wie Kaufmann nehmen auch Martin Kohli und Marc Szydlik (Hg., 2000) eine Zuordnung einzelner Facetten des Generationsbegriffs zur Makro- und Mikroebene vor. Auf der Mikroebene nehmen die Autoren familiale Generationen in den Blick, die sich relativ eindeutig über Abstammungslinien definieren lassen. Auf der Makroebene sprechen sie von gesellschaftlichen Generationen, die wiederum in politische, kulturelle und ökonomische Generationen differenziert werden.

Dieses Raster der Unterscheidung von Mikro- und Makroebene wurde immer wieder aufgegriffen, um Fragestellungen und Forschungsergebnisse einzuordnen, die in irgendeiner Form mit dem Generationsbegriff operieren.[1] Indessen gibt Kaufmann als Ziel seiner Differenzierungsbemühungen an, die Zusammenhänge zwischen Generationenverhältnissen und Generationenbeziehungen zu erhellen (vgl. Kaufmann 1997: 19). Ähnlich sieht Kohli in der Verbindung der Perspektiven „die eigentliche Produktivität des Generationenkonzepts für die Analyse gesellschaftlicher Reproduktion und Dynamik“ (Kohli 1994: 14).

Dass sich die einzelnen Perspektiven ohnehin nur sortieren, aber nicht sauber trennen lassen, zeigt sich im Blick auf die Forschungslandschaft. Die zentralen Probleme, auf die das in den 1990er Jahren neu erwachte breite Interesse an der Generationenperspektive zurückgeht und deren unterschiedliche Aspekte Gegenstand empirischer Studien sind, betreffen die Wechselverhältnisse zwischen demographischem Wandel und den Veränderungen v.a. der Institutionen Familie und Wohlfahrtsstaat. Wenn nun in diesem Zusammenhang etwa nach Unterstützungsleistungen zwischen familialen Generationen gefragt wird (vgl. z.B. Vaskovics 1993; Hareven/Adams 1993), geschieht das vor dem Hintergrund ganz bestimmter demographischer Entwicklungen und sozialstaatlicher Regelungen (vgl. z.B. Leisering 2000; Kaufmann 1997; Münz 1997; Buttler 1997). Gleichzeitig ist dafür die Ebene der Interaktion innerhalb der Familie höchst relevant, zu deren Beschreibung auf Konstrukte wie Solidarität (vgl. Szydlik 2000; Bien 1994) oder Ambivalenz (vgl. Lüscher 2000) zurückgegriffen wird.

Am Beispiel dieses Diskurses zeigt sich, wie sehr an allen virulenten Punkten von einem Ineinandergreifen von Aspekten ausgegangen werden muss, die zuvor getrennten mikro- oder makrosoziologischen Perspektiven zugeordnet wurden. Die vorgenommenen Sortierungen scheinen also am ehesten den Zweck zu haben, eine Einpassung des Generationsbegriffs bzw. einzelner Facetten des Begriffs in den theoretischen Orientierungsrahmen der soziologischen Disziplin zu ermöglichen.

---

1 So sind beispielsweise die Beiträge in dem Sammelband von Jürgen Mansel, Gabriele Rosenthal und Angelika Tölke (Hg., 1997) entlang der Kaufmannschen Begrifflichkeiten angeordnet. Auch der Überblicksartikel von Peter Büchner (2002) greift darauf zurück. Kohlis und Szydliks Begriffsdifferenzierung ist ebenfalls gleichzeitig das Programm eines Sammelbandes (Kohli/Szydlik (Hg.) 2000).

Ähnliches geschieht seit einiger Zeit in der Pädagogik. Einschlägige Veröffentlichungen verweisen übereinstimmend darauf, dass Generation ein pädagogischer Grundbegriff mit langer Tradition sei, und beziehen sich dabei insbesondere auf Friedrich Schleiermacher (vgl. z.B. Liebau/ Wulf 1996; Liebau 1997b; Ecarius 1998; Büchner 2002; Bock 2000).[2] Mit der geisteswissenschaftlichen Pädagogik war das Thema Generation zwischenzeitlich in den Hintergrund getreten. Seit den 1980er Jahren, insbesondere seit Hermann Giesecke seine These vom „Ende der Erziehung" (1985) u.a. mit dem Verweis auf die postmoderne Entdifferenzierung der Generationen begründet hatte, ist das Interesse daran in der Pädagogik neu erwacht.[3] In diesem Zusammenhang wird versucht, „Generation" als einen für die Pädagogik konstitutiven Grundbegriff wiederzugewinnen. So versucht etwa Eckart Liebau (1997a; 1997b), neben einem „historisch-soziologischen" und einem „genealogisch-familiensoziologischen" auch einen „pädagogisch-anthropologischen" Generationenbegriff zu formulieren (1997b: 20). Er greift dazu auf Schleiermachers Konzept zurück, das eine Kulturgüter und Traditionen „vermittelnde" ältere und eine dieselben „aneignende" jüngere Generation voraussetzt. Da jedoch unter gegenwärtigen Bedingungen die Tätigkeiten der Vermittlung und der Aneignung von Inhalten nicht mehr unbedingt an eine solche Altersdifferenz gebunden sind, sieht Liebau die pädagogische Herausforderung darin, „Möglichkeiten neuerlicher Integration, Begegnung und Kooperation der Generationen" (Liebau 1997b: 35) zu finden.

Wolfgang Sünkel (1997) spitzt in der Auseinandersetzung mit Liebau die Formulierung eines „genuin pädagogischen" Generationsbegriffs noch stärker zu, indem er ihn aus der triangulären Struktur erzieherischer Prozesse ableitet. Pädagogische Generationen sind demzufolge ausschließlich über ihre Funktion als „Subjekt der Aneignung" oder als „Subjekt der Vermittlung" eines „*gemeinsame[n] Gegenstand[s]* der Vermittlung und Aneignung" definiert, „unabhängig vom Alter und von allen anderen denkbaren lebens- oder weltgeschichtlichen Zuordnungen" (Sünkel 1997: 199f; Herv. i. O.).

---

2 Schleiermacher formuliert seine Theorie der Erziehung ausgehend „von dem Verhältnisse der älteren Generation zur jüngeren" und fragt: „Was will denn eigentlich die ältere Generation mit der jüngeren? Wie wird die Tätigkeit [der älteren gegenüber der jüngeren Generation, C.T.] dem Zweck, wie das Resultat der Tätigkeit entsprechen? Auf die Grundlage des Verhältnisses der älteren zur jüngeren Generation, was der einen in Bezug auf die andere obliegt, bauen wir alles, was in das Gebiet dieser Theorie fällt" (Schleiermacher 1957: 9; Herv. i. O.).

3 Dies zeigen zahlreiche Veröffentlichungen v.a. ab Ende der 1990er Jahre (vgl. z.B. die Sammelbände von Liebau/Wulf (Hg.) 1996, Liebau (Hg.) 1997a, Ecarius (Hg.) 1998 und Winterhager-Schmidt (Hg.) 2000). Ausführliche Überblicke über die Geschichte des Generationsbegriffs in pädagogischen Diskursen finden sich bei Bock (2000) und Ecarius (1998).

So lässt sich ein pädagogischer Generationsbegriff herausdestillieren, der von anderen möglichen pädagogisch relevanten Dimensionen wie z.B. der historischen oder der familiensoziologischen radikal bereinigt ist. Damit wird eine Integration etwa eines „historisch-anthropologischen Generationsbegriffs“, die von Liebau als nicht leistbar eingeschätzt wird (vgl. Liebau 1997a; ähnlich auch Büchner 2002), gar nicht mehr angestrebt.

Hans-Rüdiger Müller (1998; 1999) kritisiert die „erziehungstheoretische Engführung“ des Generationsbegriffs, die damit verbunden ist. Er verweist auf die weiter bestehende Bedeutung der Existenz älterer und jüngerer Generationen für das Heranwachsen, die nicht auf die erzieherische Tätigkeit zu reduzieren ist. Vielmehr gibt es eine „gesellschaftlich-kulturelle Praxis, in der die erwachsene Generation, ob gewollt oder nicht, strukturierend in die Erfahrungs- und Handlungsräume der nachwachsenden Generation eingreift“ (Müller 1998: 504; Herv. i. O.; vgl. 1999: 791f).

Der Schleiermacherschen Tradition, in der die kritisierte Engführung angelegt ist, stellt Müller den Generationsbegriff von Karl Mannheim (1970 [1928]) gegenüber, bei dem er das Generationenverhältnis konzipiert sieht als „Relation, in der die Angehörigen benachbarter Geburtsjahrgänge aufgrund ihrer gemeinsamen geteilten, altersspezifischen Geschichtserfahrungen zum gesellschaftlichen Ganzen stehen“ (Müller 1999: 798). Daraus resultiere eine verstärkte Aufmerksamkeit für generationale Verhältnisse (vgl. Matthes 1995) und für die „generationale Ordnung des Sozialen“ (Honig 1996; vgl. Müller 1999: 799). Ohne auf Müllers Argumentation weiter eingehen zu können, zeigt sich damit doch bereits, dass auch und gerade aus erziehungswissenschaftlicher Perspektive die Notwendigkeit besteht, verschiedene Dimensionen des Generationenphänomens nicht voneinander zu isolieren, sondern miteinander zu verschränken. Der Blick auf personale muss mit dem auf überpersonale Generationsbeziehungen, der auf gesellschaftliche oder historische Generationen muss mit dem auf Familiengenerationen verbunden werden etc. Dazu erscheint eine Wiederaufnahme der Diskussionen in der Tradition des Schleiermacherschen Generationenbegriffs weniger produktiv als die Orientierung am Konzept Karl Mannheims und seinen Reformulierungen, wie sie im Folgenden dargestellt werden.

4.2 Das Mannheimsche Generationskonzept und seine Erweiterungen

Der Verweis auf Karl Mannheim wiederholt sich regelmäßig in Ausführungen zum Generationsbegriff, und mit gleicher Regelmäßigkeit wird sein Ansatz den ‚großen‘ historischen oder makrosoziologischen Fragestellungen zugeordnet (vgl. z.B. Liebau 1997b; Fogt 1982). In der Tat beschäftigt sich Mannheim mit dem „Problem der Generationen“ unter dem

Aspekt gesellschaftlichen Wandels. Im Folgenden wird allerdings zu zeigen sein, dass es dabei eben nicht (nur) um die Herausbildung klar identifizierbarer Großgruppen als Akteurinnen historischer Umwälzungsprozesse geht, sondern dass Mannheim auch die Grundlage dafür liefert, die bisher genannten unterschiedlichen Aspekte des Generationsbegriffs auf sinnvolle und vor allem empirisch bearbeitbare Weise zu verknüpfen. Diese Richtung haben auch diverse Weiterentwicklungen des Mannheimschen Konzepts eingeschlagen, die sich in ihrer Akzentsetzung allerdings unterscheiden. Bei Joachim Matthes (1985) werden nicht Generationen als Gruppen, sondern „generationelle Verhältnisse [...] als eine Modalität der gesellschaftlichen Regelung von Zeitlichkeit" (Matthes 1985: 363) in den Blick genommen (4.2.1). Ralf Bohnsack und Burkhard Schäffer (2002) fassen Generation als einen „konjunktiven Erfahrungsraum" und betonen damit wieder stärker die sozialräumliche Dimension (4.2.2). Gabriele Rosenthal (1997; 2000) macht deutlich, dass Generation interaktiv hergestellt wird. Das erfordert den gleichzeitigen Blick auf familiale und historische Generationen und stellt erneut die Dichotomisierung von Mikro- und Makroperspektive in Frage (4.2.3).

4.2.1 Generation und sozialer Wandel: Karl Mannheims „Problem der Generationen"

Karl Mannheim beschäftigt sich mit dem „Problem der Generationen" zum Zweck „der Erkenntnis des Aufbaues der sozialen und geistigen Bewegungen" (Mannheim 1970 [1928]: 522). Er konzipiert sozialen Wandel als die Abfolge von Generationen. Mannheim spricht hier vom „*stete[n] Neueinsetzen neuer Kulturträger* [...]. Das bedeutet zunächst, daß Kultur fortgebildet wird von Menschen, die einen ‚*neuen Zugang*' zum akkumulierten Kulturgut haben" (ebd.: 530; Herv. i. O.). An dieser Stelle verbinden sich die Sicherung kultureller Kontinuität einerseits und Transformation andererseits. Angesichts des „*steten Abganges früherer Kulturträger*" (ebd.: 532; Herv. i. O.) ist eine Tradierung von Kulturgütern notwendig, die nur zum Teil auf dem Wege einer expliziten Vermittlung transportiert werden. Wichtiger ist die vorreflexive Form eines „Hineinwachsenlassens der neuen Generation in die ererbten Lebenshaltungen, Gefühlsgehalte, Einstellungen"; unbewusste Wissensbestände, „die den Fonds des Lebens ausmachen [...] sickern ein" (ebd.: 538). Erst wenn Heranwachsende sich kritisch mit Inhalten des Traditionsgutes auseinander setzen, werden diese Gegenstände reflexiv zugänglich und Transformationen sichtbar (vgl. ebd.: 541).

Der „neue Zugang" nachwachsender Generationen zum vorhandenen Kulturgut ist charakterisiert durch die „Generationslagerung", in die ein Individuum hineingeboren wird. Mannheim veranschaulicht diesen Begriff durch einen Vergleich mit dem „Phänomen der *Klassenlage*", die er be-

schreibt als eine „schicksalsmäßige verwandte Lagerung bestimmter Individuen im ökonomisch-machtmäßigen Gefüge der jeweiligen Gesellschaft“ (ebd.: 525; Herv. i. O.). Ebenso wie die Klassenlage impliziert die Generationslagerung als „Phänomen der *verwandten Lagerung* im sozialen Raume“ (ebd.: 526; Herv. i. O.) weder ein Bewusstsein dieser Lagerung noch die Bildung von Gruppen. Allerdings schließt eine spezifische Lagerung im historisch-sozialen Raum bestimmte Optionen des Handelns, Erfahrens oder Denkens aus und hält andere bereit; Mannheim spricht deshalb von einer „*einer jeden Lagerung inhärierenden Tendenz*“ (ebd.: 528; Herv. i. O.). Dadurch und auf der Grundlage einer für die Generationslagerung charakteristischen „Erlebnisschichtung“ (ebd.: 535f.) kann es jedoch zu einer „*Partizipation* an den *gemeinsamen Schicksalen* dieser historisch-sozialen Einheit“ kommen, die Mannheim als „Generationszusammenhang“ bezeichnet (ebd.: 542; Herv. i. O.). Die Zugehörigkeit zu einem Generationszusammenhang besteht nur, wenn Individuen „an jenen sozialen und geistigen Strömungen teilhaben, die eben den betreffenden historischen Augenblick konstituieren, und insofern sie an denjenigen Wechselwirkungen aktiv und passiv beteiligt sind, die die neue Situation formen“ (ebd.: 543). Wenn zudem verschiedene Gruppierungen innerhalb eines Generationszusammenhangs die Geschehnisse unterschiedlich verarbeiten, spricht Mannheim von verschieden „Generationseinheiten“ (ebd.: 544). Nur im Bezug darauf könne von Generationen im Sinne definierbarer Gruppen die Rede sein.

Mannheims Modell wurde in der Folge häufig als theoretische Grundlage für Untersuchungen herangezogen, die Charakteristika einzelner herausragender, markanter Generationen beschreiben und etikettieren. Beispiele dafür sind die Arbeiten über die „skeptische Generation“ von Helmut Schelsky (1957), die von Heinz Bude (1987) später als „Flakhelfergeneration“ bezeichnet wurde, ebenso wie Budes Studie über die sogenannte „68er Generation“ (1995) oder die Charakterisierung einer „89er Generation“ von Leggewie (1995). Ebenfalls auf Mannheim beziehen sich AutorInnen, die Abfolgen politisch-historischer Generationen im 20. Jahrhundert konstruieren (z.B. Fogt 1982; Preuss-Lausitz 1991; Fend 1988). Damit hat sich die Forschung aber nur auf einen Aspekt des von Mannheim in dem Blick genommenen „Problems der Generationen“ konzentriert, nämlich die Herausbildung von als Gruppen definierbaren Generationseinheiten. Im Vordergrund steht nicht mehr, wie zwischen ‚etablierten‘ und ‚neueinsetzenden Kulturträgern‘ Kontinuität und Transformation hergestellt werden und daraus Generationenphänomene oder Generationalität entstehen. Es wird also nicht mehr, wie es Mannheims Intention war, der soziale Wandel ins Visier genommen; vielmehr wird mit der Charakterisierung und Etikettierung von Generationseinheiten lediglich etwas beschrieben, in dem sich allenfalls die Ergebnisse dieses Prozesses manifestieren.

4.2.2 „Generationale Verhältnisse“ und die „gesellschaftliche Regelung von Zeitlichkeit“ (Joachim Matthes)

Nimmt man Joachim Matthes’ (1985) Kritik an Mannheims Abhandlung ernst, so ist eine solche Engführung darin bereits angelegt. Matthes legt eine Relecture von Mannheims „Problem der Generationen“ unter der Perspektive des posthum veröffentlichten Werkes „Strukturen des Denkens“ (Mannheim 1980) vor. Er arbeitet heraus, dass es dem „‚denksoziologischen‘ Ansatz“ Mannheims zufolge die entscheidende Frage sei, „welcher Art denn jene gesellschaftlichen Beziehungen und Verhältnisse seien, die sich selber, im Bemühen um ihre Selbst-Verortung, Selbst-Bestimmung und und Selbst-Verständigung, als spezifisch generationelle, als solche des Unterschieds und Zusammenhangs von Generationen auf ihren Begriff bringen“ (Matthes 1985: 365). Die Beschreibung „gruppenhafter Phänomene“, wie sie für eingrenzbare Generationseinheiten vorgenommen werden, geht an dieser Frage vorbei. Solche Phänomene seien lediglich „Indikatoren“ für „Unterschiede [...] von kulturellen Strukturen der Weltwahrnehmung“, sie könnten aber nicht „als deren soziale Formierung stehen“ (Matthes 1985: 368). Matthes greift hier den von Mannheim zitierten, aber nicht konsequent ausgearbeiteten Gedanken des Kunsthistorikers Pinder von der „Ungleichzeitigkeit des Gleichzeitigen“ (Mannheim 1970 [1928]: 517) auf. Zu einem – chronologisch gesehen – gleichen Zeitpunkt unterscheiden sich die Weltwahrnehmungen verschiedener Altersgruppen. Diese Differenz, so Matthes, muss gesellschaftlich geregelt werden, und sie wird es über die „generationellen Verhältnisse“. Deren Leistung ist es, „chronologisch gegeneinander versetzte Muster der Weltwahrnehmung wechselseitig identifizierbar zu machen, in ihrer Konfrontation aus der Selbstverständlichkeit ihrer ‚konjunktiven Geltung‘ unter den Gleichzeitigen herauszuholen, zurechenbar und ‚verhandlungsfähig‘ zu machen“ (Matthes 1985: 369). In den generationellen Verhältnissen wird, so Matthes im Rückgriff auf das Mannheimsche Vokabular, „die Zeitlichkeitsstruktur des gesellschaftlichen Geschehens ‚polyphon organisiert‘“ und „soziales Erinnern und Vergessen [...] geregelt“ (ebd).

Dies würde bedeuten, dass es v.a. auch bei einer empirischen Annäherung an das „Problem der Generationen“ weniger darauf ankommt, Generationen als Gruppen zu identifizieren und in Abgrenzung voneinander zu charakterisieren. Es geht vielmehr, so formuliert es auch Monika Wohlrab-Sahr, „um die Herausarbeitung von gegeneinander versetzten Mustern der Weltwahrnehmung“ (Wohlrab-Sahr 2001: 329).

4.2.3 Generation als „konjunktiver Erfahrungsraum“ (Ralf Bohnsack und Burkhard Schäffer)

Ebenfalls eine Mannheim-Relecture vor dem Hintergrund der aktuellen Diskussionen zum Generationsbegriff nehmen Ralf Bohnsack und Burkhard Schäffer (2002) vor. Sie stellen fest, dass die gängigen Begriffsdifferenzierungen „einer tendenziell dichotomisierenden Sichtweise verhaftet“ (Bohnsack/Schäffer 2002: 250) sind. Der Generationsbegriff wird in die Unterscheidung von makro- und mikrosoziologischer Perspektive eingepasst und, wie etwa bei Kaufmann (s.o.), in „Generationenverhältnisse“ und „Generationsbeziehungen“ aufgespalten. Dabei wird Mannheims Generationenkonzept in der Regel unhinterfragt als ein Konzept ‚historischer‘ Generationen der Makroebene zugeordnet. Dem gegenüber betonen Bohnsack und Schäffer, dass Mannheims Konzeption „von ihrer gesamten theoretischen Fundierung her auf der Mesoebene angesiedelt“ (Bohnsack/ Schäffer 2002: 250) sei.

Den Nachweis dafür führen sie wie Matthes (1985) auf der Grundlage der 1980 posthum veröffentlichten Schriften Karl Mannheims, durch die die „wissenssoziologische Fundierung seines Generationenansatzes klarer herausgearbeitet“ (Bohnsack/Schäffer 2002: 250) werden könne. Im Unterschied zu Matthes, der in Schäffers Augen das Moment der Distinktion bei der Beschreibung generationeller Verhältnisse einseitig hervorhebt, richten die Autoren ihre Aufmerksamkeit auf das Moment der „‚Konjunktion‘, d.h. der unhinterfragten und unhinterfragbaren Gemeinschaftsbildung“ (Schäffer 2003: 49). Unter Rückgriff auf die Mannheimschen Begriffe des „konjunktiven Erfahrungsraums“ (Mannheim 1980: 211) und des „‚atheoretischen‘ Wissens“ (Mannheim 1964: 97; vgl. Bohnsack/ Schäffer 2002: 251) und in Kombination mit dem Milieubegriff von Gurwitsch (1977) wird Generation als „milieuspezifisch vermittelte Mesodimension“ (Schäffer 2003: 86; vgl. ebd. 78) konzipiert.

Als „atheoretisches“ Wissen bezeichnet Mannheim diejenigen Wissensbestände, die nicht unmittelbar reflexiv zugänglich, aber dennoch handlungsleitend sind. Dieses Wissen ist aus der Praxis gewonnen und „bildet einen Strukturzusammenhang, der als kollektiver Wissenszusammenhang das Handeln relativ unabhängig vom subjektiv gemeinten Sinn orientiert, ohne den Akteuren aber [...] ‚exterior‘ zu sein“ (Bohnsack/ Schäffer 2002: 253). Das atheoretische Wissen nun ist von entscheidender Bedeutung für die Ausprägung der „Erlebnisschichtung“ (s.o.), die wiederum die Grundlage der Herausbildung eines Generationszusammenhangs ist. Gemeinsamkeiten in der Erlebnisschichtung ermöglichen ein (bereichsspezifisches) „unmittelbares Verstehen“ (Mannheim 1980, zitiert nach Bohnsack/Schäffer 2002: 253) zwischen Individuen. Wo dies der Fall ist, besteht ein „konjunktiver Erfahrungsraum“. Den Prozess der Generationenbildung beschreiben Bohnsack und Schäffer als eine Verbindung von

„Konjunktion“ und „Distinktion“ (Bohnsack/Schäffer 2002: 255). Wo die Tradierung von Wissensbeständen, v.a. atheoretischen Wissens in der unmittelbaren Handlungspraxis gelingt, werden zwischen Angehörigen verschiedener Generationen konjunktive Erfahrungen konstituiert (vgl. dazu die obigen Ausführungen zum „Fonds des Lebens“). Besonders dort, wo sich Praxis durch wechselnde Rahmenbedingungen verändern muss, kommt es zu Brüchen mit tradierten Routinen. Solche Veränderungen der Handlungspraxis können sich je nach Lebensphase unterscheiden, in der sie stattfinden. So kommen bei den Beteiligten unterschiedliche Erlebnisschichtungen zustande,[4] wird eine Distinktion vorgenommen und werden Differenzen konstruiert. Es ist nun zwischen den so entstandenen Generationen kein „unmittelbares Verstehen“ mehr möglich, sondern Kommunikation im Sinne eines gegenseitigen Interpretierens ist nötig, wohingegen innerhalb einer Generation wiederum konjunktive Erfahrung gegeben sein kann (vgl. dazu Bohnsack/Schäffer 2002: 254ff.).

Die Autoren kommen zu dem Schluss: „Die Abfolge der Generation ist zugleich der Schlüssel für soziale Reproduktion oder Tradierung wie auch für sozialen Wandel oder Innovation. Beides vollzieht sich ganz wesentlich im Modus des atheoretischen und konjunktiven Erfahrungswissens“ (Bohnsack/Schäffer 2002: 256). Da dieses als zugleich kollektives und an das Individuum gebundenes weder der Mikro- noch der Makroebene zuzuordnen ist, erweist sich Mannheims Generationenkonzept als Brücke zwischen den letzteren beiden (vgl. Bohnsack/Schäffer 2002: 269). Zudem, so Schäffer, könne Generation in der Konzeption als konjunktiver Erfahrungsraum zu anderen konjunktiven Erfahrungsräumen in Relation gesetzt werden und so Analysen von Differenzgeflechten möglich machen, die u.a. auch die Kategorie Geschlecht mit einbeziehen (vgl. Schäffer 2003: 85).

4.2.4 Die „interaktionelle Konstitution von Generationen“ (Gabriele Rosenthal)

Gabriele Rosenthal kritisiert ebenfalls die Art, wie im Zuge des neu erwachten Interesses an der Generationsthematik Anleihen bei Mannheim gemacht werden. Sie stellt darin ein „für heute typisch verkürztes Verständnis des Mannheimschen Generationenkonzepts“ fest (Rosenthal 2000: 163). Entsprechende Arbeiten zeichnen sich dadurch aus, dass sie zum einen lediglich die Jugendphase als den für die Generationsbildung entscheidenden Abschnitt in den Blick nehmen – eine Beschränkung, die Rosenthal allerdings auch bei Mannheim angelegt sieht. Zum anderen konzentrieren sich aktuelle Generationentypologien auf historische Ereig-

4 Zu ergänzen wäre hier ein Aspekt, den die Autoren nicht erwähnen: Auch die bisherige Erlebnisschichtung, nicht nur die Lebensphase, kann als für die Ausprägung neuer Handlungspraxen entscheidend angesehen werden.

nisse, denen unmittelbar eine prägende, generationskonstituierende Wirkung unterstellt wird, und nicht etwa auf das "Wie des Erlebens" (Rosenthal 2000:163). Hier verweist Rosenthal auf Mannheims Formulierung, derzufolge ein Erleben „von derselben Art der Bewußtseinsschichtung aus" (Mannheim 1970 [1928]: 536) konstitutiv für einen Generationszusammenhang ist (vgl. ebd.: 164). Auch die „Verarbeitung" des jeweiligen Ereignisses und die „nachträglichen Reinterpretationen bis hin zu einer aufgrund von Reinterpretationsprozessen nachträglich gewonnenen Bedeutsamkeit eines historischen Ereignisses bzw. einer Phase" (ebd.: 163) wird regelmäßig nicht berücksichtigt.[5] Die Konsequenz: „Indem bei den einzelnen Jahrgängen überprüft wird, welche bedeutsamen historischen Großereignisse sie während der Jugendphase erlebt haben, können Generationen am Schreibtisch entworfen werden" (ebd.: 163f). Rosenthal führt als Beispiel für ein solches Vorgehen das Modell einer Generationenabfolge in Deutschland vor und nach dem zweiten Weltkrieg von Henk A. Becker (1989) an. Weiterhin stellt Rosenthal fest, dass in solchen Modellen die interaktive Dimension der Herausbildung von Generationen ignoriert wird.

Das Konzept einer „interaktionellen Konstitution von Generationen" formuliert Rosenthal an anderer Stelle (1997) in der Auseinandersetzung mit Mannheims „Problem der Generationen" und als dessen Weiterentwicklung. Sie nimmt darin eine Dynamisierung der Konzepte ‚Generation' und ‚Tradierung' vor. Die Konstitution von Generationen wird nicht mehr nur als ein Prozess betrachtet, der sich in erster Linie innerhalb der jeweiligen Generation abspielt, sondern für den Auseinandersetzung und Dialog zwischen (Angehörigen verschiedener) Generationen von entscheidender Bedeutung sind. Rosenthal erinnert hier an Matthes' Mannheim-Relecture, der die „generationellen Verhältnisse" ins Zentrum rückt.

Bei Tradierungsprozessen zwischen Generationen sind für Rosenthal weniger explizite Inhalte wie etwa kommunizierbare Erfahrungen relevant, die von den Älteren weitergegeben und von den Jüngeren übernommen werden könnten. Im Zentrum steht hier eher das von Bohnsack und Schäffer ebenfalls aufgegriffene „atheoretische Wissen", dessen Tradierung mit dem Mannheimschen Bild des „Einsickerns" treffend beschrieben werden kann. Habituelle Muster und Erfahrungen, gerade solche, über die nicht gesprochen wird oder werden kann, werden von der jüngeren Generation

5 Dabei scheint es häufig eher so zu sein, dass Generationen erst im Nachhinein, im nachträglichen Sich-Bewusst-Werden über die Bedeutung von Ereignissen oder Lebensumständen entstehen, die in der Vergangenheit vielleicht als selbstverständlich hingenommen wurden. Als Beispiel mag dafür die Wiederentdeckung der in der Jugend als bedeutungslos und langweilig empfundenen Alltagskultur der 1970er und 1980er Jahre stehen, wie sie von heute um die 30jährigen zelebriert wird (vgl. z.B. Pauser/Ritschl 1999: „Wickie, Slime und Paiper. Das Online-Erinnerungsalbum für die Kinder der siebziger Jahre").

„in der konkreten Interaktion – meist jenseits eines bewußten Zugriffs – handelnd erlebt und werden so, auch wenn sie nicht unbedingt bewußt wahrnehmbar sind, für die Nachgeborenen zu unmittelbaren Erfahrungen“ (Rosenthal 1997: 59).

An diesem Prozess sind die Jüngeren nicht lediglich rezeptiv, sondern aktiv beteiligt. In der Interaktion zwischen den Generationen verändern sich die Gehalte, die tradiert werden, so dass auch für die ältere Generation die eigenen Erinnerungen oder Wertvorstellungen in einem neuen Licht erscheinen können. Dies kann so weit gehen, dass die Auseinandersetzung mit der jüngeren Generation für die ältere generationsbildend ist (vgl. Rosenthal 1997: 60f).

Vor dem Hintergrund dieses dynamischeren und mehrere Faktoren einbeziehenden Generationenmodells werden auch Versuche fragwürdig, lückenlose Generationenfolgen für ganze Gesellschaften zu formulieren. Rosenthal betont, dass es nicht zu jeder Zeit zur Herausbildung von Generationszusammenhängen kommen muss, dass vielmehr andere Zugehörigkeiten wie Klassen- oder Geschlechtszugehörigkeit einen höheren Erklärungsgehalt für feststellbare Gemeinsamkeiten zwischen Individuen haben können, und dass nicht vorhersagbar ist, in welcher Lebensphase und auf der Basis welcher Erfahrungen sich eine Generation formiert (vgl. Rosenthal 1997: 61f). Diagnosen wie die von Liebau (1997b), der in Westdeutschland seit der 68er Generation keine politischen Generationseinheiten mehr identifizieren kann und das als einen allgemeinen Trend im Zuge postmoderner Verhältnisse sieht, relativiert Rosenthal vor diesem Hintergrund (vgl. Rosenthal 2000: 164).

Als Ergebnis ihrer Überlegungen plädiert Rosenthal für eine Bestimmung von Generationen, „die nur auf empirischer Basis erfolgen [kann], und zwar im rekonstruktiven und nicht im subsumptionslogischen (sic) Verfahren“. Für eine umfassende Analyse „ist hier eine Rekonstruktion der prozessualen Aufschichtung von biographischen Erfahrungen sowie des reflexiven Zugriffs auf die Gegenwart gefordert“ (Rosenthal 1997: 62), weshalb biographischen Methoden eine besondere Bedeutung zukommt. Dabei müssen nicht nur Vergleiche zwischen einzelnen Biographien gezogen, sondern auch Interaktionen zwischen Angehörigen verschiedener Generationen erfasst werden.

Rosenthal setzt in ihren Arbeiten besonders auf die Analyse von Biographien unterschiedlicher Generationen in Familien. Dabei ist entscheidend, „daß wir Eltern und Großeltern nicht aufgrund ihrer biologischen Funktion als Angehörige einer Generation begreifen, sondern sie wiederum als Generation aufgrund ihres geteilten Erfahrungshintergrunds bestimmen“ (Rosenthal 1997: 58). Die Familie hat nicht nur eine entscheidende sozialisatorische Funktion, sondern ist auch ein wichtiger Ort des intergenerationalen Dialogs, in dem sich Generationen konstituieren – auch wenn, wie Rosenthal hier nochmals betont „wir nicht von einer gene-

rellen generationsstiftenden Bedeutung der Eltern- und Großelterngeneration und ebensowenig von einer bestimmten generationsbildenden Phase im Leben der Generationen ausgehen können“ (Rosenthal 2000: 177). Generationalität im Mannheimschen Sinne an familialen Generationen empirisch zu untersuchen stellt jedoch einen Brückenschlag dar, von dem sich schon Martin Kohli (1994) verspricht, „die eigentliche Produktivität des Generationskonzepts für die Analyse gesellschaftlicher Reproduktion und Dynamik“ offenlegen zu können (Kohli 1994: 114; vgl. Rosenthal 2000: 162).

Familiale und historische Generationszugehörigkeit aufeinander zu beziehen (vgl. Rosenthal 2000) ermöglicht es, der in der Generationsforschung häufig zu beobachtenden Tendenz zu entgehen, verschiedene Aspekte des Generationsbegriffs ausschließlich entweder auf der Mikro- oder der Makroebene anzusiedeln (vgl. Kaufmann 1997). Es impliziert, Generation als Mesodimension zu konzipieren (vgl. Bohnsack/Schäffer 2002). Der empirische Zugang zu Phänomenen von Generationalität muss daher ebenfalls den Brückenschlag zwischen gesellschaftlicher Struktur und Individuum erlauben. Dies ist im Konzept der Biographie, wie es in Kapitel 5 erarbeitet wird, möglich. Zunächst sollen jedoch die Anschlussmöglichkeiten zwischen Biographie- und Generationskonzept dargestellt werden, die sich aus vorliegenden empirischen Arbeiten ergeben.

4.3 Biographien als empirischer Zugang zum „Problem der Generationen“

Wie bereits in Kapitel 3 deutlich gemacht wurde, soll sich die Auseinandersetzung mit dem „Problem der Generationen“ im Kontext der Frauenbewegung und ihrer Folgen nicht auf Generationentypisierungen beschränken; Generationen als abgrenzbare und charakterisierbare Gruppen zu beschreiben würde bedeuten, lediglich Indikatoren bzw. das Ergebnis sozialer Wandlungsprozesse in den Blick zu nehmen. Das Interesse soll sich vielmehr darauf richten, wie es in der intergenerationalen Interaktion gegebenenfalls zur Konstitution von Differenzen kommt (vgl. Rosenthal 1997). Dabei soll trotz der Fokussierung familialer Generationen nicht die psychologisierende Perspektive auf eine spezielle Mutter-Tochter-Dynamik eingenommen werden.

Wenn Phänomene von Generationalität empirisch rekonstruiert werden sollen, stellt sich die Frage nach einem geeigneten Zugang. Generationalität lässt sich auch qualitativ-empirisch schwer erfassen; anders als etwa Kategorisierungen nach Geschlecht oder Ethnizität wird sie in sozialen Interaktionen nur bedingt ‚sichtbar‘ und ist damit auch schwer ‚beobachtbar‘. Die Konstruktion einer Generationszugehörigkeit ist ein Modus, in dem sich Menschen zu sich und ihrer Umwelt ins Verhältnis setzen. Um

sie empirisch zu erschließen, müssen also Medien gefunden und Situationen aufgesucht (oder hergestellt) werden, in denen ein solches Ins-Verhältnis-Setzen geschieht. Oder, wie Wohlrab-Sahr im Anschluss an Matthes' Konzept der „gegeneinander versetzten Muster der Weltwahrnehmung" von Generationen formuliert: Es gilt „ein Instrumentarium zu finden, mit dem solche Muster der Weltwahrnehmung und die aus ihnen resultierenden Fremdheitsrelationen zur Artikulation gebracht werden können" (Wohlrab-Sahr 2001: 329).

Wohlrab-Sahr sieht in ihrem Forschungsprogramm für ein Projekt zu „Religion und Religionslosigkeit als Dimension intergenerationellen Wandels" neben Familiengesprächen, in denen Generationendifferenzen, und Diskussionen in Gleichaltrigengruppen, in denen konjunktive Erfahrungen zum Ausdruck kommen sollen, die Erhebung biographischer Interviews vor. Dieser Weg wurde bereits in einer Reihe von biographischen Mehrgenerationenstudien eingeschlagen.[6] Dass biographische Ansätze hier so gut vertreten sind, ist kein Zufall. Denn in der „reflexiven Erfahrungsstruktur der *Biographie*", so Bettina Dausien, sind „gesellschaftliche Verhältnisse (‚Struktur') und konkrete Beziehungen (‚Handlung/Interaktion/Sinn') [...] miteinander verschränkt" (Dausien 2001a: 67; Herv. i. O.). Biographie ist also ebenso wie Generation ein Konstrukt, das es erlaubt, zwischen der Mikro- und Makroebene zu vermitteln und eine Mesoperspektive einzu-

6 So beruhen die dargestellten Überlegungen von Gabriele Rosenthal (s.o.) auf mehreren biographieanalytischen Studien über intergenerationale Tradierung in Familien von Tätern und Opfern des Nationalsozialismus (vgl. z.B. Rosenthal 1995; Rosenthal (Hg.) 1997). In ähnlicher Weise rekonstruiert Bettina Völter (2003) intergenerationale Prozesse in ostdeutschen jüdisch-kommunistischen Familien vor dem Hintergrund von Nationalsozialismus, DDR und Wiedervereinigung. Lena Inowlocki (1995) untersucht Traditionsbildung zwischen jüdischen Müttern und Töchtern und entwickelt daraus das Konzept der „Generationenarbeit" in Anlehnung an das in der Biographieforschung verwendete Konzept der „biographischen Arbeit". Daran schließt Helma Lutz (1999; 2000) mit biographischen Studien zur Kulturbildung zwischen den Frauengenerationen von Migrantenfamilien an. Meinrad Ziegler (2000) bezeichnet sein Vorgehen in seiner Fallstudie über die Auswirkungen der 68er Bewegung in einer österreichischen Familie zwar als ethnographisch, nimmt aber ebenfalls Rekonstruktionen der Biographien der Familienmitglieder vor. Alle diese Studien, die bei familialen Generationen ansetzen, zeichnen sich dadurch aus, dass sie gleichzeitig sorgfältig sozialgeschichtliche Hintergründe nachzeichnen und das Spannungsfeld zwischen familialen Generationsbeziehungen und historischen und sozialen Lagerungen beleuchten. Ähnliches gilt für Studien, die sich expliziter pädagogischen Themen widmen. Auf Konzepte der Biographieforschung beziehen sich etwa die (aus einem gemeinsamen Projekthintergrund stammenden) Studien zu „Familienerziehung im historischen Wandel" von Jutta Ecarius (2002) und von Karin Bock (2000) über „Politische Sozialisation in der Drei-Generationen-Familie". Heidrun Herzberg (2002) unternimmt es in ihrer Studie über die intergenerationale Tradierung von „Lernhabitusmustern", die Verknüpfung von Bildung, Biographie und Generation auch konzeptionell voranzutreiben.

nehmen. Gegenüber dem Ansatz Schäffers (2003), das „Problem der Generationen“ auf der Mesoebene des Milieus zu studieren, hat der Zugang über Biographien den Vorteil, auch die zeitliche Tiefendimension aufzuschließen und damit Entwicklungen über Lebens- und historische Zeit hinweg zugänglich zu machen. Schäffer, der auf der Grundlage von Gruppendiskussionen (teilweise auch biographischer Interviews) Medienpraxiskulturen unterschiedlicher Generationen rekonstruiert, kommt damit eher zu Momentaufnahmen eines zeitlichen Nebeneinanders unterschiedlicher konjunktiver Erfahrungsräume und der entsprechenden intergenerationalen Verhältnisse. Seine Herangehensweise hat den Vorteil, Generation gezielter als kollektive Gestalt zu erfassen. Dennoch ist es auch über Biographien möglich, konjunktive Erfahrungen und kollektive Orientierungen zu rekonstruieren. Zum einen können über Vergleiche zwischen Einzelbiographien generationsspezifische Muster deutlich werden. Zum anderen wird beim Erzählen von Lebensgeschichten auf Diskurse und überindividuelle Deutungsmuster zurückgegriffen, über die die jeweilige Erzählerin als Angehörige kollektiver Zusammenhänge Zugriff hat.[7]

Bettina Dausien führt ein weiteres Argument für einen biographischen Zugang zum „Problem der Generationen“ an. Sie sieht in Mannheims Ausführungen „mindestens implizit, ein biographisches Subjektmodell“ zugrundegelegt: „Er geht davon aus, daß sich Generationen durch die Modi der Erfahrungsverarbeitung in je konkreten historischen Situationen herausbilden und über eine geteilte biographische Erfahrungsgestalt entwickeln. Biographien sind gewissermaßen der ‚Ort‘, an dem ‚Kultur‘ [...] aufgenommen, verarbeitet, stabilisiert und reformiert wird“ (Dausien 2001a: 67).

Im Kontext des Wandels von Geschlechterkonstruktionen nimmt Dausien insbesondere die Frage nach „biographische[n] Bildungsprozesse[n] und ihre[r] intergenerationale[n] Relationierung“ (Dausien 2001a: 67) auf und macht damit den Ansatz Mannheims auf andere Art für den pädagogischen Diskurs anschlussfähig, als dies in den in 4.1 referierten Ansätzen der Fall ist.[8] Die Autorin knüpft an Mannheims Überlegungen zu unter-

7 Welchem Ansatz und damit welchem methodischen Zugang jeweils der Vorzug zu geben ist, entscheidet sich somit u.a. an der Frage, ob eher die Prozessdimension in den Vordergrund gestellt werden soll, oder ob es um eine horizontale Differenzierung von Kollektiven geht.

8 Wie oben gezeigt wurde, bedeutet die Einpassung des Generationsbegriffs in vorhandene pädagogische, v.a. erziehungstheoretische Diskurse bislang häufig „eine künstliche Reduktion, die das Problemfeld auch in seinen pädagogisch relevanten Dimensionen keineswegs vollständig erfaßt“ (Müller 1998: 502). Dagegen haben empirische Studien, die ‚Generation‘ beispielsweise als familiale und historische rekonstruieren gezeigt, dass es die Kombination dieser unterschiedlichen Perspektiven ist, die den Generationsbegriff produktiv macht. Über einen solchen Zugang können relevante Aspekte klassischer pädagogischer Kernthemen wie Erziehung, Bildung, Sozialisation oder Ler-

schiedlichen Formen von Wissensbeständen und ihrer Aneignung an, die im Tradierungsprozess zwischen Generationen relevant sind, insbesondere an die Unterscheidung zwischen „bewußt Gelehrte[m]“ und vorreflexiven Gehalten aus dem „Fonds des Lebens“, der im Prozess der Tradierung „einfach einsickert“ (Mannheim 1979 [1928]: 538). Damit korrespondiert der Begriff des „biographischen Wissens“ (Alheit/Hoerning 1989), das „die komplexe Gesamtheit kognitiver, emotionaler, habitueller und körperlicher Wissensformen“ (Dausien 1997: 234) umfasst. Der Erwerb biographischen Wissens bezieht nicht-reflexive Vorgänge mit ein, die für die Untersuchung von Tradierungs- und Transformationsprozessen gerade auch im Mannheimschen Modell von großer Relevanz sind.

Das Biographiekonzept hält also mehrere Möglichkeiten bereit, das Verhältnis von sozialem Wandel und individuellen Konstruktionen zu theoretisieren. Im folgenden Kapitel soll deshalb präzisiert werden, was in der vorliegenden Studie unter ‚Biographie‘ verstanden wird und wie sich darin ein bestimmter analytischer Blick auf Geschlechterkonstruktionen integrieren lässt.

nen aus einem intergenerationalen Zusammenhang heraus verstanden werden (vgl. dazu besonders die Arbeiten von Ecarius 2002 und Bock 2000).

5 Biographie und Geschlecht

Wenn in der folgenden empirischen Studie Prozesse sozialen Wandels zwischen Frauengenerationen und die Bedeutung der Frauenbewegung für solche Wandlungsprozesse anhand biographischer Selbstauskünfte konkreter Individuen untersucht werden sollen, so steht diese Form der Annäherung an gesellschaftliche Realität zugleich in der Tradition der Frauenbewegung. Biographien als Zugang zur Lebenswirklichkeit von Frauen haben sowohl in den Anfängen der Neuen Frauenbewegung in Westdeutschland als auch für eine sich etablierende Frauenforschung eine wichtige Rolle gespielt (5.1). In dem Maße, wie die Frauenforschung zunehmend ihre Methoden einer kritischen Reflexion unterzog, kam es jedoch auch zu Differenzierungen. Biographische Methoden wurden – nicht nur in der Frauenforschung – hinsichtlich ihres Verständnisses von ‚Biographie' hinterfragt, was zu konzeptionellen Klärungen führte (5.2).

Ein weiterer integraler Aspekt der – u.a. auch methodischen – Selbstreflexion der Frauenforschung betrifft das Verständnis der Kategorie ‚Geschlecht'. Die Kritik an der Selbstverständlichkeit, mit der in Teilen der frühen Frauenforschung mit den Kategorien ‚männlich' und ‚weiblich' operiert wurde, führte zu einer weitreichenden Umorientierung und zur Suche nach empirischen Zugängen, in denen ein dichotomisierender Blick nicht von vornherein mit angelegt ist und die es erlauben, sich dem Phänomen ‚Geschlecht' rekonstruierend anzunähern. Hier haben biographische Zugänge von Neuem Bedeutung erlangt. Geschlecht als „biographische Konstruktion" (Dausien 1998) zu analysieren, macht es möglich, mit verschiedenen Problemen einer sich im Unterschied zur Frauenforschung als Geschlechterforschung formierenden Forschungsrichtung (vgl. Maihofer 2004) produktiv umzugehen und einen empirischen Zugang zu ihren Fragen zu finden (5.3).

5.1 *Frauen*biographien: Das Verhältnis von Frauenforschung und Biographieforschung

In den Anfängen der Frauenbewegung war die Auseinandersetzung mit Frauenbiographien von großer Bedeutung. Mit dem Slogan „Das Persönliche ist politisch" verbindet sich das Programm, individuelle Erfahrung zum Ausgangspunkt der Analyse struktureller Zusammenhänge zu machen. Schon für den Konstituierungsprozess der neuen westdeutschen Frauenbewegung war das Öffentlichmachen tabuisierter Themen wie Abtreibung und Gewalt anhand konkreter individueller Erfahrungen von Frauen ein wesentlicher Motor. Beispielhaft ist hier die Kampagne gegen den § 218 StGB, in deren Rahmen sich Frauen im Juni 1971 im „Stern" öffentlich des Verstoßes gegen das Abtreibungsverbot bezichtigten (vgl. Schenk 1980: 87), sowie Alice Schwarzers „Der ‚kleine Unterschied' und seine großen Folgen", das anhand von Interviewprotokollen „die Funktion der Sexualität bei der Unterdrückung von Frauen" (Schwarzer 1975: 177) skandalisierte.

Die eigenen Erfahrungen, und damit noch stärker die Thematisierung von Biographien, waren wenig später auch Gegenstand der Consciousness Raising Groups. Besser als die deutsche Bezeichnung „Selbsterfahrungsgruppe" bringt die englische Bezeichnung des aus den USA stammenden Konzepts zum Ausdruck, dass es in den Gruppen nicht nur um Selbstreflexion im engeren Sinne ging. Die Methode sah vor, auf der Basis von „Berichte[n] aus unserer eigenen Biographie" und einer „Collage ähnlicher Erfahrungen aller anwesenden Frauen [...] zu einem Verständnis der sozialen Bedingungen, unter denen die Frauen leben, zu gelangen" (Allen 1972: 66). Das Ziel war, eine Analyse der strukturellen Ursachen der geteilten Erfahrungen vorzunehmen und diese im Sinne einer Theoriebildung zu abstrahieren, um gesellschaftliche Veränderungen einzuleiten (vgl. Schenk 1980: 91). In den Worten von Ilse Brehmer liest sich das Programm folgendermaßen: „*In Selbsterfahrungsgruppen (consciousness raising groups) wird das individuelle Leiden den anderen mitgeteilt und als allgemeines Leiden erfahren [...]. Der gemeinsame Veränderungswunsch, verankert in der individuellen Biographie, führte zu unterschiedlichen Projekten*" (Brehmer 1982: 10; Herv. i. O.). Es mag dahingestellt bleiben, inwieweit die Arbeit einzelner Gruppen diesem Anspruch in der Praxis gerecht werden konnte oder vielmehr angesichts einer Übermacht des Leidens in der Phase des „Selbstdarstellens eigener Gefühle und Erlebnisse" (Schenk 1980: 92) stecken blieb. In jedem Fall hat die Praxis der CR-Gruppen eine Kultur der individuellen biographischen Selbstthematisierung etabliert, die in den Kontext der patriarchatskritischen Analyse gesellschaftlicher Strukturen eingebunden war. Umgekehrt kann die Auseinandersetzung mit der eigenen Biographie im Sinne von „Selbstdarstellung und Austausch von Erfahrungen mit anderen, in gleicher Weise durch

Unterdrückung und männliche Herrschaft betroffenen Frauen“ als „konstitutiv für die neue Form der Frauenbewegung“ (Kraul 1999: 456) betrachtet werden.

Ein anderes *politisches* Konzept der Frauenbewegung, das auf Biographien von Frauen fokussiert, ist das der Sichtbarmachung ‚weiblicher‘ Erfahrung und Lebensrealität. Literarische Autobiographien – Beispiele sind die vielgelesenen autobiographischen Romane von Verena Stefan (1975) und Anja Meulenbelt (1978) – und andere biographische Dokumente (z.B. Runge 1970; Schwarzer 1975) waren für die „Selbstverständigung“ (Holland-Cunz 2003: 143) der Bewegung von zentraler Bedeutung. Das zugrunde liegende politische Konzept des Sichtbarmachens weiblicher Biographien ist im Wesentlichen ein identitätspolitisches. So sieht beispielsweise Maria Mies (1982) in der (Wieder-)Aneignung der eigenen Geschichte und damit einer eigenen Identität eine Voraussetzung für die Befreiung von Frauen von ihrem Objektstatus. Diese Strategie ist sowohl eine individuelle als auch eine kollektive: „*Erforschung und Kenntnis der Geschichte ist notwendig zur Identitätsfindung.* Diesen Satz beziehe ich sowohl auf die einzelne Frau als auch auf uns Frauen allgemein“ (Mies 1982: 54; Herv. i. O.).

Im Rahmen der beginnenden historischen Frauenforschung wurde zu einer großen Bandbreite von Themen (vgl. Frevert 1994) Geschichte als ‚Herstory‘ neu geschrieben. In diesen Zusammenhang fiel nicht zuletzt auch die Wiederentdeckung und Aneignung der ersten deutschen Frauenbewegung und damit auch der Biographien ihrer Protagonistinnen (vgl. z.B. Frevert 1986; Dalhoff et al. 1986).

Das Selbstverständnis vieler Frauenforscherinnen sah eine enge Verbindung zwischen Forschungsarbeit und Frauenbewegung, v.a. der aktiven Veränderung der Lebenssituation von Frauen vor. Dies spiegelt sich in Positionsbestimmungen wie den einflussreichen und umstrittenen „methodischen Postulaten zur Frauenforschung“ von Maria Mies (1984 [1978]) wider. Biographische Methoden boten sich in mehrerlei Hinsicht zur Umsetzung dieser Postulate an. Sie sollten es ermöglichen, einer als androzentrisch und positivistisch kritisierten Wissenschaft, die nur etablierte Sichtweisen reproduziere, eine „*Sicht von unten*“ (Mies 1984 [1978]: 12; Herv. i. O.) gegenüberzustellen, ohne dabei Frauen zu bloßen Forschungsobjekten zu reduzieren. Biographische Methoden stellten eine Grundlage zur Verfügung, um die subjektive Perspektive stark zu machen gegen die Illusion von Objektivität und Wertfreiheit und damit bewusst einen Standpunkt der Parteilichkeit und Betroffenheit einzunehmen. Dabei sollte zugleich ein Bewusstwerdungsprozess sowohl auf Seiten der Forscherinnen als auch der Beforschten in Gang gebracht werden. So ließen sich biographische Methoden auch gut mit dem Konzept einer politisch engagierten Aktionsforschung kombinieren. Bezeichnenderweise führte Mies die Umsetzung ihrer Postulate exemplarisch an einem Aktionsforschungspro-

jekt aus, in dem mit biographischen Methoden gearbeitet wurde (vgl. Mies 1984 [1978]). Als feministischer Gegenentwurf zur herrschenden Wissenschaftspraxis und auf der Suche nach ‚weiblichen' Methoden mussten biographische Ansätze „geradezu als Königsweg ‚weiblicher Wissenschaft'" (Dausien 1994b: 131) erscheinen.[1]

Mies' methodische Postulate wurden jedoch bald in mehrfacher Hinsicht der Kritik unterzogen. So verwies Christina Thürmer-Rohr auf den in erster Linie „*politisch-moralische[n]*" (Thürmer-Rohr 1984: 72; Herv. i. O.) Charakter der Postulate, die sich nicht auf direktem Wege in die Praxis eines methodischen Vorgehens in konkreten Forschungsvorhaben übertragen lassen. Gerade in Projekten, die mit biographischen Interviews arbeiteten, beobachtete Thürmer-Rohr entsprechende Probleme: Die Identifikation der Forscherin mit der Interviewpartnerin auf der Basis einer abstrakten gemeinsamen Betroffenheit von Unterdrückungsstrukturen stieß an den in der Interaktion spürbaren Differenzen zwischen den konkreten Frauen schnell auf unüberwindliche Grenzen (vgl. Thürmer-Rohr 1984: 73f). Die Vorstellung, dass durch den Abbau der Asymmetrie im Verhältnis zwischen Forscherin und Beforschter „nun unter *Frauen* auf einmal alle Barrieren fallen könnten, daß das große Vertrauen und die schöne Schwesterlichkeit sich einstelle" (Thürmer-Rohr 1984: 76; Herv. i. O.) entlarvt Thürmer-Rohr als eine Illusion und Überforderung der Forscherin. Die hohen Ansprüche der methodischen Postulate unterstellen eine Gemeinsamkeit unter Frauen, die jedoch noch Utopie sei und die – etwa durch Beziehungsarbeit – herzustellen Thürmer-Rohr nicht als Aufgabe der Forscherin betrachtet. Stattdessen nimmt sie eine Trennung von Forschung und Politik vor:

„[...] feministische Wissenschaft kann keine politischen Ziele erfüllen. Ihre Aufgabe und ihre Möglichkeit besteht darin, sich um eine möglichst sorgfältige, differenzierte und systematische Wiedergabe der Situation von Frauen – in ihrer ganzen Unterschiedlichkeit – und um die Analyse und Erkenntnis allgemeiner Gesetzmäßigkeiten der patriarchalen Realität aus der Sicht von Frauen – in ihrer ganzen Unterschiedlichkeit – zu bemühen" (Thürmer-Rohr 1984: 77).

Noch weitgehender entzieht Thürmer-Rohrs These von der „Mittäterschaft" von Frauen der Idee einer gemeinsamen Betroffenheit die Basis. Frauen können sich demnach nicht auf einen durchgängigen kollektiven Opferstatus im Patriarchat berufen, sondern müssen ihre Rolle bei der Aufrechterhaltung der Herrschaftsverhältnisse in Rechnung stellen (vgl. Thürmer-Rohr 1987).

1 Einen Eindruck von der damit verbundenen Aufbruchstimmung vermittelt die Dokumentation der Tagung „Weibliche Biographien" (beiträge 7/1982). Dort wurden neben dem biographischen Paradigma als Grundlage eines feministischen Forschungsprogramms bereits eine Vielfalt von Projekten und Bezügen zur politischen Praxis diskutiert.

Regina Becker-Schmidt warnt in ihrer Auseinandersetzung mit den methodischen Postulaten vor einer naiven Auslegung des Parteilichkeitspostulats und des Anspruchs, Frauen zu Subjekten des Forschungsprozesses zu machen. Wenn Frauen auch im Interview die Gelegenheit erhalten, ihre subjektive Sicht der Realität zur Sprache zu bringen, so bleiben Individuen doch „innerhalb der vorgegebenen Realität [...] zwangsläufig *Objekte und Subjekte* der sozialen Wirklichkeit" (Becker-Schmidt 1984: 227; Herv. i. O.). Ebenso wie es Ziel der feministischen Forschung ist, Frauen als Subjekte sichtbar zu machen, muss sie die Strukturen der Fremdbestimmung thematisieren, deren Objekte sie sind. Weiterhin macht Becker-Schmidt darauf aufmerksam, dass feministisch engagierte Forschung von dem, wofür sie Partei ergreifen will, häufig schon eine allzu genaue Vorstellung hat und Gefahr läuft, stereotype Vorstellungen des ‚Weiblichen' zu reproduzieren (vgl. Becker-Schmidt 1984: 231). Am Beispiel von Frauengeschichte zeigt sie, dass feministische Forschung etwas untersucht, für das es keine Kategorien gibt, weil es für die herkömmliche, dem Androzentrismus verhaftete Wissenschaft bislang überhaupt nicht existierte. Das gilt nach Becker-Schmidt auch für die Frauenforschung generell: „Feministische Wissenschaft *hat* demnach ihren Gegenstand substantiell noch gar nicht – sie muß ihn erst einmal finden, vielleicht überhaupt erst einmal erfinden, entwerfen" (Becker-Schmidt 1984: 232; Herv. i. O.). Ein solcher Blick, der sich über die eigene Konstruktivität Rechenschaft gibt, zwingt zunächst zur Beachtung von Differenzen unter Frauen, auf die auch Thürmer-Rohr verweist. Statt der gemeinsamen Betroffenheit von der universellen Unterdrückung und der Suche nach weiblicher Identität stellt Becker-Schmidt die Komplexität und Widersprüchlichkeit der Lebensrealität von Frauen in den Vordergrund. Sie schlägt als zentrale Kategorie zur Beschreibung dieser Lebensrealität den Begriff der Ambivalenz vor, der den Unvereinbarkeiten in den objektiven und subjektiven Verhältnissen im Leben von Frauen eher gerecht wird (vgl. Becker-Schmidt 1984: 236).

Die Auseinandersetzung um die methodischen Postulate zur Frauenforschung wirft jedoch noch ein anderes Licht auf die Bedeutung biographischer Zugänge. Erschienen diese zunächst als optimale Möglichkeit zur Einlösung der Postulate, so wurden doch gerade in der Beschäftigung mit Biographien die Probleme einer identitätspolitisch motivierten Forschung sichtbar. Die feministische Biographieforschung, die sich zunächst gegen das Konstrukt der „weiblichen Normalbiographie" (beiträge 7/1982) in der herkömmlichen Wissenschaft richtete, stieß in den von ihr zutage geförderten ‚weiblichen' Biographien auf eine Vielfalt, die zu methodischer und theoretischer Selbstreflexion zwang. „Biographisch orientierte Zugriffsweisen werden gleichsam zum Motor für die Frauenforschung und bedingen deren Perspektivenwechsel von der Einheitsbetroffenheit zur Differenz" (Kraul 1999: 460).

Ebenso wie die Suche nach dem ‚Weiblichen' (als Basis für Identitätspolitik) musste damit die Idee spezifisch ‚weiblicher' Methoden zur Disposition gestellt werden. Doch auch dies hat die Bedeutung von und Vorliebe für biographische Zugänge in der feministischen Forschung nicht geschmälert. Denn diese hatten sich, wie andere qualitative Verfahren, längst als dem Gegenstand angemessene Methoden erwiesen. So weist bereits Ursula Müller (1984) darauf hin, dass die Zuwendung zu Bereichen, die bislang von der männlich dominierten, zumeist quantitativen und vorgefasste Hypothesen testenden Forschung gar nicht wahrgenommenen wurden und mit ihren Kategorien auch nicht erfassbar sind, eine methodologische Orientierung erfordert, die offenen, hypothesengenerierenden Verfahren den Vorzug gibt. Frauenforschung muss zunächst einen im positiven Sinne explorativen Charakter haben: „Sie hat sich aufgemacht, das Unbekannte bekannt zu machen, und das Negativetikett der traditionellen Kritik – nur ‚explorativ' zu sein – erscheint ihr die zur Zeit einzig legitimierbare methodologische Strategie" (Müller 1984: 35; vgl. auch Becker-Schmidt/ Bilden 1991: 24).

Zehn Jahre später beschreibt Ursula Müller die weitere Entwicklung der Frauenforschung als einen Prozess der Professionalisierung und Pragmatisierung (vgl. Müller 1994). Mit der zunehmenden Lockerung der engen Verschränkung von Frauenforschung und Frauenbewegung und der nicht unumstrittenen Institutionalisierung der Frauenforschung kam es zu einer Ausdifferenzierung der feministischen Forschung, die auch eine größere Methodenvielfalt inklusive der Anwendung quantitativer Methoden mit sich brachte. Allerdings änderte das nichts an der Dominanz qualitativer Methoden in der Frauenforschung (vgl. Dausien 2001b: 14; Kraul 1999: 461).

Wie Kraul (1999) zeigt, blieben auch umgekehrt die Entwicklungen in der feministischen Forschung mit biographischen Methoden für die Biographieforschung insgesamt nicht ohne Folgen. Die soziologischen, pädagogischen, psychologischen oder historischen Forschungsansätze, die mit Hilfe biographischer Methoden „die ‚kleinen Leute' zu Wort kommen lassen" wollten, krankten zunächst meist an einem männlichen Bias, weil sie „mit den ‚kleinen Leuten' meist nicht die ‚kleinen Frauen' meinten, den Geschlechtsunterschied in der Regel nicht reflektiert hatten" (Dausien 1994b: 132f).[2] So blieb die Biographieforschung der 1980er Jahre vor al-

2 Die androzentrische Engführung des Biographiekonzepts war es auch, die die Frauenforschung daran hinderte, an andere Traditionen der wissenschaftlichen Auseinandersetzung mit Biographien im deutschsprachigen Raum anzuknüpfen. Dausien (2002: 141ff) weist darauf hin, dass die Beschäftigung mit Biographien in Form von literarischen Biographien (Bildungsromane) und autobiographischen Dokumenten eine wichtige Rolle für die Konstitution der (geisteswissenschaftlichen) Pädagogik als Wissenschaft in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts spielte. Das Interesse an individuellen Bildungsbiographien ist hier jedoch mit einem „idealtypische[n] Subjektmo-

lem dem Modell der ‚männlichen' erwerbszentrierten Normalbiographie und einer Gleichsetzung von Arbeit mit Erwerbsarbeit verhaftet (vgl. Dausien 2001b: 14; Becker-Schmidt/Bilden 1991: 26). Die feministische Kritik richtete sich gegen Modelle wie das von Kohli (1985), das eine Strukturierung von Biographien durch das Erwerbssystem unterstellt und „von einer kontinuierlichen Aufschichtung von Erfahrungen und einer gradlinigen Beziehung von Vergangenheit über Gegenwart zur Zukunft ausgeht" (Kraul 1999: 463). Damit werden die häufig diskontinuierlichen Verläufe von Frauenbiographien und ihre Einbindung in zwei konkurrierende Systeme, nämlich das des Arbeitsmarkts und das der Familie, ausgeblendet (ausführlich dazu Dausien 1996: 25ff). Zum anderen konnte die feministische Biographieforschung jenes Phasenmodell der weiblichen Biographie (Levy 1977), das lediglich als Ergänzung und in Abhängigkeit von der männlichen Erwerbsbiographie konzipiert war, als ein der Realität unangemessenes Konstrukt überführen. Schon in den Anfängen der Frauenforschung wurde durch den Einsatz biographischer Methoden deutlich, dass das Konzept der „weiblichen Normalbiographie" der Komplexität des Lebens von Frauen nicht gerecht wird (vgl. beiträge 7/1982; ausführlich dazu Dausien 1996: 37ff).

Während nun „die Sichtbarmachung weiblicher Lebensentwürfe und -geschichten die Biographieforschung geschlechtsspezifisch differenziert und damit neue Zugänge zur Analyse von Lebensläufen eröffnet" hat (Kraul 1999: 464), wurde für die feministische Forschung selbst die Kategorie Geschlecht bzw. ihre Verwendung in der empirischen Forschung fragwürdig. Der selbstkritische Vorwurf lautete, dass empirische Forschungsprojekte ‚Weiblichkeit' und ‚Männlichkeit' als etwas fraglos Gegebenes betrachteten. Wenn diese Kategorien in der Anlage von Studien zum Ausgangspunkt genommen würden, könne die Forschung diese Kategorien nur verfestigen. Dieser Vorwurf traf in erster Linie die in den 1970er und 1980er Jahren explodierende Sozialisationsforschung, aber auch die Biographieforschung. Denn obwohl sie die Aufmerksamkeit auf Differenzen unter Frauen lenkte, konnte die Fokussierung von Differenzen zwischen Frauen und Männern das genaue Gegenteil bewirken.

„Die – durchaus kritisch gemeinte – Gegenüberstellung ‚weiblicher' und ‚männlicher' Biographien birgt die Tendenz zur Vereinfachung und Überzeichnung der Differenz [zwischen den Geschlechtern, C.T.] sowie zur Reproduktion und Reifikation der binären Klassifikation. Analysen, die darum bemüht sind, (geschlechts)spezifische *Merkmale* ‚weiblicher' und ‚männlicher' Biographien he-

dell" verknüpft, das als „‚autonom', ‚männlich', ‚bürgerlich' und ‚gebildet' bzw. ‚bildungsmotiviert'" (Dausien 2002: 145) beschrieben wird. Programmatische Texte wie etwa Rousseaus „Émile", in dem die Erziehung von Mädchen zudem explizit im Sinne einer Geschlechterpolarität und ergänzenden Zuordnung zum männlichen Bildungssubjekt konzipiert wird, wurden daher Gegenstand feministischer Kritik (vgl. Felden 2001).

rauszufinden, neigen zu deskriptiven Modellbildungen nach dem Muster ‚*Frauen sind*... z.B. familienzentriert, stärker beziehungsorientiert oder weniger karriereinteressiert als Männer'. Von dieser Art der Verallgemeinerung empirischer Beobachtungen ist es nicht weit zu essentialistischen, über ‚weibliche' oder ‚männliche' Eigenschaften definierten Geschlechterkonzepten" (Dausien 2001b: 15).

Die Anfang der 1990er Jahre verstärkt einsetzende Diskussion um die Kategorie Geschlecht lenkte stattdessen den Blick auf die Herstellung von ‚Weiblichkeit' und ‚Männlichkeit'. Geschlecht wurde mit dem Konzept des „doing gender" (West/Zimmermann 1991) als etwas gefasst, das in der alltäglichen Praxis immer wieder neu produziert und innerhalb eines kulturellen Systems der Zweigeschlechtlichkeit nachträglich naturalisiert wird (vgl. Hagemann-White 1984: 78).

Um Prozesse der sozialen Konstruktion von Geschlecht zu untersuchen, bieten sich Biographien wiederum als aufschlussreiches empirisches Material an, weil sich darin häufig keine glatten Kategorisierungen, sondern widersprüchliche, fragmentierte oder konkurrierende ‚Weiblichkeiten' und ‚Männlichkeiten' finden lassen. Doch die Bedeutung eines biographischen Zugangs geht darüber weit hinaus. Wie Bettina Dausien (1998; 1999; 2002) zeigt, ist Geschlecht als soziale Konstruktion nicht nur eine Art Rahmenbedingung von Biographien, sondern kann selbst als eine biographische Konstruktion konzipiert und untersucht werden. Dadurch wird ‚Biographie' zum zentralen Konzept für ein weitergehendes Verständnis von Geschlecht als sozialer Konstruktion. Dies soll unter 5.3 noch eingehender erläutert werden. Zunächst ist an dieser Stelle jedoch zu klären, was für ein Begriff von Biographie in dieser Arbeit vorausgesetzt wird.

5.2 Frauen*biographien*: Auseinandersetzungen um das Biographiekonzept

Das Leben ist eine Baustelle.
Filmtitel (Wolfgang Becker, BRD 1997)

Im Idealfall sollten die Strukturen des Erlebens sich mit den Strukturen des Erzählens decken. Dies wäre, was angestrebt wird: phantastische Genauigkeit. Aber es gibt die Technik nicht, die es gestatten würde, ein unglaublich verfilztes Geflecht, dessen Fäden nach den strengsten Gesetzen ineinandergeschlungen sind, in die lineare Sprache zu übertragen, ohne es ernstlich zu verletzen. Von einander überlagernden Schichten zu sprechen – „Erzählebenen" – heißt auf ungenaue Benennungen ausweichen und den wirklichen Vorgang verfälschen. Der wirkliche Vorgang, „das Leben", ist schon weitergegangen; es auf seinem letzten Stand zu ertappen bleibt ein unstillbares, vielleicht unerlaubtes Verlangen.
Christa Wolf (1994), Kindheitsmuster: 345.

Das Interesse an biographischen Methoden beschränkte sich in den 1970er Jahren nicht auf die Frauenforschung. Im Zuge der Kritik am etablierten Wissenschaftsbetrieb kam in unterschiedlichen Disziplinen qualitativen Methoden eine große Bedeutung zu, welche die Perspektive marginalisierter Gruppen zur Grundlage von Theoriebildung und Veränderung gesellschaftlicher Verhältnisse machen sollten (vgl. Dausien 1994b: 132). Dazu wurde insbesondere die Tradition der Chicago School of Sociology von Anfang des 20. Jahrhunderts wieder aufgegriffen. Dort war mit Hilfe qualitativer, insbesondere auch biographischer Methoden ein empirischer Zugang zu den sozialen Umwälzungsprozessen gesucht worden, die sich zu dieser Zeit in nordamerikanischen Großstädten im Zuge der Industrialisierung abspielten. Ein prominentes Beispiel für diese Art von Forschung ist die Studie „The Polish Peasant in Europe and America" von Thomas und Znaniecki (1958 [1918-20]). Derartige Forschungen zeichneten sich aus durch den „explizite[n] Bezug auf gesellschaftliche *Praxis*, auf neu entstandene *soziale Problemlagen* und darauf bezogene politische und professionelle Handlungsperspektiven" (Dausien 2002: 146; Herv. i. O.). Das machte sie anschlussfähig für Diskussionen um Gegenentwürfe zur etablierten Wissenschaftspraxis, die gesellschaftspolitisches Engagement konzeptionell mit einschlossen.

Neben dem von der Frauenforschung kritisierten ‚male bias' hat die in den 1960er Jahren in Deutschland neu einsetzende Biographieforschung jedoch noch eine weitere Hypothek aus der Tradition der Chicago School übernommen. In der Absicht, die Perspektive der ‚kleinen Leute' zum Tragen kommen zu lassen, bekamen autobiographische Dokumente den Status von ‚life records', denen ein Abbildungsverhältnis zu sozialer Wirklichkeit unterstellt wird. Damit legt sich ein Verständnis von Biographie als etwas nahe, das jemand einfach ‚hat' und das mehr oder weniger entlang vorhandener Muster verläuft, die Normalität verbürgen (vgl. Dausien 2002: 152).

Dabei war es gerade das Abhandenkommen solcher Normalitäten in Folge sozialer Umbrüche, auf die die Chicago School mit der Entwicklung biographischer Forschungsmethoden reagierte. Das soziale Elend in den nordamerikanischen Industriestädten, das auf diese Weise zum Gegenstand empirischer Forschung gemacht wurde, war Folge von Industrialisierungs- und Migrationsprozessen breiter Bevölkerungsschichten. Die damit einhergehende erzwungene Individualisierung und das Wegbrechen vertrauter Orientierungsmuster musste nun individuell bewältigt werden (vgl. Dausien 2002: 146).

Die Biographieforschung der 1980er Jahre wurde sich zunehmend der Tatsache bewusst, dass Biographien keine selbstverständlichen Gegebenheiten sind. Martin Kohli (1985) formulierte die einflussreiche These, dass es auf dem Hintergrund gesellschaftlicher Transformationsprozesse zu einer „Institutionalisierung des Lebenslaufs" gekommen sei. Die historischen Entwicklungen, mit denen dies einhergeht, sind einerseits demographische Veränderungen wie die Zunahme der Lebensdauer und die damit verbundene Erwartbarkeit eines längeren Lebens oder die Entstehung eines Familienzyklus mit unterschiedlichen Phasen. Die dadurch erforderlich gewordene „Verzeitlichung und Chronologisierung" der Lebensform bezeichnet Kohli zum anderen als „Teil des umfassenderen Prozesses der Freisetzung der Individuen aus den (ständischen und lokalen) Bindungen" (Kohli 1985: 3). Individualisierung im Sinne sozialer und lokaler Mobilität sowie die Erosion anderer Institutionen, die die soziale Zugehörigkeit von Individuen verbürgen, machen den Lebenslauf zu einem „Regelsystem, das einen zentralen Bereich oder eine zentrale Dimension des Lebens ordnet" (Kohli 1985: 1). Der Lebenslauf wird damit zum neuen Vergesellschaftungsmodus, der zeitlich organisiert ist.[3] Dem „institutionellen Pro-

3 Dagegen wurde eingewandt, dass sich parallel auch hier Prozesse der Deinstitutionalisierung vollziehen. Zudem wurde Kohli ein gender bias vorgeworfen: Die feministische Analyse konnte nicht nur zeigen, dass Kohlis Institutionalisierungsthese den männlichen Lebenslauf zur Norm macht, indem er Lebensläufe „um das Erwerbssystem herum organisiert" sieht. Kohli übersehe vielmehr, dass „der neue Vergesellschaftungsmodus [...] auf der gesellschaftlichen Durchsetzung des Prinzips der kapitalistischen Lohnarbeit [basiert], das eine spezifische Form der gesellschaftlichen Arbeitsteilung, die

gramm“ steht in Kohlis Modell die „subjektive Konstruktion“ der Individuen gegenüber (Kohli 1985: 19). Individuelle Subjekte aktualisieren den gesellschaftlich vorgegebenen zeitlichen Orientierungsrahmen des Lebenslaufs, indem sie vor diesem Horizont durchaus eigensinnig eine Biographie entwerfen. Kohli spricht hier unter Bezugnahme auf Werner Fuchs (1983: 366) von der „Biographisierung der Lebensführung“.

Mit der Diskussion um Kohlis Thesen befand sich die Biographieforschung bereits in einer Phase konzeptioneller Klärungen. Wenn Biographien keine sozusagen naturwüchsigen Gegebenheiten sind, worüber die Institutionalisierungsthese ja aufklärt, was sind sie dann? Ist Biographie sozusagen die ‚subjektive Seite‘ der Institution Lebenslauf, wie es Kohlis Modell nahelegen könnte? Welcher Art ist die Bedingtheit von Biographien durch die Institution Lebenslauf? Wenn Biographien offensichtlich so voraussetzungsvolle Gebilde sind, was ist es dann, worüber Menschen sprechen, wenn sie ihre Lebensgeschichte erzählen? Wenn Lebensgeschichten unter diesen Voraussetzungen nicht naiv als Abbildungen des Lebens, ‚wie es wirklich ist‘, genommen werden können, in welcher Form beziehen sie sich dann auf ‚Realität‘?

Zwar ist die Biographieforschung vermutlich nie ernsthaft davon ausgegangen, die Biographie, die eine Person einfach ‚habe‘ und mehr oder weniger autonom gestalte, sei so etwas wie ein Speicher all ihrer verdichteten, chronologisch aufgereihten Erfahrungen, die im Interview nach Bedarf mehr oder weniger abgerufen werden könnten. Wäre dies die Vorstellung, die einer wissenschaftlichen Beschäftigung mit Biographien zugrundegelegt wird, dann träfe Pierre Bourdieus Kritik zu, dass sich mit der „Lebensgeschichte [...] eine jener vertrauten Alltagsvorstellungen [...] in das wissenschaftliche Universum hineingeschmuggelt“ (Bourdieu 1990: 75) habe und ForscherInnen, die sich damit beschäftigen, der „biographischen Illusion“ (ebd.) erlegen seien. Um ein solches Alltagsverständnis von Biographie in der wissenschaftlichen Beschäftigung mit biographischen Dokumenten nicht unter der Hand zu verlängern, ist ein wissenschaftliches Konzept von Biographie nötig. Es muss sich auf das alltagsweltliche Konzept von Biographie beziehen und weiterhin klären, wie dieses sich wiederum auf individuelle und gesellschaftliche Realität bezieht. Das geschieht, wenn

„wissenschaftliche Biographieforschung eben jene alltagsweltlichen Deutungs- und Ordnungsleistungen unter bestimmten theoretischen und disziplinären Hinsichten zum Gegenstand [macht]. ‚Biographie‘ als *wissenschaftliches* Konzept ist eine theoretische Konstruktion *über* Konstruktionen oder – mit Alfred Schütz’ Worten – eine ‚Konstruktion zweiten Grades‘“ (Dausien 2002: 120f; Herv. i. O.).

Trennung von Produktion und Reproduktion, Erwerbsarbeit und Familie, Öffentlichkeit und Privatheit einschließt“ (Dausien 1996: 26; Herv. i. O.).

Im Folgenden soll ein Verständnis von Biographie in Form einer solchen wissenschaftlichen Konstruktion zweiten Grades umrissen werden, das auch der Untersuchung von Biographien in der vorliegenden Arbeit zugrunde liegt. Die Skizze wird in der Auseinandersetzung mit zwei prominenten Kritikern der Biographieforschung entwickelt, wobei bei jedem der beiden eine Akzentsetzung vorgenommen wird, um jeweils eine bestimmte Pointe des hier favorisierten Biographiekonzepts deutlich machen zu können. So soll es in der Relecture der Kritik von Pierre Bourdieu (1990) um das Verhältnis von individueller (Sinn-)Konstruktion und Bedingtheit durch gesellschaftliche Strukturen in Biographien gehen. In der Auseinandersetzung mit Armin Nassehi (1994) wird das Verhältnis von biographischer Erzählung und ‚objektiver' Realität zum Thema gemacht.[4]

5.2.1 „Die biographische Ilusion" (Pierre Bourdieu)

In seiner Kritik der „biographischen Illusion" stellt Pierre Bourdieu (1990) die These auf, dass biographische Erzählungen, die ein individuelles Leben als kohärentes Ganzes und als von Intentionen geleitetes Projekt erscheinen lassen, lediglich aufgrund einer ganz bestimmten Voraussetzung zustande kommen: Die „Komplizenschaft" zwischen einem Erzähler, der sich „zum Ideologen seines eigenen Lebens macht" und dem Zuhörer (im Fall von biographischen Untersuchungen dem Forscher), „der alles, angefangen bei seinen Dispositionen des professionellen Interpreten, dazu beiträgt, diese artifizielle Kreation von Sinn zu akzeptieren" (Bourdieu 1990: 76). Die Vorstellung, Leben sei als lineare, zusammenhängende Geschichte zu präsentieren, bringt Bourdieu mit der literarischen Tradition des Romans in Verbindung. Dieses Schema einer linearen, konsistenten Erzählung sieht er jedoch im modernen Roman überwunden; Wirklichkeiten und Identitäten kommen in ihrer Diskontinuität und Fragmentiertheit zum Ausdruck, während in biographischen Erzählungen weiter an der Illusion von Kohärenz und Identität festgehalten werde. Die Analyse biographischer Erzählungen darf nun nicht dem „perfekten sozialen Artefakt" aufsitzen, „das da ‚Lebensgeschichte' heißt". Sie müsse vielmehr dazu führen, „den Begriff der Laufbahn (*trajectoire*) als eine Abfolge von nacheinander durch denselben Akteur (oder eine bestimmte Gruppe) besetzten Positionen zu konstruieren, in einem (sozialen) Raum, der sich selbst ständig entwickelt und der nicht endenden Transformationen unterworfen ist" (Bourdieu 1990: 80; Herv. i. O.).

4 Dies ist nicht so zu verstehen, dass konzeptionelle Klärungen in der Biographieforschung erst als Reaktion auf die Kritiken stattgefunden hätten. Die Kritiken erwiesen sich vielmehr bei näherem Hinsehen als unzutreffend und in Unkenntnis der tatsächlichen Forschungspraxis der Biographieforschung formuliert. Jedoch haben sie breitere Diskussionen angestoßen und BiographieforscherInnen dazu gezwungen, zu den angesprochenen Problemfeldern expliziter Stellung zu nehmen.

Wie Peter Alheit (1993) festhält, klärt Bourdieus Sichtweise „unsentimental über das soziale Phänomen ‚Biographie' auf und lehrt uns eine gewisse Skepsis gegenüber dem bloßen *Sinnkonstrukt* ‚Biographie'" (Alheit 1993: 381; Herv. i. O.). Dass Biographie als ein Produkt sozialer Konstruktionsprozesse verstanden werden muss, ergibt sich allerdings schon aus Kohlis Überlegungen zur Institutionalisierung des Lebenslaufs (s.o.). Die Konsequenzen für das Biographiekonzept veranschaulicht Dausien (1999) in Abgrenzung von einem Alltagsverständnis, dem zufolge man eine Biographie einfach ‚hat':

„Eine Biographie wird vielmehr hergestellt, durch abstrakte und konkrete gesellschaftliche Vor-Bilder, durch Erwartungen aus dem sozialen Nahbereich und institutionalisierte Erwartungsfahrpläne, die sozial und kulturell erheblich variieren; durch strukturelle ‚Weichenstellungen', die sich als konkrete materielle, rechtliche, soziale Restriktionen des individuellen Handlungsspielraums rekonstruieren lassen; schließlich durch die reflexiven Leistungen der Subjekte selbst, ohne deren biographische Arbeit weder soziales Handeln denkbar wäre, noch soziale Strukturen reproduziert werden könnten" (Dausien 1999: 238).

Dausiens Hinweis, dass auch die Aufrechterhaltung sozialer Strukturen auf die Reproduktion durch individuelle Subjekte angewiesen ist, beinhaltet bereits den zentralen Einwand, den Alheit gegen Bourdieus Kritik an der Biographieforschung fomuliert: Er hält Bourdieu entgegen, er überdehne „die wichtige Erkenntnis von der ‚Sozialität' des Biographischen" auf Kosten der „latente[n] *Biographizität des Sozialen*" (Alheit 1993: 382; Herv. i. O.). Der Begriff der Biographizität umfasst einerseits die individuelle Aktualisierung gesellschaftlich vorgegebener Ablaufmuster im Leben Einzelner, die dieses Leben zu einem ‚eigenen' Leben machen. Alheit verdeutlicht dieses Prinzip an Bourdieus Vergleich der Laufbahnen im sozialen Raum mit dem Streckennetz der Metro. So wie dieses „als Matrix der objektiven Beziehungen zwischen den verschiedenen Stationen" (Bourdieu 1990: 80) in Rechnung gestellt werden müsse, um eine Metro-Strecke zu erklären, müssten biographische Ereignisse als Bewegungen im sozialen Raum von der Beziehung zwischen den eingenommenen Positionen her bestimmt werden. Im selben Bild bleibend führt Alheit aus, dass eine Metrolinie auch durch die Spezifik der Abfolge ihrer Stationen identifizierbar ist und damit eine Eigenlogik hat. Dieser „Eigensinn" ist es auch, der Biographien ausmacht. Die Abfolge einzelner Stationen ist für das Individuum nicht zusammenhanglos, weil es „sein biographisches Wissen in jeweils neuen ‚Zuständen' der Biographie eben nicht nach Belieben suspendieren kann, sondern bis zu einen gewissen Grad reaktivieren muß" (Alheit 1993: 383). Biographizität kann hier als die Fähigkeit verstanden werden, angesichts der Fragmentierung durch Modernisierungsprozesse immer wieder neues Wissen biographisch zu integrieren und anschlussfähig zu machen (vgl. Alheit 1993: 387).

Die Bedeutung von Biographizität geht jedoch noch darüber hinaus. Indem Individuen nicht nur Stationen im sozialen Raum durchlaufen, sondern sich aktiv „in vielfältigen wechselseitigen Interaktionen [...] im Laufe ihrer Lebenszeit in eine sich verändernde konkrete soziale Welt ‚einbauen'" (Dausien 1998: 266), generieren sie mit ihrer individuellen, eigensinnigen Biographie auch soziale Realität. Biographizität ist somit auch ein Erzeugungsprinzip gesellschaftlicher Wirklichkeit; es besagt, „dass gesellschaftliche Wirklichkeit durch die biographische Leistung der Individuen und im Modus biographischer Konstruktionen hervorgebracht wird" (Dausien 2002: 135; vgl. auch Dausien 1996; Alheit/Dausien 2000). Das bedeutet auch, dass soziale Konstrukte „durch das ‚Nadelöhr'" (Dausien 1996: 578) individuell-biographischer Prozesse und deren Logiken hindurch reproduziert werden.

Das hier zugrundegelegte Verständnis von Biographie umfasst also nicht nur deren soziale Konstruiertheit, sondern auch den Gedanken der biographischen Konstruiertheit sozialer Realität. Damit wird Biographie nicht nur als eine „komplexe soziale Konstruktion im Spannungsfeld von Struktur und Handeln" (Dausien 1998: 265) aufgefasst, sondern auch die Spannung von Individuellem und Sozialem gerät in den Blick. Beides ist in biographischen Konstruktionen prozesshaft miteinander verschränkt und kann gerade nicht in einer Weise auseinander dividiert werden, wie dies bei Bourdieu geschieht. Biographieforschung macht mit diesem Konzept die „‚Schnittstelle' von Individuum und Gesellschaft" (Dausien 2002: 159) zu ihrem Gegenstand. Sie „greift [...] das Reflexivwerden des Verhältnisses zwischen ‚Selbst' und ‚Welt' aus der biographischen ‚Binnenperspektive' auf, und das heißt, [...] dass das Verhältnis ‚Individuum – Gesellschaft' im *Sinnzusammenhang* einer konkreten (Lebens-)Geschichte thematisiert wird" (Dausien 2002: 159f).

5.2.2 „Die Form der Biographie" (Armin Nassehi)

Die zweite Kritik, anhand derer eine Profilierung des hier favorisierten Verständnisses von Biographie vorgenommen werden soll, stammt von Armin Nassehi (v.a. 1994). Er wirft der Biographieforschung vor, dass „nicht oder nicht ausreichend genug zwischen biographischen Texten bzw. biographischen Daten auf der einen Seite und den biographischen Verläufen, also dem Lebensverlauf selbst unterschieden wird" (Nassehi 1994: 48). Mit Berufung auf die sogenannte Homologiethese von Fritz Schütze würden viele BiographieforscherInnen behaupten, anhand biographischer Daten die vergangenen Ereignisse des biographischen Verlaufs rekonstruieren zu können (vgl. Nassehi 1994: 49). Nassehi bezieht sich dabei (wie auch andere KritikerInnen, z.B. Koller 1999; Engler 2001) auf eine vereinfachte Auslegung von Schützes Konzept des narrativen Interviews und der darin zum Tragen kommenden „kognitiven Figuren des autobio-

graphischen Stegreiferzählens“ (1984). Darin ist an einer Stelle von „Homologien des aktuellen Erzählstroms mit dem Strom der ehemaligen Erfahrungen im Lebenslauf“ (Schütze 1984: 78) die Rede. Anhand dieser Formulierung (und ohne Beachtung des Kontexts) meinen Kritiker wie Nassehi die sich auf Schütze beziehende Biographieforschung eines unreflektierten Naturalismus zu überführen.

Auch wenn sein Vorwurf nur eine möglicherweise unglückliche Formulierung, nicht aber Schützes Modell überhaupt trifft, wie unten zu zeigen sein wird, macht Nassehi auf ein grundsätzliches Problem aufmerksam, an dem wichtige Differenzierungen im Verständnis von Biographie herausgearbeitet werden können. Mit dem Bezug auf die das Schützesche Konzept unzulässig verkürzende sogenannte Homologiethese haben sich BiographieforscherInnen im wissenschaftlichen Alltagsgeschäft womöglich schon allzu häufig davon dispensiert, sich der Art ihres ‚Zugriffs‘ auf ‚Realität‘ und der sich daraus ergebenden Reichweite ihrer Aussagen zu vergewissern. Die Auseinandersetzung mit den von Nassehi aufgeworfenen Fragen kann in dieser Situation dazu dienen, konzeptionell Stellung zu beziehen, weil es hier, ähnlich wie bei Bourdieu, um für ein Verständnis von Biographie als Konstruktion zweiten Grades zentrale Unterscheidungen und Verhältnisbestimmungen geht.

Nassehi führt seinen Begriff von Biographie über die Unterscheidung vom Lebenslauf ein. Mit Lebenslauf meint er

> „sowohl das Insgesamt der Morphogenese und selektiven Anschlüsse als auch die gesellschaftlich präformierten Prozeßstrukturen wie Bildungs-, Berufs- und sonstige Karrieren. Unter Biographie ist dagegen lediglich das zu verstehen, was das griechische Wort bereits vorsieht: eine Beschreibung des Lebens [...]. Biographien sind Produkte von Beobachtungen, die den Lebenslauf zum Gegenstand haben, mithin sind sie von dem, was tatsächlich gelaufen ist, operativ vergleichsweise unabhängig“ (Nassehi 1994: 53).

Als den „operativen Ort“ (ebd.) von Biographie bestimmt Nassehi die biographische Kommunikation; deren Regeln seien es, denen die Thematisierung von Lebensläufen unterliege. Es sei auch ausschließlich biographische Kommunikation, die empirisch wahrgenommen und untersucht werden könne. Nassehi sieht Biographie zwar vom Lebenslauf „mitkonstituiert“, doch in der biographischen Kommunikation „bleibt der Lebenslauf, also das, was tatsächlich stattgefunden hat, gewissermaßen die dunkle Seite der Biographie“ (Nassehi 1994: 54).

In diesem Modell kommt die systemtheoretische Vorstellung von der „unüberbrückbaren Differenz von Psyche und sozialem System“ (Corsten 1994: 193) zum Tragen. Wie auch in dem (von Nassehi kritisierten) Konzept der „Biographie als Autopoiesis“ von Uwe Schimank (1988) könnten Biographien damit nur als „selbstreferentielle Selbstbeschreibung eines psychischen Systems“ (Alheit/Dausien 2000: 254) betrachtet werden, ohne

dass ein Zusammenhang mit dem sozialen System systematisch zu integrieren wäre.

Peter Alheit und Bettina Dausien führen dagegen das Modell einer „*nach außen offenen Selbstreferentialität*“ (Alheit/Dausien 2000: 264; Herv. i. O.) von Biographien ins Feld, das von Theorien des neurobiologischen Konstruktivismus inspiriert ist. Demnach ist das menschliche kognitive System nicht autopoietisch in dem Sinne, dass es sich völlig autonom und ausschließlich aus sich selbst heraus reproduziert. Es wird nur insofern nicht von äußeren Einflüssen bestimmt, als es diese immer entsprechend seiner bereits bestehenden inneren Logik verarbeitet. Alheit und Dausien sprechen hier von einer „relativen (inneren) Autonomie einer prinzipiellen Abhängigkeitsstruktur“ (Alheit/Dausien 2000: 262), die auch als soziologisches Modell dienen könne. Bezogen auf Biographien hat das für die angesprochene Problematik eine weitreichende Konsequenz: „Diese Öffnung ‚zur Gesellschaft hin‘ setzt eine gemeinsame Semantik voraus, die ‚Soziales‘ biographisch codierbar und ‚Biographisches‘ sozial transportierbar macht“ (Alheit/Dausien 2000: 264f). Wenn biographische Kommunikation sich entsprechender Codes bedient, bedeutet die Kenntnis dieser Codes, dass biographische Kommunikation auch auf den Zusammenhang von Biographischem und Sozialem hin entschlüsselt werden kann.

Michael Corsten (1994) kommt in der Auseinandersetzung mit Nassehi und seiner Verwendung des Begriffs Kommunikation zu einem ähnlichen Schluss: Nassehis Argumentation schließe nicht aus, dass

> „die Kommunikation [...] sich durchaus gültig auf das Leben als Referenz von Kommunikation beziehen [kann]. Biographische Forschung müßte insofern nicht ausschließlich Analysen auf der Ebene von kommunikativen Operationen treffen, sondern könnte darüber hinaus durch die Anwendung der Regeln der Kontextbezugnahme sehr wohl auch Aussagen über das in der biographischen Beschreibung Referierte geltend machen“ (Corsten 1994: 194).

Nassehi trage zudem auch der „Relevanz von Sprache als strukturellen Kopplungsmechanismus zwischen Bewußtsein und Kommunikation“ keine Rechnung und unterschätze den „Nutzen von strukturellen Beschreibungen der Sprache bzw. Sprachverwendung, der dahin gehen kann, Rückschlüsse auf die strukturell gekoppelten psychischen und sozialen Systeme abzuleiten“ (Corsten 1994: 195).

Genau hier setzt nun Fritz Schützes Konzept der kognitiven Figuren des autobiographischen Stegreiferzählens an. Schützes These ist, dass sich ein Erzähler in einem gelingenden narrativen Interview durch die „Zugzwänge des Erzählens“ „noch einmal durch den Strom seiner ehemaligen Erlebnisse und Erfahrungen treiben lässt“ (Schütze 1984: 79). Diese Aussage könnte tatsächlich im Sinne Nassehis verstanden und als simplifizierend kritisiert werden. Es lohnt sich jedoch, Schützes Argumentation wei-

ter zu folgen. Er unterscheidet zwischen einem „digitalen“ und einem „analogen“ (ebd.: 78) Modus der Darstellung zurückliegender Erfahrungen. Im „digitalen“ Modus präsentiert die Erzählerin Ereignisse eher kommentierend und abstrahierend, die Art der Darstellung ist in hohem Maße der Interaktion mit der Zuhörerin bzw. der Interviewsituation geschuldet. Zugespitzt formuliert findet in Nassehis Konzept nur diese Form der biographischen Kommunikation Beachtung. Schützes Konzept erkennt in biographischen Stegreiferzählungen jedoch außerdem jene

„analogen Elemente“, die „in ihrem Kern nicht auf die interakive Dynamik und Gesprächsorganisation der kommunikativen Situation, in der das Handlungsschema des narrativen Interviews stattfindet, zurückzuführen [sind], sondern auf die Struktur der wiedererinnerten lebensgeschichtlichen Erfahrungsaufschichtung“ (ebd: 79; Herv. i. O.).[5]

Die Bezugnahme auf Gewesenes – und genau hier geht Nassehis Kritik an Schützes Konzept vorbei – wird gerade nicht als inhaltliche Übereinstimmungen mit vergangenen Ereignissen konzipiert und daran festgemacht, dass die Erzählung wiedergebe, was ‚tatsächlich‘ geschehen sei (was auch schwer überprüfbar wäre). Schütze hebt vielmehr auf die „erstaunliche *formale* Geordnetheit“ (ebd.: 80; Herv. C.T.) der Stegreiferzählungen ab. Seine „*Ausgangshypothese [...] besteht darin, daß die formale Darstellungsordnung des Stegreiferzählens auf den Umstand zurückzuführen ist, daß autobiographisches wie jedes andere Stegreiferzählen sich an grundlegenden kognitiven Figuren der Erfahrungsrekapitulation ausrichtet*“. Diese kognitiven Figuren wiederum „gehen auf allgemeine Ordnungsprinzipien der Erfahrungsaufschichtung des Biographieträgers zurück“ (ebd.: 80; Herv. i. O.). Vereinfacht gesagt bezieht sich die Analogie, von der hier ausgegangen wird, nicht auf das ‚Was‘ der Erfahrung (‚Was ist tatsächlich passiert?‘), sondern sie besteht im ‚Wie‘ des Erfahrung-Machens, das nach Schützes Auffassung dem ‚Wie‘ des erzählenden Rekapitulierens und Kommunizierens von Erfahrungen entspricht.

5 Das Bild der „Erfahrungsaufschichtung“ ist treffend und irreführend zugleich. Es macht einerseits deutlich, dass neue Erfahrungen immer auf der Grundlage der alten zustande kommen, sich sozusagen auf ihnen ablagern können, und dass Vergangenes in ‚sedimentierter‘ Form immer vorhanden bleibt und zusammen mit den immer wieder dazukommenden ‚Schichten‘ ein bestimmtes Profil ergibt. Andererseits erscheint dieses Bild ‚sedimentierter‘ Erfahrungen zu statisch, wenn es so verstanden wird, dass die weiter unten liegenden Schichten umso mehr erstarren, je mehr Neues sich oben ansammelt. Das Verhältnis der ‚Schichten‘ untereinander muss vielmehr als ein interaktives, dynamisches verstanden werden, das beständig im Fluss ist. Nicht nur die ‚Ansammlung‘ neuer Erfahrungen geschieht im Zusammenhang mit den alten, sondern neue Erfahrungen können dazu führen, die Konfiguration der alten zu verändern und das Profil der Aufschichtung stellenweise oder insgesamt umzuorganisieren.

‚Erfahrung' ist hier ein zentraler Begriff, der im Übrigen in Nassehis Kritik kaum vorkommt – ein weiterer Grund, weshalb diese am Schützeschen Modell vorbeigeht. Bei Schütze geht es um Erfahrungsrekapitulation und nicht etwa um eine Wiedergabe dessen, was zu einem früheren Zeitpunkt ‚objektiv' der Fall war. Erfahrung ist dabei zu verstehen als die Konstruktion, die innerhalb der „Struktur einer nach außen offenen Selbstreferentialität" (Alheit/Dausien 2000: 264) im Prozess des Erfahrens vorgenommen wird. Oder, um in dieser Frage mit Bettina Dausien an die Theorietradition des Symbolischen Interaktionismus anzuknüpfen: Erfahrung entsteht dort, wo die Folgen aktiven Handelns oder passiven Erleidens vom erfahrenden Subjekt in einen Sinnzusammenhang gestellt werden.[6] Der „*Zusammenhang zwischen Handlung, Erleben und Reflexion*, zwischen (inter)aktivem Tun, Erleben mit seinen leiblichen und emotionalen Qualitäten sowie den kognitiven Prozessen von Wahrnehmung und Denken" (Dausien 2002: 221; Herv. i. O.) ist das entscheidende Moment des Erfahrungsbegriffs, wie er hier verwendet wird. Er lässt sich unter Rückgriff auf das Handlungsmodell des Pragmatismus und Symbolischen Interaktionismus (Dewey 1964; Mead 1980 [1934]) erläutern.

Anders als in behavioristischen oder rational-choice-Modellen wird Handeln hier als „diffus teleologisch" (Joas 1988: 423) verstanden, also weder als Reaktion auf einen Reiz noch als intentional gesteuert. Das bedeutet, dass zu Beginn einer Handlung zwar eine vage Grundintention besteht und Konsequenzen des Handelns antizipiert werden, dass aber im Verlauf der Handlung andere als die antizipierten Bedingungen und Konsequenzen des Handelns relevant werden und der Vollzug der Handlung und ihr ‚Ziel' modifiziert werden (vgl. dazu das Schaubild bei Alheit 2005). Insofern ist Handeln immer als reflexiv zu verstehen, da es eine Rückwirkung der Folgen des Handelns auf das handelnde Subjekt und eine Ausrichtung weiteren Handelns an diesen Rückwirkungen impliziert. Dies wiederum ist die Grundlage eines entsprechenden Begriffs von Erfahrung. Sie entsteht genau in diesem Zurückwirken der Konsequenzen des Handelns auf das Subjekt und bildet die Grundlage für weitere Erfahrungen, die in reflexiven Handlungsprozessen gemacht werden. Bestehende Erfahrungen organisieren dabei ebenso das ‚Machen' neuer Erfahrungen, wie

6 Hier wäre noch zu klären, in welchem Zusammenhang dieses Herstellen eines Sinnzusammenhangs mit den expliziten Deutungsaktivitäten steht, die in den von Schütze als digital bezeichneten Elementen einer autobiographischen Stegreiferzählung sichtbar werden. Die Frage scheint bei Schütze, der entsprechende Passagen zunächst einmal aussortiert, nicht befriedigend gelöst, ist aber für die Fragestellung der vorliegenden Untersuchung von großer Bedeutung. Eine Möglichkeit wäre z.B., die stärker abstrahierende, distanziertere Darstellung von Sachverhalten als Phänomen einer Umkonfiguration oder Neuorganisation von Erfahrungsaufschichtung (sh. vorhergehende Fußnote) zu betrachten, die ein Fremd- oder Unzugänglichwerden von früherer Erfahrung zur Folge hat.

sie selbst durch neue Erfahrungen modifizierbar sind (vgl. Dausien 2002: 106).

Die interaktive und reflexive Herstellung von Erfahrungen ist es nun auch, in der nach Mead (1973: 180ff) Individuen ein Bewusstsein ihrer selbst erlangen. Selbst-Bewusstsein wird damit nicht aus dem Subjekt heraus gedacht, sondern die Konstitution von Subjektivität wird in der sozialen Interaktion verortet und damit, wie auch im Gedanken der nach außen offenen Selbstreferentialität, die klassische Innen-Außen-Dichotomie überwunden. Reflexivität bedeutet damit zugleich eine subjektkonstituierende Selbstreflexivität (vgl. Dausien 2002: 107).

Dausien verbindet nun den Gedanken der (Selbst-)Reflexivität von Konstruktionsprozessen mit einer über die konkrete Interaktionssituation hinausgehenden Zeitperspektive. Schon an den interaktionistischen Erfahrungsbegriff schließt sich die Frage an,

„wie sich die interaktiv hergestellten Erfahrungen, die ja nicht vereinzelt bleiben, sondern sich über die Zeit fortsetzen, ‚um die Achse des Individuums' organisieren, wie sich also im Laufe der Zeit einzelne Erfahrungen aneinanderfügen, sich wechselseitig formen, bestätigen, widersprechen, wie sie sich ‚aufschichten' zu einer übergreifenden Erfahrungsstruktur" (Dausien 2002: 106).

Werden solche Prozesse der Erfahrungsaufschichtung unter einer lebenszeitlichen Perspektive betrachtet und dabei nicht nur als eine „quantitative Anhäufung von Einzelsituationen und -erfahrungen" verstanden, so kann von einer „biographischen Erfahrungsstruktur" die Rede sein, „die einen eigenen Sinnzusammenhang darstellt, der nicht fixiert, sondern immer wieder neu hergestellt wird" (Dausien 2002: 106). Damit verbindet Dausien eine „biographische Reflexivtät", die beinhaltet, „dass konkrete Erfahrungen nicht nur ein aktuelles Umgehen mit einer gegebenen Situation ermöglichen bzw. dieses Umgehen kognitiv und emotional als ‚Erfahrung' verarbeiten, sondern darüber hinaus auf eine übergeordnete Struktur der Erfahrungsverarbeitung zurückwirken, diese bestätigen, modifizieren oder transformieren" (ebd.).

Diese Ausweitung durch eine biographische Perspektive bezieht Dausien auch auf die Frage einer subjektkonstituierenden Selbstreflexivität. „Subjekte zeichnen sich dadurch aus, dass sie sich selbst zum Gegenstand der Reflexion machen können, dass sie einen auf sich selbst bezogenen Sinn konstruieren und diesen gewissermaßen als fortlaufendes Projekt immer wieder neu bearbeiten und umarbeiten" (Dausien 2002: 107). Im reflektierenden und deutenden Umgang mit Erfahrungen, die damit nicht mehr nur eine Kette zusammenhangloser Einzelerfahrungen darstellen, sondern eine individuelle innere Logik bekommen, wird Biographie konstruiert und konstituiert und konstruieren und konstituieren sich Subjekte sozusagen als biographische Subjekte. Für diese Art der reflexiven Selbst-

thematisierung stellt autobiographisches Erzählen ein wichtiges Format zur Verfügung.

Fritz Schütze setzt nun an den Gesetzmäßigkeiten dieses kulturellen Schemas der Kommunikation von Erfahrungen an und geht davon aus, dass sowohl für das ‚Machen' als auch für das Erzählen von Erfahrungen die gleichen kognitiven Figuren verwendet werden. Seine These besagt lediglich, dass zwischen den Prinzipien der aktiven Konstruktion einer Erfahrung und den Prinzipien der (Re-)Konstruktion beim erzählenden Rekapitulieren eine Korrespondenz besteht. Es kann also in der Biographieforschung gar nicht darum gehen, zu rekonstruieren, ‚was wirklich passiert ist'.

Dass die Analyse biographischer Erzählungen kein Mittel zum Zweck ist, um zu irgendeiner Art von historischer, sozialer oder psychischer Realität vorzudringen, macht auch das Plädoyer von Corsten deutlich. Er stellt in einer treffenden Formulierung der Suche nach der „sozialen Realität *in* Biographien" die Forderung nach mehr Aufmerksamkeit für die „soziale Realität *von* Biographien" (Corsten 1994: 186; Herv. C.T.) gegenüber. Im Medium der biographischen Erzählung wird eine Realität ganz eigener Art konstruiert, die im Spannungsfeld von Vergangenem und Gegenwärtigem, kulturellen Schemata und aktueller Kommunikationssituation (z.B. Interview) steht, die also weder auf biographische Kommunikation noch auf die Wiedergabe ‚objektiver' Tatsachen zu reduzieren ist. Bettina Dausien resümiert daher:

„Erstens geben Erzählungen über biographische Ereignisse und Erfahrungen des erzählenden Subjekts Auskunft, sie repräsentieren also soziale Wirklichkeit. Sie tun dies allerdings in einer bestimmten sozialen Situation, in einem bestimmten kulturellen Format, in einer je besonderen biographischen Perspektivität (‚erzähltes Leben'), die in der rekonstruktiven Analyse[7] näher zu bestimmen sind. Zweitens kann Erzählen als eine kommunikative Praxis betrachtet werden, in der Subjekte ihre individuell-biographische und ihre gemeinsame soziale Wirklichkeit konstruieren. Der Modus der narrativen Konstruktion von Wirklichkeit ist ebenfalls an konkreten Fällen biographischer Erzählungen rekonstruierbar" (Dausien 2002: 227f; Herv. i. O.).

7 Dausiens Konzept impliziert mit dem angesprochenen rekonstruktiven Vorgehen eine methodologische Grundorientierung, die an anderer Stelle ausführlich darzustellen sein wird. (7.1). An dieser Stelle soll nur erwähnt werden, dass die Aufgabe entsprechender Analysen darin besteht, „die (häufig impliziten) Konstruktionen eines Textes zu explizieren und – im Hinblick auf ein bestimmtes Interesse und eine Fragestellung – die ‚Regeln' zu rekonstruieren, die den Konstruktionen des Textes zugrunde liegen, sowie schließlich einen eigenen Text über den empirischen Text zu erzeugen, der nach den Regeln der Wissenschaft plausibel ist und Zusammenhänge in den empirischen Daten ‚neu ordnet' bzw. ‚neue' Gesichtspunkte hervorhebt" (Dausien 2002: 174).

Für das hier favorisierte Verständnis von Biographie bleibt aus der Auseinandersetzung mit der Position Nassehis die Vorsicht gegenüber alltagsweltlichen Vorstellungen zu betonen. Biographien können keineswegs wie eine Art Speicher von verdichteten, chronologisch aufgereihten Erfahrungen benutzt werden, die nach Bedarf abzurufen sind. Dennoch können Biographien nicht nur als rein situatives Produkt biographischer Kommunikation begriffen werden. Im biographischen Erzählen wird auf Geschehenes und Erfahrenes zurückgegriffen, wird Vergangenes unter einer lebenszeitlichen und zugleich gegenwärtigen Perspektive rekapituliert. Erzählte Lebensgeschichten sind das Resultat einer aus immer wieder unterschiedlichen aktuellen Perspektiven wiederholten Bearbeitung, Sortierung, Umdeutung von Erfahrungen. Ihre komplexe Gestalt ist das Ergebnis der komplexen Prozesse ihres Zustandekommens, deren Spuren es trägt, und lebt von der Spannung zwischen ‚Damals' und ‚Jetzt'. Es sind also Texte, die „*dem Leben nicht gegenüber[stehen], sondern [...], ‚im Leben' produziert*" (Dausien 2002: 128; Herv. i. O.) werden. Die Verzeitlichung und Prozessualisierung von Konstruktionen, die auf der Basis einer lebensgeschichtlichen Erzählungen re-konstuierbar werden, ist gleichzeitig das Besondere und Interessante an biographischen Zugängen, gerade auch, wenn es um die Rekonstruktion von Geschlechterkonstruktionen geht.

5.3 Ein biographischer Zugang zu Geschlechterkonstruktionen

„Das ist ganz natürlich, also das Körperliche meine ich. Männer sind – und Frauen auch... Überleg dir das mal! Gerade weil ich es gut mit dir meine."
Loriot, Pappa ante Portas (BRD 1991)

Um nun genauer zu zeigen, was biographische Zugänge für eine Geschlechterforschung interessant macht, die den Anspruch hat, nicht einfach die Kategorien ‚Weiblichkeit' und ‚Männlichkeit' und die kulturelle Ordnung der Zweigeschlechtlichkeit unkritisch zu reproduzieren, müssen im Folgenden zunächst einmal die Problematiken aufgezeigt werden, die v.a. seit den 1990er Jahren unter dem Stichwort der Reifizierung von Geschlecht diskutiert werden. Dazu eignet sich insbesondere ein Blick auf die Kritik an Forschungen zur geschlechtsspezifischen Sozialisation. Aus den Konsequenzen, die daraus für die empirische Untersuchung von Geschlechterkonstruktionen gezogen wurden, und durch die gegenwärtig präferierten Ansätze sind jedoch wiederum spezifische Verkürzungen entstanden (5.3.1). Bettina Dausien (1999; 2002) hat diese Entwicklungen differenziert untersucht und im Anschluss daran eine Forschungsperspektive formuliert, die an das Verständnis von Biographie anschließt, wie es oben dargestellt wurde. Diese soll im zweiten Schritt erläutert werden (5.3.2).

5.3.1 Perspektivverschiebungen in der Geschlechterforschung und die Frage nach dem Subjekt

„Man kommt nicht als Frau zur Welt, man wird es“ – dieses geflügelte Wort Simone de Beauvoirs (1968 [1951]: 265) beinhaltet nicht nur die für die Frauenbewegung der 1970er Jahre so wichtige Zurückweisung der traditionellen Unterstellung, Biologie bzw. Anatomie sei ‚Schicksal‘. Es bringt gleichzeitig die Programmatik der zu dieser Zeit ebenfalls beginnenden Forschung zu geschlechtsspezifischer Sozialisation auf den Punkt: herauszufinden, wie aus Säuglingen Individuen werden, die als eindeutig männlich oder weiblich kategorisierbare Menschen ein Leben führen, das den Vorgaben ihrer zweigeschlechtlich organisierten sozialen Umwelt mehr oder weniger entspricht. Die Sozialisationsforschung hat dazu eine Vielzahl von empirischen Ergebnissen und theoretischen Erklärungsansätzen produziert (vgl. exemplarisch Bilden 1980), die sich jedoch bald in mindestens zweierlei Richtung als problematisch erwiesen. Ein wesentliches Problem der Theorien geschlechtsspezifischer Sozialisation wurde in der Auseinandersetzung um das Konzept des „weiblichen Arbeitsvermögens“ sichtbar. Elisabeth Beck-Gernsheim und Ilona Ostner (1978) erklären darin die geschlechtsspezifische Segregation des Arbeitsmarkts als Folge von Sozialisationsprozessen, in denen Frauen hausarbeitsnahe Kompetenzen erwerben, die sie wiederum eher zur Wahl der herkömmlichen Frauenberufe disponieren. Kritikerinnen wandten sich gegen die Reduzierung der Dimension Geschlecht auf ein Set von Persönlichkeitsmerkmalen und individuellen Eigenschaften. So macht Gudrun-Axeli Knapp deutlich, dass Geschlecht vielmehr als „soziale Strukturkategorie“ (Knapp 1987: 265) mit Platzanweiserfunktion zu verstehen ist, die dafür sorgt, dass sich trotz individueller Anstrengungen einzelner AkteurInnen die geschlechtsspezifische Segregation des Arbeitsmarkts und die herkömmliche Verteilung von bezahlter und unbezahlter Arbeit hartnäckig reproduzieren. Dass Frauen etwa „besser gebildet und doch nicht gleich“ (Rabe-Kleberg 1990) sind, lässt sich demnach weniger durch eine Analyse von auf Sozialisationseffekten beruhenden Geschlechterdifferenzen erklären. Im Blick auf die anhaltende „Marginalität von Frauen in hochqualifizierten Berufen“ zieht Angelika Wetterer die Konsequenz:

„Die Frage nach der Geschlechterdifferenz als möglicher Ursache [...] tritt mehr und mehr in den Hintergrund und die Analyse des Geschlechterverhältnisses als einer hierarchischen Organisationsform sozialer Beziehungen gewinnt an Bedeutung. An die Stelle vornehmlich subjekttheoretisch orientierter Konzepte zur Analyse der Schwierigkeiten, mit denen Frauen in männlich dominierten Berufsbereichen konfrontiert sind, treten gesellschafts- und strukturtheoretisch orientierte Konzepte der Analyse sozialer Schließungs- und Ausgrenzungsprozesse“ (Wetterer 1993: 9f).

Mit dieser Verschiebung der Schwerpunkte hin zu strukturtheoretischen Ansätzen bekam gleichzeitig die Professionsforschung innerhalb der Geschlechterforschung großes Gewicht (vgl. Maihofer 2002: 14; Dausien 2002: 93f).

Ein zweiter zentraler Kritikpunkt an den Forschungen zu geschlechtsspezifischer Sozialisation war der Vorwurf der Reifizierung von Geschlecht. Unter dieser Überschrift wurde Kritik an Forschungsdesigns laut, die unhinterfragt die zweigeschlechtliche Ordnung zum Ausgangspunkt nehmen und damit reproduzieren. So zeigt Regine Gildemeister (1992), wie Beschreibungen eines „weiblichen Sozialcharakters", auch wenn dieser als Ergebnis eines Vergesellschaftungsprozesses konzipiert wird, in der Kontrastierung von ‚weiblichen' und ‚männlichen' Eigenschaften und im Bemühen um eine Aufwertung der weiblichen eher wie eine Bestätigung der Differenz wirken. An den populären Untersuchungen über ‚Mütterlichkeit' von Nancy Chodorow (1985) und ‚weibliche Moral' von Carol Gilligan (1984) macht die Autorin deutlich, dass „in der Mehrzahl der Diagnosen [...] auch dort eine Übereinstimmung mit der traditionell konstatierten ‚Polarität' der Geschlechter [besteht], wo ihr Ziel deren Überwindung war" (Gildemeister 1992: 225).

Carol Hagemann-White (1984) kommt in einer Sekundäranalyse empirischer Untersuchungen zu geschlechtsspezifischer Sozialisation (v.a. Maccoby/Jacklin 1974) zu dem Ergebnis, dass geschlechtsspezifische Differenzen im Sozialverhalten und in den kognitiver Fähigkeiten kaum nachweisbar und Unterschiede in größerem Ausmaß von anderen Variablen als dem Geschlecht abhängig sind. Dies bringt sie zu der Einschätzung, dass die eigenschaftspsychologische Auffassung von Geschlecht als ein Merkmal der Person die Forschung in eine Sackgasse geführt hat; geschlechtstypisches Verhalten ist vielmehr als etwas Situationsabhängiges zu begreifen. Hier greift Hagemann-White auf den ethnomethodologischen Ansatz von Kessler/McKenna (1978) zurück, mit dem Zweigeschlechtlichkeit als ein kulturelles System analysierbar wird. Die Unterstellung der Existenz von zwei – und nur zwei – voneinander unterscheidbaren Geschlechtern wird durch eine Alltagstheorie der Zweigeschlechtlichkeit aufrecht erhalten, der zufolge „die Geschlechtszugehörigkeit als *eindeutig, naturhaft* und *unveränderbar* verstanden" wird (Hagemann-White 1988: 228; Herv. i. O.). ‚Männliche' und ‚weibliche' Eigenschaften werden Individuen je nach Geschlechtszugehörigkeit zugewiesen und nicht umgekehrt. Was Kinder sich im Laufe ihrer Sozialisation aneignen, sind damit nicht so sehr die ihrer Geschlechtszugehörigkeit entsprechenden Eigenschaften, sondern eben dieses kulturelle System der Zweigeschlechtlichkeit und seine Implikationen.

Mit Blick auf die Sozialisationsforschung moniert Hagemann-White folglich bereits 1988: „Der Fehler der Theorien geschlechtsspezifischer Sozialisation bestand darin, sich ebensowenig wie das Alltagsbewußtsein

von dem Schein der Natürlichkeit unserer Geschlechterverhältnisse lösen zu können“ (Hagemann-White 1988: 230). Das Ausgehen von einem binären Schema und die Fokussierung von Geschlechterunterschieden in der empirischen Forschung, so die Kritik, reproduziere und verlängere lediglich die herrschende „Alltagstheorie von Zweigeschlechtlichkeit“ (Hagemann-White 1988: 228).

In der deutschsprachigen Diskussion kamen solche Argumente erst in den 1990er Jahren im Kontext der Diskussion um poststrukturalistisch-dekonstruktivistische Ansätze, v.a. im Anschluss an Judith Butlers „Gender trouble“ (1990) und die generelle „Kritik der Kategorie ‚Geschlecht‘“ (Feministische Studien 2/1993), wirkungsvoll zum Tragen.[8] Die Einsicht in die Konstruiertheit von Geschlecht – je nach theoretischem Zugang als soziale, kulturelle, diskursive etc. Konstruiertheit gefasst – schlug sich in der Konsequenz in einer Reihe von Verschiebungen nieder, die mittlerweile häufig insgesamt als Verschiebung von der Frauen- zur Geschlechterforschung gelabelt wird (vgl. Maihofer 2004). Zentral ist dafür der Versuch, in Theoriebildung und empirischer Forschung nicht länger von der Existenz zweier (und nur zweier) unterscheidbarer Geschlechter auszugehen, sondern die Frage zu stellen, „wie Geschlechter gemacht werden“ (Gildemeister/Wetterer 1992).

Mit dieser Frage und dem Verständnis von Geschlecht als sozialer Konstruktion hat sich seit den 1990er Jahren eine neue Leitperspektive in der Geschlechterforschung etabliert. Nicht mehr die Erfassung und Erklärung von Differenzen zwischen den Geschlechtern soll im Vordergrund stehen; vielmehr ist die zentrale Frage, wie sich ein kulturelles System beständig reproduziert, in dem Individuen nach einem binären Schema entlang der Kategorie Geschlecht voneinander unterschieden und aufeinander bezogen sind. Dabei kommt theoretischen und empirischen Ansätzen eine große Bedeutung zu, die Geschlecht als etwas analysierbar machen, das interaktiv hergestellt wird, also eher etwas, das man tut, als etwas, das man ist. Geschlecht ‚ereignet‘ sich in diesem Verständnis im Vollzug in konkreten (Interaktions-)Situationen, in denen bestehende Ordnungen aktualisiert werden, die gerade nicht an die Person gebunden sind. Diese Idee geht auf empirische Studien ethnomethodologischer Ausrichtung zurück, in denen Geschlecht als soziale Konstruktion konzeptualisiert wurde (Garfinkel 1967; Kessler/McKenna 1978; Goffman 1994). Auf dieser Grundla-

8 Noch 1992 hatten Gildemeister/Wetterer eine „Rezeptionssperre“ für derartige sozialkonstruktivistische Ansätze in empirischen Frauen- und Geschlechterforschung beklagt. Dass ihre Überwindung mit den Debatten um den Dekonstruktivisms v.a. Judith Butlers in Zusammenhang zu stehen scheint, ist eigentlich erstaunlich, da die jeweiligen theoretischen Referenzrahmen – Sozialkonstruktivismus und Ethnomethodologie einerseits, Poststrukturalismus andererseits – zunächst wenig gemeinsam haben (vgl. Kahlert 2000).

ge führten West/Zimmerman (1991) für die interaktive Herstellung von Geschlecht die mittlerweile gängige Bezeichnung ‚doing gender' ein.

Geschlecht somit als „soziale Praxis" (Dausien 1998: 259) zu begreifen, eröffnete auch neue Perspektiven für empirische Geschlechterforschung und hat sich mittlerweile in vielen Feldern als produktiv erwiesen. Ein Beispiel ist die ethnomethodologische Kindheitsforschung. Hier finden sich Anätze, die nicht von einer überdauernden Zuordenbarkeit von Subjekten innerhalb eines binären Geschlechterschemas ausgehen und die Zuordnungen, die die ForscherInnen bei ihren Rekonstruktionen auf der Basis des empirischen Materials vornehmen, in die Reflexionsschleife einbeziehen, über die Erkenntnisproduktion von statten gehen soll. Vor diesem Hintergrund wurde v.a. von Georg Breidenstein und Helga Kelle das Konzept des ‚doing gender' mit Blick auf die Reifizierungsproblematik als ein Perspektivwechsel von der „Untersuchung der *Unterschiede* der Geschlechter" zur „Frage nach der Praxis der *Unterscheidung* der Geschlechter" (Breidenstein 1997: 337) neu ausbuchstabiert.[9]

Darauf, dass jedoch mit der Konzentration der Geschlechterforschung auf die Untersuchung von doing-gender-Prozessen auch spezifische Verkürzungen entstanden sind, macht Bettina Dausien aufmerksam. Am Beispiel der klassischen und häufig als Referenz für das Konzept des ‚doing gender' benutzten Studie von Harold Garfinkel (1967) über die Transsexuelle Agnes macht sie einige Aspekte deutlich, die in der Fokussierung auf alltägliche Interaktionen, in denen Geschlecht ‚hergestellt' wird, unterbelichtet bleiben. In Garfinkels Fallstudie ist von Situationen die Rede, in denen für Agnes das ‚Fehlen' eines Stücks ‚weiblicher' Biographie – nämlich die Zeit betreffend, in der sie noch als Mann gelebt hat – zum Problem wird. Dies tritt nicht nur dann ein, wenn sie Auskunft über diesen Abschnitt ihres Lebens geben soll. Auch die Bewältigung des Alltags setzt Erfahrungen voraus, die Agnes während ihres Lebens als Mann nicht gemacht hat. Garfinkel thematisiert in diesem Zusammenhang Biographie als eine Art „akkumulierte[n] Wissensvorrat, der in konkreten Situationen weitgehend unbemerkt einfließt und in der Regel eine ‚angemessene', d.h. nicht aus dem Rahmen der Geschlechterordnung fallende Interaktion ermöglicht" (Dausien 1998: 264). Wenn Biographie damit vor allem „als

9 Die AutorInnen zeigen jedoch, dass sich auch mit einem solchen Zugang das Problem der Reifizierung von Geschlecht nicht einfach aushebeln lässt. In der Forschungspraxis wiederholt sich das Dilemma, dass, wer nach Geschlecht fragt, dieses gleichzeitig voraussetzt und damit als eine relevante Kategorie reproduziert. Selbst wenn nicht mehr nach dem ‚Was', sondern nach dem ‚Wie' gefragt wird, bleibt es am Forscher/an der Forscherin, zu entscheiden, wann und wo es um eine Unterscheidung nach Geschlecht geht und was Geschlecht dabei heißt – und dabei möglichst die eigenen Vorstellungen von ‚Weiblichkeit' und ‚Männlicheit' außen vor zu lassen (vgl. Breidenstein/Kelle 1998; Kelle 1999; 2001; zur weiteren Auseinandersetzung mit Möglichkeiten einer reifizierungssensiblen Forschung vgl. Thon 2006).

Stabilitätsfaktor des gesellschaftlichen Geschlechtersystems“ (ebd.) verstanden wird, drängt sich jedoch die Frage nach dem Verhältnis von individuellem Handeln in singulären Situationen einerseits und übergreifenden Strukturen andererseits auf. Es bleibt in Garfinkels Konzept offen, „wie sich konkrete situationsgebundene Interaktionspraktiken zu dauerhaften Strukturen verfestigen“ (Dausien 1999: 238) – oder auch wieder verändern.

In Garfinkels Analyse der interaktiven Herstellung von Geschlecht in Alltagssituationen wird also zwar irgendeine Art von zeitlicher, etwa biographischer ‚Tiefendimension‘ unterstellt, sie kann aber nicht systematisch einbezogen werden, da der zeitliche Horizont der untersuchten Situation selbst zu begrenzt ist. Auch die Logik der Alltagszeit, die eher eine zirkuläre ist, steht dem entgegen. Eine Stabilisierung von Geschlechterschemata könnte hier allenfalls als eine Aneinanderreihung von sich über die Lebenszeit hinweg summierenden einzelnen Alltagssituationen gedacht werden, in der sich bestimmte Schemata reproduzieren. Dabei drängt sich jedoch die Frage auf, wodurch und nach welcher Logik einzelne Interaktionssituationen miteinander verknüpft sind, und in welchem Verhältnis dann Reproduktion und Wandel von Geschlechterkonstruktionen gerade über längere Zeiträume stehen. Dies weist darauf hin, dass Geschlechterkonstruktionen offenbar eine komplexere Zeitstruktur haben als es in der einzelnen Interaktionssituation sichtbar werden kann.

Bettina Dausien betont deshalb die Notwendigkeit einer Einbeziehung weiterer Zeitebenen – der Geschichte als Zeit der Gesellschaft und der Lebensgeschichte als Zeit der Subjekte (vgl. Dausien 1998: 262) – in Analysen von Geschlechterkonstruktionen. Sie stellt jedoch fest:

> „Während die Verfestigung sozialer Konstruktionsprozesse auf der Ebene gesellschaftlicher Strukturen und kultureller Muster in der Geschlechterforschung vielfältig thematisiert und mit Konzepten wie ‚Interaktionsordnung‘ (Goffman 1994): ‚Institution‘ (aktuell Lorber 1999) oder ‚kulturelles System der Zweigeschlechtlichkeit‘ (Hagemann-White 1984) begrifflich gefasst worden sind, ist die Frage, welche Strukturbildungen auf der Ebene der gesellschaftlichen Akteure stattfinden, als sozialwissenschaftlicher (und nicht allein psychologisierender) Topos vernachlässigt worden“ (Dausien 2002: 109f).

Dies mag der Preis dafür sein, dass sich die Geschlechterforschung mit der Distanzierung von herkömmlichen sozialisationstheoretischen Zugängen und durch die Einlösung des Konstruktionsgedankens mit der Favorisierung des doing-gender-Konzepts zum Teil ihres essentialisierenden und reifizierenden Duktus entledigen konnte. Mittlerweile, v.a. seit der von Andrea Maihofer initiierten Kontroverse (vgl. Erwägen Wissen Ethik 1/2002) sind jedoch wieder Plädoyers für eine Neuaufnahme von sozialisations- und subjekttheoretischen Fragestellungen unter veränderten Vorzeichen, z.B. im Sinne einer erneuten Aufmerksamkeit für Prozesse des „Ge-

schlecht-Werdens“, zu hören (Dausien 2002: 113; vgl. auch Bilden/Dausien (Hg.) 2006).

5.3.2 Geschlecht als biographische Konstruktion

In ihrer Auseinandersetzung mit den beschriebenen Entwicklungen in der Geschlechterforschung markiert Bettina Dausien vier Aspekte, die sie in der gegenwärtigen Diskussion vernachlässigt sieht. Neben den bereits erwähnten Fragen nach der „Zeitlichkeit“ von Geschlechterkonstruktionen und der „Strukturbildung“ sind dies die Aspekte „Aneignung und Konstruktion“ und „(Selbst-)Reflexivität“ (Dausien 2002: 95ff). Dausiens Ausführungen zu diesen beiden Punkten geben Antworten darauf, wie Subjekte von Geschlechterkonstruktionen nicht nur als Akteure in alltäglichen Interaktionen gedacht, sondern auch in ihrem ‚Gewordensein‘ in den Blick genommen werden können, ohne ihnen eine Essenz jenseits der sozialen Konstruiertheit zu unterstellen.[10]

Dausiens Überlegungen zum Aspekt von „Aneignung und Konstruktion“ hängen eng mit denen zum Aspekt der „Strukturbildung“ zusammen, insofern es auch hier um das zentrale Problem des Verhältnisses von Subjekt und Struktur geht. Im Konzept der Aneignung sieht die Autorin einen wesentlichen Gedanken sozialisationstheoretischer Ansätze, die von einer Herausbildung individueller Subjektivität in der aktiven Auseinandersetzung mit der sozialen Umwelt ausgehen. Dieser Gedanke ist auch für Theorien der Geschlechtersozialisation von zentraler Bedeutung, die sowohl die Naturgegebenheit von Geschlecht als auch einen bloßen Objektstatus von Individuen in Sozialisationsprozessen zurückweisen. Bei Hagemann-White (vgl. 1988: 234) wurde er in der Ablehnung eigenschaftspsychologischer Konzepte zu einer Aneignung des kulturellen Systems der Zweigeschlechtlichkeit weiterentwickelt, in dem Geschlecht kein Merkmal der Person, sondern Produkt interaktiver Prozesse und von diesen nicht abzulösen ist. Das wirft jedoch die Frage nach dem Subjekt von Aneignungsprozessen auf. Wenn dieses nicht, wie in den in Misskredit geratenen Konzepten der Sozialisationsforschung, in einem eigenschaftspsychologischen und tendenziell re-essentialisierenden Sinn verstanden werden soll und sich deshalb die Forschung auf die Beobachtung sozialer Akteure beschränkt, in der nur die Handlungen von Individuen von Interesse sind, so bleibt, wie auch Maihofer (vgl. 2002: 15) kritisiert, die Frage nach dem aneignenden Subjekt ausgespart. Die Fähigkeit der sozialen Akteure, in sozialen Situationen kompetent Geschlechterordnungen zu reproduzieren

10 Hier ist anzumerken, dass es alltagstheoretisch auch ein essentialisierendes Verständnis von biographischem Gewordensein gibt, etwa nach dem Motto: ‚Man ist so, wie man ist, weil man so geworden ist, und dabei bleibt es‘. Im Folgenden geht es jedoch um ein Gewordensein, das die Offenheit für weiteres ‚Werden‘, in dem Bisheriges auch revidiert werden kann, einschließt.

oder zu modifizieren, muss dabei vorausgesetzt werden, ohne auf das Zustandekommen dieser Fähigkeit eingehen zu können. Dabei wird, wie Dausien (vgl. 2002: 98f) anmerkt, ausgeblendet, dass Subjekte nicht nur handeln, sondern auch Eindrücke aufnehmen und verarbeiten. Es geht also darum, ein Subjekt zu denken, dessen „Handlungsmächtigkeit in einer der je konkreten Situation vorgängigen und von Erfahrungen eigensinnig disponierten Fähigkeit der Stellungnahme gründet" (Dausien 2002: 99).

Ein entsprechendes Modell formuliert Dausien unter Rückgriff auf das Konzept einer biographischen Erfahrungsaufschichtung, das bereits in der Auseinandersetzung mit der Kritik Nassehis an der Biographieforschung als integraler Gedanke eines konstruktivistischen Verständnisses von Biographie eingeführt wurde.[11] Im Konzept der Erfahrungsaufschichtung wird ein Zusammenhang zwischen dem Handeln von Individuen in aktuellen Interaktionssituationen und ihnen vorausgehenden Erfahrungen hergestellt, wodurch singuläre Situationen nicht nur eine zeitliche Tiefendimension erhalten, sondern auch eine Reflexivität des Handelns mitgedacht werden kann. Damit sind an dieser Stelle zwei weitere der von Dausien eingeklagten Aspekte von Geschlechterkonstruktionen integrierbar.

Was das Verständnis eines (selbst-)reflexiven biographischen Subjekts für die Frage nach Geschlechterkonstruktionen konkreter bedeutet, lässt sich in einem ersten Schritt bereits auf der Ebene autobiographischer Erzählungen verdeutlichen. Wenn Subjekte sich zu sich selbst ins Verhältnis setzen, indem sie sich oder anderen darüber Auskunft geben, wie sie ‚so geworden sind', so ist auch Geschlecht implizit oder explizit Thema. Eine Lebensgeschichte kann in einer zweigeschlechtlich organisierten Kultur nur als die eines Mannes oder die einer Frau erzählt werden. Auch wenn passagenweise keine Eindeutigkeit hergestellt wird, ist für die Einordnung von Erfahrungen in einen biographischen Gesamtzusammenhang die Dimension Geschlecht von Bedeutung (vgl. Thon 2006). Biographien sind also, um erneut eine Formulierung von Bettina Dausien aufzugreifen, geschlechtsgebunden. Diese Geschlechtsgebundenheit wird jedoch vom biographischen Subjekt in der beschriebenen reflexiven Weise konstruiert. Erfahrungen erhalten ihre Bedeutung in Verbindung mit der Dimension Geschlecht und organisieren wiederum weitere Erfahrungen. Dabei kann es zu Verschiebungen kommen, an denen deutlich wird, dass biographische Konstruktionen nicht in einer Reproduktion des Vorgefundenen aufgehen.

11 Ebenso wie Nassehi die Analyse biographischer Kommunikation von der Frage nach dem Lebensverlauf und dessen Einfluss auf die Konstruktion einer biographischen Erzählung abkoppelt, fragt eine Geschlechterforschung, die sich für die Herstellung von Geschlecht in Interaktionssituationen interessiert, nicht nach dem diesen Situationen vorausliegenden Zustandekommen subjektiver Strukturen, die eine Voraussetzung für die aktuelle Interaktion darstellen. Um nun eine Brücke zwischen dem jeweils Unverbundenen herzustellen, argumentiert Dausien in beiden Fällen mit einem Konzept, das es erlaubt, Handeln und Erfahrung zusammen zu denken.

Auch was vielleicht zunächst sehr ‚geschlechtstypisch' wirkt und – wie etwa viele Geschichten über Berufswahl oder familiäre Zuständigkeitsbereiche – vor allem auf die Reproduktion bestehender Verhältnisse hinauszulaufen scheint, erweist sich bei näherem Hinsehen als komplexer und eher an bestimmte Kontexte und deren Geschlechterlogiken gebunden als an die individuelle ‚Weiblichkeit' oder ‚Männlichkeit' der Biographieträgerin bzw. des Biographieträgers.[12] Gleichzeitig wird die Möglichkeit einer reflexiven Distanzierung der Subjekte von ihren Erfahrungen denkbar, die die Absicht einschließen kann, ‚etwas anders zu machen' (was in dem hier zugrundegelegten Handlungsmodell ebenfalls als eine diffus-teleologische Orientierung zu verstehen ist).

Ein biographischer Ansatz erlaubt es also, Geschlechterkonstruktionen in einem Maße als (selbst-)reflexive Konstruktionen zu analysieren, wie es in Ansätzen, die lediglich die Interaktion zwischen Individuen in den Blick nehmen, nicht möglich ist. Zugleich lässt sich nicht nur eine abstrakte institutionalisierte Geschlechterordnung ‚im Rücken der Subjekte' für die Reproduktion bestehender Schemata verantwortlich machen, sondern es können mit der Frage nach individuellen biographischen Erfahrungsaufschichtungen Aneignungs- und Konstruktionsprozesse in den Blick genommen werden. Die biographische Arbeit, in der Erfahrungen gemacht, eingeordnet, umorganisiert und modifiziert werden, umfasst auch die aktive Aneignung und (Re-)Produktion von Bedeutungszuweisungen an die Kategorie Geschlecht. Derartige Prozesse müssen sowohl in der biographischen Kommunikation (auf die Nassehi die Form der Biographie reduziert) als auch in der konkreten Interaktionssituation, in der Geschlechterschemata aktualisiert werden, vorausgesetzt werden. Sie können über einen biographischen Zugang, wie er in der Auseinandersetzung mit der Position Nassehis skizziert wurde, auch zugänglich gemacht werden, wenn mit Schütze (1984; vgl. 5.2.2) von einer Korrespondenz zwischen dem Modus der Erfahrungsrekapitulation und dem Modus des Erfahrung-Machens und -Aufschichtens ausgegangen wird.

Vor dem Hintergrund eines solchen Subjektverständnisses und unter Rückgriff auf das in 5.2 erläuterte Biographiekonzept kann nun auch die von Dausien aufgeworfene Frage nach Strukturbildung bzw. die Frage nach dem Verhältnis von Subjekt und Struktur erneut aufgenommen werden. Dabei kann auf das in der Auseinandersetzung mit Bourdieu erläuterte Konzept der Biographizität zurückgegriffen werden. Sowohl bei Bourdieu als auch in der auf Interaktionen bezogenen Geschlechterforschung stehen soziale Konstruktionen oder Tatbestände als etwas im Vordergrund, das der Reproduktion sozialer Strukturen geschuldet ist. Bei Bourdieu (1990: 80) sind es die „Laufbahnen im sozialen Raum", in der Erforschung von doing-gender-Prozessen sind es institutionalisierte Geschlechterordnungen. In beiden Fällen wird die soziale Konstruiertheit des Gegenstands

12 Vgl. dazu ausführlicher Thon 2006.

sichtbar, gleichzeitig verschwinden sozusagen die Subjekte und deren Konstruktionsaktivitäten, um nicht die „biographische Illusion“ (Bourdieu 1990) oder ein essentialistisches Verständnis von Geschlecht zu verlängern. Wie in der Auseinandersetzung mit Bourdieu der Gedanke der sozialen Konstruktion von Biographie mit dem der Biographizität des Sozialen ergänzt werden konnte, kann jedoch auch hinsichtlich der Strukturbildungsfrage in Bezug auf Geschlechterkonstruktionen argumentiert werden. Biographien sind insofern geschlechtsgebunden, als Geschlecht zu denjenigen Kategorien gehört, die die soziale Welt strukturieren, in der sich Subjekte biographisch konstruieren. Im Sinne der Biographizität des Sozialen werden damit auch Geschlechterordnungen durch die konstruktiven Leistungen der Subjekte reproduziert und verändert. Geschlecht ist insofern gleichzeitig ein generatives Prinzip der Hervorbringung von Biographien und eine biographische Konstruktion (vgl. Dausien 1998; 2002: 207ff).

Dieser Gedanke ermöglicht es nun – um wieder auf das Problem einer nicht-reifizierenden Geschlechterforschung und einer Wiederaufnahme subjekttheoretischer Fragen zurückzukommen – Geschlecht nicht nur als soziale Ordnung zu verstehen, die von den AkteurInnen reproduziert wird, sondern als eine Konstruktion reflexiv handelnder Subjekte. Diese werden in ihrem Werden über ihre Lebenszeit hinweg als Subjekte in den Blick genommen, die „im Spannungsfeld von Struktur und Handeln“ (Dausien 1998: 265) ihre eigene Geschichte ‚schreiben‘. Das ‚Männliche‘ oder ‚Weibliche‘ dieser Geschichten haftet nicht den Subjekten in Form eines Merkmals an, sondern ist ein flexibles, dynamisches und kontextbezogenes Produkt von in ihrer Zeitstruktur komplexen Prozessen, die dadurch zugleich in einem bestimmten Sinn weiter vorangetrieben werden. Geschlecht kann damit also als Prozesskategorie gefasst werden, was einer Reifizierung ebenso entgegensteht wie ein Blick auf Subjekte, die v.a. als biographische Subjekte verstanden werden. Diese Vorstellung kann dabei helfen, das Konstrukt Geschlecht als etwas (wenn auch Zäh-)Flüssiges zu beschreiben und dabei auf möglichst reifizierungssensible Weise mit den Kategorien ‚männlich‘ und ‚weiblich‘ zu operieren.

Die komplexe Zeitstruktur von Geschlechterkonstruktionen, die über das Konzept der biographischen Konstruktion von Geschlecht in das Verständnis der Kategorie Geschlecht eingeführt wurde und diese Kategorie in einem ent-essentialisierend und reifizierungssensiblen Sinne prozessualisiert, kann unter einer intergenerationalen Perspektive noch erweitert werden: Die biographische Tiefendimension von Geschlechterkonstruktionen bzw. der interaktiven Herstellung von Geschlecht kann mehr umfassen als die einzelnen Biographien der Beteiligten; in ihnen sind gleichzeitig intergenerationale Tradierungs- und Transformationsprozesse präsent. Darin wird noch einmal deutlich, dass Geschlechterkonstruktionen immer gleichzeitig individuell und kollektiv sind.

6 Präzisierung der Aufmerksamkeitsrichtungen für die empirische Untersuchung

Die vorausgegangenen Ausführungen zu den Konzepten Generation, Biographie und Geschlecht dienten dazu, genauer zu formulieren, was hier gemeint ist, wenn mit diesen Begriffen operiert wird, und damit den Gegenstandsbezug der empirischen Untersuchung zu reflektieren. Auch eine Untersuchung, die sich der Empirie rekonstruktiv und hypothesengenerierend statt -testend annähern will, konstituiert ihren Gegenstand u.a. durch die Bezugnahme auf theoretische Konzepte, mit denen sie begrifflich ‚einkreist', was in der Auseinandersetzung mit der Empirie eigentlich ‚erfasst' werden soll. Im vorliegenden Fall werden die theoretischen Begriffsinventare als wissenschaftliche Konstruktionen zweiten Grades verstanden, die in der Auseinandersetzung mit der Empirie modifizierbar bleiben. Dennoch erlauben sie eine Präzisierung der Frage, was in der empirischen Untersuchung in den Blick genommen werden soll. Auf der Basis der vorausgehenden Ausführungen soll im Folgenden noch einmal konkreter und zusammenfassend formuliert werden, welche Perspektiven die Konzepte Generation, Biographie und Geschlecht eröffnen und wie damit die Frage nach dem Zusammenhang von Frauenbewegung und Veränderungen im Geschlechterverhältnis in Bezug auf einen bestimmten Ausschnitt sozialer Wirklichkeit fokussiert und ‚heruntergebrochen' werden kann. Daraus ergeben sich Fragen und Aufmerksamkeitsrichtungen, die im Umgang mit dem empirischen Material leitend sein können.

Die Ausgangsfrage nach dem Zusammenhang zwischen Frauenbewegung und sozialem Wandel wurde in Teil I in einer Weise reformuliert, die die Unterstellung einer schlichten Kausalbeziehung vermeidet und keine Wirkungsanalyse anstrebt, in der der Erfolg oder Misserfolg der Bewe-

gung in erster Linie an den einmal gestellten Forderungen bemessen wird. Die vorliegende Untersuchung setzt vielmehr bei der Frage an, wo sich entsprechende Wandlungsprozesse feststellen lassen, um dann zu rekonstruieren, wie sie sich vollzogen haben bzw. vollziehen. Im Anschluss daran kann danach gefragt werden, welche Zusammenhänge es möglicherweise zwischen der Frauenbewegung und dem Zustandekommen des Wandels gibt.

Dass eine intergenerationale Perspektive vielversprechend ist, um im Vergleich zwischen Generationen Wandlungsprozessen auf die Spur zu kommen, zeigte sich bereits in der Auseinandersetzung mit den Generationendiskursen der Frauenbewegung (Kap. 3). Allerdings wurde auch hier schon deutlich, dass es nicht reicht, bei der Feststellung von Unterschieden zwischen Generationen stehen zu bleiben und daraus Generationentypologien zu konstruieren. Es kommt auch hier vielmehr darauf an, Unterschiede zwischen Generationen lediglich als Ergebnisse von Wandlungsprozessen zu betrachten und weiter nach diesen Prozessen selbst zu fragen.

In diesem Zusammenhang eine intergenerationale Perspektive einzunehmen, bedeutet vor dem Hintergrund der Auseinandersetzungen um das Konzept Generation v.a. zweierlei. Um Veränderungsprozesse zwischen Generationen zu untersuchen, geht es zunächst um die „Herausarbeitung von gegeneinander versetzten Mustern der Weltwahrnehmung“ (Wohlrab-Sahr 2001: 329), die insbesondere in Verbindung mit einem biographischen Ansatz auch Selbstwahrnehmung umfasst. Die darin aufscheinenden Ungleichzeitigkeiten sind gebunden an Verhältnisse und Beziehungen zwischen Generationen und existieren nicht unabhängig davon in einer Form, die sich in eine Charakterisierung aufeinander folgender typischer Generationsgestalten übersetzen ließe. Es geht vielmehr darum, die identifizierten Verschiebungen in einen Zusammenhang zu bringen und daraus Verläufe intergenerationaler Entwicklungen zu rekonstruieren, die Aufschluss über die Entstehung von Generationalität geben. Hier kann wiederum die Frage angeschlossen werden, welche Rolle die Frauenbewegung für Verschiebungen von Selbst- und Weltwahrnehmungen v.a. in Bezug auf Geschlechterkonstruktionen zwischen den Generationen spielt.

‚Zwischen‘ den Generationen, dies ist der zweite wichtige Aspekt, ist gleichzeitig einer der Räume, an denen ein Sich-Verschieben von Selbst- und Weltwahrnehmungen sichtbar und manifest werden kann. Als Orte der Tradierung und Transformation sind Generationenverhältnisse und -beziehungen zugleich Orte, an denen sozialer Wandel sich vollzieht, und sie sind damit Orte, an denen sich Generationalität erst konstituiert.

Im Blick auf das empirische Material sind deshalb Verweise auf Generationeninteraktionen, deren Bedeutung etwa Rosenthal hervorhebt, von besonderem Interesse. Im Kontext von wechselseitigen Bezugnahmen und Aushandlungsprozessen, wie sie im empirischen Material sichtbar werden, kann die Frage nach Veränderungen zwischen Generationen an konkrete

Themen und Probleme und den Vollzug ihrer Bearbeitung herangetragen werden. Mannheims Hinweis auf die zumeist unproblematische Tradierung atheoretischen Wissens sensibilisiert zusätzlich für Zusammenhänge, in denen Irritationen zwischen Generationen auftreten oder etwas unter Bezugnahme auf die jeweils ‚andere' Generation problematisiert oder theoretisiert wird, das vielleicht für diese ‚andere' Generation selbst gar kein Thema ist. Wo Selbstverständlichkeiten brüchig werden oder, in Bohnsacks und Schäffers Lesart, konjunktive Erfahrungsräume nicht mehr funktionieren, werden bisher unproblematische Gegenstände der Tradierung reflexiv zugänglich und Transformationsprozesse sichtbar.

Der Ansatz, intergenerationale Wandlungsprozesse über Biographien zugänglich zu machen, trägt zum einen dem Anliegen Rechnung, sozialen Wandel aus der Perspektive von Subjekten sichtbar zu machen und damit seine individuellen Trägerinnen, ob ‚frauenbewegt' oder nicht, und deren vielleicht widersprüchliche Erfahrungen und Sichtweisen nicht hinter Statistiken oder Paragraphen verschwinden zu lassen. Zum anderen bietet sich ein biographischer Zugang im Zusammenhang der Generationenperspektive an, da das Mannheimsche Generationskonzept, wie oben gezeigt wurde, gut mit einem biographischen Subjektmodell kombinierbar ist und es nahe legt, nach Prozessen der Weitergabe und Überarbeitung von kulturellen Konstruktionen auf der Ebene des Subjekts zu fragen. Biographische Konstruktionen sind hier jedoch nicht als rein individuelle zu verstehen, sondern sie integrieren und verschränken Gesellschaftlich-Strukturelles mit Individuellem und bringen es in ein spannungsreiches Verhältnis. Dieses Verhältnis wiederum umfasst nicht nur die Reproduktion von Strukturen, sondern auch deren Veränderung. Das Verständnis einer Biographizität des Sozialen ermöglicht eine Konzeptualisierung des Zustandekommens sozialen Wandels, um den es in dieser Untersuchung geht.

Dies gilt insbesondere für die Veränderung von Geschlechterkonstruktionen. Die Kategorie Geschlecht kann vor diesem Hintergrund als eine soziale Strukturkategorie verstanden werden, die einen maßgeblichen Rahmen für individuelle biographische Konstruktionen darstellt und entsprechende Spielräume und Grenzen für Biographiekonstruktionen absteckt. Zugleich wird Geschlecht im Modus der Biographizität auch biographisch hergestellt; das bedeutet, dass es zugleich ein generatives Prinzip und ein Produkt von Biographiekonstruktionen ist und damit Teil von (selbst-)reflexiven Aneignungs-, Handlungs- und Deutungsprozessen von Subjekten. Da Subjekte ihren Erfahrungen nicht einfach ausgeliefert sind, sondern diese ‚machen', ist auch dies ein Punkt, an dem Veränderungsprozesse zu verorten sind, die mit dem Wandel von Geschlechterkonstruktionen zwischen Generationen in Verbindung gebracht werden können.

Fragen, die sich unter dieser Perspektive an das empirische Material herantragen lassen, zielen zunächst darauf ab, wie die Kategorie Geschlecht in der Biographiekonstruktion und biographischen Erfahrungsre-

kapitulation zum Tragen kommt. Wie bringt die Geschlechtskategorisierung die Biographie hervor und wie bringt die biographische Konstruktion Geschlecht hervor? Dies bezieht sich sowohl auf das Eröffnen und Verschließen von Möglichkeitsräumen auf der Ebene des gelebten Lebens als auch auf das rekapitulierende Erfahrungen-Machen durch die Zuweisung von Bedeutung an bestimmte Geschehnisse und das Einnehmen einer bestimmten Erfahrungshaltung dazu. Beides ist allerdings, wie sich in der Auseinandersetzung zwischen Nassehi und Schütze zeigte (vgl. 5.2.2), nur artifiziell zu trennen.

Bei der Rekonstruktion der wechselseitigen Konstitution von Biographie und Geschlecht ist von einem Vorwissen darum, was Geschlecht ist bzw. was die Kategorisierung als Mann oder Frau bedeutet, zunächst reflektierend (nicht dieses Wissen suspendierend) Abstand zu nehmen. Was Geschlecht jeweils bedeutet, wie die Kategorie ‚funktioniert' und die biographische Erfahrungsaufschichtung strukturiert, muss in Bezug auf den jeweiligen Kontext, in dem davon die Rede ist, rekonstruiert werden. Diese Kontextualisierung legt sich schon durch die intergenerationale Perspektive nahe, da soziale Geschlechterordnungen und kulturelle Geschlechterbedeutungen historisch variabel sind und dieselben Kategorisierungen über Einzelbiographien und Generationen hinweg unterschiedliche Konnotationen haben können. Auf die weitergehende Bedeutung des Kontextbezugs ist in Kapitel 8 noch näher einzugehen.

Bei der Arbeit am Material kann zunächst darauf geachtet werden, wo in der biographischen Erfahrungsrekapitulation explizit auf die Kategorie Geschlecht Bezug genommen wird. Es kann gefragt werden, wozu diese Bezugnahme jeweils dient, wie dadurch biographischer Sinn hergestellt wird und was für ein Sinn das ist. Auch die implizite Bezugnahme auf Geschlecht ist aufschlussreich; viele Geschichten, in denen gar nicht explizit auf Geschlecht Bezug genommen wird, sind nur vor dem Hintergrund bestimmter Geschlechterordnungen zu verstehen. Diese zu rekonstruieren ist ebenfalls ein vielversprechender Zugang. Im Blick auf die Frage nach intergenerationalen Wandlungsprozessen ist hier wiederum auf Verschiebungen zu achten.

Für die Frage nach dem Zusammenhang der Veränderung von Geschlechterkonstruktionen mit der Frauenbewegung sind die ‚Richtungen' relevant, die diese Veränderungsprozesse nehmen und die möglicherweise mit Themen der Frauenbewegung korrespondieren. Daneben ist von Interesse, ob und wie im Rahmen der biographischen Erfahrungsrekapitulation und einer deutenden Reflexion explizit auf (Alltags-)Theorien über Geschlechterverhältnisse Bezug genommen wird und inwiefern dabei das kritische Instrumentarium der Frauenbewegung zum Zuge kommt.

Teil III

Empirische Studie

7 Methodologie und Methoden

7.1 Interpretation – Rekonstruktion – Reflexivität

Die Art und Weise, wie in Teil II die Konzepte Generation, Biographie und Geschlecht als soziale Konstruktionen expliziert wurden, setzt ein bestimmtes Verständnis sozialer Wirklichkeit voraus, wie es vornehmlich in den Theorietraditionen des Sozialkonstruktivismus (Berger/Luckmann 1969) und der soziologischen Phänomenologie im Anschluss an Alfred Schütz zu finden ist. Dies hat entsprechende method(olog)ische Voreinstellungen bei der empirischen Annäherung an diese Wirklichkeit zur Folge.

Das Programm der vorliegenden Untersuchung bewegt sich im Rahmen des Interpretativen Paradigmas (Wilson 1973), das die Interpretationsleistungen der handelnden Subjekte zum Ausgangspunkt der Analyse sozialen Handelns macht. Wilson schließt damit an das Handlungsmodell des in Abgrenzung zu behavioristischen Modellen entwickelten Symbolischen Interaktionismus an. Dessen Prämissen formuliert Herbert Blumer (1973) folgendermaßen:

„Die erste Prämisse besagt, dass Menschen ‚Dingen' gegenüber auf der Grundlage der Bedeutung handeln, die diese Dinge für sie besitzen. Unter ‚Dingen' wird hier alles gefasst, was der Mensch in seiner Welt wahrzunehmen vermag – physische Gegenstände, wie Bäume oder Stühle; andere Menschen, wie eine Mutter oder einen Verkäufer; Kategorien von Menschen, wie Freunde oder Feinde; Institutionen, wie eine Schule oder eine Regierung; Leitideale wie individuelle Unabhängigkeit oder Ehrlichkeit; Handlungen anderer Personen, wie ihre Befehle oder Wünsche; und solche Situationen wie sie dem Individuum in seinem täglichen Leben begegnen. Die zweite Prämisse besagt, dass die Bedeutung solcher Dinge aus der sozialen Interaktion, die man mit seinen Mitmenschen eingeht, abgeleitet ist oder aus ihr entsteht. Die dritte Prämisse besagt, dass diese Bedeutung in einem interpretativen Prozess, den die Person in ihrer Auseinan-

dersetzung mit den ihr begegnenden Dingen benutzt, gehandhabt und abgeändert werden“ (Blumer 1973: 81).

Damit geht eine bestimmte Auffassung sozialer Wirklichkeit einher: Diese konstituiert sich erst in den Deutungsprozessen und im interaktiven Handeln der Subjekte. Mit dieser Auffassung der Konstruiertheit von Realitäten wiederum verbindet sich ein Forschungsprogramm, dessen methodologische Eckpunkte in Anlehnung an Dausien (vgl. 2002: 165ff) mit den Begriffen Interpretation, Rekonstruktion und Reflexivität markiert werden können.

Interpretation ist im Rahmen des erläuterten Interpretativen Paradigmas „Grundannahme über menschliches Verhalten und wissenschaftliche Methode zugleich“ (Treibel 2000: 112). In der Analyse der komplexen interpretativen Leistungen sozialer AkteurInnen, in denen gesellschaftliche Wirklichkeit produziert wird, lassen sich Forschende auch selbst interpretierend und konstruierend auf diese Wirklichkeit ein. Was dabei wissenschaftliche Konstruktionen ausmacht, wurde wiederholt mit dem Modell der Rekonstruktion beschrieben (vgl. etwa Bohnsack 2000; Dausien 2002; Flick 1999; 2003). Die AutorInnen greifen dabei auf Alfred Schütz’ Ausführungen „zur Methodologie der Sozialwissenschaften“ (1971) zurück. Ausgehend von der Konstruiertheit der sozialen Welt und den ihr zugrunde liegenden Interpretationsleistungen der beteiligten Subjekte formuliert er als „erste Aufgabe der Methodologie der Sozialwissenschaften, die allgemeinen Prinzipien zu erforschen, nach denen der Mensch im Alltag seine Erfahrungen und insbesondere die der Sozialwelt ordnet“ (ebd. 68). Dabei wird die „Wirklichkeit des täglichen Lebens“ zum maßgeblichen Feld, auf das sich wissenschaftliche Theoriebildung auf eine bestimmte Art und Weise bezieht:

„Um diese soziale Wirklichkeit zu erfassen, müssen die vom Sozialwissenschaftler konstruierten gedanklichen Gegenstände auf denen aufbauen, die im Alltagsverstand des Menschen konstruiert werden, der sein tägliches Leben in der Sozialwelt erlebt. Daher sind die Konstruktionen der Sozialwissenschaften sozusagen Konstruktionen zweiten Grades, das heißt Konstruktionen von Konstruktionen jener Handelnden im Sozialfeld, deren Verhalten der Sozialwissenschaftler beobachten und erklären muß, und zwar in Übereinstimmung mit den Verfahrensregeln seiner Wissenschaft“ (ebd.).

In diesem Zitat wird zunächst deutlich, dass sozialwissenschaftliche Forschung an die Alltagswelt anschließt, dort ihren Gegenstand aber nicht einfach vorfindet. Er ist ebenfalls eine Konstruktion und entsteht erst durch seine Erfassung und Thematisierung mit wissenschaftlichen Methoden und Begrifflichkeiten. Das impliziert nicht nur, dass die theoretische Reformulierung von alltagsweltlichen Konstruktionen nicht in einem Abbildungsverhältnis zur sozialen Wirklichkeit steht. Es impliziert auch, dass dem

Moment der Reflexivität im Forschungsprozess eine besondere Bedeutung zukommt. Die Wahl des methodischen Zugriffs und der theoretischen Einbindung muss transparent gemacht und in ihrer den Gegenstand konstituierenden Wirkung expliziert werden.

Dies darf allerdings nicht dazu führen, dass sich sozialwissenschaftliche Forschung in einer Art theoretisch und methodisch naiven Zurückhaltung auf eine Reproduktion alltagsweltlicher Konstruktionen beschränken sollte. Bettina Dausien betont,

„dass ‚Rekonstruktion' in der Schütz'schen Tradition gerade kein unkritisches Nachvollziehen und Affirmieren alltagsweltlicher Ordnungskategorien und Sinnstrukturen meint (‚Reproduktion'), sondern eine reflexive, kritisch-analytische Rekonstruktion von Konstruktionen ‚ersten Grades' sowie der Bedingungen, unter denen diese hergestellt und relevant gemacht werden, ausbleiben oder sich verändern" (Dausien 2002: 170f).

Die Bezeichnung solcher Rekonstruktionen als Konstruktionen zweiten Grades soll jedoch keine Überlegenheit der wissenschaftlichen gegenüber der alltagsweltlichen Konstruktion suggerieren.[1] Die sozialwissenschaftliche Beobachterin verfügt nicht über einen in irgendeiner Weise privilegierten Zugang zu sozialer Wirklichkeit, noch über einen vom beobachteten Gegenstand unabhängigen Außenstandpunkt, der ‚Objektivität' verbürgen könnte – oder, um eine Formulierung von Gudrun Axeli Knapp aufzugreifen: „Die Bedingungen des Erkennens gehören selber dem Zusammenhang dessen an, was begriffen werden soll" (Knapp 2001: 21; vgl. Dausien 2002: 166ff). Die Art und Weise, wie sich rekonstruktive Forschung von ihrer Verortung innerhalb dieses Zusammenhangs aus auf ihren Gegenstand bezieht, muss immer wieder einer Reflexion unterzogen werden.

Darüber hinaus ist auch wissenschaftliches Forschen als soziale Praxis zu betrachten, die nicht außerhalb des Zusammenhangs steht, auf den sie ihre analytischen Anstrengungen richtet. Dieser Anspruch auf Reflexivität bezieht sich, wie Dausien (vgl. 2002: 167) unter Bezugnahme auf Blumer betont, auf die Gesamtheit des Forschungsprozesses. In diesem Sinne umfasst das „empirische Programm" des Konstruktivismus, wie es etwa von Knorr-Cetina (1989) formuliert wurde, gar eine „Selbstanwendung" (ebd.: 93f) und fordert, dass Forschung ihren analytischen Blick auch auf sich selbst richtet.

1 Noch deutlicher wird dies im Konzept der „Ko-Konstruktion" bei Paul Mecheril (2003: 43). Hier bleiben sozialwissenschaftliche Texte auf alltagsweltliche Konstruktionen bezogen, indem sie alltagsweltliche Texte als „Medium" (ebd.: 32) nutzen. Die „Modelle" (ebd.: 42) subjektiver Realität, die sie präsentieren, unterscheiden sich von alltagsweltlichen Konstruktionen jedoch hauptsächlich durch ihre (in diesem Fall sozialwissenschaftliche) Perspektivität (vgl. ebd.: 32ff).

7.2 Gegenstandsbezogene Theoriebildung

Das Konzept einer interpretativen, rekonstruktiven und reflexiven Forschung, das die methodologische Basis der vorliegenden Untersuchung bildet, legt ein bestimmtes Verhältnis von Theorie und Empirie nahe, das sich vom dem in vielen Bereichen empirischer Forschung dominanten hypothetiko-deduktiven Modell abhebt:

„Ausgehend von dem Fokus in der qualitativen Sozialforschung, die Interpretationen der sozialen Akteure zugrunde zu legen, geht es in der Verbindung von Theorie und Empirie nicht wie in der quantitativen Forschung darum, im deduktiven Verfahren Theorie-Hypothesen an einem bestimmten Material zu überprüfen, zu verifizieren oder eventuell zu falsifizieren, sondern es geht um die Generierung von Theorie aus den Interpretationen des empirischen Materials“ (Felden 2003: 129).

Wissenschaftliche Konstruktionen werden also nicht vorausgesetzt, sondern schließen auch insofern an alltagsweltliche Konstruktionen an, als sie in der Auseinandersetzung mit ihnen entwickelt werden. Am empirischen Material sollen neue Einsichten gewonnen, Zusammenhänge entdeckt und Hypothesen formuliert werden.

Die Forschungslogik, der eine solche Form der Theoriebildung folgt, lässt sich in Abgrenzung von einem deduktiven oder induktiven Verfahren als abduktiv beschreiben. Der auf Charles S. Peirce zurückgehende Begriff der Abduktion als logisches Schlussverfahren wurde von Autoren wie Jo Reichertz (z.B. 1993; 1999) und Udo Kelle (1994) in ein methodologisches Prinzip sozialwissenschaftlicher Forschung überführt. Reichertz beschreibt die Theoriebildung entlang einer abduktiven Logik wie folgt:

„Etwas Unverständliches wird in den Daten vorgefunden und aufgrund des geistigen Entwurfs einer *neuen* Regel wird sowohl die Regel gefunden bzw. erfunden und zugleich klar, was der Fall ist. Die logische Form dieser Operation ist die der *Abduktion*. Hier hat man sich (wie bewusst auch immer und aus welchen Motiven auch immer) entschlossen, der bewährten Sicht der Dinge nicht mehr zu folgen.
Eine solche Bildung eines neuen ‚type‘, also die Zusammenstellung einer neuen typischen Merkmalskombination ist ein kreativer Schluss, der eine neue Idee in die Welt bringt. Diese Art der Zusammenschließung ist nicht zwingend, eher sehr waghalsig. [...] Die Abduktion ist also ein mentaler Prozess, der das zusammenbringt, von dem man nie dachte, dass es zusammen gehört“ (Reichertz 1999: 54; Herv. i. O.).

Das Problem dieser Forschungslogik ist, dass sie sich nicht in ein formalisiertes Verfahren übertragen lässt; Reichertz betont, dass sich abduktive Schlüsse „unerwartet wie ein Blitz“ einstellen und „sich nicht willentlich herbeizwingen“ (ebd.) lassen. Allerdings sieht er in einer bestimmten

„Haltung“ (ebd.: 57) der Forschenden die Basis und notwendige Voraussetzung für abduktive Schlüsse. Den Kern dieser Haltung, die es im Forschungsprozess einzunehmen gilt, macht nach Reichertz im Wesentlichen dreierlei aus: Informiertheit, Ernstnehmen der Daten und die Bereitschaft, von bisherigen Überzeugungen abzusehen (vgl. ebd.: 57f).

Ein methodologisches Rahmenkonzept, für das der Gedanke der Abduktion von zentraler Bedeutung ist, das aber ausgearbeitetere Strategien zur Verfügung stellt, um sich im Forschungsprozess in eine ‚abduktive Haltung‘ hineinzubegeben, ist das der Grounded Theory nach Barney G. Glaser und Anselm L. Strauss (erstmals 1967). Einige Ideen dieses Konzepts sind für das Verhältnis von Theorie und Empirie, wie es auch in der vorliegenden Untersuchung zugrunde gelegt wird, von Bedeutung und sollen deshalb kurz erläutert werden.

Empirische Forschungsprojekte sind in der Methodologie der Grounded Theory als komplexe *Prozesse* konzipiert. Es geht nicht darum, ein im Vorhinein weitgehend aufgrund theoretischer Vorannahmen festgelegtes Programm Punkt für Punkt abzuarbeiten. Vielmehr leiten Erkenntnisse, die aus einem getanen Schritt gewonnen wurden, jeweils den nächsten Schritt an; dabei sind auch reflexive Schleifen möglich und notwendig. Dies betrifft etwa die Formulierung der Forschungsfrage, die zu Beginn des Forschungsprozesses möglichst offen sein soll, in der Auseinandersetzung mit ersten empirischen Materialien aber präzisiert wird und weiteren Schritten eine entsprechende Richtung geben kann (vgl. Strauss/Corbin 1996: 23ff). Generell laufen hier die Erhebung und die hypothesengenerierende Auswertung von Datenmaterial parallel und sind miteinander verschränkt; bereits nach der Erhebung der ersten Daten beginnt die Analyse, deren theoretischer Ertrag wiederum die Basis der weiteren Datensammlung bildet. Dieses Prinzip des „theoretischen Samplings“ (Glaser/Strauss 1998: 53ff; Strauss/Corbin 1996: 148ff) bildet eine der zentralen Ideen der Methodologie der Grounded Theory und war auch für die vorliegende Untersuchung leitend. Dies gilt ebenso für das Prinzip des „ständigen Vergleichens“ (Glaser/Strauss 1998: 107ff), das mit dem des theoretischen Sampling eng verknüpft ist. Der Vergleich ist zum einen die zentrale Strategie der Auswertung erhobenen Materials, zum anderen leitet das Prinzip die weitere Datensammlung an. Das Sample wird sukzessive um Fälle erweitert, die jeweils maximale und minimale Vergleiche unter den am bisherigen Material herausgearbeiteten theoretischen Aspekten erlauben (vgl. Glaser/Strauss 1998: 63f; Truschkat/Kaiser/Reinartz 2005: [27]f).

Ein weiteres Prinzip der Methodologie der Grounded Theory, das das Verhältnis von Theorie und Empirie im Forschungsprozess betrifft, ist die Einbeziehung theoretischen Vorwissens in Form einer „theoretischen Sensibilität“ (Strauss/Corbin 1996: 25). Dies scheint zunächst im Widerspruch zum Postulat der Offenheit des Forschungsprozesses (vgl. Hoffmann-Riem 1980: 343f) zu stehen, der ja gerade nicht als Überprüfung vorgefasster

Hypothesen gedacht ist und von einer Forschungsfrage ausgeht, die auf implizite Theorien hin überprüft werden muss. Die Forschungslogik der Grounded Theory ist jedoch keine induktive, die Hypothesen allein auf der Basis der empirischen Daten generieren müsste. Das wäre allein deshalb schon illusorisch, weil der Zugang zu sozialen Realitäten, um die es hier geht, schon auf der Ebene des Alltagsverständnisses niemals ‚theorielos' ist. Die abduktive Haltung umfasst, wie bereits erwähnt, vielmehr ein informiertes Interesse an den fraglichen Phänomenen. Dies bedeutet zum einen, diejenigen theoretischen Vorannahmen – seien es wissenschaftliche oder alltagstheoretische – die die Aufmerksamkeit der Forscherin lenken, zu reflektieren und zu explizieren. Zum anderen ist die Auseinandersetzung mit vorhandenen Theorien über das, was im Fokus der Aufmerksamkeit der Forschenden steht, produktiv für die Auseinandersetzung mit dem empirischen Material und die gegenstandsbezogene Theoriebildung: „Theoretische Sensibilität bedeutet die Verfügbarkeit brauchbarer heuristischer Konzepte, die die Identifizierung theoretisch relevanter Kategorien im Datenmaterial und die Herstellung von Zusammenhängen zwischen diesen Kategorien, d.h. von Hypothesen, ermöglicht" (Kelle 1994: 312). Die neu gewonnenen theoretischen Einsichten können dabei die sensibilisierenden Konzepte durchaus in Frage stellen und evtl. zum Einbezug anderer theoretischer Orientierungen führen. Es dominiert also weder die Seite der Theorie noch die der Empirie; vielmehr kommt ein Prozess in Gang, den Bettina Dausien als „spiralförmige Hin- und Herbewegung zwischen theoretisch angeleiteter Empirie und empirisch gewonnener Theorie" (1996: 93) beschreibt.

Im Fall der vorliegenden Untersuchung sind neben historischem und Erfahrungswissen über die Frauenbewegung insbesondere wissenschaftliche Konzeptualisierungen von Generation, Biographie und Geschlecht relevant für eine theoretische Sensibilität. In Teil II wurden in der Diskussion der Begriffe die entsprechenden Vorverständnisse expliziert, die in die Auseinandersetzung mit dem empirischen Material eingeflossen sind.

7.3 Das Sample

7.3.1 Die Suche nach Interviewpartnerinnen

Für die Suche nach Interviewpartnerinnen für die vorliegende Untersuchung waren zwei Punkte relevant, die sich vor allem aus den ‚Voreinstellungen' des Blicks auf die Frauenbewegung und ihre Folgen einerseits und aus dem Verständnis von Generationalität andererseits ergeben.

Ein wichtiger Anhaltspunkt bei der Suche war das Verhältnis potentieller Interviewpartnerinnen zur Frauenbewegung. Nach von der Frauenbewegung angestoßenen Wandlungsprozessen sollte, wie in Kapitel 2 er-

läutert, nicht nur bei Frauen gesucht werden, die sich in irgendeiner Weise explizit mit der Frauenbewegung verbunden fühlen. Vielmehr war es ein zentrales Anliegen, für eine Einschätzung der Reichweite der Frauenbewegung gerade auch Frauen zu befragen, die bei sich keine besondere Affinität zur Frauenbewegung sehen.

Allerdings erwies sich die Verbundenheit mit oder Distanz zu ‚der' Frauenbewegung nicht als eindeutiges Kriterium für die Fallauswahl. Abgesehen davon, dass dafür kaum ein ‚objektives' Maß zur Verfügung steht, kann auch die subjektive Selbsteinschätzung potentieller Interviewpartnerinnen als ‚frauenbewegt' oder ‚nicht frauenbewegt' sehr Unterschiedliches bedeuten. Beispielsweise müssen historische Ereignisse der Frauenbewegung und ihre Rezeption nicht unbedingt zusammenfallen. So können Frauen, die in den 1970er Jahren der Frauenbewegung distanziert gegenüberstanden oder jüngere Frauen, die damals erst geboren wurden, heute feministisch interessiert sein und in der ‚historischen' Neuen Frauenbewegung einen wichtigen Bezugspunkt finden (vgl. Klemming/Thon 1998). Ebenso war davon auszugehen, dass auch Frauen, die der Bewegung nie nahe standen, sich dennoch damit auseinandergesetzt haben oder vielleicht auch ohne eine explizite Auseinandersetzung Akteurinnen eines gesellschaftlichen Wandels waren oder sind, der das Anliegen der Frauenbewegung ist. Dies war auch der Grund für die Einbeziehung der Großmüttergeneration. Sie vertritt in der vorliegenden Studie nicht einfach ein weibliches Lebensmodell, mit dem die Frauenbewegung endlich gebrochen hat. Es war vielmehr auch danach zu fragen, welches transformatorische Potential möglicherweise schon die Großmütter an ihre Töchter weitergegeben haben, und welche Impulse auch Frauen, die in den 1970er Jahren das junge Erwachsenenalter schon hinter sich gelassen hatten, vielleicht aus der Frauenbewegung bekommen haben.

Generationalität wird in der vorliegenden Untersuchung, wie in Kapitel 4 erläutert, als interaktiv konstituiert verstanden. Um intergenerationale Wandlungsprozesse sichtbar zu machen, wurden daher miteinander ‚verknüpfte' Biographien von Frauen untersucht, wie sie in den Generationenfolgen von Familien zu finden sind. Für die geplante Untersuchung war es daher wichtig, Interviewpartnerinnen aus verschiedenen Generationen einer Familie zu finden, die zueinander in einem Mutter-Tochter-Verhältnis stehen. Dazu mussten Familien gesucht werden, in denen es zum einen überhaupt drei erwachsene Frauengenerationen in direkter Linie gibt (und die alle zu einem biographischen Interview bereit waren). Das bedeutete, dass die älteste Generation noch am Leben und in der Lage sein musste, ein biographisches Interview zu geben; die jüngste Generation sollte bereits das junge Erwachsenenalter erreicht haben. Dadurch wurde die Altersstruktur der befragten Familien bereits teilweise festgelegt, auch wenn sich die Altersverhältnisse von Familie zu Familie sehr unterscheiden. So gehören die insgesamt sechs befragten Großmütter den Jahrgängen 1919

bis 1939 an, die sechs Mütter den Jahrgängen 1947 bis 1958 und die sieben Töchter den Jahrgängen 1968 bis 1980. Eine enger gefasste gemeinsame Kohortenzugehörigkeit jeweils der ältesten, mittleren und jüngsten Generation anzustreben wäre hier nicht praktikabel, weil kaum realisierbar gewesen.

Ebenso wenig praktikabel war eine Auswahl der Familien nach Kriterien wie Schichtzugehörigkeit, Milieu oder Bildungsstand. Über die familialen Generationen hinweg gab es hier große Verschiebungen. Auffällig war zum einen schon auf den ersten Blick die starke Tendenz einer Land-Stadt-Migration, was dazu führte, dass Interviews in ganz unterschiedlichen Regionen der Bundesrepublik und sowohl in ländlichen und kleinstädtischen als auch großstädtischen Umgebungen stattfanden. Die Mitglieder der einzelnen Familien wohnten in der Regel nicht alle an einem Ort, die jüngeren lebten tendenziell eher in der Großstadt. Zum anderen ist ein Charakteristikum der interviewten Familien, dass die jeweils jüngere Generation zumeist einen höheren Bildungsabschluss erreicht hat als die vorhergehende. Während die Interviewpartnerinnen der Großmüttergeneration über einen Volksschulabschluss und zum Teil über eine entsprechende Berufsausbildung verfügen, haben die Frauen der Töchtergeneration alle die Hochschulreife, wenn sie auch nicht unbedingt ein Studium absolvieren bzw. absolviert haben. Dieses Phänomen könnte als ein Effekt der Strategien bei der Suche nach Interviewpartnerinnen erklärt werden. Sie erfolgte zum einen über Aushänge und Zeitungsanzeigen unter Bezugnahme auf den wissenschaftlichen Forschungscharakter des Projekts, wovon sich möglicherweise eher Frauen angesprochen fühlen, die selbst eine Affinität zu akademischen Kulturen haben. Zum anderen war ‚Mund-zu-Mund-Propaganda' ein wichtiger Weg, um Familien mit drei Frauengenerationen zu finden. Dritte, die über das Forschungsvorhaben informiert waren, stellten Kontakte zu potentiellen Interviewpartnerinnen her. Bei einer solchen Vorgehensweise besteht die Gefahr, nur ein bestimmtes Milieu zu erreichen. Allerdings wurde sehr darauf geachtet, dass die Familien weit genug außerhalb der persönlichen ‚Reichweite' der Forscherin waren. Zudem waren es hier – ebenso wenig wie bei den Aushängen und Anzeigen – nicht unbedingt die akademisch gebildeten Töchter, sondern auch die Mütter oder Großmütter, die Interesse an dem Projekt zeigten und über die der Kontakt zur Familie zustande kam.

Der maßgebliche Grund dafür, dass sich diese weitgehend zufällige Auswahl von Familien dermaßen durch Bildungsaufstiege über drei Generationen hinweg auszeichnet, ist ohnehin eher in dem rapiden Anstieg der Bildungsbeteiligung von Frauen als generelle Entwicklung der letzten Jahrzehnte zu sehen. In den interviewten Familien bildet sich also – wenn auch vermutlich in zugespitzter Form – schon etwas ab, das ein wichtiger Teil dessen ist, was näher untersucht werden soll: Der Anstieg im Bil-

dungsniveau von Frauen wird immer wieder als eine der markantesten Veränderungen zwischen den Generationen angeführt.

Dies impliziert, dass in der vorliegenden Studie nur ‚Gewinnerinnen' dieses Wandlungsprozesses repräsentiert sind; Familien, in denen die Frauen bis heute nicht von der Bildungsexpansion der 1970er Jahre und ihren Folgen profitieren konnten, fehlen. Damit ist eine Grenze der aus dem vorliegenden Material generierbaren Erkenntnisse markiert. Gleichzeitig kann die Konzentration auf eine Gruppe, in der ein entsprechender Wandel so deutlich gegriffen hat, die Konturen dieses Wandels exemplarisch schärfer hervortreten lassen.

7.3.2 Samplekonstruktion und Theoriebildung

Die insgesamt neunzehn für das Forschungsprojekt geführten Interviews (je sechs Großmütter und Mütter und sieben Töchter, da es in einer Familie zwei Töchter gab, die beide zu einem Interview bereit waren) bildeten lediglich die Grundlage für die Konstruktion des Untersuchungssamples, auch wenn Interviewerfahrungen, im Kontakt mit den unterschiedlichen Familien erworbene Sensibilitäten und die große Bandbreite an Geschichten, die immer wieder Quervergleiche erlaubte, auf unterschiedliche Weise in die Forschungsarbeit einflossen. Die Samplekonstruktion war insofern am Prinzip des theoretischen Sampling orientiert, als im ersten Projektjahr die Erhebung der Interviews mit fünf der Familien und die ersten Auswertungsschritte der bereits erhobenen Interviews parallel liefen. Nach der eingehenderen Auswertung der Interviews von zwei Familien wurde im Abstand von einem Jahr nach Kriterien, die sich aus den Auswertungen ergeben hatte, eine weitere Familie gesucht, die das Sample komplettieren sollte.

Im Detail verlief die sukzessive Konstruktion des Samples folgendermaßen: Die Entscheidung für die intensive Auswertung der Interviews der Familie Aschauer/Arndt/Aumann[2] in einer ersten Fallstudie fiel aufgrund erster Vergleiche innerhalb des sich noch im Aufbau befindenden Interviewpools. Ausschlaggebend für die Wahl war neben der durchgehend hohen Qualität aller drei Interviews der Umstand, dass die Mutter Marlies Arndt von den 1970er Jahren an in der Frauenbewegung aktiv war. Ihr expliziter Bewegungshintergrund und die Zugehörigkeit zu der Alterskohorte, der viele der Trägerinnen der Neuen Frauenbewegung angehören, machte die Familie Aschauer/Arndt/Aumann für den Einstieg in die intensive Analysearbeit besonders interessant. Die Konstellation ermöglichte es, die Forschungsfragen zunächst einmal sehr direkt an empirisches Material heranzutragen, das sich schon auf den ersten Blick als aufschlussreich erwies.

2 Alle Personennamen sind anonymisiert.

An die Auswertung der Interviews der Familie Aschauer/Arndt/Aumann schloss sich die der Interviews der Familie Bechtel/Büttner an. Im Vergleich mit allen anderen im bereits bestehenden Pool vorhandenen Familien zeichnete sich diese Familie vor allem durch eine große sowohl sozialräumliche als auch, durch die Zugehörigkeit zu einer evangelikalen Glaubensgemeinschaft, weltanschauliche Distanz zur Frauenbewegung aus. Unter diesem Aspekt und auch aufgrund der Verortung in einem ländlichen bis kleinstädtischen Milieu eignete sie sich am besten als Kontrastfall zur Familie Aschauer/Arndt/Aumann, in der alle drei Generationen in Großstädten leben. Dies schließt jedoch nicht aus, dass es unter anderen Perspektiven auch Berührungspunkte zwischen den Familien gibt, wie etwa die Berufstätigkeit der Großmütter, nachgeholte Berufsbildungsprozesse bei den Müttern und Studium und hochqualifizierte Berufstätigkeit bei den Töchtern.

Die Interviews mit der Familie Claussen/Cadenberg wurden erst nach einer intensiven Auswertung und dem Vergleich der ersten beiden Fälle erhoben. Dieser hatte die Frage nach familiären Konstellationen aufgeworfen, in denen erst die dritte Generation einen persönlichen Bezug zur Frauenbewegung hat. Im Kontrast zu den bisher untersuchten Fällen konnte eine solche Konstellation am nachhaltigsten die landläufige Vorstellung von der Frauenbewegung als Projekt einer bestimmten historisch-politischen Generation (der hier der mittleren Generation) irritieren. Die Familie Claussen/Cadenberg wurde unter dieser Perspektive gezielt für eine dritte Fallstudie ausgesucht und interviewt und konnte somit das Sample vervollständigen.

Die Bedeutung der Idee des theoretischen Samplings erschöpft sich jedoch nicht auf der Ebene der Auswahl der Fälle; dann wäre sie hier auch nur in äußert unbefriedigender Weise umsetzbar gewesen. Denn schon das empirische Material zu einer einzigen ersten Fallfamilie – drei biographische Interviews – ist in sich so komplex, dass sich eine ganze Reihe interessanter Analyseperspektiven daraus ergeben. Es wäre also kaum realistisch gewesen, entweder andere Fälle zu finden, die unter einer ähnlichen Kombination von Analyseperspektiven eine Vergleichbarkeit oder Kontrastierbarkeit gewährleistet hätten, oder angesichts der Anzahl der interessanten Analyseperspektiven eine Vielzahl weiterer Fälle heranzuziehen. Auch die gezielte Suche nach korrespondierenden Fällen ist bei biographieanalytischen Verfahren kaum möglich, da das, worin ein neu hinzuzuziehender Fall von einem bereits untersuchten vergleichbar sein soll, nicht ‚von außen' sichtbar ist. Bestimmte biographische Logiken etwa, die für die Untersuchung von Interesse sind, zeigen sich erst in der Auswertung des Materials und nicht bei der Kontaktaufnahme mit einer potentiellen Interviewpartnerin. Bei eben dieser Auswertung des Materials, nämlich für die Auswahl von Interviewpassagen bei der Rekonstruktion der Einzelbiographien, im innerfamiliären intergenerationalen Vergleich und im Quer-

vergleich der Einzelbiographien und Fallfamilien untereinander, war die Idee des theoretischen Sampling jedoch von großer Bedeutung. Schon auf der Ebene der Einzelbiographie ist es, auch wenn hier zunächst ein sequenzielles, an der formalen Struktur des Interviews orientiertes Vorgehen angebracht ist, in jedem Fall hilfreich, immer wieder nach Ähnlichkeiten und Kontrasten zu suchen. Kernstellen, die eine vermutetes Muster bestätigen oder durchbrechen, wurden einer Feinanalyse zugeführt; entdeckte Logiken konnten so bestätigt und differenziert werden, oder die Wahrnehmung der Forscherin wurde wieder irritiert. So konnte die Rekonstruktion der biographischen Konstruktionslogiken Schritt für Schritt weiter vorangetrieben werden.

Nach einer sequenziellen und biographieintern vergleichenden Analyse der Einzelbiographien wurde die Vergleichslogik zunächst innerhalb der Fallfamilien und dann zwischen den Fallfamilien und zwischen nicht familiär verbundenen Einzelbiographien weitergeführt. Dabei sollte sich erweisen, ob eine an einer Einzelbiographie oder einer Fallfamilie entwickelte Kategorie geeignet war, um auch Zusammenhänge in anderen Biographien bzw. Familien aufzudecken und zu beschreiben, oder ob der Vergleich eine Differenzierung der Kategorie oder eine weitere Kategorie als Gegenstück dazu ergab. Der Logik des theoretischen Sampling zufolge wurde die Aufmerksamkeit bei der Auswahl und Bearbeitung weiteren Materials jeweils von den bereits als aufschlussreich befundenen Analysekategorien geleitet, die dadurch wiederum verfeinert werden konnten.

Mit dieser Strategie der Materialauswahl konnte in Bezug auf die erarbeiteten Kategorien auch die in der Grounded Theory angestrebte „theoretische Sättigung“ (Glaser/Strauss 1998: 69) erreicht werden. Damit ist der Punkt gemeint, an dem die in der Rekonstruktionsarbeit entwickelten Kategorien hinreichend differenziert sind, d.h. dass alle für die Kategoriebildung relevanten Aspekte aus dem Material integriert sind und dass auch eine Einbeziehung zusätzlichen Materials zu keiner weiteren Differenzierung der Kategorien führen würde.[3] Die Konsistenz des entwickelten Kategoriensystems zeigt sich daran, dass es nachvollziehbar mit Material aus verschiedenen Fällen unterfüttert ist. Die Tragfähigkeit der formulierten Kategorien erweist sich dadurch, dass diese generell als sinnvolle und vielversprechende theoretische Frageperspektiven an soziale Realität über die des Samples hinaus herangetragen werden können.

3 Das soll gerade nicht bedeuten, dass das empirische Material ausgeschöpft werden müsste, so dass daraus keine neuen Erkenntnisse zu weiteren interessanten Aspekten mehr gewonnen werden können. Gerade biographische Interviews sind dazu ohnehin zu vielschichtig, und Biographiekonstruktionen sind mit ihren komplexen Verweisungszusammenhängen in der Rekonstruktion niemals gänzlich einholbar. Die angestrebte Sättigung bezieht sich auf die entwickelten Kategorien, nicht auf die Ausschöpfung des Materials.

7.4 Interviewerhebung

Forschung, die sich im Rahmen des Interpretativen Paradigmas auf die Realitätskonstruktionen von Subjekten bezieht, ist auf empirisches Material angewiesen, das eine bestimmte Qualität aufweist: In ihm sollten subjektive Konstruktionen auf eine Art und Weise entfaltet werden, die derjenigen alltäglicher Situationen zumindest nicht unähnlich ist. Und es sollten darin in erster Linie die Relevanzgesichtspunkte der Subjekte, nicht diejenigen der Forschenden zum Tragen kommen. Für die Methode der Datenerhebung bedeutet das, dass offenen, nicht-standardisierten Verfahren der Vorzug zu geben ist (vgl. etwa Meuser 2003: 140f).

Die gewählte Methode des biographisch-narrativen Interviews (vgl. etwa Alheit 1984; Fischer-Rosenthal/Rosenthal 1997; Schütze 1977; 1983) entspricht neben den Erfordernissen, die mit dem oben beschriebenen biographietheoretischen Zugang verknüpft sind (vgl. 5.2), auch diesen Kriterien. Die Interviewpartnerinnen wurden zu Beginn des Interviews lediglich gebeten, ihre ganze Lebensgeschichte zu erzählen; deren Strukturierung wurde ihnen selbst überlassen. Nach ausführlichen Erläuterungen im Vorfeld, dass dem Interview kein Fragebogen zugrunde liegen würde, weil eine Interviewerin ja im Voraus nicht wissen könne, was im Leben der Interviewpartnerinnen wichtig gewesen sei, reichte das als Erzählimpuls in der Regel aus. Auch wenn es sicher keine alltägliche, sondern eine eher künstliche Situation ist, einer fremden Person die gesamte eigene Biographie zu schildern, gingen die Interviewpartnerinnen damit sehr souverän um. Das Erzählen zumindest von Teilen der Lebensgeschichte ist auch im Alltag ein vertrauter Modus der kommunikativen Biographie- und Selbstkonstruktion.

Die Interviews wurden nach einem Nachfrageteil zu Passagen und Zusammenhängen in der biographischen Haupterzählung, die für die Interviewerin nicht ausreichend nachvollziehbar waren, um einige zusätzliche Fragen erweitert. Diese Fragen betrafen einerseits die Einschätzungen der Erzählerinnen über intergenerationalen Wandel in ihrer Familie und andererseits ihr Verhältnis zur Frauenbewegung. Zunächst wurden die Frauen gebeten, ihr eigenes Leben mit dem ihrer Mutter zu vergleichen; Großmütter und Mütter wurden außerdem um den Vergleich mit dem Leben der eigenen Tochter gebeten. Das Thema Frauenbewegung wurde über eine Frage eingeführt, die in etwa lautete: „Wenn es heute noch einmal eine neue Welle einer Frauenbewegung geben würde, wie es sie in den 70er/80er Jahren gab, und Sie könnten bestimmen, was die Forderungen dieser Bewegung wären und welche Anliegen sie verfolgen sollte, was wäre Ihnen dann wichtig?“ Im Anschluss an die Antwort der Erzählerin wurde nach ihren persönlichen Berührungen mit der Frauenbewegung gefragt. Die Fragen zu diesen beiden Komplexen zielten insgesamt weniger auf das Erzählen biographischer Erfahrungen ab als auf Argumentationen, in de-

nen Alltagstheorien über das Geschlechterverhältnis und seinen Wandel, über Generationenbeziehungen und -verhältnisse und über die Rolle der Frauenbewegung zur Sprache kommen sollten.

Die Interviews fanden alle in einem privaten Rahmen, meist in der Wohnung der jeweiligen Interviewpartnerin statt; nach Möglichkeit wurde ein Termin vereinbart, der genügend zeitlichen Spielraum ließ. Auf die Bitte, ihre Lebensgeschichte zu erzählen, ließen sich die Interviewpartnerinnen in der Regel mit großer Bereitschaft ein, so dass Interviews von rund drei Stunden Länge keine Seltenheit waren und in zwei Fällen sogar ein zweiter Termin vereinbart wurde, um das Interview fortzusetzen.

Auch den Zusatzfragen widmeten sich die meisten mit großer Sorgfalt. In dem Teil, in dem es explizit um Erfahrungen mit der und Meinungen zur Frauenbewegung ging, wurde noch einmal deutlich, inwiefern die jeweilige Erzählerin einen Bewegungshintergrund hatte. Bei den meisten war dies nicht der Fall. Obwohl dann die theoretisierende Auseinandersetzung mit der Frauenbewegung zumeist auf einzelne markante und polarisierende Themen beschränkt war, bezogen sich die Erzählerinnen darauf in differenzierter Art und Weise und machten daran eigene theoretische und politische Positionen fest.

7.5 Auswertung des Interviewmaterials

7.5.1 Transkription und Anonymisierung

Um gleich nach der Erhebung schnell einen Zugang zum entstandenen Material zu bekommen, wurden die Interviews zunächst unter Zuhilfenahme der Tonbandaufzeichnung ausführlich und möglichst nahe am Wortlaut protokolliert. Die Protokolle ermöglichten es, zunächst ohne den zeitaufwändigen Zwischenschritt der Transkription einen Überblick über die Interviews zu erhalten. Zumindest an der Oberfläche konnten wichtige Eckpunkte der Lebensgeschichte herauskristallisiert, dabei aber auch narrative Struktur und subjektive Qualität des Erzählten im Blick behalten werden. Auf dieser Basis konnte im Verlauf des theoretischen Samplings die Entscheidung getroffen werden, welche Interviews intensiv ausgewertet werden sollten. Die vollständige Transkription (Transkriptionsnotation in Anlehnung an Dausien 1996 im Anhang) besonders der langen Interviews erfolgte aus ökonomischen Gründen erst dann, wenn diese Entscheidung für ein Interview (bzw. für alle drei Interviews einer Familie) gefallen war.

Die Transkription ist bereits mehr als ein rein technischer Arbeitsschritt. Zum einen ist die Übertragung des gesprochenen Worts in geschriebenen Text schon eine Interpretation. Zum anderen fokussiert die Arbeit an einem Transkript die Aufmerksamkeit auf den Text; es kommt

zu einer zunehmenden Ausblendung anderer Eindrücke, die zunächst mit der Gesamtsituation des Interviews verbunden waren. Diese Reduktion des zunächst vorhandenen ‚Materials', das auch Beobachtungen, Erinnerungen an die Gespräche um das Interview herum oder die Atmosphäre umfasst, auf den Interviewtext bedeutet jedoch auch eine notwendige Konzentration und Entlastung.

Durch die Transkription und auch durch die Anonymisierung aller Personen- und Ortsnamen wird der Interviewtext von der ‚realen' Situation, in der er entstanden ist, und der ‚realen' Person, die ihn produziert hat, ein Stück weit abgelöst. Dies bedeutet zum einen eine Verkürzung, zum anderen macht es den Text aber auch erst bearbeitbar. Der Anspruch, die Situation ‚so wie sie war' mit in die Analyse einzubeziehen oder der Person der Interviewpartnerin ‚gerecht zu werden' würde nicht nur den Rahmen eines Forschungsprojekts sprengen. Ihn aufzustellen würde bedeuten, den Charakter des Materials zu verkennen, das keine mehr oder weniger gelungene Abbildung einer ‚eigentlichen' Realität ist, sondern ein Text, der unter bestimmten Bedingungen und in verschiedenen Stufen (Interviewsituation, Aufnahme, Transkription), auf die die Forscherin maßgeblich Einfluss nimmt, zustande gekommen ist. Schließlich würde es bedeuten, den Anspruch sozialwissenschaftlicher Theorieproduktion zu verkennen, um die es in der Bearbeitung des empirischen Materials geht: „Kein sozialwissenschaftlicher Text kann beanspruchen, legitime Vertretung des Beschriebenen zu sein, weil jeder sozialwissenschaftliche Text allein die sozialwissenschaftliche Weise des Schauens und Artikulierens vertritt, nie aber das Gesehene und Beschriebene" (Mecheril 2003: 33).

Insbesondere die Anonymisierung markiert, dass sozusagen die Biographie, wie sie von einer realen Person produziert wurde, zum ‚Fall' werden und damit auf eine andere – was nicht heißen soll respektlosere – Weise bearbeitet und analysiert werden kann. Das Interesse der Forscherin bei der Analyse des entstandenen Texts ist nicht dasselbe wie beim Zuhören in der Interviewsituation. Während des Interviews ist es ein viel unmittelbareres Interesse an der Person und ihrer Geschichte; zwischen Interviewerin und Erzählerin entsteht eine kurzfristige Beziehung, in die sich auch die Interviewerin als Person einbringt und in der es spontane Sympathien und Antipathien gibt. Über die Transkription, die Anonymisierung und in der Konzentration auf das entstandene schriftliche Material geschieht eine Distanzierung davon, die auch eine Reflexion der Interview-Interaktion ermöglicht. Der Blick auf das Material schließlich ist ein grundsätzlich anderer als der auf die Person in der Interviewsituation. Es werden Fragen an das Material herangetragen, die aus einem anderen Kontext stammen und die häufig nicht die Fragen sind, auf die die Interviewten in ihren Erzählungen Antworten geben. Hier deutet sich ein forschungsethisches Problem an, das jedoch nicht erst an dieser Stelle des Forschungsprozesses bearbeitet, sondern nur durch eine entsprechende Transparenz im Vorfeld der

Interviews angegangen werden kann.[4] An dieser Stelle des Forschungsprozesses ist es notwenig, sich als Forscherin klar zu machen, dass die Aufgabe einer wissenschaftlichen Analyse nicht ist, die Sicht der Erzählerin auf sich selbst zu reproduzieren, sondern zu rekonstruieren. Das bedeutet nicht, dass die Forscherin ‚mehr' über die Interviewte erfährt, als diese über sich selbst weiß, sondern dass sie sich für anderes interessiert. Um eben diese Fokussierung bzw. die Verschiebung des Fokus, der in der Interviewsituation vorherrscht, zu dem, der für die weitere Forschung angemessen ist, vorzunehmen, sind die auf den ersten Blick nur technischen Vorgänge der Transkription und Anonymisierung des Materials wichtige Schritte. Sie bilden die Grundlage für den interpretierenden Umgang mit dem Material.

7.5.2 Interpretation

Ebenso wie die Methode des biographisch-narrativen Interviews darauf ausgelegt ist, die Strukturierung des Gesagten nach den Relevanzgesichtspunkten der Erzählerin zu ermöglichen, so orientiert sich die Auswertung des Materials an dieser Strukturierung. Ein streng sequenzielles Vorgehen bei der Erschließung eines Interviewtexts zielt darauf ab, dieser Strukturierung zu folgen. Das Prinzip der Sequenzialität kann die Forscherin dazu zwingen, im Umgang mit dem Material von bestimmten Voreinstellungen des eigenen Blicks abzusehen, und ist somit eine geeignete Strategie für das Einnehmen einer abduktiven Haltung (vgl. Reichertz 1999: 59).

In einer ersten Annäherung an ein Interview wurde jeweils eine Sequenzanalyse der formalen Struktur des Gesamttextes vorgenommen, wie sie in verschiedenen biographieanalytischen Ansätzen vorgeschlagen wird (vgl. Fischer-Rosenthal/Rosenthal 1997; Schütze 1983). Als hilfreich erwiesen sich dafür die von Rosenthal (1995: 220f) im Anschluss an Kallmeyer/Schütze (1977) formulierten „Kategorien für die Sequenzierung". Durch das Erfassen von Sprecherwechseln, Wechseln der Textsorte – zu unterscheiden sind hier Erzählung, Beschreibung und Argumentation – und Themenwechsel wurden abgrenzbare Textsegmente identifizierbar. Deren Anordnung wurde in Form eines Verlaufsprotokolls (vgl. Alheit/Dausien 1985) festgehalten,[5] das nicht nur einen Überblick über die Fülle

4 So sollte in Interviewvorgesprächen nicht nur etwa das Spezifische eines biographischen Interviews deutlich gemacht, sondern auch vermittelt werden, dass es der Interviewerin zwar um die ganz persönliche Sicht der Erzählerin geht, dass es aber nicht ihr Interesse ist, diese lediglich zu dokumentieren, sondern sie unter der Perspektive eines wissenschaftlichen Erkenntnisinteresses auf bestimmte Aspekte hin zu befragen – und möglicherweise etwas ‚daraus zu machen', das nicht in der Intention der Erzählerin lag.

5 Im Verlaufsprotokoll wird die inhaltliche und formale Textstruktur eines Interviews herausgearbeitet. In Form einer Gliederung in Suprasegmente, Segmente und Subsegmente wird unter Angabe der genauen Transkript-

des Materials bietet, sondern es auch ermöglichte, bei den weiteren Auswertungsschritten die Struktur des Gesamttextes im Blick zu behalten.

Die detaillierte Analyse von Kernstellen begann mit einer intensiven Analyse des Interviewanfangs. Daraus ergaben sich erste Frageperspektiven, in Bezug auf die nach dem Prinzip des minimalen und maximalen Vergleichs weitere Kernstellen ausgewählt wurden. Allerdings wurde dabei zunächst auch das Prinzip der Sequenzialität eingehalten, indem die jeweils nächsten der intensiven Analyse zugeführten Kernstellen entsprechend ihrer Abfolge im Interview ausgewählt wurden. Der Durchgang durch das gesamte Interview war also zum einen an den sich entwickelnden Frageperspektiven und Hypothesen und zum anderen an der sequenziellen Struktur des Interviews orientiert.

Auch bei der Kernstellenanalyse selbst wurde sequenziell, d.h. ‚line by line', vorgegangen. Daneben war auch auf dieser Ebene der Arbeit am Material das für den ganzen Forschungsprozess zentrale Prinzip der Offenheit (vgl. Hoffman-Riem 1980) von Bedeutung. Konkret bedeutete dies hier, zunächst einmal alle möglichen Eindrücke, Assoziationen und Lesarten zu einer Textstelle in Betracht zu ziehen, solange sie auf plausible Art und möglichst ohne Zusatzannahmen an den Text rückgebunden werden konnten. Eng verknüpft mit dem Prinzip der Offenheit ist auch die Strategie, die Perspektiven auf das Material möglichst zu variieren und eine Vielfalt von Lesarten zu produzieren. Durch die „Variation der Perspektiven" (Kleining 1982: 234) können an einer Textstelle immer wieder neue Aspekte sichtbar werden, je nach dem, welche Fragen an sie herangetragen werden und in welchen theoretischen Kontext sie gestellt wird. Darin zeigt sich die prinzipielle Unausschöpfbarkeit des empirischen Materials, das immer wieder neue ‚Entdeckungen' ermöglicht, dessen Bearbeitung damit aber auch nie zu einem endgültigen Ergebnis geführt werden kann.

Für die Variation der Perspektiven auf empirisches Material ist insbesondere die gemeinsame Arbeit an einem Text in einer Interpretationsgruppe geeignet. Auch die für den gesamten Forschungsprozess geforderte Reflexivität spielt auf der Ebene der Arbeit am empirischen Material eine wichtige Rolle. Der Anspruch kann hier eingelöst werden, indem – vorzugsweise ebenfalls in einer Gruppe von Interpretierenden – die Voraussetzungen des eigenen Verstehens und das Zustandekommen von Lesarten transparent und damit auch mögliche blinde Flecken sichtbar gemacht werden.[6]

---

abschnitte und der Textsorte der sequenzielle Verlauf abgebildet. In der jeweiligen Passage angesprochene Inhalte und erste Interpretationsideen dazu werden in Stichworten dokumentiert.

6 Mit der Forschungswerkstatt an der Fakultät für Pädagogik der Universität Bielefeld stand mir während der gesamten Dauer des Projekts eine solche Gruppe zur Verfügung. Die Beschreibung der Prinzipien der Interpretationsarbeit, wie sie hier vorgenommen wird, spiegelt insbesondere die Praxis der

Das Ziel der Interpretationsarbeit am empirischen Material kann wiederum als Rekonstruktion beschrieben werden. Es geht zunächst darum,

„die (häufig impliziten) Konstruktionen eines Textes zu explizieren und – im Hinblick auf ein bestimmtes Interesse und eine Fragestellung – die ‚Regeln' zu re-konstruieren, die den Konstruktionen des Textes zugrunde liegen, sowie schließlich einen eigenen Text über den empirischen Text zu erzeugen, der nach den Regeln der Wissenschaft plausibel ist und Zusammenhänge in den empirischen Daten ‚neu ordnet' bzw. ‚neue' Gesichtspunkte hervorhebt" (Dausien 2002: 174).

Der dabei entstehende Interpretationstext kann mit Paul Mecheril (2003: 43) auch als „Ko-Konstruktion" verstanden werden, die durch den Transkripttext ermöglicht wurde, aber aufgrund der gewählten Perspektive dennoch eigenständig ist.

7.5.3 Rekonstruktion von Biographiekonstruktionen

Bei der Arbeit an den biographischen Interviews ist von Bedeutung, sich immer wieder klar zu machen, um welche Art von Material es sich dabei handelt und welche Fragen folglich an dieses Material herangetragen werden können. Erzählte Lebensgeschichten legen mit ihrer Mischung aus Bezugnahme auf in der Vergangenheit ‚objektiv' stattgefundene Ereignisse und der ‚subjektiven' Erinnerung daran die vordergründige Frage nahe, inwiefern die Erzählung wiedergibt, ‚wie es wirklich war'. Auch wenn sich diese Frage mit dem Verweis darauf erledigt, dass das Ziel biographieanalytischer Studien nicht die Rekonstruktion von Ereignissen der Vergangenheit, sondern die von Biographien als Konstruktionen subjektiver und sozialer Wirklichkeit ist, so zieht dies doch eine weitere Frage nach sich, nämlich die nach dem Verhältnis der Erzählung zu den Geschehnissen, von denen erzählt wird. Gemäß dem in Kapitel 5 erläuterten Konzept von Biographie ist die „Referenz auf selbsterlebte und erinnerte Handlungen, Ereignisse, Situationen, Milieus usw." Teil der „biographischen Rahmung" (Dausien 2002: 177), die den Kontext mit ausmacht, in dem der Text des biographischen Interviews entsteht. Vereinfacht gesagt: Der Text trägt zumindest Spuren der Bedingungen, die zu seinem Zustandekommen geführt haben, und dazu gehört auch das, was ‚wirklich passiert ist', wenn auch in einer bearbeiteten, immer wieder (um-)gedeuteten, an andere Erfahrungen anschlussfähig gemachten etc. Form. Das Verhältnis zwischen „erlebter und erzählter Lebensgeschichte", um eine Formulierung von Rosenthal (1995) aufzugreifen, ist also hoch komplex. Sich dies vor Augen zu halten, ist während der Arbeit am empirischen Material

Bielefelder Forschungswerkstatt wider, wie sie auch unter http://www.uni-bielefeld.de/aquarium dokumentiert ist.

immer wieder nötig, um nicht in eine ‚naturalisierende' oder den ‚objektiven Gehalt' von Erzählungen prüfende Interpretationshaltung zu verfallen, wie sie im Alltag üblich ist. Dabei ist es hilfreich, sich neben der Frage, wovon im Text die Rede ist, auch immer wieder die Frage zu stellen, wie sich die Sprecherin erzählend zu dem verhält, wovon sie spricht. Auf dieser Basis wurde in der vorliegenden Studie versucht, Interpretationstexte zu den Interviewtexten zu schreiben, die nicht suggerieren zu wissen, was ‚tatsächlich passiert ist', sondern in einer nicht-naturalisierenden Distanz verweilen und den Rekonstruktionscharakter sowohl des Interview- als auch des Interpretationstexts immer wieder in Erinnerung rufen.

Es geht also darum, das Interviewmaterial nicht nur im Hinblick auf die erzählten Inhalte, sondern auch „im Hinblick auf das ‚Wie' ihrer Verarbeitung und Darstellung" zu analysieren, das sich als „individuelle ‚Anwendung' allgemeiner Darstellungsschemata" (Dausien 2002: 178) untersuchen lässt. Eine empirisch begründete Systematisierung solcher Darstellungsschemata stellt das Konzept der „kognitiven Figuren autobiographischen Stegreiferzählens" von Fritz Schütze (1984) zur Verfügung. Schütze versteht darunter „die elementarsten Orientierungs- und Darstellungsmuster für das, was in der Welt an *Ereignissen und entsprechenden Erfahrungen aus der Sicht persönlichen Erlebens* der Fall sein kann und was sich die Interaktionspartner als *Plattform gemeinsamen Welterlebens* wechselseitig als selbstverständlich unterstellen" (Schütze 1984: 80f; Herv. i. O.). Für die Erfahrungsrekapitulation im Kommunikationsschema der Stegreiferzählung nennt Schütze als wesentliche Elemente „*Biographie- und Ereignisträger nebst der zwischen ihnen bestehenden bzw. sich verändernden sozialen Beziehung; Ereignis- und Erfahrungsverkettung; Situationen, Lebensmilieus* und *soziale Welten* als Bedingungs- und Orientierungsrahmen sozialer Prozesse; sowie die *Gesamtgestalt der Lebensgeschichte*" (ebd. 81; Herv. i. O.). Als besonders aufschlussreich hat sich im Rahmen der vorliegenden Untersuchung immer wieder der Blick auf die kognitive Figur der „Ereignis- und Erfahrungsverkettung" (ebd.) erwiesen. In der Art und Weise, wie erzählte Ereignisse mit der Veränderung von Situationen in Zusammenhang gebracht werden, spiegeln sich unterschiedliche Erfahrungshaltungen gegenüber diesen Ereignissen wider. Schütze unterscheidet hier „*biographische Handlungsschemata*", bei denen Intentionalität und Aktivität der Biographieträgerin im Vordergrund stehen, „*institutionelle Ablaufmuster der Lebensgeschichte*", die auf einen „*gesellschaftlichen oder organisatorischen Erwartungsfahrplan*" verweisen, „*Verlaufskurven*", in denen äußere Ereignisse weitgehend das (Re-)Agieren der Biographieträgerin bestimmen, und „*Wandlungsprozesse*", wenn mit einem inneren Impuls der Biographieträgerin eine überraschende Veränderung verbunden wird (ebd.: 92; Herv. i. O.). Mit diesen „Prozeßstrukturen" (ebd.: 93) werden also „verschiedene Variationen des Verhältnisses zwischen Intentionalität und Heteronomität, zwischen Innensteuerung und

Außensteuerung von Geschehensabläufen in einer Biographie oder, wie Schütze formuliert, von ‚Handlungs- und Erleidensprozessen' erfaßt" (Dausien 1996: 114).[7]

Die Analyse der kognitiven Figuren und insbesondere der Prozessstrukturen in einer biographischen Erzählung bildet die Grundlage für die Rekonstruktion übergreifender Strukturen und biographischer Muster. Dazu wurden nach den Prinzipien des theoretischen Sampling und des minimalen und maximalen Vergleichs, jedoch zugleich entlang der sequenziellen Struktur des jeweiligen Interviewtexts, Kernstellen ausgewählt und intensiv ausgewertet. Auf dieser Basis wurden zunächst bezogen auf den jeweiligen Einzelfall charakteristische biographische Logiken und ‚Gestalten' beschrieben.

Erst im Anschluss an differenzierte Analysen der einzelnen Biographien wurde im Vergleich der Interviews einer Familie nach familiären Mustern, Korrespondenzen und Zusammenhängen oder Transformationen und Brüchen gesucht. Dabei war insbesondere von Interesse, inwiefern sich die einzelnen Interviewpartnerinnen aus ihrer jeweiligen Perspektive auf ein für alle relevantes Ereignis oder Thema bezogen. Besonderes Augenmerk galt auch expliziten Erzählungen oder impliziten Spuren von intergenerationalen Verständigungs- und Aushandlungsprozessen.

Wiederum im Anschluss an die Rekonstruktionen zu jeweils einer Fallfamilie wurden verstärkt Quervergleiche zwischen den Familien und den jeweiligen Einzelbiographien angestellt. Bei letzteren standen zunächst Vergleiche zwischen den Angehörigen derselben familiären Generationen (Großmütter – Mütter – Töchter) im Vordergrund, was sich jedoch zugunsten einer verstärkten Orientierung an bestimmten Themen zunehmend auflöste. Daraus ergab sich schließlich ein komplexes Ineinander der verschiedenen Rekonstruktionsebenen von Einzelbiographie, Fallfamilie, gemeinsamer familial-generationaler Zuordung und thematischer Gemeinsamkeit.

Die daraus entstandene Fülle einzelner Beobachtungen und abstrahierbarer Einsichten verlangte für ihre theoretische Integration nach einer Systematisierung, die auch für die Frage der Darstellung der Untersuchungsergebnisse entscheidend ist.

7.6 Theoretische Integration und Darstellung der Ergebnisse

Die Präsentation der Ergebnisse der vorliegenden Untersuchung soll einer anderen Logik folgen als der vorausgegangene Forschungsprozess. Das empirische Material und die einzelnen Schritte seiner Auswertung können schon aus Gründen der Überschaubarkeit nicht in ihrer ganzen Breite in

7 Zur ausführlicheren Darstellung vgl. auch Thon 2007: 48ff.

die Darstellung einfließen. Diese greift vielmehr auf den erfolgten Prozess der Theoriebildung und seine Ergebnisse zurück, obwohl auch hier nicht von einem strikten zeitlichen Nacheinander der Arbeitsschritte Auswertung bzw. Theoriebildung und Ergebnispräsentation die Rede sein kann, da das Niederschreiben von theoretischen Einsichten immer gleichzeitig ein Medium ihrer Generierung ist. Allerdings musste ein Modus der Darstellung der rekonstruierten Fälle gefunden werden, der seinen Ausgang von den erarbeiteten theoretischen Kategorien nimmt und diese an ausgewähltem empirischem Material plausibilisiert. Es zeigte sich, dass neben der Bewältigung der Fülle empirischen Materials vor allem die Präsentation der Forschungsergebnisse in einem überschaubaren Format eine der zentralen Herausforderungen im Forschungsprozess darstellte.

Aus Gründen der Lesbarkeit wird im Folgenden auf die zunächst vielleicht naheliegende Darstellungsweise verzichtet, die für jede der drei Fallfamilien eine Rekonstruktion der jeweils drei dazu gehörigen Biographien (d.h. insgesamt neun Biographien) vorlegen, dann die intergenerationale Ebene in den Blick nehmen und schließlich zu Fallvergleichen zwischen den Familien übergehen würde. Dennoch soll die Präsentation der am Material entwickelten theoretischen Ideen nicht von der jeweiligen Einzelfalllogik abgelöst werden. Damit ginge die Kontextualisierung der Kategorien wieder verloren, die durch die detaillierte Rekonstruktion individueller biographischer Gestalten erreicht wurde.

Das Konzept für die Falldarstellungen, wie sie im Folgenden vorgelegt werden, folgt dem analytischen Konzept zentraler *biographischer Konstruktionskontexte*, in denen sich über die Generationen hinweg charakteristische Veränderungen nachweisen lassen, die zudem mit der Politik der Frauenbewegung in Zusammenhang gebracht werden können. Dieses Konzept wurde in Auseinandersetzung mit dem empirischen Material entwickelt. Es knüpft eng an biographietheoretische Grundlagen an und ermöglicht gleichzeitig den Anschluss an die im Theorieteil der Arbeit formulierten Konzeptualisierungen von Geschlecht und Generation.

Für den Gesamtprozess der Erarbeitung der vorliegenden Studie bedeutete die Entscheidung für das Konzept der biographischen Konstruktionskontexte und die Orientierung der Ergebnispräsentation an diesem Konzept einerseits einen gewissen Bruch mit der beim Schreiben der Interpretationstexte dominierenden Arbeitsweise. Die Präsentationslogik liegt in ihrer Fokussierung bestimmter Themen quer zu der Logik der zuvor entstandenen Interpretationstexte, die auf ein Gesamtbild der zugrunde liegenden Einzelbiographien und familiären intergenerationalen Prozesse abzielten. Andererseits wirkte die Entscheidung für diese Präsentationslogik beim Schreiben der folgenden Kapitel auch wieder im Sinne einer weiteren Präzisierung und Verdichtung auf den Prozess der Theoriebildung zurück und erwies sich somit als produktiv.

8 Biographische Konstruktionskontexte

In der Gegenstandsbestimmung der vorliegenden Untersuchung, die über die Konzepte Generation, Biographie und Geschlecht erfolgte, wurde nicht nur von der sozialen Konstruiertheit dieser Kategorien ausgegangen. Insbesondere die Kategorien Generation und Geschlecht wurden gleichzeitig in der Verschränkung miteinander und in der Verbindung mit einem biographietheoretischen Zugang prozessualisiert. Die Anschlüsse, die zwischen den Konzepten hergestellt werden konnten, ermöglichen darüber hinaus deren gegenseitige Kontextualisierung. Für die empirische Untersuchung bedeutet das, dass im Wechsel von Generations-, Biographie- und Geschlechterperspektive die in den Blick genommenen Zusammenhänge vielschichtiger werden können. Ein Ineinandergreifen von Generationalitäts-, Biographie- und Geschlechterkonstruktionen lässt sich in einer Weise sichtbar machen, in der die Bedingtheit der einen durch die anderen nachvollzogen werden kann (vgl. auch Thon 2006).

Dies ist jedoch nicht nur eine ‚Voreinstellung', die sich aus der Auseinandersetzung mit den theoretischen Konzepten zu Generation, Biographie und Geschlecht gewinnen lässt. Es ist bereits ein Ergebnis der Arbeit am empirischen Material, bei der durch das Anlegen der verschiedenen Perspektiven deren Verschränktheit und Kontextualität immer wieder sichtbar wurde. Um insbesondere die Kontextualisiertheit von Geschlechter- und Generationalitätskonstruktionen, wie sie unter der Biographieperspektive sichtbar wird, auch bei der Präsentation und Theoretisierung der Ergebnisse der empirischen Rekonstruktionsarbeit einholen zu können, werden im Folgenden Wandlungsprozesse und Veränderungen von Geschlechterkonstruktionen zwischen Generationen als Veränderungen von und in biographischen Konstruktionskontexten beschrieben.

Das Konzept der biographischen Konstruktionskontexte trägt der Beobachtung Rechnung, dass Konstruktionen von Geschlecht oder Generationaliät im Zusammenhang einer Gesamtbiographie immer wieder an ‚kleinräumigere' konkrete soziale oder Sinn-Kontexte gebunden sind, die beim Erzählen der Lebensgeschichte aufgerufen werden. Eine Lebensge-

schichte kann nur unter Bezugnahme auf solche Kontexte erzählt werden; die Auswahl der Kontexte und die Beziehung, in die sie zueinander gesetzt werden, prägt entscheidend die Gesamtgestalt der Lebensgeschichte.

Die Bedeutung dieses Kontextbezugs lässt sich gerade im Blick auf die biographische Konstruktion von Geschlecht gut erläutern. Obwohl etwa die Geschlechtsgebundenheit der Lebensgeschichte sich auf deren Gesamtgestalt bezieht, ist sie nicht von den jeweiligen konkreten Kontexten abzulösen, in denen sie immer wieder hervorgebracht wird. Anders gesagt: Die für die Herstellung sozialer Wirklichkeit generativen Prinzipien ‚Biographie' und ‚Geschlecht' kommen immer unter ganz bestimmten Bedingungen zum Tragen.

So können beispielsweise bestimmte Passagen einer Lebensgeschichte die Erzählerin leicht als Frau identifizierbar machen, andere weniger leicht oder gar nicht. Das hängt – nicht ausschließlich, aber wesentlich – von dem Kontext ab, auf den in der Passage Bezug genommen wird. Möglicherweise geben z.B. Passagen, in denen eine Erzählerin über ihre Schulzeit berichtet, wenig oder nur uneindeutig Aufschluss über ihre Geschlechtszugehörigkeit, während diese dort, wo vom Eingehen einer Paarbeziehung die Rede ist, aus dem Kontext heraus ‚eindeutig' ist. Neben der unterschiedlichen ‚Aufladung' sozialer Kontexte mit Geschlechterbedeutungen ist im Blick auf die gesamte Lebensgeschichte entscheidend, welche sozialen Kontexte beim Erzählen einer Lebensgeschichte überhaupt ‚aufgerufen' werden und wie sich die Erzählerin darin ‚verortet' oder ‚bewegt'. Als ‚klassisches' Beispiel für einen Modus der Biographiekonstruktion, der von der Bezugnahme auf einen bestimmten Kontext lebt und stark vergeschlechtlicht ist, kann die von Dausien (1996) beschriebene „gebundene Lebenskonstruktion" (ebd.: 327) von Frauen in Bezug auf familiäre Beziehungen gelten. Dem könnte als Pendant und Beispiel für vergeschlechtlichende Konstruktionen, die von der Ausblendung bestimmter sozialer Kontexte leben, die von Sylka Scholz (2004) in Lebensgeschichten ostdeutscher Männer beobachtete „merkwürdige Absenz von Frauen" und „Dethematisierung der Familie" (ebd.: 105) gegenübergestellt werden.

Die Beispiele zeigen, dass individuelle Konstruktionskontexte nicht in dem Sinne konkret sind, dass sie individuell beliebig wären. Sie sind – auch wenn sowohl der Kontext Schule als auch der Kontext Familie von Fall zu Fall in sehr unterschiedlichem Maße mit Geschlechterbedeutungen aufgeladen sein können – strukturiert durch Institutionen, in die Geschlecht als Ordnungsprinzip eingelassen ist.

Vor diesem Hintergrund kann mit Bezug auf die Begriffe Biographie, Geschlecht und Generation noch genauer formuliert werden, was hier unter biographischen Konstruktionskontexten verstanden werden soll:

Biographietheoretisch gesprochen sind mit Konstruktionskontexten die ‚Orte' gemeint, an denen sich Subjekte in der eigensinnigen Aktualisierung institutioneller Strukturen selbst konstituieren. Als biographische

Konstruktionskontexte werden hier die für die jeweilige biographische Konstruktion relevanten institutionellen Rahmen aus der Perspektive der biographischen Subjekte[1] und im Prozess der Bearbeitung durch diese Subjekte bezeichnet. Konstruktionskontexte sind also die verschiedenen ‚Baustellen', auf denen Institutionen ‚Baupläne' und ‚Baumaterial' zur Verfügung stellen, um in der biographischen Arbeit von Individuen reproduziert oder verändert zu werden. Die ‚Baustellen' verändern sich mit der Aktivität der biographischen Subjekte, die auf ihnen arbeiten. In einzelnen Biographien sind immer gleichzeitig oder nacheinander mehrere ‚Baustellen' relevant; die Relevanzen können sich über die Lebensgeschichte hinweg verschieben.

Geschlechtertheoretisch gesehen sind Konstruktionskontexte die ‚Orte' und ‚Situationen', an bzw. in denen die Kategorie Geschlecht in den biographischen Konstruktionen individueller Subjekte Bedeutung erlangt. ‚Geschlecht' ist, wie gesagt, in die institutionellen Kontexte biographischer Konstruktionen eingelassen. In den konkreten biographischen Konstruktionskontexten wird das institutionelle Prinzip ‚Geschlecht' durch das „‚Nadelöhr' individuell-biographischer Reproduktion hindurch" (Dausien 1996: 578) aktualisiert und transformiert. Ebenso wie bei der Beobachtung von ‚doing gender'-Prozessen im Alltag Geschlecht nicht aus konkreten Situationen, in denen es relevant gemacht wird, herauspräpariert werden kann, kann auch Geschlecht als biographische Konstruktion nicht abgehoben vom biographischen Konstruktionskontext in Verwahrung gebracht werden.

Unter der Generationenperspektive wird deutlich, dass sich Kontexte für biographische Konstruktionen von Geschlecht über Einzelbiographien und Generationen hinweg verändern, verschieben, an Relevanz gewinnen oder verlieren oder unterschiedlich zueinander ins Verhältnis gesetzt werden. Zwar werden im Folgenden mit den Konstruktionskontexten ‚Zusammen-Leben' und ‚Berufs-Leben' zwei prominente Bereiche ausgewählt, die auch über drei Generationen hinweg durchgehend von Bedeutung sind. Offensichtlich sind es in allen drei Generationen Konstruktionskontexte, auf die Bezug genommen werden muss, um eine eigene Biographie erzählen zu können. Jedoch kann dadurch auch eine historische Variabilität sichtbar werden. Ein besonderes Augenmerk kann beim Generationenvergleich darüber hinaus darauf gelegt werden, wo im Zusammenhang eines Konstruktionskontexts irgendetwas, das bei einer Generation als ‚selbstverständlich' vorausgesetzt wird, für eine andere explikationsbe-

1 Mit der Bezeichnung „biographisches Subjekt" soll markiert werden, dass nicht von einem vorgängigen (autonomen, vernünftigen...) Subjekt im essentialistischen Sinn ausgegangen wird, sondern von einem Subjekt, das im Prozess seiner Konstituierung – hier im Modus der biographischen Konstruktion – existiert.

dürftig oder problematisch wird, da dies auf Veränderungsdynamiken hinweist.

Im Folgenden sollen drei Konstruktionskontexte dargestellt werden, die in den untersuchten Fällen von großer Bedeutung sind und zugleich mit zentralen Anliegen der Frauenbewegung in Verbindung zu bringen sind: Die Frage der Lebensform, die Integration von Frauen in den Arbeitsmarkt und die Einflussnahme auf soziale Verhältnisse standen und stehen noch immer ganz oben auf ihrer Agenda. Maßgeblich für deren Auswahl für die vorliegende Studie war jedoch nicht der Anspruch, im Interviewmaterial Bezüge zu Themen der Frauenbewegung ausfindig zu machen. Die Schwerpunkte ergaben sich vielmehr aus den Einzelfallrekonstruktionen und Fallvergleichen. Daher kann damit auch nicht der Anspruch verfolgt werden, alle für die Fragestellung der Studie relevanten Bereiche abzudecken. Wichtige Konstruktionskontexte wie etwa ‚Bildung' werden hier nur am Rande im Zusammenhang mit anderen Kontexten angeschnitten. Die Konzentration auf die drei ausgewählten Kontexte hat sich aus dem bearbeiteten Material ergeben; wären andere Lebensgeschichten untersucht worden, könnte sie anders aussehen. Sie ist als ein Versuch zu verstehen, an drei Stellen eines Gewebes von untereinander verbundenen Kontexten in die Tiefe zu gehen und von dort aus auf das Umliegende zu blicken.

Die Bezeichnungen der kontextbezogenen Biographiekonstruktionen als ‚Zusammen-Leben', ‚Berufs-Leben' und ‚Anders Leben', mit denen die folgenden Kapitel überschrieben sind, dokumentieren den Anspruch, die jeweiligen Konstruktionskontexte aus der Perspektive der biographischen Subjekte zu beschreiben. Unter dieser Perspektive stehen weniger institutionelle Vorgaben im Vordergrund als individuelle Logiken. Dennoch sind in der Beschreibung der Konstruktionskontexte institutionelle Logiken von maßgeblicher Bedeutung. Institutionelle Strukturen von Lebensform, Arbeitsmarkt/Beruflichkeit und institutionalisierte Formen politischer Einflussnahme werden in den biographischen Konstruktionen individuell aktualisiert und bilden damit sozusagen die institutionalisierte Seite des jeweiligen Konstruktionskontexts. Innerhalb der feministischen Theoriebildung und der empirischen Frauen- und Geschlechterforschung gibt es zu jedem der drei Felder einschlägige Diskussionen, die zur Sensibilisierung für die Relevanz institutioneller Strukturen in den untersuchten biographischen Konstruktionen geeignet sind. Sie sollen daher zu Beginn eines jeden Kapitels kurz aufgegriffen werden.

Zu den erarbeiteten Konstruktionskontexten werden im Folgenden zunächst jeweils Fallrekonstruktionen präsentiert, an denen sich die Dynamiken des jeweiligen Kontexts zeigen lassen. Um dabei die Gesamtzusammenhänge der einzelnen Biographien und der Familiengeschichten im Blick zu haben, werden an geeigneter Stelle Überblicke über die thematischen Verläufe der biographischen Erzählungen eingefügt. Unter den

Überschriften „Zusammen-Leben“ (Kap. 9) und „Berufs-Leben“ (Kap. 10) erfolgt zunächst eine auf den Kontext Lebensform bzw. professionelle Arbeit fokussierte Fallrekonstruktion je einer Familie. Relevante Kategorien, die sich im Bezug auf den jeweiligen Konstruktionskontext aus dem Vergleich der drei untersuchten Familien ergeben, werden jeweils im Anschluss an die ausführliche Fallstudie in knapperer Form, aber ebenfalls exemplarisch an einer der drei Fallfamilien oder ausgewählten Einzelbiographien präsentiert. Das Kapitel 11 „Anders leben“ unterscheidet sich davon in seiner Anlage. Anhand von Einzelbiographien werden zunächst verschiedene mögliche Kontexte für die Selbstkonstruktion als Akteurin einer Veränderung sozialer Verhältnisse aufgesucht. Aus intergenerationaler Perspektive lassen sich hier Generationenbeziehungen selbst als ein entsprechender Konstruktionskontext beschreiben.

9 Zusammen-Leben. Lebensformen als Kontexte biographischer Konstruktionen

Denn hab ich ja - warn wir zwei Jahre zusammen
und dann - musste ich natürlich heiraten. nich? - -
denn. - so ist das dann ne?
Gertrud Aschauer (12,39f)

Irgendwie eh glaub ich konnt ich mit Klaus sehr
gut zusammen leben ah - in der Wohngemeinschaft
aber irgendwie war dieses [Einfamilien-, C.T.]
Haus war für mich schon auch schon wieder dieser
Horror Papa Mama und Kinder ja?
Marlies Arndt (27,11ff)[1]

9.1 Die Debatte um die Pluralisierung von Lebensformen und der Wechsel zur Binnenperspektive des ‚Zusammen-Lebens'

In den oben angeführten Interviewzitaten geht es um das ‚Zusammen-Leben' der Sprecherinnen mit ihren Partnern und Kindern und um die äußeren Formen, die diesem gegeben werden. ‚Zusammen-Leben' als ein aus dem Interviewmaterial übernommener in-vivo-code soll im Folgenden den zu beschreibenden Konstruktionskontext aus der Perspektive der biographischen Subjekte bezeichnen. Unter dieser Perspektive stehen weniger in-

1 Transkriptionsnotation sh. Anhang. Die Angaben in Klammern beziehen sich auf Seiten- und Zeilennummer im Transkript. Alle persönlichen Angaben wurden anonymisiert.

stitutionelle Rahmenbedingungen als konkrete, einzigartige, (wenn auch begrenzt) gestaltbare Formen personaler Beziehungen im Vordergrund. Wo eher die institutionellen Vorgaben beleuchtet werden, innerhalb derer sich auch die individuellen personalen Beziehungen konstituieren, wird im Folgenden der in den Diskussionen um gesellschaftlichen Wandel gängige Terminus ‚Lebensform' übernommen. Die Unterscheidung bedeutet keine Aufspaltung des zu beschreibenden Gegenstands, sondern reflektiert die Gleichzeitigkeit zweier Perspektiven, die dennoch nur abwechselnd eingenommen werden können.

Auch ohne mehr über die Personen zu wissen, von denen die Interviewzitate stammen, würde es vermutlich leicht fallen, sie auf der Basis dieser Statements verschiedenen Generationen zuzuordnen. Arrangements des ‚Zusammen-Lebens' sind ein Bereich, in dem sich auch schon bei flüchtigem Hinsehen markante Unterschiede zwischen den Generationen feststellen lassen. Was vordergründig als ‚Pluralisierung der Lebensformen' in Erscheinung tritt, ist tatsächlich ein Prozess, der sich in den untersuchten Biographien aus drei Generationen alles andere als linear und eindeutig darstellt. So ist die traditionelle bürgerliche Kleinfamilie nicht unbedingt der fraglos gegebene Ausgangspunkt der Entwicklung, und die augenscheinlich zunehmende Wahlfreiheit in der Gestaltung von Lebensformen kann in sich sehr widersprüchlich sein. Generell erweist sich auch in Bezug auf biographische Konstruktionen des ‚Zusammen-Lebens' neben dem Blick auf das ‚Was' (bürgerliche Kleinfamilie oder WG oder Singleleben oder...) vor allem der Blick auf das ‚Wie' der Konstruktion als aufschlussreich.

Insgesamt widmen die Erzählerinnen dem ‚Zusammen-Leben' mit Eltern, Kindern, Partner oder anderen für sie wichtigen Personen und den äußeren Bedingungen dieses ‚Zusammen-Lebens' viel Aufmerksamkeit. Das mag alleine schon daran liegen, dass der soziale Rahmen eine der wesentlichen „kognitiven Figuren des autobiographischen Stegreiferzählens" ist, wie Fritz Schütze (1984) sie beschrieben hat:

„Eine autobiographische Stegreiferzählung muß im Prinzip für jede Zustandsänderung des Biographieträgers und anderer Ereignisträger, die für die autobiographische Erfahrungsrekapitulation relevant sind, den jeweils spezifisch erfahrbaren und intentional adressierbaren sozialen Rahmen angeben, vor dessen Horizont die Zustandsänderung überhaupt erst sichtbar und faktisch möglich wird" (Schütze 1984: 98).

Wenn nun entsprechende soziale Rahmen im Wandel begriffen sind oder deren Veränderung selbst zum biographischen Projekt einer Erzählerin wird, bekommen sie mehr Gewicht. Anders gesagt: Im Zuge von Wandlungsprozessen wird der Konstruktionskontext ‚Zusammen-Leben' zu einer ‚Baustelle', auf der viel biographische Arbeit geleistet wird.

Neben dem Stellenwert, den die Frage der Lebensform in den untersuchten Biographien hat, ist es auch die Prominenz des Themas in der Frauenbewegung, das es zu einem interessanten Gegenstand für die vorliegende Untersuchung macht. Die Strukturen, in denen Frauen mit Männern und Kindern zusammen leben, waren von Anfang an eine Zielscheibe der Kritik der Neuen Frauenbewegung. Ein Auszug aus der Resolution des Berliner Aktionsrats zu Befreiung der Frau, vorgelegt auf jener 23. SDS-Delegiertenkonferenz 1968, bei der der berühmte ‚Tomatenwurf' den Beginn der Neuen Frauenbewegung in Deutschland markierte (vgl. 2.1.1), illustriert das:

> Die klassenmäßige Aufteilung der Familie mit dem Mann als Bourgeois und der Frau als Prolet – Herr und Knecht – impliziert die objektive Funktion der Männer als Klassenfeind. Die Verleugnung des Führerprinzips im SDS ist blanker Hohn, weil jeder verheiratete oder im festen Verhältnis lebende SDSler Führer und damit gleichzeitig Ausbeuter einer Familie oder familienähnlichen Gruppe ist. Die Begriffe Klasse, Klassenfeind, Ausbeuter sind Hilfskonstruktionen, die den Frauen dazu dienen, sich auf den Begriff zu bringen, d.h. ein Maß an Solidarisierung zu erreichen und erlaubt die sinnliche Erfahrung dieser patriarchalischen Gesellschaft in politischen Kampf gegen diese zu wenden.[2]

Das Dokument macht deutlich, dass die Kritik an der Unterdrückung von Frauen schon zu diesem frühen Zeitpunkt mit einer Analyse der Institution Familie verbunden wurde. Die marxistische Terminologie – hier gekennzeichnet als „Hilfskonstruktionen" – ermöglicht es, die Familie sozusagen als Klassengesellschaft im Kleinen zu analysieren und damit einen Schlüssel zu Erfahrungen von Marginalisierung zu gewinnen, der ihre strukturellen Gründe zugänglich macht. Eine andere Begrifflichkeit, die hier erwähnt wird und der zum damaligen Zeitpunkt ihre Karriere noch bevorstand, ist die des Patriarchats. Das Prinzip der Herrschaft des Vaters liefert ebenfalls einen theoretischen Erklärungszusammenhang für die Unterdrückung von Frauen, der seinen Ausgang bei familiären Strukturen nimmt. Ohne hier weiter auf die entsprechende Theorieproduktion der Frauenbewegung eingehen zu können, kann dennoch festgehalten werden, dass es in der Zweiten Frauenbewegung in Deutschland von Anfang an eine hohe Sensibilität und verschiedene Arten theoretischen Rüstzeugs gab, um das Zusammenleben von Menschen in der Familie als Ort der strukturellen Unterdrückung von Frauen wahrzunehmen. Entsprechend wurde in der Praxis der Frauenbewegung bald nach Möglichkeiten gesucht, das Modell Familie aufzubrechen – etwa mit alternativen Formen des Zusammenle-

2 Zitat nach dem Faksimile des Manuskripts in Notz (1999: 129).

bens in Wohngemeinschaften oder mit der Auslagerung von Kindererziehung in Kinderläden (vgl. z.B. Schäfer/Wilke 2000: 62ff).[3]

Was damals skandalträchtige Experimente waren, ist heute – so scheint es – zu einer Normalität unter vielen geworden. Anhand demographischer Daten wird immer wieder vorgeführt, dass im Gegensatz zu den 1960er Jahren, als die Familie als dominierende Lebensform noch weitgehend alternativlos gewesen sei, mittlerweile die Anzahl der Menschen, die nicht in einer bürgerlichen Kleinfamilie leben, beständig anwachse. In der (Familien-)Soziologie wird seit längerem eine Pluralisierung der Lebensformen konstatiert (vgl. z.B. Beck-Gernsheim 1998). Durch Schlagworte wie dem von der ‚Krise der Familie', die Entdeckung der ‚Singles' als Zielgruppe für Produktwerbung oder durch die Debatte um das Lebenspartnerschaftsgesetz hat das Thema seit Jahren eine starke Präsenz in der Öffentlichkeit. Dabei ist die Problematisierung von Geschlechterdichotomien, wie die Frauenbewegung sie in ihrer Kritik der Institution Familie eingeführt hatte, jedoch weitgehend aus dem Blick geraten.

Jutta Hartmann (2002) nimmt unter einer kritischen Geschlechterperspektive eine Analyse des Diskurses um Lebensformen vor, die deutlich macht, was dieser Begriff in seiner Verwendung v.a. in der Familiensoziologie impliziert. Zunächst, so Hartmann, ist es mit der zunehmenden Sensibilität für „nichtkonventionelle Lebensformen" (Schneider et al. 1998) möglich geworden, eine bemerkenswerte Vielfalt in den Arrangements des Zusammenlebens von Menschen sichtbar zu machen, die nicht dem herkömmlichen Modell der bürgerlichen Kleinfamilie folgen. Dennoch bleibt das Sprechen über unterschiedliche Lebensformen in der Regel dem Prototyp der bürgerlichen Kleinfamilie verhaftet, insofern andere Modelle über ihre Abweichung davon definiert und entsprechend hierarchisiert werden. Dies wird schon an Bezeichnungen wie ‚nichteheliche Lebensgemeinschaft' oder ‚Ein-Eltern-Familie' deutlich. Über die Orientierung an der traditionellen Kleinfamilie können damit auch im Diskurs über die Pluralisierung von Lebensformen letztlich die traditionellen Normen reproduziert werden. Darin eingelassen sieht Hartmann eine „Dominanz heteronormativer und geschlechtshierarchischer Perspektiven" (2002: 46). Gleichgeschlechtliche Lebensweisen werden ebensowenig wahrgenommen wie die überdauernde ungleiche Verteilung von Arbeit in der traditionellen Norm entsprechenden Familien. Solange die „Triade Geschlecht – Sexualität – Lebensform" (ebd.: 12f) als ‚natürlicher' Zusammenhang von einander direkt bedingenden Faktoren unhinterfragt bleibt, muss auch die Positionierung innerhalb der Lebensform an das Geschlecht gebunden bleiben.

Hartmann kritisiert zudem, wie die Art des Zugangs, der bei empirischen Untersuchungen zur Pluralisierung von Lebensformen gewählt wird,

3 Dass der Aufbau von Kinderläden zunächst ein Projekt in erster Linie der Frauen in der Studentenbewegung war, zeigt ebenfalls die Rede von Helke Sander bei der 23. Delegiertenkonferenz des SDS 1968.

den Gegenstand vorab konstruiert. Als Grundlage zur Beschreibung und Systematisierung existierender Lebensformen werden in der Regel demographische Daten herangezogen, die nur einen Teil des sich vollziehenden Wandels beleuchten können: „Mit seiner Konzentration auf Strukturmerkmale, wie Haushaltsstruktur und Partnerschaftsbeziehung, vermag der Begriff der Lebensform der Differenziertheit signifikanter sozialer Beziehungen damit nicht zu folgen“ (ebd.: 31). Die Bedeutung sozialer Beziehungen, die sich über derartige Daten nicht erfassen lassen – Hartmann weist etwa auf nicht-sexuelle Freundschaften oder für Kinder wichtige soziale „Tantenschaften“ hin – bleibt unsichtbar. Deshalb wirft die Autorin die Frage nach der „subjektive[n] Signifikanz und spezifische[n] Relevanz, die Menschen mit ihren sozialen Beziehungen verbinden“ auf und betont die Bedeutung der „Binnenstruktur der Lebensformen“ (ebd.: 38).

Über beides können die erhobenen biographischen Interviews Auskunft geben; die Fragen, die an das Material herangetragen werden sollen, laufen dann nicht mehr nur auf die Ablösung des Familienmodells und die Vervielfältigung alternativer Optionen hinaus. Es sind vielmehr Fragen wie: Wie und in welchem Zusammenhang nehmen die Erzählerinnen Bezug auf eine Lebensform? Was genau meinen sie, wenn sie z.B. von Familie sprechen? Was hat das für Folgen? Für welche anderen Themen ist die Lebensform bzw. das Zusammen-Leben als Konstruktionskontext relevant?

Bei der Beschäftigung mit dem Material unter diesem Aspekt ist es wichtig, mit Hartmann eine Perspektive einzunehmen, die von einer Vielfalt von Lebensformen ausgeht. Erst wenn nicht mehr dass Modell Familie als Standard zugrunde gelegt wird, von dem aus anderes als defizitär oder normal kategorisiert wird, können andere Formen des Zusammenlebens in einer Weise sichtbar werden, die gängige Normalitätsvorstellungen überwinden und ein kritisches Potential in sich bergen (vgl. ebd.: 36).

9.2 Eine Fallstudie: ‚Zusammen-Leben‘ in den Biographien der Familie Aschauer/Arndt/Aumann

Dass das Thema Lebensform bzw. die Gestaltung des ‚Zusammen-Lebens‘ von Erwachsenen und Kindern, Männern und Frauen, Familienmitgliedern und -nichtmitgliedern von zentraler Bedeutung ist, fällt in den Interviews der Familie Aschauer/Arndt/Aumann sofort auf. Insbesondere bei Marlies Arndt, der Mutter, bildet es geradezu einen der ‚roten Fäden‘ der Biographie.

Die folgenden empirischen Rekonstruktionen beschränken sich weitgehend auf den Konstruktionskontext ‚Zusammen-Leben‘. Um dies dennoch in einen biographischen Gesamtzusammenhang stellen zu können,

werden zunächst kurze thematische Überblicke über die Interviews mit Gertrud Aschauer, Marlies Arndt und Tina Aumann[4] gegeben.

9.2.1 Thematische Verläufe der Interviews

Das Interview mit *Gertrud Aschauer* dauerte dreieinhalb Stunden; nach einer knapp zweistündigen, weitgehend chronologisch geordneten und lebhaft erzählten Lebensgeschichte ging Frau Aschauer auch auf die Nachfragen mit ausführlichen Narrationen ein.

Frau Aschauer ist 1928 in Kaheim bei Afeld geboren und lebt heute in Afeld. Ihre Kindheit beschreibt sie einerseits als geprägt durch ein, trotz der Nähe zur Großstadt, ländliches Milieu. Andererseits nimmt sie v.a. Bezug auf die Reglementierung des Aufwachsens durch nationalsozialistische Institutionen wie BDM, Kinderlandverschickung und Pflichtjahr und markiert Punkte, an denen sie sich dem immer wieder entzog. Die Erzählungen über die Jugend stehen im Zeichen der Bedrohung durch Bombenangriffe auf die nahe Großstadt, die sich auch auf die unmittelbare dörfliche Umgebung erstrecken und u.a. zum Verlust der Wohnung führen. Parallel dazu schildert die Erzählerin die Trennung des Vaters von der Familie, der die Mutter und die mittlerweile vier Kinder noch während des Krieges wegen einer anderen Frau verlässt. Im Kontrast dazu steht die Lehre als Buchhalterin, mit der die Erzählerin im Chaos der zerstörten Stadt einen geregelten Alltag verbindet.

Einen Einschnitt in der Erzählung bildet das Kennenlernen des späteren Ehemannes nach Kriegsende und die schnelle Heirat aufgrund einer ungeplanten Schwangerschaft. Die folgenden Jahre im Haus der Schwiegereltern, die die Heirat für nicht standesgemäß halten, bezeichnet die Erzählerin als „die Hölle“ (12,49). Mit dem Umzug in eine eigene Wohnung in Afeld wird zunächst die Konstituierung als Kleinfamilie in den Vordergrund gerückt. Die Erzählerin spricht über ihre Tochter Marlies (geb. 1947), den Wunsch nach einem zweiten Kind, die Karriere des Mannes und die labile Gesundheit des zweitgeborenen Sohnes (geb. 1955). Anschließend kommt sie auf das schwierige Verhältnis zu den Schwiegereltern zurück, das wieder virulent wird, als sie den Haushalt der kranken Schwiegermutter mitversorgen muss. Die entwürdigende Behandlung durch die Schwiegereltern sieht die Erzählerin als Auslöser eines Zusammenbruchs und einer psychischen Erkrankung, die jedoch gleichzeitig als biographischer Wendepunkt konstruiert wird. Die Überwindung der Krankheit ist der Auftakt für eine erfolgreiche Karriere bei einer Super-

4 Die Eigennamen, die den Erzählerinnen zum Zweck der Anonymisierung gegeben wurden, erfüllen gleichzeitig eine Orientierungsfunktion: Der Nachname hat bei Angehörigen einer Familie jeweils den gleichen Anfangsbuchstaben. Der Anfangsbuchstabe des Vornamens gibt Aufschluss über die Position in der Generationenfolge: Die Vornamen aller Großmütter beginnen mit G, die aller Mütter mit M und die aller Töchter mit T.

marktkette. Der Absicht „nur ne Beschäftigung“ (23,7) zu haben folgt – in der Darstellung der Erzählerin ganz unbeabsichtigt – bald ein Aufstieg in die Position einer Filialleiterin.

Wiederum kommt es jedoch zu einem radikalen Einschnitt; als Konsequenz einer schweren Erkrankung ihres Mannes berichtet die Erzählerin von ihrem Rückzug aus der Berufstätigkeit. Sie schildert ausführlich den Krankheitsverlauf ihres Mannes und ihr Engagement als Pflegerin, verbindet damit aber auch immer wieder Episoden, die sich um das Zusammensein mit ihrer erwachsenen Tochter und deren Kindern drehen.

Nach dem Tod des Mannes (1978) ist das dominante Thema der Erzählung die Wiederaufnahme der Berufstätigkeit. Dabei stehen jedoch Konflikte mit einem Vorgesetzten im Vordergrund und, als Konsequenz, der Rückzug aus einer verantwortungsvollen Position. Hier werden schon Passagen eingeflochten, in denen es um Urlaubsreisen geht. Dieses Thema bildet den Abschluss der biographischen Erzählung. Für die Zeit seit ihrer Verrentung berichtet die Erzählerin von mehreren großen Reisen und formuliert auch für die Zukunft entsprechende Pläne.

Auf die Nachfrage nach ihrem Geburtsort Kaheim hin kommt die Erzählerin ausführlich auf ihre Freundinnen und deren Schicksale und das Leben ihrer Mutter zu sprechen. Gegenstand der Nachfragephase ist außerdem das Verhältnis zum Vater und die Scheidung der Eltern. Die Bitte, das eigene Leben mit dem ihrer Mutter zu vergleichen, nimmt die Erzählerin zum Anlass, die destruktiven Folgen der Scheidung für die Mutter und die Geschwister zu schildern. Auf die Bitte nach einem Vergleich mit ihrer Tochter erzählt sie zunächst von Gemeinsamkeiten und gemeinsamen Erlebnissen, betont dann aber auch, selbst „konservativer“ (71,32) zu sein. In diesem Zusammenhang formuliert die Erzählerin ihre Kritik an der Vernachlässigung des Familienlebens und dem Materialismus, den sie bei der jüngeren Generation wahrnimmt; dabei bezieht sie sich nicht mehr explizit auf ihre Tochter. An diese Kritik schließt sie bei der Frage nach ihren Ansichten zur Frauenbewegung an, plädiert aber aus der schlechten Erfahrung mit ihrem Ehemann heraus auch für eine partnerschaftliche Verteilung der Aufgaben in der Familie.

Das Interview mit *Marlies Arndt*, geboren 1947 in Afeld, dauerte knapp drei Stunden, wovon nur etwa 20% auf den Nachfrageteil entfallen. Am Ende des Interviews war die Erzählerin unter Zeitdruck gekommen, angesichts der Detailliertheit der Haupterzählung waren dazu Nachfragen aber nicht unbedingt nötig.

In ihrer Kindheitserzählung erwähnt die Erzählerin wie ihre Mutter die Spannungen während des Lebens im Haus der Großeltern; im Vordergrund steht jedoch die gute Beziehung zum Großvater. Das dominierende Thema ihrer stark reflektierenden Schilderung von Erinnerungen an ihre Kindheit ist die kleinbürgerliche Enge des Elternhauses mit einer stereotypen Rol-

lenverteilung zwischen den Eltern. Daneben steht jedoch auch die Anerkennung der gewaltfreien Erziehung und der Loyalität der Eltern. Besonders in Erzählungen über ihre Jugend wird aber die Opposition zum autoritären Gehabe des Vaters und zum Hausfrauendasein der Mutter zu einer Art Leitmotiv. Dies betrifft auch die Berufswahl; mit dem Vorhaben, über den Besuch einer Werkkunstschule Kostümbildnerin zu werden, verknüpft die Erzählerin den Wunsch nach einer antibürgerlichen Künstlerinnenexistenz. Die Zeit der Ausbildung konstruiert sie als Einlösung dieses Wunsches, die vor allem mit den Kontakten zur Künstlerszene über ihren Freund Georg, einen Bühnenmaler, verknüpft ist. Über die Beziehung zu ihm wird in der Erzählung jedoch ein anders Thema dominant: Die Entscheidung zwischen ihm und einem anderen Mann wird zur Entscheidung zwischen zwei möglichen Lebensformen. Georg steht für das „aufregende" Künstlerleben (20,5), Klaus will „sofort heiraten und sofort Kinder kriegen" (21,24). Die Entscheidung für Klaus und den damit verbundenen Wechsel nach Gestadt stellt die Erzählerin als äußerst dramatisch dar, ebenso den Beginn der Ehe, der in Verbindung mit dem Fehlen beruflicher Perspektiven unweigerlich in die ungewollte klassische Rollenverteilung führt. Gleichzeitig verbindet sie den Wechsel nach Gestadt und das Leben in Wohngemeinschaften mit einer zunehmenden Nähe zur beginnenden Studentenbewegung.

Die Geburt ihres Sohnes (1970), für dessen Betreuung sie alleine zuständig ist, konstruiert die Erzählerin als einen Wendepunkt: Der Erkenntnis „da hatt ich dann ne Situation die ich eigentlich ja nicht wollte" (23,31) folgt einerseits die Suche nach Kontakten und die Gründung eines Kinderladens, andererseits die Aufnahme eines Pädagogikstudiums über eine Begabtensonderprüfung. Beides bietet den Rahmen für ein Engagement in der Studenten- und Frauenbewegung, das die Erzählerin immer wieder erwähnt.

Einen Gegenpol dazu bildet in der Schilderung der Ehemann. Seine Initiative für den Kauf eines Hauses für die mittlerweile fünfköpfige Familie bedeutet den Verlust des Netzwerkes aus Wohngemeinschaft und Kinderladen, das die Erzählerin als Basis dafür beschreibt, „meine Sachen auch machen" zu können (29,1). So bildet die Beschreibung eines neuen Arrangements zur Kinderbetreuung den Hintergrund für die weitere Erzählung über die berufliche Karriere. Diese nimmt ihren Ausgang vom frauenpolitischen Engagement im Studium, durch das sich eine Stelle in einem Modellprojekt ergibt. Die Schilderung ihrer weiteren Berufsbiographie unterbricht die Erzählerin mit der Geschichte ihrer Scheidung von Klaus. Dabei stellt sie die erneute Veränderung ihrer Lebensform in den Vordergrund; die Trennung ist die Gelegenheit, mit den inzwischen erwachsenen Kindern und anderen jungen Leuten wieder in einer Wohngemeinschaft zusammenzuleben. Im Anschluss nimmt die Erzählerin den Faden der Berufsbiographie wieder auf und beschreibt ihren Werdegang bei dem Insti-

tut, für das sie aktuell arbeitet. Die Erzählung endet mit der Geschichte einer Erkrankung, die als Mahnung, mehr auf sich zu achten, interpretiert wird.

Im Vergleich mit ihrer Mutter hebt die Erzählerin das weit größere Ausmaß ihrer eigenen Bildungschancen und die „unbeschwerte“ (36,46) Jugend hervor, die sie im Gegensatz zu ihrer Mutter hatte. Als weiteren Unterschied betont sie deren „Abhängigkeit“ (37,34) von Ehemann und Schwiegereltern, stellt dem aber auch den Emanzipationsprozess der Mutter gegenüber, als den sie ihre Karriere nach dem Wiedereinstieg in die Berufstätigkeit interpretiert. Zum Gegenstand des Vergleichs mit ihren Töchtern macht die Erzählerin ebenfalls Bildungschancen und die Voraussetzungen dafür, Beruf und Kinder miteinander zu vereinbaren. Hier sieht sie die jüngere Generation durch die verschärften Arbeitsmarktbedingungen im Nachteil. Weiterhin spekuliert sie darüber, dass „wir n bisschen wenig Protest sozusagen fabriziert [haben] mit unserer – toleranten Erziehung“ (39,49f) der eigenen Kinder.

Die Einschätzung der Erzählerin über die Frauenbewegung ist, dass diese es nicht geschafft hat, politische und wirtschaftliche Strukturen im Sinne einer tatsächlichen Demokratisierung zu verändern. Den Gewinn sieht sie in einer persönlichen Emanzipation der in die Frauenbewegung Involvierten und resümiert schließlich: „bei uns war die Bewegung glaub ich eher in den Köpfen“ (41, 42f).

In dem knapp dreistündigen Interview mit *Tina Aumann* (geb. 1971 in Gestadt) dominiert wie bei ihrer Mutter die biographische Haupterzählung; die Nachfragephase nimmt auch bei ihr nur etwa ein Fünftel des Interviews ein. Die Erzählerin geht sehr strukturiert vor und folgt einerseits der Chronologie, andererseits stellt sie verschiedene Lebensbereiche nebeneinander.

In ihren Erzählungen über ihre Kindheit wird deutlich, dass sie viele ihrer Erfahrungen als außergewöhnlich betrachtet. Sie erklärt ausführlich das Leben in der Wohngemeinschaft, das berufliche Engagement ihrer beiden Eltern und die Kinderladenerziehung. Dabei stellt sie den Aspekt der hohen Qualität der Beziehungen in der Familie in den Vordergrund. Einen Kontrast dazu bilden Erfahrungen in der Schule, die die Erzählerin zum einen mit Zwang und mangelnder individueller Förderung verbindet. Zum anderen macht sie im Vergleich mit MitschülerInnen das Privileg deutlich, selbst aus einem „heilen Elternhaus“ (10,4) zu kommen. Das gute Verhältnis zu den Eltern wird weiterhin an deren offenen und toleranten Umgang mit der ersten Liebesbeziehung der Tochter verdeutlicht.

Das Ende dieser Beziehung wird mit einer dramatischen Wendung verbunden: Es ist der Anlass für ein überstürztes Auslandsjahr in den USA. Dieses stellt die Erzählerin zum einen als zu bestehende Herausforderung dar, zum anderen verdeutlicht sie wiederum am Beispiel der sie in ihrer

Bewegungsfreiheit einschränkenden Gastfamilie die besondere Qualität der Beziehungen in ihrer Herkunftsfamilie. Dies und die eigene Erfahrung mit dem Scheitern einer Liebesbeziehung nutzt die Erzählerin als Perspektive auf die Trennung ihrer Eltern, mit der sie sich nach der Rückkehr aus den USA konfrontiert sieht und an der sie eine sehr erwachsen wirkende Haltung demonstriert.

In der zweiten Hälfte der biographischen Erzählung sind die Entwicklung der Beziehung zu Andreas, dem späteren Ehemann der Erzählerin, und die Berufsausbildung und -karriere die dominierenden Themen, die jedoch stets miteinander verschränkt sind. So wird in Verbindung mit dem Beginn der Beziehung problematisiert, dass Andreas deutlich älter und finanziell unabhängig ist, während die Protagonistin noch ihr Grafikstudium plant. Ein Studienplatz in Afeld, wo Andreas wohnt, ist die Voraussetzung für ein Zusammen-Leben. Das Studium selbst wird als erfolgreicher Balanceakt zwischen künstlerischen Neigungen und dem Ziel finanzieller Unabhängigkeit dargestellt. Den beruflichen Einstieg in die Werbebranche präsentiert die Erzählerin als gelungene Vereinbarung ihrer Ansprüche, vor allem aber als Garant ökonomischer Eigenständigkeit und als Gelegenheit für ihren Ehemann, sich beruflich zu verändern. Dies führt schließlich zum gemeinsamen Entschluss, nach Gestadt zu ziehen. Verbunden mit diesem Umzug in die Nähe ihrer Herkunftsfamilie greift die Erzählerin das Thema Lebensform erneut auf; die Option, in die Wohngemeinschaft der Mutter und des Bruders zu ziehen, wird diskutiert und verworfen. Die Haupterzählung schließt mit einem Blick auf die Großeltern und die Geschwister; die Qualität der Beziehungen zu den Einzelnen wird kurz skizziert und mit kleinen Episoden ausgemalt.

Auf die Nachfrage nach der Scheidung ihrer Eltern hin geht die Erzählerin auf die Divergenzen zwischen beiden in der Lebensformfrage ein. Sie sieht bei ihrem Vater eine „konservativere“ (41,16) Orientierung am traditionellen Kleinfamilienmodell, auf das sich ihre Mutter nur als Kompromiss eingelassen habe. Die Involviertheit ihrer Eltern in die 68er-Bewegung erinnert die Erzählerin auch in Form ihrer eigenen Teilnahme an verschiedenen Aktionen, vor allem aber macht sie hier noch einmal die Kinderladenerziehung zum Thema, die sie wiederum positiv evaluiert. In diesem Zusammenhang erwähnt sie auch die Einschätzung ihrer Mutter, „dass wir ganz schön lahm sind“ (45,29), was politisches Engagement betrifft.

Im Vergleich ihrer eigenen Biographie mit der ihrer Mutter hebt die Erzählerin die Unterstützung hervor, die sie von ihren Eltern für ihre Ausbildung bekommen hat. Vor dem Hintergrund ihres Wunsches nach Kindern markiert sie aber auch ihre Ambivalenz hinsichtlich der Karriere, die bislang einen Verzicht auf Kinder bedeutete. Anknüpfend daran formuliert sie als Wunsch an eine neue Frauenbewegung ihr persönliches Interesse an mehr „Akzeptanz“ (49,9) von Müttern im Berufsleben und resümiert: „ja

Frauenbewegung (8s) ich denke für mich ist das echt – arbeiten und Kinder unter einen Hut /kriegen (lachend)/“ (49, 9f). Einen persönlichen Bezug zur Frauenbewegung sieht sie bei sich nicht, sondern distanziert sich von Versuchen, stets Unabhängigkeit von Männern zu demonstrieren, als „Emanzengeschichten“ (49,25).

9.2.2 Gertrud Aschauer: Erweiterung und Begrenzung von Handlungsspielräumen durch familiäre Strukturen

In den Schilderungen von Gertrud Aschauer spielt die Familie als Lebensform die maßgebliche Rolle. Doch gerade hier zeigt sich bei näherem Hinsehen, dass Familie ganz unterschiedliches heißen kann. Das ist umso interessanter, als Frau Aschauer derjenigen Generation angehört, die als Trägerin des „Goldenen Zeitalters der bürgerlichen Kleinfamilie“ gesehen wird:

„Diese Frauengeneration [hat] ihr familiales Leben in der Nachkriegszeit begonnen, in der sich die am bürgerlichen Familienmodell orientierte moderne Kleinfamilie historisch erstmalig institutionalisieren konnte, die bereits von der Töchtergeneration als sinngebendes Element für ein ganzes Frauenleben nicht mehr so recht akzeptiert ist“ (Born/Krüger/Lorenz-Meyer 1996: 12).

Obwohl die Dominanz dieses Modells auch in Frau Aschauers Erzählung unübersehbar ist, ist genauer zu differenzieren, wie darin das ‚Zusammen-Leben‘ als Familie vorkommt und welche unterschiedlichen Kontexte die Erzählerin unter diesem Label konstruiert.

9.2.2.1 Übernahme ‚väterlicher‘ Funktionen in der Herkunftsfamilie

Am Beginn eines biographischen Interviews führen sich die ErzählerInnen häufig mit einer Selbstpositionierung in ihrer Herkunftsfamilie ein. Gertrud Aschauer tippt jedoch an dieser prominenten Stelle in schneller Reihenfolge mehrere verschiedene soziale Kontexte ihrer Kindheit kurz an: Den Kreis ihrer Freundinnen und die Schule, die Geschwister, die Besuche der Großmutter und schließlich die Eltern. Das verbindende Element der einzelnen Bildfragmente ist die wiederholte Evaluation der Kindheit als „schöne Zeit“ (1,31; 2,11). Was die Erzählerin damit konkret verbindet, wird jedoch nicht ausgeführt; vielmehr werden die einzelnen Bildfragmente in einen historischen Horizont eingeordnet, dessen Fluchtpunkt der Kriegsausbruch ist. So ist die zeitliche Einordnung einzelner Abschnitte vom Datum des Kriegsausbruchs dominiert: „und - na meine Schulzeit dann - das war ja schon auch neununddreißig brach ja dann der Krieg aus nicht?“ (1,34-35). Dem ähnelt die Begründung der Erzählerin dafür, dass sie keine Schilderungen eines Familienlebens abgeben kann:

und dann bin ich nachher bin ich ja aus zweiundvierzig bin ich ja aus der Schule gekommen - also deshalb ich hab gar keine dass ich Ihnen da viel erzählen kann von meinen Eltern nich? / I: mh / also wir sind viel spazi_ wenn unser Vater mal da war dann sind wir spazieren gegangen nich? und mehr war auch nicht nich? / I: mh / also man konnte sich das ja auch nicht leisten. / I: mh / nich? also damals. es war ja alles so n bisschen anders. es waren drei Kinder schon da nich? und /((Räuspern))/ Mutti hat nicht gearbeitet - und man konnte sich da nich viel leisten nicht? ich weiß nur neununddreißig - dass meine Eltern da noch einmal in Urlaub gefahren sind. und zwar ins Rheinland. / I: mhm / und dann brach der Krieg aus und da kamen sie zurück. nicht? / I: mh / und das ist auch das einzige was ich so erinnere und denn bin z_ dann - kriselte das schon bei meinen Eltern. (2,34-50)

Die Erzählerin nimmt hier Bezug auf ein bestimmtes Modell des Zusammen-Lebens in einer Familie und begründet, warum sie dieses Schema nicht bedienen kann. „Viel erzählen“ zu können setzt in diesem Modell das gemeinsame aktive Verbringen von Freizeit voraus. Dem stellt die Erzählerin die ökonomische Knappheit und den Ausbruch des Krieges entgegen, der auch das hier geschilderte in einer nicht näher erläuterten Weise überschattet. Daneben ist es vor allem die zeitliche Begrenztheit der Familienkonstellation, die verhindert, dass es etwas im Sinne des unterstellten Modells von Familienleben zu erzählen gibt: Das Ende der Schulzeit bedeutet für die Erzählerin auch das Ende ihrer Teilnahme am Familienleben; die Zeit, die der Vater mit der Familie verbringen kann, ist begrenzt, und vor allem ist die Ehe der Eltern nicht von Dauer.

Die Argumentation der Erzählerin sagt etwas über das Familienmodell aus, das sie offensichtlich als geteiltes Wissen voraussetzt und auf dessen Basis sie ihre Familie charakterisiert. Das gemeinsame Erleben von ‚Erzählenswertem‘ als Familie setzt die Vollständigkeit der Familie voraus, die vor allem dann gegeben ist, wenn – als conditio sine qua non – beide Eltern anwesend sind.

Diese Konstellation ist es jedoch gerade nicht, auf die die Erzählerin bei der weiteren Rekonstruktion ihrer Biographie zurückgreifen kann. Es ist vielmehr die Abwesenheit des Vaters nach der Scheidung der Eltern, um die sich die weitere Erzählung dreht. Dabei vollzieht die Erzählerin vor allem eine Verschiebung ihrer eigenen Position im sich verändernden Gefüge ihrer Herkunftsfamilie nach. Im Zusammenhang mit ihren Bemühungen um eine Lehrstelle schildert sie eine Erfahrung mit ihrem Vater, an der sich das besonders eindruckvoll zeigt:

und - dann hab ich mir diese Lehrstelle gesucht und das Schlimmste war denn - dass mein Vater die Sachen nicht unterschrieben hat. nich? - und da war ich so böse auf diesen Mann. also dieser diesen Lehrvertrag. / I: mh / und so nich? / I: ja / und da musst ich dann einen Vormund haben nich? also irgendwie vom

Vormundschaftsgericht / I: mh / und dann mussten die ganzen Sachen nochmal ausgefüllt werden und so nich? - - (6,28-36)

In dieser Szene wird eine ‚untypische' Vater-Tochter-Interaktion dargestellt. Die Tochter ist die Handelnde, sie verfolgt in Eigeninitiative ihren biographischen Entwurf. Der Vater boykottiert dies, wofür es nicht einmal eine Begründung gibt. Er hat zwar nur einen formalen Beitrag zu leisten, an der ihm formal zustehenden Macht könnte jedoch die Initiative der Protagonistin[5] scheitern. Der Entmachtung des Vaters durch Einschalten des Vormundschaftsgerichts weist auf die souveräne Position hin, in der sich die Erzählerin hier ihrem Vater gegenüber sieht. Ihre Position, nicht die des Vaters, ist die einer Tadelnden, moralisch Urteilenden. Sie ist es, die den Vater mit ihrer eigenen moralischen Autorität eines Fehlers bezichtigen kann, nicht umgekehrt. Dies bedeutet gleichzeitig eine Entpflichtung des Vaters und eine Distanzierung von ihm. Als „dieser Mann" hat er keinen maßgeblichen Einfluss mehr auf die Entscheidungen seiner Tochter, er kann ihr biographisches Handeln nicht mehr behindern.

Auch in anderer Hinsicht konstruiert sich die Erzählerin dem Vater gegenüber als moralische Autorität. Sie verurteilt, dass noch während ihre Mutter von ihm schwanger ist, auch eine andere Frau bereits ein Kind von ihm erwartet (mit dem ironischen Kommentar: „also Männer können eben mehr als Frauen ne?" (7,4)) und er die erstere mit drei Kindern während des Kriegs im Stich lässt.

5 Die Unterscheidung zwischen der Protagonistin der Geschichte, die erzählt wird, und der Erzählerin mag in einer Interpretation einer autobiographischen Stegreiferzählung seltsam anmuten. Die Erzählerin ist schließlich selbst die maßgebliche Protagonistin ihrer eigenen Lebensgeschichte; auch wenn die Geschichten, die erzählt werden, teilweise lange zurückliegen, die Person sich über die Lebenszeit und durch die biographische Erfahrungsaufschichtung verändert hat und frühere Erfahrungen vielleicht aus einer veränderten Warte betrachtet und erzählt, ist es doch dieselbe Person. Dennoch macht es Sinn, zu analytischen Zwecken zwischen der Aktivität der Erzählerin, die ihre Erfahrungen auf eine bestimmte Art und Weise kommuniziert, und dem dargestellten Denken, Fühlen und Handeln der Protagonistin der erzählten Geschichten zu unterscheiden. Es lassen sich immer wieder große Unterschiede in dem Verhältnis beobachten, in dem jeweils die erzählende und die ‚erzählte' Person zueinander stehen. So wird z.B. das „Böse-Sein" auf den Vater, der die Familie im Stich lässt, an anderer Stelle aus einer größeren Distanz heraus beurteilt: „also das habe ich dem Mann nie verziehen. nachher ja. als er so krank wurde. aber da nicht. also so böse war ich." (8, 41f). Die Erzählerin setzt sich also aus einer lebensgeschichtlich späteren Perspektive noch einmal in ein anderes Verhältnis zu dem früher Erlebten, was ja ein ganz wesentliches Element von biographischer Selbstkonstruktion ist. Wenn also davon ausgegangen wird, dass die Erzählerin sich in dem, was sie über sich und ihre früheren Erfahrungen erzählt, selbst als Person bzw. Subjekt konstituiert, ist auch von Bedeutung, wie sie das jeweils tut bzw. wie sie sich erzählerisch zu dem verhält, wovon sie spricht.

In diesem Zusammenhang verschieben sich die Positionen von Vater und Tochter auch noch in einer anderen Hinsicht. Die Erzählerin stellt sich als diejenige dar, die an Stelle des Vaters die Verantwortung für die Familie übernimmt. Schon während des an die Schulzeit anschließenden Pflichtjahrs nimmt die Tochter zusätzliche Belastungen auf sich, um die Nacht bei der Mutter und den beiden kleineren Geschwistern zu verbringen, obwohl sie von 5 bis 21 Uhr arbeiten muss. Das Verhältnis zur Mutter deutet die Erzählerin im Sinne einer Parentifizierung: „Ich war ja Muttis ich war ja der Vater so ungefähr für meine Mutter ne?“ (6, 41) Szenisch wird dies an anderer Stelle im Zusammenhang mit den Bombennächten in Afeld deutlich.

ich hatte grade Urlaub. / I: mhm / als die Angriffe waren. / I: hm / nich? und - war es war ja nie was gewesen so. Großangriffe hatten wir doch auf Afeld nicht. - da fragt meine Mutter mich ich hatte - ich glaub ich hatte gar nichts an im Bett ich war zum Pefelder See gewesen jeden Tag. solche Haare und / ((lacht)) / verbrannt bis da hinaus - da sagt sie m_ zu mir Gertrud wollen wir aufstehen? wollen wir aufstehen? - sag ich nee. und denn da wo wir dies diese Gut Emberg wo wir immer Ernteeinsatz machten / I: mh / da war die ganz schwere Flak bei uns ne? / I: mhm / und da fing die ja an zu bellen. / I: mh / nich? und so schnell bin ich noch nich aus m Bett gekommen und denn meine drei Gesch_ also meine kleine Schwester lag ja im Stubenwagen dieses dieses Ba_ dies Baby / I: mh / und die andern beiden nur ruck zuck angezogen nich? also mein Bruder der zitterte schon wie Espenlaub wenn er wenn die Sirenen losgingen - und dann haben wir unten im Treppenhaus gestanden. / I: mh / bis denn das Glasdach runter kam / I: ach / nich? nee aber da war so n Untersatz wo sie so Fahrräder reinstellen konnten / I: mh / und da standen wir der eine meine Mutter von vorn über den Stubenwagen ich über den an_ von hinten und denn einer hatte das eine Kind und das andere Kind. / I: mh / ne? aber uns is ja nichts passiert. (7,34-8,12)

In der Interaktion mit der Mutter, die die Erzählerin hier beschreibt, wird eingelöst, was zuvor theoretisch festgestellt wurde. Die Mutter überträgt ihr Verantwortung, indem sie sie fragt, was zu tun sei, und die Tochter entscheidet und weist souverän und entspannt die Bedenken der ängstlichen Mutter zurück. Sie ist es aber auch, die dann die tatsächlich drohende Gefahr wahrnimmt und schnell handelt. In der Schilderung tritt die Protagonistin hier auch als die einzige Handelnde auf, von einer Absprache mit der Mutter oder dem, was diese tut, ist nicht mehr die Rede. Die Tochter übernimmt hier die Verantwortung für die Geschwister. Auch in der Szene im Treppenhaus nimmt sie eine souveräne, ‚erwachsene‘ Position ein; nicht sie wird von jemandem beschützt wie ein Kind, sondern schützt die kleineren Geschwister.

Wie in der Erzählung vom Lehrvertrag und dem Boykott des Vaters verschränken sich hier die Momente Autorität, Verantwortlichkeit und Handlungsorientierung, die die Subjektposition der Protagonistin in der

Erzählung bestimmen. Wo andere, vor allem der Vater, ihre Funktion und Verantwortung nicht wahrnehmen, entsteht zunächst eine Lücke. Dadurch, dass die Tochter dies von einer Warte moralischer Autorität aus verurteilt und die Verantwortung selbst übernimmt, gewinnt sie auch an Einfluss und Gestaltungsspielraum. In dem Maß, wie sie dem Handlungsdruck begegnen und die Lücke aktiv füllen kann, bestätigt sich auch ihre Handlungsorientierung.

9.2.2.2 Familie als idealisiertes Modell sozialer Integration

Während die Erzählerin die vermeintlich geteilten Standards des Zusammen-Lebens als Familie oder der Eltern-Kind-Beziehung weitgehend unberücksichtigt lässt, wo sie über ihre Herkunftsfamilie spricht, benutzt sie das Modell ‚Familie' in einem anderen Kontext in äußerst idealisierender Weise. Sie berichtet von ihrem Pflichtjahr in einem landwirtschaftlichen Betrieb, das während des Nationalsozialismus im Anschluss an die Schulzeit abgeleistet werden musste.

aber ich musste ja ins Pflichtjahr. und dann bin ich in Kaheim. / I: mh / zu einem Viehhändler gegangen. - und - da waren zwei Kinder die waren genauso alt wie ich / I: hm / nich? da musste ich arbeiten. ich war eben ich war noch nicht mal vierzehn als ich da hin musste. und ich hab manchmal geheult. - also da weil das so schwer war da hab ich immer gedacht nein du kannst nichts sagen die /seine Kinder müssen genauso arbeiten ((lachend))/. es waren ja keine Männer mehr da. / nich? und dann hatten wir auch noch einen polnischen mh wie sagt man dazu. die heute noch auf ihr Geld warten. / I: Zwangsarbeiter. / Zwangsarbeiter. / I: mh / nich? aber trotzdem das war wirklich eine Familie da wurde keiner ausgeschlossen. wir haben alle an einem gleichen Tisch gegessen. / I: mh / ne? auch der Pole. nich? und Opa. und O_ Opa wohnte oben eh der war Zigarrenmacher. nich? und auch diese Angestellte der Ziga_ wir aßen alle an einem Tisch. und das fand ich also es war eine Familie. / I: mh / nich? und ich muss auch sagen da hab ich ne schöne Zeit gehabt nich? viel gearbeitet aber auch schön. schöne Zeit. (4,9-32)

Die Erzählerin führt hier zunächst eine argumentative Auseinandersetzung um die Notwendigkeit der schweren Arbeit. Dem eigenen Leiden werden die Ansprüche eines Kollektivs gegenübergestellt, das keinen Unterschied zwischen seinen Angehörigen macht. Die Protagonistin konstruiert oder übernimmt hier eine bestimmte Form von Gerechtigkeitsvorstellung, eine ‚Moral' des Kollektivs und erkennt sie an; indem sie sich ihr unterstellt, diszipliniert sie sich selbst. Sie erlangt damit aber gleichzeitig ein Stück Kontrolle über die Situation, weil sie selbst es ist, die in ihr Leiden unter der schweren Arbeit einwilligt.

In die Rekonstruktion der Notwendigkeit der schweren Arbeit ist auch die Reproduktion eines Geschlechterschemas eingelassen. Der Verweis

auf die Abwesenheit der Männer ist ein Argument für die Notwendigkeit, dass auch jugendliche Frauen wie die Erzählerin körperlich hart arbeiten mussten. Dieses Argument setzt viel geteiltes Wissen über das ‚normale' Funktionieren der geschlechtsspezifischen Arbeitsteilung voraus. Dass die Praxis während der Abwesenheit der Männer dieser ‚normalen' Ordnung widerspricht, setzt sie jedoch keineswegs außer Kraft. Das ostentative Ausweisen der von Frauen und Kindern getanen Arbeit als Männerarbeit heilt vielmehr diese Ordnung, indem die widersprechende Praxis als Ausnahmezustand gekennzeichnet wird.

Die Positionierung der Erzählerin im Sinne einer Arbeitsmoral des Kollektivs ist getragen durch die Integration in dieses Kollektiv, das die Erzählerin nach dem Modell „Familie" konstruiert. Als Beleg für die Integrationskraft des Familienmodells führt die Erzählerin den polnischen Zwangsarbeiter und den „Opa" mit seiner Angestellten an, die am gemeinsamen Essen teilnehmen. An dieser Szene soll die Gemeinschaftlichkeit sinnfällig werden; sie erstreckt sich über das gemeinsame harte Arbeiten hinaus auf den Bereich der Reproduktion der Arbeitskraft, der seit der Trennung der Sphären von Arbeit und Reproduktion im Zeitalter der Industrialisierung der klassische Bereich des Zusammen-Lebens in der Kleinfamilie ist.

Mit der Formel „das war wirklich eine Familie" wird eine andere Realität radikal ausgeblendet: Das Zustandekommen des Kollektivs hat mitnichten etwas mit der Gemeinschaftlichkeit zu tun, die hier beschworen wird. Die Anwesenheit des Zwangsarbeiters – es ist bezeichnend, dass die Erzählerin hier nach der aktuell korrekten Bezeichnung sucht – ist das Resultat eines von einem totalitären Regime geführten Krieges. Auch die Anwesenheit der Erzählerin selbst ist Folge einer von den Nationalsozialisten eingeführten und mit Ideologie befrachteten Regelung. Dass die Erzählerin das an dieser Stelle ausblendet, ist überraschend, da sie im Verlauf des Interviews in verschiedenen Kontexten mehrmals ihre Verweigerung gegenüber der nationalsozialistischen Vereinnahmung zum Thema macht.

Im Motiv des egalitären Zugangs aller zum gemeinsamen Tisch macht die Erzählerin jedoch implizit auch eine Hierarchie in dem sozialen Gefüge deutlich, in dem sie sich selbst positioniert. Sie konstruiert für sich selbst eine engere Zugehörigkeit zur Familie, indem sie von einem „Wir" spricht, das einen Zwangsarbeiter „hatte", und nennt den Großvater der Familie „Opa", als ob sie auch selbst eine Enkelin wäre. Damit wird es möglich, den eigenen prekären Status und die Ausbeutung auszublenden. Vor diesem Hintergrund ist auch die Evaluation des Pflichtjahrs als „schöne Zeit" trotz der vielen Arbeit zu verstehen. Die Integration in das Kollektiv ermöglicht und erfordert es, sich der kollektiven Moral entsprechend zu ihm zu verhalten, sprich es durch die erforderliche harte Arbeit zu unterstützen und für seinen Erhalt zu sorgen.

Obwohl die Erzählerin hier – im Gegensatz zur Herkunftsfamilie – ein ‚funktionierendes' Familienmodell schildert, gibt es zwischen dem realen Funktionieren des Kollektivs auf dem landwirtschaftlichen Anwesen und dem Funktionieren der unvollständig gewordenen Herkunftsfamilie auffällige Parallelen. Für beide „Familien"-Konstellationen gilt: „Es waren ja keine Männer mehr da". Der Ausfall der Arbeitskraft bzw. das Vernachlässigen des spezifischen ‚männlichen' respektive ‚väterlichen' Verantwortungsbereichs führt dazu, dass die verbliebenen „Familien"-Mitglieder dies kompensieren, auch wenn es ihre Kräfte übersteigt, um das Kollektiv am Leben oder Funktionieren zu halten. Daraus leitet sich eine bestimmte Bedeutung von „Familie" ab, die die Erzählerin hier implizit konstruiert: Familie ist da, wo alle zusammen helfen, wenn ‚Not am Mann ist' (und dies durchaus im wörtlichen Sinne), unabhängig von ihrer Position und unabhängig von ihren Kapazitäten. In beiden Fällen spielt Moral eine große Rolle; im Fall der Herkunftsfamilie verurteilt die Erzählerin, dass der Vater die Familie im Stich gelassen hat, im Fall der Pflichtjahr-Familie akzeptiert sie die Umstände, möglicherweise deshalb, weil die Integration dort für sie auch äußerst positive Seiten hat, und idealisiert sogar das Familienmodell. In beiden Fällen jedoch tut sie das Ihre, um ein Funktionieren des Gefüges unter erschwerten Umständen zu gewährleisten.

Interessant ist, dass Familie als idealisiertes Modell sozialer Integration in diesem Sinn in einem anderen Kontext und an einer wesentlich späteren Stelle der biographischen Erzählung wieder auftaucht. In der Evaluation ihrer Tätigkeit als Filialleiterin wird, wie beim Pflichtjahr, neben der außerordentlichen Anstrengung der gemeinsame „Spaß" in den Vordergrund gestellt, der mit ganz ähnlichen Motiven verbunden wird:

> es war wirklich die - das waren viele auch die alleine waren Frauen also wenn man / I: mh / mal so Bohnen Birnen und Speck gekocht hat oder - oder Milchreis oder irgendwie so Eintopf / I: mh / saure Suppe und so das kennen Sie sicherlich alles nicht nicht? / I: ach ja / doch ja doch? / I: zum Teil schon ja / und=e nich? und das war herrlich. weil wir wie gesagt wir waren ne große Familie. (27,21-29)

Wie schon in der Schilderung des Pflichtjahrs ist das Gemeinschaftserlebnis, das hier wie dort am gemeinsamen Essen festgemacht wird, der Ausgleich für die harte Arbeit. Dass die Gruppe als „große Familie" bezeichnet wird, weist darauf hin, dass das Modell, auf das hier Bezug genommen wird, nicht das der bürgerlichen Kleinfamilie ist, sondern das einer durch verwandtschaftliche Beziehungen solidarisch verbundenen größeren Gruppe von Individuen. Auch hier handelt es sich bei der „Familie" um eine Gemeinschaft hart arbeitender Frauen, die zum Teil „alleine" sind, also nicht mit Männern zusammen leben. Familie in diesem idealisierten Sinn als Prinzip der Integration in ein Kollektiv kann also auch ohne die Differenzierung väterlicher und mütterlichen Funktionen oder Verantwor-

tungsbereiche, wie sie die bürgerliche Kleinfamilie impliziert, auskommen.

Interessant ist zudem, dass die explizite Bezugnahme auf das Modell „Familie“ in diesem idealisierten Sinn in Kontexten vorkommt, die als eigenständige Bereiche neben die der Herkunftsfamilie oder der später gegründeten eigenen Familie gestellt werden. Die Bezugnahme erfolgt zudem an Stellen in der Lebensgeschichte, wo die Zuordnung zur jeweiligen eigenen Familie nicht mehr eindeutig ist: Nach Beendigung der Schulzeit sieht sich die Erzählerin nicht mehr ohne weiteres als Teil der Herkunftsfamilie (sh. oben), und die Charakterisierung der Supermarktbelegschaft als Familie bezieht sich auf die Zeit nach dem Ausbrechen aus der Enge des Hausfrauenlebens. Dass den sozialen Beziehungen in diesen nicht im herkömmlichen Sinne familiären Kontexten eine solche Qualität zugesprochen wird, weist drauf hin, dass das Eingebundensein darin als Teil einer Lebensform betrachtet werden kann, die sich möglicherweise mit den gängigen Kategorien nicht beschreiben lässt.

9.2.2.3 Familiengründung als Unterwerfung unter äußere Zwänge

Dieser emphatische Bezug auf das Modell Familie findet sich dagegen im Zusammenhang der Gründung einer eigenen Familie ebensowenig wie in Bezug auf die Herkunftsfamilie. Die Geschichte der Familiengründung folgt eher der Logik eines Hineingeratens in eine soziale Konstellation, die für die Protagonistin unerwartet klar hierarchisch strukturiert ist und in der sie fremden Regeln folgen und eigene Entscheidungskompetenz aufgeben muss. Dieses Muster zeigt sich bereits in der Erzählung über den Beginn der Beziehung, wo die Erzählerin eine Art reflektierend-distanzierte Perspektive einnimmt, die in dieser Form im Interview bislang noch nicht aufgetaucht ist.

und da hab ich auch nach Kriegsende - eh im Herbst meinen Mann kennen gelernt / I: mh / schon fünfundvierzig. nich ?- und - ich weiß nicht ob es die große Liebe war oder ob das son Nachholbedarf ich weiß nicht wir wir acht Freundinnen haben alle siebenundvierzig achtundvierzig schon geheiratet. / I: mh / ich weiß es nicht. wenigstens=e - hab ich denn zu Ende gelernt - auch - dann kannte ich ja meinen Mann aber auch schon - sind wir zwei Jahre zu_ und denn fand ich auch meine Schwiegereltern so toll die hatten n Haus - aber ein - sie hatte kein Herz. nich? das hab ich aber viel später erst fest_ festgestellt nich? und er war einziger Sohn mein Mann nich? und die wohnten in Beberg [Stadtteil von Afeld, C.T.] (11,31-40)

Die Erzählerin macht hier klar, dass es eine Differenz zwischen ihrer Wahrnehmung der geschilderten Ereignisse damals und heute gibt. Die Motive für ihr damaliges Verhalten werden überprüft; die „große Liebe“

als etwas Persönliches, Individuelles wird skeptisch in Frage gestellt, und es wird ein Motiv eingeführt, das weniger mit einer persönlichen Empfindung und Entscheidung zu tun hat als mit allgemeinen Zeitumständen. Die Veranlassung zum Eingehen der Beziehung wird damit von der eigenen Person weg nach außen verlagert, in den Bereich von fremden Normen, denen „alle“ folgen. Auch der Einschätzung des späteren Mannes und seines familiären Hintergrunds als ein weiteres Motiv für das Eingehen der Beziehung wird sozusagen aus späterer Sicht der Boden entzogen. Die Aussicht auf „tolle“ Schwiegereltern, die zudem über ökonomische Ressourcen verfügen – so die implizite Botschaft der Beschreibung – ist trügerisch, weil sich die Schwiegermutter später als herzlos erweisen wird. Durch diesen Hinweis werden Komplikationen angekündigt, die noch auszuführen sind.

Mit der Einführung der Schwiegereltern in Verbindung mit deren Haus wird auch schon deutlich, dass das Eingehen der Beziehung zum Ehemann in einem weiteren sozialen Kontext angesiedelt ist, der seine eigenen Regeln hat und der mit dem romantischen Motiv einer „großen Liebe“ ebensowenig zu tun hat wie der allgemeine „Nachholbedarf“, der eine ganze Generation zur schnellen Heirat motiviert. Die Konfrontation mit den Regeln dieses neuen Kontexts ist dramatisch:

aber - denn hab ich ja - warn wir zwei Jahre zusammen und dann - musste ich natürlich heiraten. nich? - - denn. - so ist das dann ne? und da da warn ja meine Schwiegereltern gar nicht mit ein_ ich musste nicht heiraten aber es war ja früher noch so - ich hab die Frau kennen gelernt dass sie zu mir gesagt hat ob ich mir das nicht hätte weg_ ob nicht wegmachen lassen kann das Kind. und ich hatte von meiner Tante jemand. ich wollte das nicht. weil ich Angst hatte. mal später keine Kinder zu bekommen / I: mh / oder so. es war ja eine ganz fiese Zeit damals nich? - na und denn ham wir geheiratet ob dat richtig war weiß ich nicht also - (12,39-48)

Das Ereignis, von dem die Erzählerin hier berichtet, wird nur implizit benannt. Es geht um eine Schwangerschaft, die Erzählerin spricht jedoch davon, dass sie „heiraten musste“. Als Synonym für eine Schwangerschaft funktioniert dies nur vor einem ganz bestimmten geteilten kulturellen Hintergrund: Uneheliche Schwangerschaften sind sanktioniert, und eine Frau muss zu ihrer Absicherung und der des Kindes innerhalb einer klar definierten, institutionell geregelten Lebensform einen ‚Ernährer‘ an sich binden. Dadurch, dass sie im Singular formuliert, macht die Erzählerin deutlich, dass vor allem sie es war, die nun einer anderen Logik folgen musste, als sie es möglicherweise selbst wollte. Der fatalistische und resignative Grundton („natürlich“, „so ist das dann ne?“) macht implizit klar, dass es nicht die Intention der Erzählerin war, zu heiraten und eine Familie zu gründen. Sie konstruiert sich damit sozusagen indirekt als Opfer der Logik

des Heiraten-Müssens, die nur aus heutiger Sicht zu relativieren ist („es war ja früher noch so“).

Die Schwiegermutter wird ebenfalls indirekt charakterisiert. In der Art und Weise, wie sie innerhalb der Logik des Heiraten-Müssens agiert, wird deutlich, welche Interessen sie verfolgt. Sie möchte das Kind und damit die Ansprüche der zukünftigen Schwiegertochter beseitigt sehen. Ihre Ablehnung sowohl des Kindes als auch der Schwiegertochter stellt die Erzählerin damit als genauso unverhohlen dar wie die Feindseligkeit schon bei der ersten Begegnung. Die Erzählerin bezieht nun aber weiter keinen moralischen Standpunkt in Bezug auf eine mögliche Abtreibung, um die Schwiegermutter zu disqualifizieren. Sie scheint selbst über eine Abtreibung nachgedacht zu haben. Die Entscheidung dagegen macht sie an einer weitergehenden biographischen Perspektive fest, nämlich „später“ Kinder zu bekommen.

Insgesamt und durch das Resümee wird jedoch klar, dass die dominierende Prozessstruktur dieser Passage nicht mehr die des intentionalen Handlungsschemas ist. Es zeichnet sich schon ab, dass dies der Beginn einer Geschichte ist, die nicht gut ausgeht oder deren Fortgang die Erzählerin genauso wenig als von sich selbst bestimmt betrachten kann wie ihren Anfang. Was passiert, ist bestimmt durch die „fiese Zeit“, die sich aus heutiger Perspektive genauso zu erkennen gibt wie sich die Frage stellt, ob es richtig war zu heiraten. Hier geht die Erzählerin wieder in ähnlicher Weise reflektierend auf eine kritische Distanz wie oben.

Die Zeit nach der Heirat bezeichnet die Erzählerin als „die Hölle“ (12,49); der Grund dafür ist das Zusammen-Leben mit den Schwiegereltern in deren Haus. Die Erzählerin sieht sich von der Schwiegermutter auf Grund ihrer Herkunft aus einer kinderreichen Familie mit geschiedenen Eltern als „asozial“ (13,4) diffamiert und wegen ihrer Selbstständigkeit kritisiert. Damit wird genau der Lebenskontext, in dem die Erzählerin moralisches Urteil, Autorität, Verantwortung und Handlungsfähigkeit entwickelt hat, entwertet. In dem neuen sozialen Gefüge kann die Erzählerin sich damit nicht verorten, die genannten Perspektiven tauchen in den Erzählungen zu diesem Lebensabschnitt nicht mehr auf, es dominiert die reaktive, defensive Position.

Für die Zeit im Haus der Schwiegereltern berichtet die Erzählerin von weiteren Demütigungen, einer Fehlgeburt und materieller Not. Die Wende macht sie am Umzug in eine separate Wohnung fest. Voraussetzung dafür ist die Berufskarriere ihres Mannes, die zu bescheidenem Wohlstand führt. In diesen Zusammenhang kommt die Erzählerin in einer Rückblende kurz auf ihre eigene (Nicht-)Berufstätigkeit zu sprechen.

ich hab auch nicht gearbeitet mehr ach das hab ich ganz vergessen ich ha_ bin ja aufgehalten zu arbeiten damals als Marlies geboren wurde ne? / I: mh / und das Schönste war dann noch also wie man sich hat <u>unterdrücken</u> lassen siebenund_ also wenn ich <u>da</u> dran denke noch. Marlies war geboren und diese wo ich im Ge-

schäft war. die Angestellte die hatte sich selbständig gemacht. / I: mh / und die hatte mir dann geschrieben ob ich nicht bei ihr anfangen wollte. / I: mhm / und da durfte ich nicht schreiben mein Mann hat geschrieben. - ne? ja das - so war das früher. is wirklich wahr. also zu so seine Frau hätte das nicht nötig zu arbeiten. und das hab ich bis heute bereut kann ich Ihnen sagen. - na. - dass ich also dass ich - und ich bin nachher bin ich auch froh geworden Marlies wäre nämlich im Sch_ im Sinne meiner Schwiegermutter erzogen worden nich? / I: ach so / und das hab ich dann selber übernommen lieber nich? (14,27-42)

Die Erzählerin stellt das Ende ihrer Berufstätigkeit in den Zusammenhang der Geburt ihrer Tochter; dies wird nicht näher kommentiert und bedarf offensichtlich keiner weiteren Erklärung. Mit der bürgerlichen Kleinfamilie in Form der Versorgerehe ist die zur damaligen Zeit fraglos dominierende Lebensform etabliert. Dennoch ist das „Aufgehalten"-Werden eines Nachtrags wert, nachdem es zuvor „vergessen" wurde. Die folgende Evaluation wird offensichtlich aus einer späteren Perspektive als der damaligen vorgenommen, zumindest ist die Terminologie historisch jünger. Wenn im Kontext der Berufstätigkeit und Familienarbeit von Frauen von Unterdrückung die Rede ist, so handelt es sich um die Terminologie der Frauenbewegung. Auch das Motiv einer allgemeinen Struktur der Unterdrückung, unter der Frauen als Kollektiv zu leiden haben („*man* hat sich unterdrücken lassen") erinnert an die Diskurse der frühen Frauenbewegung. Gleichzeitig wird in dieser Formulierung das Argument der strukturellen Unterdrückung zurückgenommen, indem die Erzählerin die Verantwortlichkeit dafür dem jeweiligen Objekt der Unterdrückung zuschreibt, das sich unterdrücken lässt. Damit beansprucht die Erzählerin für sich gleichzeitig die Position eines Opfers als auch Eigenverantwortlichkeit bzw. einen Handlungsspielraum, den sie nicht genutzt hat. Angesichts der Tatsache, dass zur fraglichen Zeit der Ehemann noch das Recht hatte, das Arbeitsverhältnis seiner Frau zu kündigen, steckt die Erzählerin den Rahmen ihrer damaligen, nicht genutzten Möglichkeiten rückblickend sogar sehr weit.

Dominant bleibt jedoch eine Opfer-Logik. Die Geschichte, zu der die Erzählerin mit dieser Evaluation Stellung nimmt, zeigt, wie diese Logik hier funktioniert. Die Anfrage, die die Protagonistin bekommt, erweitert unverhofft ihre Optionen, doch es ist gar nicht die Rede davon, ob sie sie ergreifen möchte. Ihr Mann ist es, der darauf reagiert; er macht sich zum Adressaten der Anfrage und nimmt sie ihr förmlich aus der Hand, indem er sie zu einem Angriff auf sich umdefiniert. Er unterstellt, dass mit dem Angebot an seine Frau seine Kapazität als Familienernährer in Frage gestellt wird, deshalb muss er das Angebot ablehnen. Indem er den Sachverhalt so umdefiniert, legt er das Set der in der Aushandlung zulässigen Argumente fest; es geht nicht etwa um die Wünsche seiner Frau oder die Gewährleistung der Kinderbetreuung, sondern um seinen Status, der wiederum am Status seiner Frau abzulesen ist.

Die Symbolik der beschriebenen Handlung, nämlich dass der Mann auf den an seine Frau gerichteten Brief antwortet und sie damit entmündigt, ist sehr eindrucksvoll, und die Erzählerin verstärkt dies, indem sie beteuert, dass es so üblich war und ihre Schilderung „wirklich wahr“ ist. Damit betont sie den Abstand zwischen sich und der Protagonistin der Geschichte und zwischen heute und dem, wie es „früher“ war. Dennoch stellt sie einen Bezug zum „Heute“ her, nämlich den des „Bereuens“. Dies beinhaltet eine kritische Distanz, die den Anspruch auf Eigenverantwortlichkeit impliziert, wie er auch in der Formulierung „sich unterdrücken lassen“ steckt.

Doch es gibt im Gegenzug auch eine identifikatorische Bewegung. Mit Bezug auf ein Drittes, nämlich die Tochter, macht die Nichterwerbstätigkeit, die das Ergebnis des „Sich-unterdrücken-Lassens“ war, wieder Sinn. Die Erziehung der Tochter, die die Erzählerin rückblickend „lieber selber übernommen“ hat, wird damit als ein Projekt mit einem eigenständigen Stellenwert und als Alternative zur Berufstätigkeit konzipiert. Die Erzählerin schließt dann eine Argumentation an, der zufolge der finanzielle Ertrag einer Berufstätigkeit gerade die Kosten für die Kinderbetreuung aufgewogen hätte, und eignet sich so die Entscheidung über die Erwerbstätigkeit ein Stück weit wieder an.

Die besprochenen Passagen veranschaulichen, wie das Eingehen der Zweierbeziehung in zweifacher Hinsicht eine Unterwerfung unter Regelsysteme impliziert, die der Erzählerin sozusagen äußerlich bleiben und gleichzeitig einen Automatismus bezüglich der Lebensform beinhalten. Zum einen greift ein gesellschaftliches Regelsystem, also eines, das bestimmt, was „man tut“, oder besser ‚frau‘: Frau heiratet früh, frau muss heiraten, wenn sie ein Kind erwartet, frau hat es nicht nötig zu arbeiten. Zum anderen greift das Regelsystem des konkreten sozialen Kontexts, in den sie durch die Beziehung zu ihrem späteren Mann unversehens eingebunden wird: Die Schwiegereltern haben bestimmte Vorstellungen davon, welche Partnerin vom Status her für ihren Sohn angemessen ist und wie eine Ehefrau sich zu verhalten hat und können deren ökonomische Abhängigkeit ausnutzen, um sie wegen der Abweichung von ihren Vorstellungen zu diffamieren.

Obwohl das Eingehen der Ehe mit seinen Folgen hier vor allem als ein Sich-Einlassen auf zunächst unvorhersehbare Härten durch das Greifen äußerer Regelsysteme beschrieben wird, gibt es auch einen damit konkurrierenden Erzählfaden, der die Konstitution einer eigenen (bürgerlichen Klein-)Familie als ein persönliches Projekt der Erzählerin darstellt. Sie schildert zum einen die räumliche Separierung von den Schwiegereltern als etwas, das sie mit Verve betreibt; als es darum geht, das Haus der Schwiegereltern zu übernehmen, sperrt sie sich dagegen und erreicht den Umzug der Kleinfamilie in eine eigene Wohnung. Das andere Moment, an dem sich ihr Bemühen um eine eigene Familie zeigt, ist der Versuch, ein

zweites Kind zu bekommen, der nach einer Fehlgeburt erst im Abstand von acht Jahren gelingt.

Im weiteren Verlauf des Interviews stehen dann die Kinder im Vordergrund, besonders das lang ersehnte zweite Kind. Der Sohn ist von Anfang an „so n richtiges Sorgenkind“ (14,17f), weil er häufig und ernsthaft krank ist. Die Erzählerin folgt über weite Strecken dem Faden seiner Krankheitsgeschichte. Es sind zum Teil hoch narrative Passagen, die die Erzählerin sehr lebendig inszeniert, so dass hier wieder weit weniger Distanz zu dem Erzählten besteht. In der Art und Weise, wie sich die Erzählerin selbst als medizinische Expertin und engagierte und erfolgreiche Mit-Therapeutin konstruiert, wird ein bereichsspezifisches biographisches Handlungsschema erkennbar. Ähnlich wie in der Situation der Herkunftsfamilie speist es sich zunächst aus einer Notlage, in der die Protagonistin Verantwortung übernimmt und wieder als Handelnde vorkommt.

9.2.2.4 Familiäre Verpflichtungen als Auslöser einer Verlaufskurve

Mit einem Umzug in die Nähe der Schwiegereltern wird später die problematische Beziehung vor allem zur Schwiegermutter wieder zum bestimmenden Thema. Die Strategie der Protagonistin, das familiäre Zusammen-Leben aus der anfänglichen Notgemeinschaft mit den Schwiegereltern auszugliedern und kleinfamiliäre Strukturen zu etablieren, scheitert mit dem Wegfallen der räumlichen Trennung. Die erneute räumliche Nähe bedeutet für die Erzählerin, dass sie „immer auf der Matte stehen“ muss (19,37) und nach einer Erkrankung der Schwiegermutter für diese den Haushalt führt:

> und denn hatte ich war ich ja drüben - immer. ich hab sie dann versorgt und dies und sauber gemacht und so und denn gab sie mir immer zwei Mark. - - also da war ich so beleidigt kann ich Ihnen sagen. / I: mh / da hab ich gesagt also ich möchte kein Geld sag ich. ich würde mich aber freuen wenn du mir mal n Blumenstrauß schenken würdest. - nich? das hatt ich n_ ich hab es meinem Mann gesagt ich sag das kannst du mal deiner Mutter sagen jetzt. ich will das Geld nicht sag ich. sie kann mir mal n Blumenstrauß schenken. (20,6-13)

Die Erzählerin rückt in der Darstellung ihrer Hilfeleistungen nicht den Aspekt einer lästigen Pflicht in den Vordergrund, sondern den ihres Engagements. Die geschilderte Geste der Schwiegermutter steht in einem krassen Missklang dazu. Indem sie der Protagonistin sozusagen ein Trinkgeld gibt, definiert sie das Verhältnis zwischen beiden als das zwischen Herrin und Dienstbotin. Sie aktualisiert damit die Hierarchie aufgrund der schon bei der Heirat postulierten unterschiedlichen Schichtzugehörigkeit und weist der Protagonistin die Position einer Abhängigen zu, nicht aber die einer

aus familiärer Solidarität oder eigenem Pflichtbewusstsein heraus Hilfeleistenden.

Das emotionale Getroffensein von der herablassenden Geste der Schwiegermutter zeigt sich sowohl in der Beschreibung der eigenen Reaktion („da war ich so beleidigt") als auch in der Betonung. Die Erzählerin inszeniert dann einen Dialog mit der Schwiegermutter, in dem sie deren Geste zurückweist und eine andere vorschlägt, die auch ein anderes, anerkennendes Verhältnis zwischen verwandtschaftlich und nicht geschäftlich verbundenen Beteiligten symbolisieren würde. Die Erzählerin muss die Szenerie dann aber in einem ganz entscheidenden Punkt korrigieren. Das inszenierte Gespräch hat so nie tatsächlich stattgefunden. Der Protest, der sich an die Adresse der Schwiegermutter richtete, musste den Umweg über den Ehemann nehmen. Die Formulierung dem Mann gegenüber ist zwar weniger höflich, die Verärgerung wird deutlicher. Aber es gibt keine direkte Konfrontation mit der Schwiegermutter. Die Verhandlungsposition der Protagonistin innerhalb des Beziehungsgefüges ist offensichtlich so schlecht, dass sie nicht einmal ihren Unmut offen äußern kann.

Vor diesem Hintergrund kann die bisherige Selbstkonstruktion der Erzählerin als eine, die in Notlagen Verantwortung übernimmt und damit gleichzeitig Einfluss gewinnt, nicht zum Zuge kommen. Das kompetente und engagierte Agieren, das sie schildert, hat keine Vergrößerung ihrer Entscheidungs- und Handlungsspielräume zur Konsequenz, wie das in der Herkunftsfamilie der Fall war. Innerhalb des bestehenden hierarchischen Gefüges wird der Protagonistin zum Zweck der Aufrechterhaltung der Hierarchie die Anerkennung dafür verweigert. Die moralische Disqualifizierung der Schwiegereltern nützt ihr zwar, um sich von deren Verhalten zu distanzieren. Die Verurteilung der Schweigereltern reicht jedoch offensichtlich nicht aus, um ihre Autorität zu untergraben und die Protagonistin aus der Verpflichtung ihnen gegenüber zu entlassen, wie das etwa beim Vater der Fall war.

Die Schilderung eines Eklats, den die Schwiegereltern auf der Basis ungerechtfertigter Vorwürfe provozieren und in dem sich die Erzählerin ebenfalls als defensiv darstellt, bildet den Hintergrund für die folgende Passage.

und abends kriegt ich ne Tetanie. - also das muss ja so aufgestaut gewesen sein. - Muskelstarrkrampf. im Bett so aus heiterem Himmel so im Bett. Marlies war damals schon - schon fünfzehn. ja die war zur Konfirmation. die war fünfzehn war die da. - ja muss sie ja schon gewesen ja. ich war fünfunddreißig als ich das fünfzehn. fünfzehn sechzehn war sie. ja. kriegte ich ne Tetanie ne? und da war aus. nich? da hab ich glaub ich - fünf Jahre hab ich damit zugebracht. bis ich da - das dann überstanden hatte nich? aber da nu ging ja mussten sie ja sehen wie sie alleine fertig wurden nich? / I: mh / ich musste ja hier meinen Haushalt führen nich? (19,20-27)

Das Ereignis, um das es hier geht, wird nicht anschaulich geschildert, sondern es wird gleich die Diagnose in nicht weiter erläuterten medizinischen Fachtermini genannt und diese mit Hilfe des Deutungsmodells der Psychosomatik eingeordnet („aufgestaut“ bezieht sich hier auf die zuvor beschriebenen Emotionen in Bezug auf das Verhältnis zu den Schwiegereltern). Die Dramatik und der Ernst der Lage werden nicht über eine spannende Geschichte, sondern über eine wissenschaftlich-kompetente Stellungnahme dazu deutlich. Die Erzählerin wahrt damit eine Außenperspektive und Distanz zum Erlebten, die jedoch keine abgeklärte zu sein scheint. Das Stolpern von einem kurzen, abgehackten Satz in den nächsten lassen auch Erschrecken und Ratlosigkeit angesichts des Geschehenen spüren. Dies kommt auch in der Formulierung „aus heiterem Himmel“ zum Ausdruck, die in einer seltsamen Spannung zur psychosomatischen Deutung im Zusammenhang mit dem Eklat mit den Schwiegereltern steht.

Die akribische zeitliche Einordnung des Ereignisses verweist möglicherweise auf seine biographische Tragweite. Was allerdings genau „aus“ war, lässt die Erzählerin offen. Sie hält sich nicht lange mit ihrem eigenen Erleben der Erkrankung auf, sondern thematisiert deren Konsequenzen für die Schwiegereltern. Damit stellt sie die Erkrankung wieder in den Kontext, aus dem heraus sie die Geschichte anfangs entwickelt hat. Für die Schwiegereltern fällt sie als Funktionsträgerin aus. In dem Arrangement, das zu ihrem Zusammenbruch geführt hat, macht sie sich in dieser Perspektive als Fehlende sichtbar, wie es in der anklingenden Genugtuung über die neue Situation der Schwiegereltern angedeutet ist. Nach diesem Schema argumentiert sie auch mit einer Kalkulation der Mehrausgaben, die ihr Ausfall als Arbeitskraft für ihren Mann bedeutet (20,47f).

Der Eklat mit den Schwiegereltern und das plötzliche Auftreten der Tetanie kann mit Schütze (1984) als das Ereignis beschrieben werden, das eine biographische Verlaufskurve in Gang bringt: Die Biographieträgerin verliert zunehmend die Möglichkeit, auf die sie betreffenden Ereignisse Einfluss zu nehmen, auch wenn sie weiter versucht, ihre Situation auszubalancieren. So auch hier: Die Protagonistin versucht zunächst, im Alltag mit Hilfe von Medikamenten und bestimmten Tricks zur Vermeidung erneuter Anfälle zu bestehen. Das gelingt aber auf Dauer nicht: „ich habs nicht geschafft. alleine. ich musste ins Krankenhaus“ (21,16). Dort bekommt sie Psychopharmaka verordnet, die den Alltag bewältigbar machen. Es ist charakteristisch für Verlaufskurven, dass ab einem bestimmten Punkt Institutionen, hier die des Gesundheitssystems, die Regie über eine Biographie übernehmen.

Die dem Verlust der Handlungsfähigkeit vorausgehende Aufschichtung eines Verlaufskurvenpotentials kann in der Entmündigung durch den Ehemann und die Demütigung durch die Schwiegereltern gesehen werden. Beides hat sich als konkrete Binnenstruktur des Zusammen-Lebens aus den Machtverhältnissen ergeben, die in der Lebensform der Hausfrauenehe

institutionalisiert sind. An dem Beispiel wird zudem deutlich, dass sich innerhalb der Institution Hausfrauenehe der Aufgabenbereich der für Reproduktionsarbeit zuständigen Ehefrau keineswegs auf die Kleinfamilie beschränkt. Hausfrauenehe und Kleinfamilie sind also in diesem Punkt nicht deckungsgleich; hier greifen vielmehr groß- und kleinfamiliäre Strukturen zum Nachteil der Protagonistin ineinander.

9.2.2.5 Diktierte Isolation und die Bedeutung des großfamiliären Verbunds

Das Ende der Verlaufskurve und die Wiedergewinnung ihrer Handlungsorientierung macht die Erzählerin an ihrem Entschluss fest, sich eine Arbeit zu suchen. Im Kontext der Berufstätigkeit zeichnet sich die Protagonistin durch ein hohes Maß an Eigeninitiative und geradezu zupackendes Verhalten aus (vgl. 10.3.1.1). Diese Dynamik verliert die Erzählung wieder, als es um die Erkrankung des Ehemannes geht, die auch der Grund für die Unterbrechung der erfolgreichen Berufskarriere ist. In Bezug auf die Pflegesituation schildert die Erzählerin einen Verlust an Entscheidungsspielräumen, aber auch – im Unterschied zur Situation bei der Pflege der Schwiegermutter – ihre Einwilligung in die Fremdbestimmung. So bleibt dort, wo sich die Erzählerin als verantwortliche Therapeutin des Mannes konstruiert, eine ausgeprägte bereichsspezifische Handlungsorientierung erhalten, während dort, wo es um ihre eigenen Bedürfnisse geht, eher ein Erleidensschema zum Tragen kommt:

also hingekommen bin ich die Jahre nirgends nich / I: mh / mal nach Gestadt nirgends. also bloß wie gesagt im Sommer / I: mh / dass wir dann dass ich mit meinem Mann da war. oder Marlies kam mal hier her ne? und mein Sohn musste mit achtzehn ausziehn. das ging nicht. / I: mh / nich? ne? also es durfte kein Mensch hier mehr bei uns kommen. - keiner. keiner sollte sehen wie er verfällt. ich musste mich an die Schreibmaschine setzen und schreiben. also seine Freunde die Bekannten die wir alle hatten - er wollte keinen mehr sehen nich? hat er sich verabschiedet. nich? und das war das können sie nicht mit einem Achtzehnjährigen also. / I: mh / der braucht Freunde mal und so und es war auch für ihn ne Belastung für meinen Sohn / I: mh / und ich brauchte ihn nich? wenn ich wirklich mal irgendwo hin wollte. nicht? dass hier jemand war / I: mh / ne? und der hatte ist dann ausgezogen ich hatte hier ja auch - Turnmatten und zwei Rollstühle stehen und so also es - ging auch gar nicht. (32,28-47)

Die Erzählerin beschreibt die Entscheidungen und Arrangements, die bezüglich des Zusammen-Lebens getroffen werden, als Folgen eines Diktats. Sachzwänge schränken den Aktionsradius der Protagonistin ein und regeln die An- und Abwesenheit relevanter Personen, so sieht es zunächst aus. Doch die Sachzwänge und Regeln, die zunächst neutral formuliert sind („das ging nicht“, „es durfte kein Mensch kommen“), haben einen Urhe-

ber, der sie diktiert. Es ist der Ehemann, der die Isolation wählt, um als Todkranker dennoch seine Souveränität über die Situation zu wahren. Die Erzählerin stellt sich als eine Art verlängerten Arm ihres Mannes dar, der seinen Wünschen nicht mehr selbst in geeigneter Weise Ausdruck verleihen kann. Deren Berechtigung wird nicht in Frage gestellt.

Die Problematik der Isolation für die anderen Beteiligten wird an der Person des Sohnes verdeutlicht. Um seinen Bedürfnissen Rechnung zu tragen, werden andere Infrastrukturen des Zusammen-Lebens geschaffen. Von den Bedürfnissen der Protagonistin ist nur implizit die Rede. Die Ausbalancierung der Isolationssituation durch den Auszug des Sohnes und seine dosierte Einbeziehung als Betreuer zeigen ebenso wie die Einrichtung der Wohnung, dass infrastrukturelle Grundlagen und Organisation des Zusammen-Lebens auf die Bedürfnisse des Kranken zentriert sind.

Dennoch konstruiert sich die Erzählerin am Ende der Passage wieder als Handelnde, nämlich als diejenige, die für die Ausbalancierung der Situation sorgt, und als Therapeutin ihres Mannes. Die auf die Therapie abgestellte Wohnungseinrichtung ist ihr Territorium, die Pflege des Mannes ihr Projekt. Wo es um die Versorgung anderer und die Verantwortung für sie geht, greift hier, wie zuvor in der Erzählung über die Erkrankungen ihres Sohnes, wieder ein bereichsspezifisches Handlungsschema.

Allerdings ist es nicht die Krankheitsgeschichte des Mannes, die den roten Faden der weiteren Erzählung darstellt. Die Krankheitsgeschichte wird nicht einmal chronologisch dargestellt, sondern immer wieder in Schleifen und Rückblenden. Passagen, die sich mit einzelnen Phasen des Krankheitsverlaufs beschäftigen, wechseln sich ab mit ausgearbeiteten und abgeschlossenen Episoden, die aus einem anderen sozialen Zusammenhang stammen, nämlich der Familie der Tochter. Immer dann, wenn der Fokus nicht die Krankheit des Mannes, sondern gemeinsame Erlebnisse mit der Tochter und ihrer Familie sind, ist die Logik der Selbstdarstellung der Erzählerin als in Fremdbestimmung Einwilligende außer Kraft gesetzt. Die Geschichten, die die Erzählerin schildert, sind zum Teil anekdotenhaft und weisen Spuren einer Traditionsbildung auf, die vermutlich auch in diesem sozialen Zusammenhang verortet ist. Die Erzählerin übernimmt darin häufig die Rolle einer tragisch-komischen Heldin, die etwa ihrer Tochter bei der Geburt ihres Enkels und ihrer Enkelinnen Beistand leisten will und verzweifelt versucht, das in der Familie ausbrechende Chaos zu beherrschen, oder die von ihrer Tochter mit eisernen Maßnahmen kuriert wird, nachdem ihr die gemeinsam genossene Martinsgans nicht bekommen ist. Auch die Geschichte vom Tod des Mannes spielt nicht im Kontext des von seinen Bedürfnissen diktierten Zusammen-Lebens in der Isolation, sondern im Kontext des Zusammenseins im großfamiliären Verbund. Der Rahmen ist ein gemeinsamer Urlaub mit der Familie der Tochter. Die Szenerie wird als sehr entspannt beschrieben – womit letztlich auch die Schilderung des

plötzlich eintretenden Todes korrespondiert: „es war ich hatt ihn im Arm und er - hat die Augen zugemacht keine Luft mehr geholt also.“ (33,34f)

9.2.2.6 Die biographische Bedeutung des Freundinnenkreises

Weniger strukturierend als die Geschichte der Familie der Tochter, aber dafür über die ganze biographische Erzählung hinweg vorhanden sind Geschichten von Freundinnen. So werden die Schulfreundinnen und der nach wie vor bestehende Kontakt zu ihnen bereits am Interviewanfang und damit an prominenter Stelle erwähnt. Später wird im Zusammenhang mit der Schilderung der Bedrohung und Not kurz vor und nach Ende des Krieges der Kreis der Freundinnen zum kollektiven Subjekt eines Jugendlich-Seins trotz widriger Umstände: „und wir Freundinnen kamen wir haben das Beste daraus gemacht / I: mh / was ging dann hab ich Tanzschule besucht“ (6,22ff). Ebenso wird die frühe Heirat mit Bezug auf die Freundinnen als Generationenschicksal konstruiert (vgl. 9.2.2.3). Somit wird den Freundinnen an entscheidenden Stellen der Biographie eine wichtige Bedeutung beigemessen. Dies gilt insbesondere auch für die Überwindung der Krise der psychischen Erkrankung nach der Pflege der Schwiegermutter. Hier spricht die Erzählerin vor allem über ihre Sorge um eine schwer kranke Freundin und deren Tod als eine Art Katalysator für ihre eigene biographische Initiative.

Der Schilderung ihrer Isolation während der Pflege des Ehemannes stellt die Erzählerin eine ergreifende Geschichte vom zufälligen Wiedersehen mit einer Schulfreundin und dem tragischen Tod von deren Ehemann gegenüber.

aber in der Zeit da als ich=e als mein Mann krank wurde da hab ich - eine Schulfreundin hier auf der Esbachallee getroffen / I: mh / mit ihrer ganzen Familie. - und die sagte Gertrud komm doch mal. ich sag ich kann nicht Hilde. sag ich ich kann nicht sag ich ich kann nicht kommen weiß_ die trafen sich schon immer. / I: mh / die Schulfreundinnen / I: mh / einmal bei denen einmal bei denen und ich sag ich kann euch nicht einladen. sagt sie das musst du auch gar nicht und wenn du nur eine Stunde kommst - und / ((hustet)) / da treff ich sie hier mit ihrem Mann und was soll ich Ihnen sagen vier Wochen später ist ihr Mann tot / I: ach nee. / ja. die wollten in Urlaub fahren das war im Sommer und - denn dann rief sie mich da nachher an. und daraufhin sind wir ganz eng befreundet worden. / I: mh / da wo der Mann verstorben war. wir waren schon als Kinder so zusammen wir saßen so in einer Reihe auf die Schulbänke / I: mh / immer zwei und zwei und so kommen wir jetzt auch noch zusammen / I: mh / die eine. wir hatten immer was ausgefressen hatten wir ja immer / ((lacht)) / nich? (34,35-35,5)

Dass die Erzählerin hier ein so alltägliches Ereignis wie das zufällige Zusammentreffen mit einer alten Schulfreundin in dieser Ausführlichkeit

aufgreift, macht schon zu Beginn der Episode klar, dass dem eine weit größere Tragweite zugeschrieben wird, als auf den ersten Blick zu erkennen ist. Die Erzählerin macht in dem zitierten Dialog die Dramatik der Pflegesituation deutlich: Das dreimalige „ich kann nicht“ spiegelt die Enge der Situation und die Einschränkung der Handlungsfähigkeit wider. Dabei bezieht sich das Nicht-Können zum Teil auf das Arrangement der Treffen, die als gegenseitige Einladungen konzipiert sind und zu denen die Protagonistin ihren Beitrag nicht leisten könnte. In der Hintergrundkonstruktion dazu wird klar, dass es im Kreis der Schulfreundinnen eine Kontinuität gibt, an der die Protagonistin jedoch nicht teilhat.

Die erneute Zugehörigkeit zu der Gruppe kommt über den tragischen Tod des Ehemanns der Freundin zustande, der der Anlass für die Bildung einer Art Schicksalsgemeinschaft ist. Dies betrifft in erster Linie die Beziehung zwischen den beiden Frauen, die „daraufhin [...] ganz eng befreundet“ sind. Doch über die Rückblende in die Schulzeit wird hier auch die Kontinuität der Zugehörigkeit zum Kreis der Schulfreundinnen insgesamt wieder hergestellt. Der Grund für den Zusammenhalt sind damit nicht nur die Schicksalsschläge, sondern die gemeinsame Vergangenheit. Die offensichtlich amüsante Erinnerung an gemeinsame Streiche bildet ein Gegengewicht zu dem traurigen Anlass der Erneuerung der Freundschaft.

Der Hinweis auf die Kontinuität des sozialen Zusammenhangs bis in die Gegenwart erklärt, warum im Verlauf der gesamten Erzählung immer wieder Verweise auf die Schulfreundinnen auftauchen. Auch wenn der Kontakt zeitweise eingeschränkt gewesen sein mag, so erhält der Kreis der Schulfreundinnen jedoch unter dem Eindruck seiner aktuellen Bedeutung mehr Aufmerksamkeit.

Das Zusammentreffen mit der Schulfreundin ist im Verlauf der biographischen Erzählung nur der Auftakt zu weiteren Episoden, in denen die Freundinnen eine zentrale Rolle spielen. Insbesondere im letzten Teil der biographischen Haupterzählung, in dem es um die Lebensgestaltung als Witwe und nach der Verrentung geht, kommen immer wieder Episoden von gemeinsamen Reisen mit Freundinnen vor oder wird von den Schicksalen der Freundinnen berichtet. Die biographische Haupterzählung endet mit der Formulierung eines biographischen Entwurfs, in dessen Zentrum die Freundinnen stehen. Der Anlass dafür ist, dass der Sohn der Protagonistin darüber nachdenkt, sein Haus in Portugal aufzugeben, in dem sie immer wieder mehrmonatige Aufenthalte verbracht hat. In diesem Zusammenhang wird die Bedeutung des Freundeskreises hervorgehoben:

und ich will da auch nich immer hin also ich hab solche schöne Wohnung und dass ich da immer n dreiviertel Jahr in Portugal bin will ich auch nich ne? - dadurch hab ich denn hier auch alles vernachlässigt die Freundinnen und so wenn das auch alles besteht noch nich? aber - die geben mir auch viel und man muss auch den Freundeskreis pflegen finde ich / I: mh / nich?/ I: mh / also man kann nicht nur verlangen dass die also man muss auch etwas geben nich? (42,28-36)

Die beabsichtigte Konzentration auf ihren Lebensmittelpunkt in Afeld begründet die Erzählerin hier vor allem mit ihrem Freundeskreis. Mit der Feststellung, dass dieser trotz der „Vernachlässigung“ noch „besteht“, nimmt sich die Erzählerin sozusagen selbst moralisch in die Pflicht, eine Gegenleistung zu erbringen. Sie sieht es als Verdienst der Freundinnen, dass trotz ihrer häufigen Abwesenheit die Beziehungen erhalten geblieben sind. Ihre Absichtserklärung zu einer intensiveren Pflege der Freundschaften impliziert eine Ethik der Gegenseitigkeit. Dies ist das Modell, das bereits den wechselseitigen Einladungen der Schulfreundinnen zugrunde lag. Es steht im Gegensatz zu den Modellen, denen die Erzählerin in Bezug auf ihre Familie gefolgt ist. Dort stand ihre einseitige und nicht weiter begründete Verpflichtung zur Sorge um das Wohl anderer im Vordergrund (z.B. Sorge für die Kinder, Hausarbeit für die kranke Schwiegermutter und Pflege des Mannes). Auch im Zusammenhang mit den Freundinnen thematisiert die Erzählerin die Pflege der Beziehungen zwar als eine Art moralische Verpflichtung. Diese hat ihre Grundlage jedoch in dem, was die Freundinnen bereits für sie getan haben und damit in einer wechselseitigen Solidarität.

9.2.2.7 Resümee

Gertrud Aschauer setzt in ihren Erzählungen sehr deutlich das Modell der bürgerlichen Kleinfamilie als einen Standard des Zusammen-Lebens voraus und bezieht sich auf geteiltes Wissen darüber. Dennoch präsentiert sie faktisch mehrere, sehr unterschiedliche Formen des Zusammen-Lebens.

Zu Beginn des Interviews benutzt sie das Modell Familie als Hintergrundfolie, um die Realität ihrer Herkunftsfamilie zu beschreiben, die davon in zentralen Punkten abweicht. Zum einen war „damals [...] ja alles so n bisschen anders“ (2,43), was das Familienleben betrifft; die Erzählerin markiert damit, dass es sich bei den heutigen Vorstellungen über das Zusammen-Leben in der Kleinfamilie um historisch jüngere Entwicklungen handelt. Zum anderen fehlt in der Herkunftsfamilie der Vater, womit allerdings pragmatisch umgegangen wird, indem die Protagonistin seine Autorität und seine Funktion zum Teil übernimmt. Die Abweichung vom Standard wird also in der Erzählung nicht geheilt, sondern die Erzählerin konstruiert über diese Verschiebung im sozialen Gefüge der Familie ihren eigenen Gewinn an Souveränität. Damit wird auch deutlich, dass in der Realität der Herkunftsfamilie anders als im Standardmodell die ‚väterliche‘ Verantwortung nicht an eine erwachsene männliche Person gebunden sein muss.

Positiv bezieht sich die Erzählerin im Zusammenhang ihres Pflichtjahrs auf das Familienmodell. Sie stellt es als das Prinzip der sozialen Integration aller dar, die unter den schwierigen Umständen des Krieges den Betrieb auf dem Bauernhof aufrechterhalten. Die Gemeinschaftlichkeit ist

sozusagen der Ausgleich für die schwere Arbeit, die in der Landwirtschaft zu leisten ist. Die inhärente Logik ist, dass mit der sozialen Integration in das Kollektiv gleichzeitig dessen Moral übernommen wird und damit die Verpflichtung, ohne Rücksicht auf das eigene Wohlergehen zum Erhalt des Kollektivs beizutragen. In gewisser Weise ist darin schon präsent, was im Zusammenhang der Verpflichtungen innerhalb der eigenen Familie als selbstverständliches und nicht hinterfragbares „Müssen" wieder auftaucht.

Die eigene Familiengründung wird zunächst unter dem Vorzeichen einer schicksalhaften Selbstläufigkeit eingeführt: „dann – musste ich natürlich heiraten" (12,39). Doch ebenso wie die Erzählerin das Austragen des Kindes gegen den Willen der späteren Schwiegereltern als Zugeständnis an einen weiterreichenden eigenen biographischen Entwurf konstruiert, wird das Zusammen-Leben als Kleinfamilie zu einem Projekt, das sie mit viel Engagement verfolgt. Denn das Modell Kleinfamilie ist zunächst wiederum eher eine Schablone oder Zielvorstellung, als dass es sich quasi naturwüchsig von selbst ergeben würde. Die tatsächliche Etablierung als Kleinfamilie muss gegen Widerstände – ökonomische Knappheit, Wohnsituation, Abhängigkeit von den Schwiegereltern, Schwierigkeiten, ein zweites Kind zu bekommen – durchgesetzt werden.

Obwohl die Protagonistin auf das Zusammen-Leben als Kleinfamilie aktiv hinarbeitet, impliziert dieses Modell zugleich eine Beschränkung ihres Handlungsspielraums. So bedeutet Kleinfamilie gleichzeitig Hausfrauenehe, weil die Frau es „nicht nötig [hat] zu arbeiten"(15,37), und verhindert die weitere Berufstätigkeit. Und Hausfrauenehe wiederum bedeutet, obwohl die Etablierung der Kleinfamilie auch eine Strategie war, sich dem Einfluss der Schwiegereltern zu entziehen, schließlich doch Verfügbarkeit für die Schwiegereltern. In dieser Konstellation bekommt das Zusammen-Leben in der Familie für die Biographieträgerin eine destruktive Eigendynamik und führt in die Verlaufskurve.

Es ist bezeichnend, dass für den Ausweg aus der Verlaufskurve andere biographische Konstruktionskontexte als der des Zusammen-Lebens in der Familie zentral sind. Neben einer Freundschaftsbeziehung ist es vor allem der Konstruktionskontext des Berufs-Lebens (vgl. Kap. 10). Die Darstellung der späteren Pflegesituation erscheint nur deshalb weniger verlaufskurvenhaft als die der Familienphase, weil hier auch andere Kontexte als der des Zusammen-Lebens mit dem todkranken Ehemann präsent sind. Diese zeichnen sich im Gegensatz dazu dadurch aus, dass nicht unhintergehbare moralische Verpflichtungen die Gestaltung des Zusammen-Lebens diktieren, sondern, wie vor allem bei den Freundinnen, eine Ethik der Gegenseitigkeit zugrunde gelegt wird.

Neben der Einsicht, dass „Familie" auch schon im „Goldenen Zeitalter der bürgerlichen Kleinfamilie" (Born/Krüger/Lorenz-Meyer 1996: 12) sehr Unterschiedliches bedeuten konnte und trotz des hohen Grades an institutioneller Verfestigung kein naturwüchsiges Phänomen darstellte, son-

dern die Etablierung einer Kleinfamilie durchaus eine Herausforderung sein konnte, wird an dem rekonstruierten Fallbeispiel vor allem eines deutlich: Die Handlungsfähigkeit und der jeweilige Gestaltungsspielraum der Biographieträgerin sind eng mit den wechselnden Formen des Zusammen-Lebens verknüpft. Während die angesichts der Notsituation pragmatische und flexible Verteilung von Verantwortung in der Herkunftsfamilie für die Protagonistin zwar eine Belastung, aber vor allem auch einen Zugewinn an Souveränität bedeutet, sind in die Lebensform, in die sie sich mit der Heirat hineinbegibt, Machtstrukturen eingeschrieben, die ihre Handlungsfähigkeit systematisch einschränken. Hier überschneiden sich großfamiliäre und kleinfamiliäre Logiken. Durch die ökonomische Situation der neu gegründeten Familie dominiert zunächst die Abhängigkeit von den Schwiegereltern. Die Konstitution als Kleinfamilie, die die Protagonistin selbst betreibt, hat später gegen ihren eigenen Willen ihre Beschränkung auf und Verpflichtung für den häuslichen Bereich zur Folge. Die Lebensform der bürgerlichen Kleinfamilie impliziert zu dieser Zeit das Recht des Ehemanns, über eine Berufstätigkeit der Frau zu entscheiden, wovon der Mann der Protagonistin auch Gebrauch macht; und auch ‚unterhalb' dieses manifesten Machtgefälles existieren Zwänge, die es zur selbstverständlichen und unausweichlichen Pflicht der Protagonistin machen, ihre Schwiegereltern zu versorgen. Jenseits der Schwierigkeit der persönlichen Beziehungen und der individuellen Fähigkeit, die eigenen Interessen durchzusetzen (die die Erzählerin für andere Kontexte eindrucksvoll belegt) sind also offensichtlich in die Strukturen der Lebensform auch Machtstrukturen eingeschrieben, die eine Eigendynamik entfalten, sobald sie mit der Form des Zusammen-Lebens etabliert sind. Freilich gibt es hier, wie sich an den verschiedenen in der biographischen Erzählung von Gertrud Aschauer relevanten Lebensformen zeigt, große Unterschiede. Insgesamt korrespondiert allerdings der Grad der Flexibilität bzw. der (Nicht-)Gestaltbarkeit des Konstruktionskontexts Lebensform mit der (Un-)Möglichkeit eigensinniger Biographiekonstruktion in diesem Kontext.

Gerade die traditionelle bürgerliche Kleinfamilie wurde immer wieder als eine Lebensform beschrieben, die ein strukturelles Problem für die biographische Handlungsfähigkeit von Frauen darstellt. So rekonstruiert Heide von Felden (2003) in einer biographischen Fallstudie die Familienphase insgesamt als Verlaufskurve (vgl. ebd.: 162). Die Kritik an der bürgerlichen Kleinfamilie gehörte auch schon zum Kernbestand der Ideen der Neuen Frauenbewegung. Diese Beschreibungen der Familie als Unterdrückungszusammenhang sind für den hier rekonstruierten Fall insofern von Bedeutung, als sie offensichtlich in einen öffentlichen Diskurs Eingang gefunden haben, der auch für Gertrud Aschauer einen Horizont ihrer biographischen Selbstreflexion bildet(e). In ihrer Kommentierung des Verhaltens ihres Mannes, der die Wiederaufnahme ihrer Berufstätigkeit unterbindet,

benutzt sie die Terminologie der Frauenbewegung: „also wie man sich hat unterdrücken lassen“ (15,30). Daran wird deutlich, dass auch in einer Biographie, in der die Frauenbewegung (allein schon durch die generationale Zuordnung) nicht unmittelbar eine Rolle spielt, einzelne ihrer Ideen – in weitgehender Loslösung vom sozialen und theoretischen Zusammenhang der Bewegung – als relevante Deutungsressourcen zum Tragen kommen können.

9.2.3 Marlies Arndt: Die Neuerfindung der Familie

Die Präsenz der Lebensformfrage in Marlies Arndts Biographie könnte damit in Zusammenhang gebracht werden, dass die Erzählerin derjenigen Generation zuzuordnen ist, mit der gemeinhin die Abkehr von der Vorstellung der Familie „als sinngebendes Element für ein ganzes Frauenleben“ (Born/Krüger/Lorenz-Meyer 1996: 12) verbunden wird. Marlies Arndt kann sogar als eine der Protagonistinnen eines Wandels bezeichnet werden, dessen Ergebnisse mittlerweile unter der Überschrift ‚Pluralisierung der Lebensformen‘ zusammengefasst werden; als Akteurin der antiautoritären Studentenbewegung und der Frauenbewegung hat sie Ideen des gemeinschaftlichen Wohnens und einer alternativen Kindererziehung entwickelt in die Tat umgesetzt. Doch eine Typisierung als 68erin oder als Angehörige einer Generation, für die die Kritik an bürgerlichen Lebensformen und das Experimentieren mit Alternativen als konstitutiv gilt, gibt den Zusammenhang zwischen individueller biographischer Konstruktion und Akteurinnenschaft bezüglich eines gesellschaftlichen Wandels nur verkürzt wieder. Er soll im Folgenden genauer rekonstruiert werden.

9.2.3.1 Kindheit: „Hausfrauendasein“ der Mutter und „Wochenendvater“

Der Beginn des Interviews mit Marlies Arndt zeichnet sich dadurch aus, dass die Erzählerin wiederholt reflektierend auf ihr erinnerndes und erzählerisches Tun Bezug nimmt und dessen Rekonstruktionscharakter deutlich macht. So markiert sie immer wieder, wo sie ihre Geschichte aus Erzählungen von anderen oder aus eigener Erinnerung rekonstruiert und an welchen Stellen sie etwas schildert, das ihr nicht in der betreffenden Situation, sondern erst später in dieser Form reflexiv zugänglich wurde. Dies zeigt sich besonders an der Stelle, wo die Erzählerin das soziale Umfeld ihrer frühen Kindheit – sie lebt mit ihren Eltern im Haus der Großeltern – nachzeichnet:

und - eh am wichtigsten war also wenn ich so zurückdenke war glaub ich in dieser Zeit eh als Person - gar nicht so sehr meine Mutter also jedenfalls ehm kann ich mich nicht so an an sie erinnern / ((atmet aus)) / sondern immer wenn ich über diese Zeit nachdenke oder mich daran erinner erinner ich mich eigentlich an

meinen Großvater. - und zwar hatte der eh ne eh glaub ich so ne Bedeutung für mich weil der strahlte sehr viel Ruhe aus. also der kam eben abends immer nach Hause - von der Arbeit ehm daran sieht man das eben vielleicht auch schon mein Vater war nicht so häufig glaub ich direkt nach der Arbeit zu Hause - eh und=e der hatte dann immer mh unendlich viel Zeit dann durft ich dann immer bei dem auf dem Schoß sitzen wenn er gegessen hatte und dann hat er mir erzählt und eh ehm - an den hab ich also auch so bildliche Erinnerungen wie er mit mir durch den Garten gelaufen ist oder also mir Sachen erklärt hat - eh während meine Mutter glaub ich die war eben natürlich in ihrem Hausfrauendasein auch immer sehr beschäftigt den ganzen Tag und hat gemacht und getan - aber so dieser Großvater das war so n sehr ruhi_ ruhiger Pol für mich immer fand ich also den hab ich sehr nett in Erinnerung. meine Großmutter nicht so das=e war ne ziemliche Zicke das hat sich dann später / ((atmet ein)) / als ich älter wurde auch noch rausgestellt aber / ((schmunzelt)) / mein Opa das war schon ja. vielleicht auch weil ich auch nicht so viel also mein Vater - am Wochenende immer eigentlich eher also ja? mein Vater war auch eher so ein Wochenendvater (1,22-39)

Eltern und Großeltern werden hier unter dem Aspekt ihrer Beziehung zur Protagonistin eingeführt; die Erzählerin stellt das soziale Gefüge sozusagen aus der kindlichen Perspektive nach. Stellenwert und Qualität der einzelnen Beziehungen macht sie an der gemeinsam aktiv verbrachten und gestalteten Zeit fest – ein Maßstab, auf den auch Gertrud Aschauer bei der Beschreibung ihrer Herkunftsfamilie zurückgreift.

Die Bedeutung des Großvaters untermauert die Erzählerin nicht nur mit Hintergrunderzählungen, sondern sucht auch einen eher analytischen Zugang. Außer im „Nett"-Sein des Großvaters sieht sie diese Bedeutung einerseits in der mangelnden Präsenz des Vaters begründet, andererseits im „Hausfrauendasein" der Mutter. Mit diesem wird interessanterweise gerade nicht eine Verfügbarkeit für kindliche Bedürfnisse verbunden; wenn es darum geht, gemeinsam Zeit zu verbringen und sie aktiv zu gestalten, ist das „Hausfrauendasein" der Mutter, die darin „immer sehr beschäftigt" ist, geradezu dysfunktional.

In der Art, wie die Erzählerin schon hier ihre beiden Elternteile einander und zu sich selbst als Kind zuordnet – nämlich als abwesender „Wochenendvater" und im „Hausfrauendasein" aufgehende Mutter – wird ein Schema etabliert, das auch im weiteren Verlauf des Interviews von Bedeutung ist. Die Erzählerin greift darauf zurück, um andere Zusammenhänge und Ereignisse zu erklären; so etwa die Entscheidung der Eltern, das zum Verkauf stehende Haus der Großeltern nicht zu erwerben:

ehm meine Großmutter musste das Haus das gehörte meiner Großmutter die musste das Haus dann verkaufen weil sie ihre Geschwister auszahlen musste - und eh meine Eltern wollten das nicht übernehmen ich denke das=e war auch also wenn ich mich manchmal erinner also wie wenig die auch verdient haben zum Teil also mein Vater war irgendwie - kaufmännischer Angestellter in so ner Schiffsmaklerfirma und meine Mutter arbeitete natürlich <u>nicht</u> weil - eh - das war

natürlich auch immer so n bisschen was ich auch später erst mitgekriegt hab so also meine Frau hat es nicht nötig arbeiten zu gehen und ehm ja - das heißt meine Mutter war Hausfrau. die war aber also hatte n Beruf erlernt war ehm - war das jetzt Buchhalterin? - ja. Buchhalterin glaub ich hat sie gelernt - und eh aber zu der Zeit also als ich dann da war hat sie jedenfalls nicht gearbeitet also war immer zu Hause. und - ja. wie gesagt dann also - wollten oder konnten meine Eltern wollten sich eben das auch nicht ans Bein binden da dieses riesen Haus (2,18-29)

Das Modell der Hausfrauenehe, das eine Erklärung für die mangelnden finanziellen Möglichkeiten der Eltern liefert, wird hier nicht auf neutrale Weise zitiert. Die Formulierung „meine Mutter arbeitete natürlich nicht" verrät eher eine ironische Distanz. Die Erzählerin vollzieht hier wiederum für die Rezipientin sichtbar einen Schritt auf eine ‚informiertere' analytische Ebene, indem sie sich auf Erkenntnisse aus einer späteren Zeit bezieht. Das „natürliche" Nichtarbeiten der Mutter wird dann in einen bestimmten argumentativen Kontext eingebunden, aus dem heraus sich seine „Natürlichkeit" oder Unhinterfragbarkeit erklärt. Dieser Kontext wird über ein direktes Zitat des Vaters repräsentiert. Dass dieses Zitat aber ansonsten unkommentiert bleibt, zeigt, dass es auf einen gängigen Diskurs verweisen soll. Mit dem Zitat wird ein ganzes Set von Implikationen mit aufgerufen: Die Position des Mannes als Versorger, der seine soziale Stellung dadurch nachweist, dass er sich eine nicht berufstätige Ehefrau leisten kann etc. Zusammen ergeben sie ein feststehendes, zu einer bestimmten Zeit anerkanntes und – das ist hier ebenfalls von Bedeutung – inzwischen kritisiertes Argumentationsmuster.

Im von der Erzählerin geschilderten Fall ihrer Mutter greift dieses Muster unmittelbar in der Realität und manifestiert sich in der lapidar festgestellten Tatsache: „das heißt meine Mutter war Hausfrau". Gleichzeitig kontrastiert die Erzählerin diese Feststellung aber mit dem Verweis darauf, dass die Mutter durchaus einen qualifizierten Beruf erlernt hat. Die Unsicherheit über die genaue Berufsbezeichnung transportiert jedoch wieder das Zurücktreten dieser Realität hinter der dominanten des „Hausfrauendaseins".

Die Bezugnahme auf das allgemeine, zeitgebundene Modell Hausfrauenehe als theoretischer Hintergrund schlüsselt die Beziehung der Eltern bzw. die familiären Beziehungen insgesamt und damit verbundene Ereignisse analytisch auf. Es produziert einen Mehrwert an Information, ohne dass vieles ausgeführt werden muss. Gleichzeitig ist die Bezugnahme auf das Modell Hausfrauenehe etwas, das die gesamte Erzählung über die Kindheit mitstrukturiert und auch weitere Themen und Geschichten hervorbringt, die daran anschließen und darüber einsortiert werden können:

ach so ja dann hatt ich so so Angewohnheiten - ich weiß auch nicht eh - - warum ehm - ich bin auch mal also ich - eh bin dann nach der Schule oft mit zu Freun-

dinnen gegangen oder - wo die Eltern eben genau. genau. das fand ich immer hoch spannend nämlich mit zu Freundinnen zu gehen wo die=e Mütter berufstätig waren. / I: mh / weil da war immer mittags sturmfreie Bude und dann=e konnte man sich immer selbst schon mal was kochen und machen - und das waren dann immer so die Hauptanlässe warum ich tierischen Stress mit meiner Mutter hatte - wo sie mich aber auch nicht geprügelt hat. sie ist dann immer verzweifelt hinter dem Wohnzimmertisch hinter mir her gelaufen / oder so ((schmunzelnd)) / mit irgendeinem Staublappen in der Hand (3,26-35)

Die Erzählerin formuliert hier in Bezug auf ihre „Angewohnheiten" zunächst sehr unbestimmt und tastend; es wird nicht gleich klar, worum es eigentlich geht. Sobald jedoch der Faden gefunden ist, kommt die Erzählung in Fahrt: Es geht um familiäre Kontexte, die nicht nach dem Muster der Hausfrauenehe strukturiert sind und in denen folglich für Kinder ein Raum entsteht, der frei von Überwachung ist und Selbstständigkeit ermöglicht. Auch wenn letzteres der eigentliche Punkt ist, der das Mitgehen mit Freundinnen „hoch spannend" macht, ist die Bezugnahme auf das Modell der Hausfrauenehe bzw. das Hausfrauendasein der Mutter hier produktiv und verleiht der Erzählung Dynamik. In der auf das verspätete Nachhausekommen folgenden ‚Strafaktion' wird eben dieses Hausfrauendasein der Mutter karikiert. Die Kulisse ist die des kleinbürgerlichen Wohnzimmers, mit dem Staublappen als typisches Hausfrauen-Accessoire in der Hand bringt die Mutter kaum eine ernstzunehmende Demonstration von Autorität zustande, es bleibt nur die Verzweiflung und das Zurückbleiben hinter der Tochter, die längst entwischt ist.

Als Pendant zu ihrer Mutter und deren „Hausfrauendasein" konstruiert die Erzählerin ihren „Wochenendvater", hier ebenfalls im Zusammenhang von Disziplinierung:

und das war dann auch so Sachen wo mein Vater dann irgendwelche eh wie ich sagte einmal die Woche hat mein Vater dann erzogen - am Wochenende und dann kriegte ich irgendwie Stubenarrest. - - was aber auch nicht funktioniert hat weil natürlich meine Mutter das ja ertragen musste / I: mh / mich dann den ganzen Tag zu Hause insofern haben wir hat sie das natürlich dann immer durchbrochen - in - und ich weiß also wir hatten nicht viel modernes technisches Gerät aber wir hatten von Anfang an ein Telefon. dann kann ich mich erinnern hat mein Vater dann eben eh über dieses Telefon angerufen gefragt ob ich denn da wäre und dann eh hat meine Mutter dann irgendwie gesagt ja - muss mir gerade was besorgen oder so jedenfalls wurde wurden diese Strafgeschichten meines Vaters - eigentlich nie eingehalten - weil meine Mutter sie dann mit mir wieder durchbrochen hat. (3, 42-4,3)

Die Charakterisierung ihres Vaters bringt die Erzählerin hier in einem Satz prägnant auf den Punkt: „einmal in der Woche hat mein Vater dann erzogen". Der Widersinn dieser Aussage liegt auf der Hand. Erziehung als etwas, das fest terminiert in größeren Abständen und sozusagen in ‚Einmal-

dosen‘ stattfindet, kann augenscheinlich nicht funktionieren, und die Verhängung von Stubenarrest gleicht eher der Strafe nach einem Gerichtsverfahren, in dem die Schuld der Angeklagten festgestellt wurde. Dies macht die Darstellung des Vaters als Erzieher ebenfalls zur Karikatur, die aber auch Distanz der Erzählerin zu dem Geschehenen verrät. In jedem Fall erscheint der Vater hier schon aus sich heraus nicht als ernstzunehmende Autorität.

Seine Autorität wird zusätzlich vom dargestellten Handeln der Mutter untergraben, die innerhalb einer klaren Hierarchie als ausführendes Organ für die Einhaltung der Strafe vorgesehen ist, aber genauso unter den Maßnahmen zu leiden hat. So entsteht eine Komplizinnenschaft zwischen Mutter und Tochter, die die Überwachungsversuche des Vaters – die offensichtlich auch der Mutter als ‚Exekutive‘ gelten – torpedieren. Dennoch agieren alle Beteiligten vordergründig entsprechend der ihnen in der Familienhierarchie zugewiesenen Positionen. Die Hierarchie und die Blüten, die sie treibt, werden nicht hinterfragt, vielmehr wird die patriarchale Fassade sorgfältig gepflegt. Insofern entlarvt die Erzählerin mit ihrer karikierenden Darstellung nicht nur das Verhalten des Vaters, sondern die Binnenstruktur der Familie insgesamt.

Die reflexive Bezugnahme auf das eigene Erleben, die diese Art der Charakterisierung der stereotypen Rollenverteilung in ihrer Familie voraussetzt, beschreibt die Erzählerin auch explizit als einen wichtigen Moment ihrer Entwicklung:

da hab ich ja auch so n bisschen angefangen auch schon so die Rolle - meines Vaters eh so als - also er war eigentlich wie gesagt also meine Mutter war eher diejenige die eh sehr praktisch war die also von der Wohnungsrenovierung über Nähen über sonst was irgendwie alles machte / I: mhm / und eh diesen ganzen Haushalt schmiss und mein Vater wie gesagt ging eben arbeiten und war der Familienernährer wie zu alten Zeiten - und - ja. (4,35-42)

Indem sie hier den Terminus „Rolle“ verwendet, macht die Erzählerin deutlich, dass es hier nicht um ein unmittelbares Erfahren des Verhaltens des Vaters geht, sondern darum, aus einer analytischen Perspektive eine Regelhaftigkeit darin zu erkennen. Allerdings wird diese zunächst sozusagen ex negativo aus ihrem Pendant bei der Mutter heraus erklärt; die „Rollen“ von Vater und Mutter sind damit Teile eines Systems, innerhalb dessen von der einen auf die andere geschlossen werden kann. Allerdings bedingen sich die „Rollen“ nicht nur gegenseitig; die mit konkreten Belegen versehene Beschreibung der Mutter als „sehr praktisch“ zielt auf eine persönliche Eigenschaft der Mutter ab und konstruiert eine Übereinstimmung zwischen der Person der Mutter und ihrer Funktion innerhalb des sozialen Gebildes Hausfrauenehe. Während die Beschreibung der Aktivitäten der Mutter auch eine Anerkennung seitens der Erzählerin verrät, steht beim

Vater der „Familienernährer"-Status im Vordergrund, der eher als ein Anachronismus abqualifiziert wird.

9.2.3.2 „Nicht wie meine Mutter werden" als Programm

In Korrespondenz mit der beschriebenen analytischen Distanzierung von der Lebensform der Eltern und dem darin angelegten Autoritätsgefälle zeichnet die Erzählerin ihr eigenes Agieren in dem dargestellten Umfeld als ein von einer intuitiven Renitenz geprägtes nach. Ihrer Tendenz, gegen das autoritäre Gebaren des Vaters eigenen Impulsen zu folgen, verleiht die Erzählerin zunehmend die Züge einer kultivierten Rebellion. Dazu gehören ein unkonventionelles, modisches äußeres Erscheinungsbild, das den Vorstellungen des Vaters nicht entspricht, eine „kultivierte" (8,27) notorische Unpünktlichkeit und schließlich die Ablehnung der vom Vater vorgeschlagenen technischen Ausbildung als „spießige" Bürotätigkeit (12,45f), der „was Brotloses" (12,40), nämlich ein künstlerischer Beruf, vorgezogen wird (vgl. dazu auch 10.3.1.2).

Die Rebellion, die über diese Formen der Selbstkultivierung zu einer Leitfigur der Erzählung wird, bezieht sich jedoch auch weiterhin auf die Frage der Lebensform. Das betrifft vor allem die Ablehnung des „Hausfrauendaseins" der Mutter. Die Erzählerin spricht unter diesem Aspekt über ihre Ausbildung an der Werkkunstsschule und damit verbundene Lebenspläne:

also es waren eh glaub ich nicht=e nicht alle Mädchen die so schon für sich verinnerlicht hatten irgendwie eh berufstätig zu sein ja? in ihrem späteren Leben. also das hatte ich glaub ich von dem Zeitpunkt an schon. weil ich=e wusste zwar noch nicht genau was ich was ich will aber ich wusste auf jeden Fall was ich nicht will - ehm das wusst ich dann ziemlich lange was ich nicht will und noch lange nicht was ich wollte / ((lacht)) / / I: mh / aber ich wollte nicht wie meine Mutter werden. das war mir ziemlich klar dass ich irgendwie nicht=e zu Hause eh auf irgend_ sitze und auf irgend_ die Kinder hüte und auf einen Mann warte eh dass er dann abends mal kommt. also das war glaub ich - völlig / ((lacht)) / aus meinem Gesichtskreis. also das sollte es nicht sein was es sein sollte war nicht so richtig klar obwohl wie gesagt eh große Familie glaub ich irgendwie immer schon mir im Kopf rumschwebte also ich wollte schon immer ganz viele Kinder haben - was ich denke das hängt damit zusammen dass eben wie gesagt ich auch diese Kleinfamilie nur / I: mh / nur hatte mein Bruder acht Jahre jünger war als ich (13,10-25)

Das soziale Umfeld der Werkkunstschule wird hier unter einem ganz bestimmten Gesichtspunkt charakterisiert, nämlich dem der Berufsorientierung der Mitschülerinnen. Vor dem Hintergrund, dass die Ausbildung offensichtlich auf einen geschlechtsspezifisch segregierten Arbeitsmarkt abgestimmt ist oder, mehr noch, von vielen nicht einmal als Vorbereitung auf

eine spätere Erwerbstätigkeit gesehen wird, hebt die Erzählerin ihre eigene Orientierung als eine fortschrittliche hervor, die sie im Gegensatz zu anderen „schon“ hat. Obwohl diese Orientierung eine „verinnerlichte“ und damit von zentraler Bedeutung ist, bleibt sie hier relativ unbestimmt und vor allem noch nicht positiv formulierbar. Der Wunsch nach einer späteren Berufstätigkeit ist ein Gegenentwurf zum Leben der Mutter, das die Negativfolie für die eigenen Vorstellungen bildet. Diese Negativfolie wird zunächst in dem Topos „ich wollte nicht wie meine Mutter werden“ zusammengefasst und dann in einer Art Karikatur genauer ausgeführt: Ein Leben wie das der Mutter beschränkt sich in seiner Reichweite auf „zu Hause“, verläuft statisch („sitze“), verspricht selbst in der Bezogenheit auf die Kinder, die lediglich „gehütet“ werden, wenig Interaktion und ist in seiner Passivität auf den Mann verwiesen, der jedoch abwesend ist und lediglich „dann abends mal kommt“. Dieses Modell weist die Erzählerin im Folgenden noch weiter zurück; da es „völlig aus meinem Gesichtskreis“ ist, ist es eigentlich nicht einmal mehr als Negativfolie relevant, sondern quasi undenkbar.

Ihren Gegenentwurf füllt die Erzählerin schließlich noch in einer Hinsicht genauer; dazu wird jedoch gerade nicht die angestrebte Berufstätigkeit konkretisiert, sondern die Lebensform. Dass mit dem Modell der Großfamilie an Stelle der kleinen Herkunftsfamilie operiert wird, weist darauf hin, dass der eigene Entwurf weitgehend in Opposition zum bisher Erlebten stecken bleibt. Interessant ist jedoch, dass „Familie“ hier mit „Kinder haben“ gefüllt wird und keineswegs mit der Konstellation von Vater, Mutter und Kindern. Die damit verbundene Frage nach der Zuordnung der Einzelnen und ihrer ‚Funktion‘ innerhalb der Familie – also beispielsweise die Frage nach der Verteilung von Erwerbs- und Reproduktionsarbeit – bleibt dadurch ebenfalls aus. Die beiden Gegenentwürfe – nämlich anders als die Mutter berufstätig zu sein und nicht zuhause zu sitzen und anders als die Mutter nicht nur zwei, sondern „ganz viele“ Kinder zu haben – werden somit nicht in einer Form aufeinander bezogen, die etwa auf dem Hintergrund des Diskurses der ‚Vereinbarkeitsproblematik‘ nach ihrer Realisierbarkeit fragt.

9.2.3.3 „Hin- und Herflippen“ zwischen zwei möglichen Lebensformen

Die Schilderung der Zeit auf der Werkkunstschule selbst kommt völlig ohne die Bezugnahme auf eine spätere Berufstätigkeit oder die spätere Lebensform aus. Im Vordergrund stehen das Zusammensein mit Freundinnen, das Interesse an Mode, spektakuläre Auftritte auf Parties und schließlich die Beziehung zum „ersten längeren Freund“ (14,29) Georg. Über ihn bekommt die Protagonistin Zugang zur Künstlerszene, von der sie sich, wenn auch zunächst nur als eine Art Zaungast, nachhaltig fasziniert zeigt.

Die Unbeschwertheit, mit der diese Phase dargestellt wird, schlägt jedoch ganz plötzlich um. Die Erzählerin berichtet von ihrer Panikreaktion, als sie eine Schwangerschaft vermutet. Sie spricht in diesem Zusammenhang ausschließlich über die Schwierigkeiten einer Abtreibung; von der Möglichkeit, ein Kind zu bekommen, ist trotz des zuvor geäußerten Wunsches nach einer großen Familie kaum die Rede. Das macht deutlich, dass die Werkkunstschulzeit als eine eigenständige biographische Phase zu betrachten ist, die möglicherweise sogar noch mehr ist als eine Art „Moratorium“ (Geissler/Oechsle 1996: 81) zwischen Jugend und Erwachsenenalter, das mit der Familiengründung abgeschlossen ist und in gewisser Weise schon darauf zuläuft. Zwar gibt es Entwürfe für die Zukunft, aber diese sind in dieser Phase sozusagen außer Kraft gesetzt; es stehen andere Dinge im Vordergrund, die den Zukunftsentwürfen auch nicht ohne weiteres untergeordnet werden.

Dennoch bricht die Frage nach der Lebensform und auch nach einer Familiengründung gleich im Anschluss an die Episode über die Angst vor einer Schwangerschaft (die sich später als gegenstandslos erweist) in die Erzählung ein – und zwar verbunden mit der Person des späteren Ehemannes der Erzählerin, Klaus. Die Erzählerin thematisiert das schwierige Nebeneinander ihrer Beziehung zu Georg und der Affäre mit Klaus und reflektiert schließlich den Prozess der Entscheidung zwischen beiden:

es war irgendwie ganz schwierig und es war auch schwierig weil ehm Georg war n sehr toleranter Typ. / I: mh / ja? also das war so einer der ließ mich auch eigentlich als als eh - als Frau oder eh also fand das sicher auch glaub ich gar nicht so hochkompliziert wenn er mal betrogen wurde oder es war ja auch ne relativ freie Zeit - während Klaus tierisch eifersüchtig war und ich kaum einen Schritt irgendwie alleine eh machen konnte ja? / I: mh / s war die waren auch völlig extrem Gegenteil ja? also mit Georg war ich immer unterwegs war immer irgendwie total da ging der Bär los und Klaus war n sehr ruhiger - und - - und - scheinbar brauchte ich nach diesen irgendwie aufregenden / ((lacht)) / zwei drei Jahren braucht ich scheinbar meine Ruhe / ((lacht)) / jedenfalls hab ich mir manchmal so hab ich irgendwie so bin ich nach nach Gestadt dann hab ich irgendwie gedacht oh das is auch schön hier irgendwie so n / Adventskranz irgendwie so ruhig alles ((lachend)) / (20,45-21,8)

In dieser Argumentation werden Georg und Klaus nicht nur als mögliche Beziehungspartner mit bestimmten persönlichen Eigenschaften einander gegenübergestellt. Mit jedem von beiden ist ein bestimmtes Beziehungsmodell und damit eine bestimmte Lebensform verbunden. Während Georg für eine eher offene Beziehung steht, die auch der Frau Affären zugesteht, und damit sozusagen ‚auf der Höhe der Zeit‘ ist, vertritt Klaus eine exklusive Beziehung und sieht diese Exklusivität schon durch die Eigenständigkeit seiner Partnerin bedroht, so dass er sich veranlasst sieht, sie entsprechend zu überwachen. Es ist bezeichnend, dass der Grad der Exklusivität

der Beziehung hier nur an dem festgemacht wird, was die Männer jeweils der Frau an Spielräumen zugestehen. Die Verpflichtung zur Exklusivität ist in dem Kontext, von dem die Erzählerin hier spricht, keine Frage der Gegenseitigkeit, sondern – zumindest im Fall von Klaus – asymmetrisch angelegt. Die Lebensform, für die Klaus steht, hat also vor allem mit der Exklusivität der Beziehung für die Frau zu tun.

Weiterhin steht Georg sozusagen für außerhäusliche Aktivität und Klaus für Häuslichkeit und Ruhe. In ersterem Modell konstituiert sich die Beziehung im gemeinsamen „Unterwegs"-Sein und ist insofern eher ‚dezentriert'. Klaus dagegen wird Konstanz zugesprochen, und die Erzählerin rekonstruiert auf ironische Weise ihr Bedürfnis danach als eine Folge des „aufregenden" Lebens mit Georg. Mit der Erwähnung des Adventskranzes schließlich entwirft sie ein Bild, das die Karikatur einer kleinbürgerlichen Idylle und gleichzeitig emotional vereinnahmend ist und bringt damit die Gespaltenheit, von der sie hier spricht, wirkungsvoll auf den Punkt.

Klaus wird noch in anderer Hinsicht als Vertreter einer eher konventionellen Lebensform charakterisiert:

also es war aber trotzdem ein Jahr wo ich noch viel hin- und hergeflippt bin und Klaus hat also wollte unbedingt dass wir <u>sofort</u> heiraten und <u>sofort</u> Kinder kriegen - der war vor mir schon mal verheiratet gewesen / I: mh / kurz - und hatte schon ne dreijährige Tochter. - und - da hatt ich irgendwie aber mh Schiss vor. das wollt ich eigentlich gar nicht so gerne. / I: mh / also schon heiraten aber irgendwie war das ich weiß es auch nicht. ich also ich weiß es heute wirklich nicht mehr warum ich also dann so früh geheiratet hab. wir haben dann also ich bin dann nochmal wieder zurück zu Georg dann bin ich wieder nach Gestadt dann bin ich w_ wenn ich mit Klaus st _richtig Stress hatte bin ich wieder zu Georg also ich bin dann so n bisschen hin- und hergeflippt / ((atmet ein)) / und weiß noch beim Prager Frühling war das. - als diese Prager Geschichte war da waren wir gegenüber in der Wohngemeinschaft irgendwie auf der auf ner Fete / I: mh / und da hab ich irgendwie gesagt ich bleib jetzt hier. / I: mhm / und wenn ich das irgendwie mal beschlossen hatte dann / hab ich das auch beschlossen ((lachend)) / (21,23-40)

Dem „Hin- und Herflippen", das die Unentschiedenheit zwischen den zwei Männern und damit verbunden zwei unterschiedlichen Lebensformen widerspiegelt, wird hier noch einmal die Entschiedenheit des einen möglichen Lebenspartners gegenübergestellt. Er repräsentiert sozusagen den zu Ende gedachten Entwurf einer Kleinfamilie mit verheirateten Eltern und Kindern, den er mit Vehemenz vertritt. Die Hintergrundinformation, die die Erzählerin dazu gibt, vermittelt den Eindruck, dass Klaus damit vor allem einen eigenen Lebensentwurf verfolgt, dessen Umsetzung im ersten Anlauf nicht geglückt ist, an dem er aber nun erst recht festhält.

Die Erzählerin kann ihre eigenen Vorbehalte dagegen nicht genau rekonstruieren, sondern vermittelt den Eindruck einer eher diffusen Abwehr.

Die Distanzierung zu dem Tun, von dem die Erzählerin hier spricht, erfolgt über das Argument, die Gründe, sich doch auf Klaus' Lebensentwurf einzulassen, seien ihr mittlerweile nicht mehr reflexiv zugänglich. Die Geschichte der Entscheidung ist schließlich keine Geschichte der Abwägung von Argumenten, sondern die eines Beschlusses, der nicht über seine Gründe fassbar wird, sondern vielleicht nur über die Atmosphäre, in der er gefallen ist.

Die sorgfältige Inszenierung ihrer Hochzeit, von der die Erzählerin im Anschluss spricht, bricht nun wieder mit Konventionen, die mit dem Heiraten verbunden sind. In der Darstellung werden konventionelle Elemente wie das weiße Brautkleid, die kirchliche Trauung und das Einladen von Verwandten aufgegriffen und die programmatische Abweichung davon unterstrichen. Die Erzählerin legt nachdrücklich Wert darauf, damit gerade auch den Vorstellungen ihrer Mutter nicht entsprochen zu haben und charakterisiert ihre Hochzeit positiv als „bunt" und „verrückt".

9.2.3.4 Widerständige Arrangements im konventionellen Rahmen von Ehe und Kleinfamilie

Die Inszenierung der Hochzeit ist paradigmatisch für die weitere Entwicklung, die die Erzählerin im Anschluss darstellt. Die Bewegung, die sie dabei nachzeichnet, ist die eines Sich-Einlassens auf Ehe und Kinder unter dem Vorzeichen, die damit verbundenen Konventionen zu brechen. Konventionen werden nicht zitiert, sondern als Markierung dafür verwendet, wo eine Abweichung zu vollziehen ist. Dort, wo sie sich einzuschleichen drohen, ist eine Kurskorrektur notwendig. Dabei orientiert sich die Erzählerin zunächst an einem Programm für die Ausgestaltung des projektierten Zusammen-Lebens, das sie in Verbindung mit der Heirat und als Einleitung in den Bericht über die folgende Zeit formuliert:

zu der Zeit hab ich sicher gedacht ich hab jetzt so n weil Klaus wollte eben auch gerne Kinder haben und Katzen mochte er auch auch und da hab ich glaub ich immer so du heiratest jetzt n Künstler - er war ja Grafiker ja? und das hätte alles ganz harmonisch ganz ganz toll da sitzt die Katze auf der Schulter und das Kind sitzt irgendwie auf seinen Knien und dann malt er und ich kann sozusagen schön / ((lacht)) / mich beruflich auch weiterentwickeln / ((lacht)) / und tun und machen. <u>dem</u> ist natürlich nicht so gewesen (21,46-22,2)

Obwohl die Erzählerin die Idylle, die sie hier zeichnet, auch gleich als eine naive Vorstellung qualifiziert, liest sich die weitere Schilderung doch in gewissem Sinne wie ein Abgleich der Realität mit diesem Programm. Der erste Posten auf der Negativbilanz ist das Scheitern des Versuches, ein Kind zu bekommen, und die damit verbundene Enttäuschung. Der zweite ist die Feststellung „natürlich keinen Künstler geheiratet" (22,35) zu haben, sondern einen Geschäftsmann, der eine erfolgreiche Werbeagentur

aufbaut, womit zum dritten die traditionelle Rollenteilung etabliert und die Erzählerin für den Haushalt zuständig wird: „Ich war diejenige sozusagen die diese Bude da auf Schwung brachte die irgendwie Klamotten nähte noch für irgendwelche Leute - eh - und - mein Mann baute sich schon mal schön sein Geschäft auf seine zukünftige Werbeagentur ja?“ (22,36ff). Zum vierten fällt auch die Bilanz ihrer Bemühungen, beruflich weiterzukommen, negativ aus, womit die finanzielle Abhängigkeit vom Ehemann einhergeht. Zusammen mit der aggressiven Reaktion ihres Mannes auf ihre Flucht nach Afeld und eine Affäre, die sie dort hat, führt dies zu dem Ergebnis: „Und das war eigentlich dann so n Punkt wo ich irgendwie gedacht hab das geht auch nicht mehr ich muss mich jetzt hier wieder scheiden lassen“ (23,3ff).

Die Bezugnahme auf das in Zusammenhang mit der Heirat formulierte Programm bildet hier eine Art roten Faden für die Erzählung. Zugleich werden darin die Ansprüche an das eigene Leben und das Zusammen-Leben mit dem Ehemann reformuliert und konkretisiert. In der Argumentation der Erzählerin steht die Möglichkeit eines beruflichen Fortkommens als eigenes Projekt neben der Realisierung der Zweierbeziehung und stellt letztere in Frage, wenn sie sich für die berufliche Entwicklung als kontraproduktiv erweist. Die finanzielle Abhängigkeit ist kein Grund, gezwungenermaßen an der Beziehung festzuhalten, sondern ein Grund zur Trennung um der eigenen Unabhängigkeit willen.

Die Erzählerin berichtet jedoch nach dem Eklat zunächst von einer Verständigung mit dem Ehemann und einem gemeinsamen Neuanfang, dessen Tragfähigkeit sie mit einer unmittelbar folgenden Schwangerschaft untermauert. Durch das Kind entsteht allerdings eine Konstellation, die erst recht nicht den zuvor formulierten Ansprüchen gerecht wird.

dann ehm - wurde Jan geboren - stimmt. und da - hab ich dann irgendwie gedacht oh. weil da lief dann Klaus’ Firma schon ganz gut / I: mhm / da hatt ich dann ne Situation die ich eigentlich ja nicht wollte. / I: mhm / nämlich ich hatte ein Kind / ((lacht)) / dem ich immer Bauklötze aufeinander oder mit dem ich immer irgendwie nette Sachen machen konnte / I: mhm / und wartete dass mein Ehemann nach Hause kommt. / I: mhm / so. und da bin ich dann tierisch aktiv geworden hab ich <u>sofort</u> ne Anzeige in die Zeitung gesetzt suche Mutter mit Kind - zwecks Austausch weil ich fand fühlte mich auch völlig=e unterfordert / I: mh / eh - hab=e sofort=e Kontakt zu andern Leuten aufgenommen zwecks Kinderladengründung / ((lacht)) / / I: mh / und hab ehm parallel dazu angefangen eh mich aus_ auf die Begabtensonderprüfung auf s Abitur vorzubereiten. (23,27-47)

Die Erzählerin beschreibt hier ein überraschtes Sich-Wiederfinden („oh“) in einem Arrangement, in das sie mehr unbeabsichtigt hineingeraten ist, als dass sie es selbst bewusst herbeigeführt hätte. Die „Situation die ich eigentlich ja nicht wollte“ wird entlang der oben programmatisch aufgestell-

ten Kriterien dargestellt. Der zuvor schon als für die Protagonistin kritisch eingestufte geschäftliche Erfolg ihres Ehemannes wird hier nicht weiter in diesem Sinne kommentiert. Er impliziert jedoch, wie die Erzählerin zuvor ausgeführt hatte, die Abwesenheit des Mannes und seine Nichtverfügbarkeit für den Reproduktionsbereich sowie ihre eigene finanzielle Abhängigkeit. Die Etablierung der traditionellen Rollenverteilung wird dagegen detailreich und ironisch entlang des Modells nachgezeichnet, das die Erzählerin zuvor als Ergebnis ihrer Auseinandersetzung mit der Lebensform ihrer Eltern als Negativfolie für ihren eigenen Entwurf eingeführt hatte. Die Beschreibung ihrer Situation ist, bis in die Wortwahl hinein, parallel zur Karikatur des Hausfrauendaseins der Mutter konstruiert: Die Frau kümmert sich um die Kinder und wartet, dass der Ehemann nach Hause kommt.

Der problematische Aspekt dieser Situation, den die Erzählerin im Folgenden aufgreift, ist jedoch einer, der bisher weder in der Auseinandersetzung mit dem „Hausfrauendasein" der Mutter, noch mit früheren Stadien ihres eigenen Hineingeratens in eine der Hausfrauenehe ähnliche Konstellation genannt wurde. Es ist der des „Unterfordert"-Seins und der der sozialen Isolation. Entsprechend fallen die Gegenmaßnahmen aus: Es geht nicht etwa um ein verstärktes Einfordern der Beteiligung des Mannes an der Kinderbetreuung, sondern es werden andere Kontexte als der der Familie aufgesucht, um den festgestellten Defiziten zu begegnen. Die Isolation und das Problem der Alleinverantwortung für das Kind sollen durch die gezielte Suche nach Kontakten und die Schaffung alternativer Infrastrukturen für die Kinderbetreuung durchbrochen werden. Das Nachholen des Abiturs ist die Strategie gegen die Unterforderung und der Weg weg vom beruflichen Abstellgleis.

Die Entscheidungen werden hier nicht näher begründet oder kommentiert; die Erzählerin nennt ihre Schritte in schneller Abfolge. Es entsteht der Eindruck, dass alles Schlag auf Schlag passiert, das hohe Erzähltempo verstärkt die Charakterisierung, die die Erzählerin selbst vornimmt: Sie ist „tierisch aktiv". Auch wenn die einzelnen Schritte auf die Problemanalyse abgestimmt sind, geht es, angesichts der Statik des zuvor Beschriebenen, auch um die Aktivität an sich, darum dass „ich mich tierisch bewegen musst weil sonst rutsch ich da irgendwie in so ne Schiene rein wo ich todunglücklich bei werde" (24,1f). Die Darstellung dieser Reaktion zeigt, dass die zuvor formulierten Ansprüche und Lebensentwürfe damit ihre Funktion als Maßstäbe für ungewollte Situationen und entsprechende Kurskorrekturen erfüllt haben. Sie bewähren sich als ein Gerüst, das große Teile der biographischen Konstruktion der Erzählerin trägt.

Die Erzählerin beschreibt dann kurz, wie sie sich mit dem Leben in Wohngemeinschaften und dem Aufbau eines Kinderladens die Infrastrukturen schafft, um ihren eigenen Lebensentwurf umsetzen zu können. Auf ihren Mann kann sie dabei weniger zählen: „das hab ich also von mir aus

dann alles organisiert der Klaus hat das alles mitgemacht - / I: mh / ich denke es war aber nie sein Ding“ (24,3ff). WG und Kinderladen werden als Voraussetzung dafür präsentiert, trotz der mittlerweile zwei Kinder engagiert studieren und sich parallel politisch betätigen zu können, wobei die Etablierung dieser Infrastrukturen bzw. alternativer Lebensformen schon selbst als politische Akte verstanden werden. Die Wohngemeinschaft ist zugleich der Ort, wo sich Menschen mit ähnlichen politischen Ideen zusammentun und treffen, der Kinderladen ist gleichzeitig das bis ins Morgengrauen debattierte Projekt einer neuen „freien Erziehung“ (25,36), der eine gesellschaftsverändernde Reichweite zugeschrieben wird. Gesellschaftspolitische Ideale und Ziele gehen hier also mit persönlichen Lebensformen Hand in Hand. Die Notwendigkeit, sich selbst „tierisch zu bewegen“, korrespondiert hier mit der politischen Bewegung – Studentenbewegung, Kinderladenbewegung, Frauenbewegung – in der die Protagonistin sich engagiert. Dabei wird weniger die ideologische Seite thematisiert als die konkrete Schaffung von Infrastrukturen, die der Erzählerin die Umsetzung ihrer Pläne ermöglicht.

Die nächste Wende in der biographischen Erzählung wird mit einem Eingreifen des Ehemanns in das Arrangement verbunden, das die Erzählerin zuvor als Voraussetzung für das Absolvieren ihres Studiums und einen nahtlosen Übergang in die Berufstätigkeit evaluiert.

dann [hat] der Klaus gesagt [...] okay und also ehm er verdient so viel Geld und das Geld geht immer alles weg und wir ehm kaufen uns jetzt n Haus. / I: mh / nja? er wür_ würde doch gerne dass wir - - eh gemeinsam n Haus eh uns kaufen. und dann ehm - ich weiß es nicht aber ich hab da irgendwie eh glaub ich konnt ich mit Klaus sehr gut zusammen leben ah - in der Wohngemeinschaft aber irgendwie war dieses Haus war für mich schon auch schon wieder dieser Horror Papa Mama und Kinder ja? / I: mh / und da hab ich schon wieder irgendwie gedacht au au au. ob das wohl gut geht? aber ich habs dann natürlich trotzdem auch wieder mitgemacht weil ich irgendwie und ich war dann auch schwanger mit Julia also mit meiner meinem dritten Kind wie gesagt ich mach das ja gerne parallel Prüfung und Kinder kriegen / ((lacht)) / hab ich - ja is schon verrückt find ich. (27,7-18)

Die treibende Kraft in dieser Geschichte, die die Erzählerin zunächst als etwas beginnt, das einfach so „gelaufen“ ist, ist ihr Mann Klaus. Er wird mit dem Anliegen zitiert, mit dem Kauf eines Hauses sein verdientes Geld besser investieren zu können. Die erste Formulierung dieses Anliegens als Feststellung lässt den Sprecher als denjenigen erscheinen, der aufgrund seiner ökonomischen Überlegenheit andere vor vollendete Tatsachen stellen will. In der zweiten Version wird das Anliegen weit vorsichtiger als ein Wunsch oder Vorschlag formuliert und deutlicher gemacht, dass es eine „gemeinsame“ Angelegenheit ist, ein Haus zu kaufen. Das Vorhaben ist dennoch weiterhin klar als das des Ehemannes qualifiziert.

Der Standpunkt der Erzählerin dazu wird mit der generellen Frage der Lebensform verknüpft. Sie sieht das Gelingen des Zusammen-Lebens mit ihrem Ehemann an die Lebensform Wohngemeinschaft verbunden. Das Haus wird dagegen in dem zitierten inneren Monolog mit der Lebensform der bürgerlichen Kleinfamilie identifiziert, der gegenüber sie durch das ganze Interview hindurch immer wieder Vorbehalte formuliert hat. Die Erzählerin nimmt auf diesen roten Faden auch Bezug, indem sie ihre Bedenken als etwas markiert, das sich „schon wieder" einstellt. Ebenfalls als Wiederholung eines bereits da gewesenen Musters, das sich im Nachhinein aus der reflexiven Distanz heraus erkennen lässt, ordnet sie ihre Einwilligung trotz der prinzipiellen Bedenken ein. So wie sie sich auf die Heirat eingelassen hat, die ihr Mann sozusagen als Fürsprecher des Familienmodells wünschte, macht sie hier „trotzdem auch wieder mit". Schließlich vollzieht die Erzählerin doch noch eine identifikatorische Wendung: Das erwartete Kind gibt Anlass für eine Erweiterung des Wohnraums.

Die Vorliebe für Mehrfachbelastungen, die die Erzählerin kokettierend gesteht, ist Element einer ironischen Selbsttheorie; diese wird im Anschluss in einer Episode ausgeführt, die die Folgen des Umzugs detailreich illustriert: Die Kinder müssen in die neue Schule gebracht werden, die neue Lehrerin der Tochter erweist sich dabei schon als schwierig, und bei all dem hat die Erzählerin noch den soeben angeschafften Hund und das Baby im Schlepptau. Das Motiv „der nicht stubenreine Hund Julia im Ki_ / ((lacht)) / Kinderwagen und diese beiden Kinder einschulen (27, 30f)" taucht im Verlauf der Schilderung immer wieder auf; das Zusammentreffen all der Schwierigkeiten und ihr tapfer-verzweifeltes Agieren inszeniert die Erzählerin als so absurd, dass sie darin als tragisch-komische Heldin erscheint. Das bleibt auch in der daran anschließenden Episode so, in der die Protagonistin ihren Mann in detektivischer Manier des Ehebruchs überführt und aus dem gemeinsamen Haus wirft. Wie zur Bestätigung ihrer zuvor ironisch formulierten Selbsttheorie der Vorliebe für Mehrfachbelastungen resümiert die Erzählerin: „und das war immer da bin ich immer tierisch gewachsen natürlich. hab gesagt du bist so großartig du schreibst deine Magisterarbeit du brauchst überhaupt keine Männer / ((lacht)) / du hast dieses schreiende Kind diesen nicht stubenreinen Hund und du / hast noch deine beiden andern Kindern und das schaffst du alles und das machst du alles ((lachend)) /".

Obwohl die beiden Episoden sehr witzig und selbstironisch sind, macht die Erzählerin v.a. mit der zweiten deutlich, dass sie durch den Umzug in das Haus nun alle Verantwortung für die Familie übernommen hat. Nach einigen Monaten kehrt ihr Ehemann jedoch wieder zur Familie zurück. Für die Zeit danach, in die auch ihr Einstieg in die Erwerbstätigkeit fällt, schildert sie ein Arrangement, mit dem sie die Konstellation, die letztlich der Hausfrauenehe – für die Kinder verantwortliche Mutter, abwesender Vater – entspricht, wieder durchbricht:

es war dann alles fertig ich hatte hatte sozusagen diese Stelle dann auch schon - und hab eigentlich ja mein ganzes Geld dann dafür ausgegeben sozusagen für ne Kinderfrau und für n Kindermann noch / (lacht)) / / I: mhm / ehm - weil das war is natürlich doch anders ne? in der Wohngemeinschaft also wenn wir nich in Wohngemeinschaften gelebt hätten hätt ich die anderen Sachen ja auch alle nicht machen können / I: hm / ne? also es war ja schon dass ich mir das so n bisschen um mich rum geschaffen habe damit ich ehm meine Sachen auch machen kann (28,42-29,1)

An die Beendigung des Studiums könnte sich eigentlich eine Schilderung des beruflichen Einstiegs anschließen; die Erzählerin geht jedoch zunächst auf die Rahmenbedingungen ein, die sie dafür schaffen muss. Der dominierende Erzählstrang bleibt damit zunächst der der Lebensformfrage. Dem nähert sich die Erzählerin über die ökonomische Seite. Dass trotz ihrer gegen die ursprüngliche Intention mittlerweile etablierten (weitgehenden Allein-)Zuständigkeit für die Kinder Raum für die berufliche Karriere bleibt, setzt voraus, dass das mit der Berufstätigkeit erwirtschaftete Geld sofort wieder in die Freisetzung von den Familienpflichten investiert wird. Indem die Erzählerin so offensiv die Unwirtschaftlichkeit ihres Arrangements präsentiert, macht sie klar, dass es hier gar nicht um Ökonomie geht. Es steht nicht der Erwerb im Vordergrund, sondern die Berufstätigkeit an sich, was auch rechtfertigt, dass von dem erworbenen Geld nichts übrig bleibt.

Vielsagend ist dabei auch die Formulierung „mein ganzes Geld“. Die Protagonistin kommt mit dem von ihr erwirtschafteten Geld dafür auf, sich sozusagen von der Zuständigkeit für die Kinderbetreuung freizukaufen. Die Kinderbetreuung zu organisieren respektive zu finanzieren ist also keine Familienangelegenheit, sondern bleibt die Sache der Frau, deren Zuständigkeit sich im Verlauf der bisherigen Geschichte über die zunehmende Herausbildung einer Hausfrauenehe-Konstellation etabliert. Die Erzählerin schildert zwar ihre beständigen und erfolgreichen Versuche, diese Konstellation wieder zu durchbrechen, aber es bleibt immer ihr Anliegen, das zu tun, und sie ist es auch, die dafür ‚bezahlen‘ muss. Dafür ist dann das Durchbrechen der Hausfrauenehe-Konstellation umso konsequenter: Die Erzählerin legt Wert darauf, nicht nur von einer anderen Frau als für die Kinder zuständige Person vertreten worden zu sein, sondern auch von einem Mann. Damit werden gleichzeitig weitere Geschlechterstereotypen durchbrochen und vom Modell einer großbürgerlichen Familie mit „Kinderfrau“ Abstand genommen.

Im Vergleich der damit gefundenen Lösung mit dem früheren Arrangement in der Wohngemeinschaft macht die Erzählerin deutlich, wie weitreichend die Frage der Lebensform für sie ist. Die Wohngemeinschaft hatte Lösungen für die Organisation der Kinderbetreuung impliziert. Sie wird als eine Lebensform qualifiziert, die die Erzählerin für ihre individuellen Ziele, ihre „eigenen Sachen“ freigesetzt hat. Das eigene Leben steht und

fällt mit der Entscheidung über die Lebensform. Die Erzählerin macht deutlich, dass es notwendig ist, diese Entscheidung selbst und aktiv zu treffen; sie rekonstruiert sie für sich als eine bewusste Strategie, als das Schaffen einer Infrastruktur „um mich rum“, die sozusagen auf die eigenen Bedürfnisse zugeschnitten ist – anders als die Hausfrauenehe, in der die Frau als Individuum absorbiert wird.

Für die Betreuung ihrer Kinder durch andere als sie selbst führt die Erzählerin noch ein weiteres Argument an: „ein Punkt noch war auch also dass ich eh dass ich irgendwie Lust hatte gute Zeiten mit meinen Kinder zu verleben weisste ich wollte auch nicht gestresst von der Arbeit kommen und dann irgendwie Schularbeiten machen müssen mit / I: mh / denen ja?“ (29,13-17). Die Gestaltung des Zusammen-Lebens über bestimmte Infrastrukturen wirkt sich also auch auf die Qualität der Beziehungen innerhalb des sozialen Gefüges aus. Die Qualität der personalen Beziehung zwischen Mutter und Kindern rückt damit überhaupt erst in das Zentrum des Interesses, anders als in einem Modell, in dem die selbstverständliche Funktion der Mutter etwa als Hausaufgabenbetreuerin unhinterfragt im Vordergrund steht. Dies impliziert ebenfalls eine Abgrenzung vom Hausfrauenmodell, in dem der Gedanke der ‚Qualitätszeit‘ mit Kindern zumeist gerade nicht im Zentrum steht.

9.2.3.5 Wohngemeinschaft als Gegenentwurf: „Ich wollte [...] mit meinen Kindern nochmal in anderer Form zusammen leben“ (33,16f)

Auch im Zusammenhang mit der Trennung von ihrem Ehemann thematisiert die Erzählerin explizit die Frage der Lebensform. Als Anlass für die Trennung nennt sie zunächst ein außereheliches Verhältnis ihres Mannes. Ihre Gründe, die Beziehung zu beenden, sind jedoch weitergehend:

also von daher war s schon ne schwierige - Situation weil du ehm ja. nicht so richtig was hattest was du jetzt abgelehnt hast hast einfach nur gesagt ich will jetzt einfach dieses Leben nicht mehr in der Form ich hab da keine Lust mehr drauf auf eh auf - solche Dinge und eh ja. ich will einfach nicht mehr / I: mh / so weiterleben ja? und - - ja. dann hab ich wie gesagt dann bin ich wieder ganz aktiv geworden / ((lacht)) / weiß ich noch hatte dann n Gespräch mit m Freund=e weil Klaus immer wieder auf der Matte stand und also er hat sich auch=e klar war s für ihn ja auch tierisch schwierig ja? er kann_ konn_ drei Kinder und ist ja auch irgendwie alles ganz nett hier immer gewesen und eh es war ja auch immer eher so dass andere Kinder sozusagen wo die Eltern sich hatten scheiden lassen dann eher bei uns waren und wir so n gutes Beispiel für diese nette Familie drei Kinder und Hund und Garten und Haus und - / I: hm / ehm. von daher war das schon schon auch sicher n n ziemlich schwierige Situation (32,38-33,1)

Die mangelnde Konkretisierbarkeit der Trennungsgründe, um die es hier zunächst geht, hat damit zu tun, dass es der Erzählerin um „dieses Leben“ in seiner Totalität zu tun ist. Die Affäre des Mannes wird an dieser Stelle nicht mehr erwähnt, dafür ist von der „Form“ die Rede, was bereits auf ein Abstandnehmen von der mehrfach problematisierten Lebensform Kleinfamilie als einen Faktor für den Trennungsentschluss hinweist. Dennoch wird das Familienleben vor der Trennung positiv evaluiert. Dass das bisherige Zusammen-Leben dem Bild der intakten, „netten Familie“ entsprochen hat, macht es sogar schwierig, dieses Zusammen-Leben zu beenden. Wichtig ist hier allerdings, dass die Erzählerin diesem Bild nicht aus ihrer eigenen, sondern aus der Perspektive des Ehemannes Relevanz zuschreibt. Er ist es, für den angesichts der idealen Verkörperung des Familienmodells die Trennung nicht nachvollziehbar ist. Er ist zugleich derjenige, der in der bisherigen Erzählung der Protagonist aller Entwicklungen hin zum Kleinfamilienmodell war. Die ‚Zeugen‘, die die Erzählerin weiterhin für diese Version des ‚beispielhaften‘ Familienlebens anführt, sind Außenstehende; der Maßstab des Bildes der „netten Familie“ ist generell einer, der aus einer Außenperspektive herangetragen wird. Die Erzählerin übernimmt diese Perspektive nur, um die Reaktionen anderer auf ihren Trennungsentschluss nachvollziehbar zu machen. Die Formulierung „diese nette Familie drei Kinder und Hund und Garten und Haus“ zitiert dabei ein Klischee, ohne zur Karikatur zu geraten. Die tatsächliche Familie wird hier nicht bloß zum Zitat einer bestimmten vorgegebenen Form, sondern ist ein „gutes Beispiel“ und bietet selbst „anderen Kindern sozusagen wo die Eltern sich hatten scheiden lassen“ einen Anlaufpunkt.

Der weitere Verlauf der Erzählung stützt die Interpretation, dass das Abstandnehmen von „diesem Leben“ das Ausbrechen aus der Lebensform Kleinfamilie einschließt. Die Erzählerin konkretisiert im Anschluss an die Erzählung vom Trennungsentschluss die Lebensformfrage:

> das war denn eh - war schon schon eh insofern eh auch für mich wieder so ne neue Geschichte weil ich natürlich <u>gleich</u> wieder die Türen geöffnet habe und gesagt jetzt mach ich hier gleich wieder ne Wohngemeinschaft draus / aus dem Haus ((lachend)) / tierisch umgebaut und also weiß nicht Zimmer zu_ sammengelegt und dieses und jenes gemacht (33,10-13)

Obwohl die Erzählerin diese Phase als eine „neue Geschichte“ einführt, konstruiert sie damit auch eine Kontinuität zu ihrem Leben vor der Kleinfamilienphase und ihrer programmatischen Opposition gegen die Lebensform Kleinfamilie. Die starke Metapher des „Türen-Öffnens“ gibt dem Geschilderten eine emotionale Qualität; mit dem Bild kann etwa das Hereinlassen der ‚Welt da draußen‘ oder Gastfreundschaft assoziiert werden, ebenso aber ein programmatisches Durchlässigmachen der Grenze zwischen Öffentlichkeit und Privatheit.

Die Umdefinition von Territorien findet hier jedoch auch im materiellen Sinne statt. Die geschilderten Umbaumaßnahmen schaffen erst die geeigneten Räumlichkeiten für eine Wohngemeinschaft; die Erzählerin lenkt damit die Aufmerksamkeit zum wiederholten Mal auf die materiellen Infrastrukturen des Zusammen-Lebens. Doch auch die Binnenstruktur, die Ebene der persönlichen Beziehungen innerhalb der Wohngemeinschaft werden zum Thema gemacht. Das Zusammen-Leben als Wohngemeinschaft funktioniert nicht von selbst durch die äußere Form, sondern erfordert eine Gestaltung:

also dann hab ich hier irgendwie nur mit jungen Leuten zusammen gewohnt - und mit meinen Kindern und wollte mich ja auch nun aber eh sozusagen eh verändern. ich wollte jetzt einfach auch mit meinen Kindern nochmal in anderer Form zusammen leben und nicht als Mama - und das hat ziemlich also es hat ziemlich gedauert bis ich sozusagen diese Rolle aufgeben konnte sozusa_ für alles verantwortlich zu sein - weil die andern jungen Leute die zwar älter waren fielen verfielen dann auch eher in die Rolle eh sozusagen mehr meine Kinder zu sein als nun gleichwertige Wohngemeinschaftspartner - und zwar machte sich das immer daran fest dass sie manchmal nicht miteinander geredet haben sondern über mich. sozusagen. geredet haben / I: mhm / und da aber d_ das haben wir hab ich dann also haben wir auch rich_ gut hingekriegt. aber es war einfach schon schon auch richtig anstrengend. also und musste da immer wieder richtig aufmerksam sein dass ich jetzt nich hier die Obermutter von allen werde sondern einfach auch noch mal so ne an_ andere ehm Rolle hier kriege auch mit den mit den Kindern. / I: mh / und das war also dann auch fand ich=e ja. eigentlich erfolgreich. ich glaube dadurch ham wir auch so n - ehm ganz gutes Verhältnis mitnander dass man gehen kann aber auch wieder kommen kann und ehm ich eigentlich ja. ich eben wie gesagt eh - also dadurch auch nochmal so na anderes Verhältnis mit ihnen gekriegt habe / I: mh / s fand ich schon auch noch sehr schön. mit Julia war das natürlich n bisschen eh die war noch noch kleiner aber die andern beiden waren ja jetzt schon so - um die achtzehn neunzehn rum da - ging das ja schon. (33,15-36)

Die neue Form des Zusammen-Lebens und die andere Zusammensetzung des sozialen Umfelds als äußere Veränderung sollen mit einer sozusagen inneren Veränderung, einer Veränderung der Person korrespondieren. Die Erzählerin konstruiert hier eine Parallelität oder sogar eine Verschränkung der beiden Prozesse. Dabei weist sie sich hier zum wiederholten Mal als genaue Beobachterin und Analytikerin aus, nimmt eine Art sozialwissenschaftlich-professionelle Perspektive ein und schafft eine analytische Distanz zu dem, wovon sie spricht. In ihrer Schilderung ist die ‚innere' Veränderung ihrer Person nicht von dem Umfeld abgekoppelt, sondern darauf bezogen. Die Veränderung soll eine der Position in dem sozialen Gefüge sein. Die Erzählerin spricht von einer „Rolle" – ein sozialwissenschaftlich besetzter Terminus – was den Charakter einer von außen vorgegebenen Formierung impliziert, und bezieht dies auf die „Form" des „Zusammen-

Lebens“. Persönliche Entwicklung und Entwicklung von Beziehungen – es ist konkret von den Kindern die Rede – gehen mit der Veränderung der Lebensform Hand in Hand.

Dennoch macht die Erzählerin den Veränderungsprozess vor allem an ihrer Person fest. Es ist ihre individuelle Anstrengung, „diese Rolle aufzugeben“. Das Feld, in dem sie sich bewegt, funktioniert entlang der „Rolle“, die sie bislang hatte; die anderen sich in dem Feld bewegenden Individuen nehmen dazu korrespondierende Positionen ein und legen ein entsprechendes Verhalten an den Tag. Diese Hypothese belegt die Erzählerin an einer Beobachtung, die sich anhand des von ihr angeführten Rollenmodells aufschlüsseln lässt.

Das Durchbrechen der aufeinander abgestimmten Rollen von Mutter und Kindern als Funktionsprinzip des Zusammen-Lebens verbucht die Erzählerin abwechselnd als gemeinsamen und als ihren individuellen Erfolg. Sie macht aber noch einmal deutlich, dass es ihr Projekt war „nich hier die Obermutter von allen“ zu werden und dass sie selbst daran gearbeitet hat. Sie legt hier die Idee einer intentionalen Beeinflussung des gesamten Umfeldes durch die Veränderung ihres eigenen Verhaltens zugrunde.

Das Ergebnis, von dem sie spricht, ist jedoch wieder etwas, das beide Seiten, genauer gesagt sie und ihre Kinder, betrifft. Es ist ein „ganz gutes“ und „anderes Verhältnis“, das die Erzählerin dadurch charakterisiert, „dass man gehen kann aber auch wieder kommen kann“. Es ist also nicht festgefügt und besteht in einer Verbindlichkeit, die nicht an bestimmte Formen der Nähe oder Distanz, der gemeinsamen oder getrennten Lebensform gebunden ist. Dass dies ein Verhältnis ist, das „gleichwertige Wohngemeinschaftspartner“ voraussetzt, die die Erzählerin zuvor als Gegenentwurf zum Mutter-Kind-Verhältnis einführt, wird hier noch einmal daran deutlich, dass sie auf das Alter ihre Kinder verweist und bei ihrer jüngsten Tochter Konzessionen macht. Die Lebensform Wohngemeinschaft soll also dennoch den Unterschied zwischen Erwachsenen als Partner und Kindern als auf Erwachsene Angewiesene beibehalten.

9.2.3.6 Resümee

In dem Interview mit Marlies Arndt läuft schon zu Beginn eine reflektierend-analytische Ebene mit. Die Beschreibungen der Beziehungen zwischen den anfangs eingeführten Familienmitgliedern werden immer wieder kommentiert, teilweise ironisiert und gleichzeitig analytisch durchdrungen, indem die Erzählerin Bezug auf das Modell der Hausfrauenehe als eine bestimmte typische zeitgebundene Struktur nimmt. Mit dieser Bezugnahme bietet sie Interpretationen auf einer theoretisierenden Ebene an, die einen Mehrwert an Information produzieren. Gleichzeitig strukturiert die Bezugnahme auf das Modell Hausfrauenehe die Erzählung, bringt sie voran und zieht immer neue Geschichten zur Konkretisierung nach sich.

Die Lebensform Kleinfamilie bzw. Hausfrauenehe wird dabei gleichzeitig als gesellschaftlich einflussreich, aber anachronistisch dargestellt. Die Warte, von der aus diese Darstellung erfolgt, ist nicht nur die persönliche, ‚fortschrittliche' der Erzählerin, sondern auch die des Wandels, den die Gesellschaft mittlerweile vollzogen hat. Dennoch macht die Erzählerin auch deutlich, dass ihre kritische Haltung gegenüber der Form des Zusammen-Lebens in ihrer Herkunftsfamilie nicht nur ihrer aktuellen Sicht der Dinge entspricht, sondern sich aus der Erfahrung in der Herkunftsfamilie heraus entwickelt hat. Die Opposition gegen die vorgefundenen Strukturen wird zunächst als Teil einer generellen intuitiven Renitenz und später einer kultivierten Rebellion konstruiert. Schließlich wird jedoch anlässlich der Berufswahl die Abgrenzung von der Lebensform der Eltern zum integralen Bestandteil der Formulierung eines eigenen Lebensentwurfs.

Insbesondere das „Hausfrauendasein" der Mutter wird auch im Folgenden als Negativfolie zu einer Ressource für Kurskorrekturen, wenn die formulierten biographischen Projekte, v.a. der Anspruch auf eine eigene Berufskarriere, unter die Räder zu geraten drohen. Denn auch bei Marlies Arndt folgt dem Sich-Einlassen auf eine Ehe und später noch ausgeprägter der Erfüllung des Kinderwunsches zunächst eine unerwartete Eigendynamik hin zu kleinfamiliären Strukturen. Die Abhängigkeit vom Ehemann und die Zuständigkeit für den Reproduktionsbereich stellen sich – obwohl das Paar zu dieser Zeit in einer Wohngemeinschaft lebt – wie von selbst ein. Doch bevor dieses Verlaufskurvenpotential sich entfalten kann, entwickelt die Protagonistin im Rückgriff auf die mit dem Programm „Nicht wie meine Mutter" verbundenen Deutungsressourcen neue Handlungsfähigkeit.

Die vorgenommene Kurskorrektur betrifft den biographischen Kontext des Zusammen-Lebens insofern, als die Wohngemeinschaft im Folgenden auch als eine Lebensform präsentiert wird, die die Gewährleistung der Kinderbetreuung und damit die Vereinbarkeit mit Studium und Beruf erleichtert. Vor allem aber wird die Wohngemeinschaft sozusagen um den Kinderladen erweitert, der, wie unter 11.1.1.4 noch zu zeigen sein wird, mehr ist als eine Infrastruktur zur Kinderbetreuung. Die Umgestaltung des Zusammen-Lebens bleibt insgesamt jedoch das Projekt der Protagonistin; ihr Ehemann „hat das alles mitgemacht" (24,3), es ist jedoch von keiner generellen Umverteilung der Verantwortlichkeiten innerhalb der Familie die Rede. Vielmehr betreibt der Ehemann später mit dem Hauskauf die weitere Etablierung des Kleinfamilienmodells. Wiederum ist es in der Folge die Protagonistin, die im Rahmen des inzwischen ganz konventionellen Rahmens widerständige Arrangements trifft. Diesmal schafft sie es durch die Einbeziehung von Nicht-Familienmitgliedern in das Arrangement des Zusammen-Lebens, ihre Freisetzung für eine Berufskarriere zu gewährleisten. Dies ist von besonderer Bedeutung, da die Kurskorrektur im Sinne des eigenen Lebensentwurfs vor allem auch im Beginn des Studiums be-

steht und sich damit wesentlich auf den biographischen Konstruktionskontext des Berufs-Lebens bezieht. Wie bei Gertrud Aschauer ist dieser entscheidend, um ein mit der Einbindung in eine traditionelle Kleinfamilie verbundenes Verlaufskurvenpotential zu entschärfen.

Ganz explizit zum Gegenstand einer aktiven, durchdachten und gezielten Gestaltung wird das Zusammen-Leben schließlich dort, wo Marlies Arndt von der Wohngemeinschaft erzählt, die sie nach der Trennung von ihrem Mann einrichtet. Hier wird eine erhöhte Sensibilität für die Bedeutung von (Infra-)Strukturen der Lebensform deutlich; in der Konstruktion der Erzählerin gibt es eine Korrespondenz von ‚innerer' und ‚äußerer' Form. Die Wohngemeinschaft als Lebensform ermöglicht es, mit den „Kindern nochmal in anderer Form zusammen [zu] leben"(33,16) – was allerdings ein bewusstes Daraufhinarbeiten voraussetzt. Veränderte Räumlichkeiten korrespondieren dabei ebenso wie veränderte Funktionen der Einzelnen mit einer Veränderung der eigenen Person und einer veränderten Qualität der Beziehungen zueinander.

In Marlies Arndts Biographie ist die Arbeit an Formen des Zusammen-Lebens von zentraler Bedeutung dafür, die eigene Handlungsfähigkeit zu behalten bzw. (wieder) zu erweitern. In diesem Zusammenhang spielen kritische Deutungsressourcen eine große Rolle. Die Gestaltung alternativer Arrangements auf dieser Basis setzt jedoch bereits auch gewisse Gestaltungsspielräume voraus. Marlies Arndt hat sich solche Räume vor allem im Kontakt mit der Studenten- und Frauenbewegung eröffnet. Was zunächst nur negativ als „nicht wie meine Mutter werden" bestimmt ist, kann dort im Experimentieren mit neuen Formen des Zusammen-Lebens positiv formuliert und konkretisiert werden. Der ungewollten Etablierung von Elementen konventioneller Lebensformen in der Beziehung zum Lebenspartner und den Kindern setzt die Erzählerin ebenfalls Infrastrukturen entgegen, die sie sich über das Engagement in der Bewegung aufbaut. Mit der Notwendigkeit, „sich [selbst, C.T.] tierisch zu bewegen", um die eigene Handlungsfähigkeit zu erhalten, korrespondiert der Versuch, „etwas zu bewegen" (25,46), d.h. gesellschaftliche Veränderungen herbeizuführen. Damit bekommt das zunächst individuelle biographische Projekt eine zusätzliche politische Dimension. Gerade was die Lebensformfrage betrifft, sind der individuelle Widerstand gegen unbefriedigende konventionelle Lösungen und die Arbeit an kollektiven (Infra-)Strukturen auf verschiedenen gesellschaftlichen Ebenen eng miteinander verschränkt. Das zeigt etwa die Kinderladengründung, die dem eigenen Bedarf an Kinderbetreuung ebenso begegnet, wie sie der Idee einer gesellschaftsverändernden Kraft antiautoritärer Erziehung folgt. Mit der Sicherung der eigenen Handlungsfähigkeit über die Arbeit an Arrangements des Zusammen-Lebens ist also auch eine Akteurinnenschaft im Hinblick auf die Veränderung sozialer Verhältnisse verbunden. Dieser Aspekt wird in 11.1.1.4 noch genauer zu untersuchen sein.

9.2.4 Tina Aumann: Die Diskursivierung der Lebensformfrage

Tina Aumann geht im Zusammenhang ihrer Kindheitserzählung sehr ausführlich auf die Frage des Zusammen-Lebens ein; „wie wir da gelebt haben“ (2,26) – nämlich zunächst in einer Wohngemeinschaft – bedarf einer Erklärung. Auch in Tina Aumanns Biographie scheint es auf den ersten Blick Anschlussmöglichkeiten an populäre Diagnosen über die ‚Kinder der 68er‘ oder die ‚Töchter der Frauenbewegung‘ zu geben, mit denen sich die Erzählerin auch auseinandersetzt. Für die Dynamik des Einzelfalls spielen jedoch weit mehr Aspekte eine Rolle, die möglicherweise auf eine andere Art kennzeichnend für intergenerationalen Wandel sind, als es mit einer Kontrastierung der ‚68er‘ und ihrer Kinder möglich ist.

9.2.4.1 Legitimation der Lebensform der Eltern und Personalisierung von Beziehungen

Der Anfang des Interviews mit Tina Aumann fällt im Vergleich mit anderen Interviewanfängen dadurch auf, dass das soziale Umfeld der Kindheit sehr ausführlich beschrieben wird. Diese Ausführlichkeit spiegelt die innere Komplexität des Beschriebenen:

also / ((lacht)) / geboren bin ich einundsiebzig - / I: mh / also bin jetzt=e dreißig Jahre alt geworden - und=e bin sozusagen die zweite oder das zweite Kind von Marlies / I: mh / davor kam mein Bruder auf die Welt der is anderthalb Jahre ungefähr älter - und=e ja ich war dann halt das erste Mädchen - bin in ner WG aufgewachsen - mit=e mit ner andern Familie noch - meine Erzieherin war irgendwie sozusagen die - zweite Person oder zweite weibliche Person mit der wir zusammengelebt haben die Tochter von ihr und der Mann - wobei ich=e letztendlich die besten und die intensivsten Erinnerungen eigentlich an=e an die=e Birgit habe. das is halt meine Erzieherin die eben mit uns in der WG gelebt hat. (1,32-42)

Die Erzählerin ordnet hier das Feld der relevanten Personen, indem sie deren Beziehungen untereinander benennt. Für sie selbst und ihre Geschwister gelingt das relativ komplikationslos über die Zuordnung zur Mutter. Sobald allerdings von der WG die Rede ist, werden die Formulierungen umständlicher und uneindeutiger. Obwohl das Konzept Familie gleichzeitig weiterhin als Zuordnungskriterium der beteiligten Individuen trägt, müssen die Personen, die nun genannt werden, zusätzlich charakterisiert werden, weil keine einfachen Labels zur Verfügung stehen.

Dass eine Person als „meine Erzieherin“ eingeführt wird, irritiert zusätzlich, da die Funktion einer Erzieherin – außer vielleicht im großbürgerlichen Milieu – eher außerhalb des familiären Nahraums eine Rolle spielt. Die Beziehung zwischen einem Kind und einer Erzieherin ist für gewöhn-

lich durch die Professionalität der letzteren gekennzeichnet und hat ihren Ort in entsprechenden Institutionen. Diese Trennung zweier Sphären wird hier jedoch durch das unkommentierte Einführen der Erzieherin als Mitbewohnerin verwischt. Doch auch innerhalb der WG ist ihr Status schwierig in Worte zu fassen: Sie ist „irgendwie sozusagen die - zweite Person oder zweite weibliche Person mit der wir zusammengelebt haben". Es gibt nicht, wie etwa in der Familie, Bezeichnungen, die in einem Wort viel über die Position der Person im sozialen Gefüge, ihre Funktion oder die Beziehungen, in denen die Person zu anderen steht, sagen könnten. In der WG muss das für die betreffende Person umschrieben werden. Die zentrale Stellung der „Erzieherin" wird darüber deutlich, dass andere MitbewohnerInnen über einen von ihr abgeleiteten Status eingeführt werden („die Tochter von ihr und der Mann") und sie als einzige mit Namen genannt wird. Darüber hinaus holt die Erzählerin reflexiv ein, dass die „Erzieherin" ihre Erinnerungen hinsichtlich der WG dominiert. An der Umständlichkeit, die hier offensichtlich nötig ist, wird deutlich, dass die Erzählerin nicht auf Schemata zurückgreifen kann, von denen sie annehmen könnte, dass sie auch der Interviewerin hinreichend vertraut sind.

Auffällig ist an dieser Passage auch, dass darin bis auf den „Mann" der Erzieherin keine Männer auftauchen. Besonders der Vater der Erzählerin wird nicht genannt, nicht einmal im Zusammenhang mit der Mutter. Die Erzählerin führt sich als Tochter von Marlies ein, was damit zu tun haben kann, dass sie um das Interesse der Interviewerin an der weiblichen Linie der Familie weiß. Möglicherweise ist der Vater ‚mitgemeint', wenn in der Wir-Form formuliert wird, und bliebe damit zugleich seltsam abwesend. Damit hätte die Erzählerin auch im Kontext der erklärungsbedürftigen Lebensform WG zusätzlich die nicht näher zu erläuternde Lebensform der klassischen Kleinfamilie vor Augen. Diese zeichnet sich geradezu dadurch aus, dass sie zwar nur mit einem Elternpaar vollständig ist, der Vater aber im alltäglichen Zusammen-Leben von Mutter und Kindern auf spezifische Weise abwesend bleibt.

Mit der Zeit in der WG kontrastiert die Erzählerin eine andere Phase des Zusammen-Lebens der Familie:

und dann - also haben wir eigentlich so mehr oder weniger sind wir erst in Habach aufgewachsen - und sind dann irgendwann in in in die die Gegend eben Zettloh gezogen was ja schon n großer Sprung war / I: mh / also von der WG letztendlich in so n ehm ehm großes ehm Einfamilienhaus wo man eigentlich ehm ganz - harmonisch irgendwie als Familie zusammen lebt und und=e in in Habach war das natürlich irgendwie ne ganz andere - Nummer auch so von von dem was da auch abging durch die - andern Menschen die da auch gelebt haben und da war einfach unheimlich viel los dadurch dass Birgit eben auch meine Erzieherin war waren natürlich auch immer viele Kinder bei uns - wir sind da irgendwie ziemlich - ziemlich ehm tja spannend auch großgeworden. / I: mh / also so für mich war das schon ne tolle Zeit und - ehm hat hat mir eigentlich auch

sehr - also meine Erinnerungen sind super. so ne? wobei ich gar nicht so viel mehr mit also nicht mehr so viel im Kopf hab / I: mh / aber ich glaub das war irgendwie ganz / stark. ((schmunzelnd)) / wie wir da gelebt haben. (2,11-26)

Der „große Sprung", von dem die Erzählerin hier spricht, scheint sich zunächst auf die beiden Stadtteile zu beziehen, in denen sie nacheinander gelebt hat. Gleichzeitig dürften die Namen der Stadtteile Chiffren für den gesamten Komplex der Lebensumstände sein, vor allem für die zugrunde liegende Infrastruktur. Der WG wird das „Einfamilienhaus" gegenübergestellt, das als Gebäude eine bestimmte Form des Zusammen-Lebens allgemeingültig vorgibt. „Man" lebt dort „als Familie zusammen". Anders als in der WG ist „Familie" hier nicht nur ein Kriterium der Zugehörigkeit von Individuen innerhalb eines komplexeren Gebildes, sondern impliziert auch eine bestimmte Art des Zusammen-Lebens. Die Erzählerin hat hier allerdings nicht die generationale Ordnung oder die Verteilung von Funktionen oder Verantwortung im Blick. Die Qualifizierung des Zusammen-Lebens als „ganz - harmonisch" scheint zunächst eher auf einen bestimmten Stil des Umgangs miteinander abzuheben. Wiederum ist das in der Darstellung der Erzählerin etwas, das „man" von dem Arrangement Kleinfamilie gemäß einer allgemeinen Regelhaftigkeit erwarten kann.

Dieses Konzept macht die Erzählerin aus dem Kontrast zur Lebensform WG heraus relevant. Sie charakterisiert sie im Gegensatz zur Familie durch ihre Nicht-Abgeschlossenheit gegenüber „anderen Menschen". Die WG ist über ihre Mitglieder hinaus offen: Durch die Erzieherin, die sozusagen sowohl im Innenraum der WG als auch in der öffentlichen Sphäre verortet ist, wird die Grenze zwischen beiden durchlässig und kommen Kinder aus dem ‚öffentlichen' in den privaten Raum. Wenn die Erzählerin die Konsequenz dieser Offenheit des privaten Raumes mit Formulierungen wie „ne ganz andere - Nummer", „was da auch abging" und „da war einfach unheimlich viel los" beschreibt, spiegelt das vor allem eine Dynamik und Unruhe, die im Kontrast zur geordneten „Harmonie" des „Einfamilienhauses" steht. Die Evaluation „wir sind da irgendwie ziemlich - ziemlich ehm tja spannend auch groß geworden" klingt ambivalent, was die Bewertung dieser Dynamik angeht. Diese Ambivalenz löst die Erzählerin jedoch in eine explizit und eindeutig positive Bewertung auf – wobei diese durch den Verweis auf den Rekonstruktionscharakter des Erzählten wieder relativiert wird. Auch in ihrem Resümee bleibt die Ambivalenz bestehen.

Im Anschluss daran kommt die Erzählerin zum ersten Mal auf ihren Vater zu sprechen:

wie s so bei uns zu Hause ehm ablief war eigentlich dass mein Vater unheimlich viel gearbeitet hat / I: mh / der hat ja so ehm nach seinem - Grafikstudium sich direkt selbstständig gemacht - und hat ehm als ja als Grafiker halt ne Firma geleitet - und hat sich da unheimlich ehm in die Arbeit gestürzt und wollte auch Karriere machen. / I: mh / ganz - ganz klar. wollte auch Kinder - und wollte auch

ne Frau / ((Schmunzeln)) / - aber hatte hatte auch n ganz klares Ziel dass er ehm dass er sich selber auch verwirklicht. / I: mh / auch über die Arbeit. und=e das hatte natürlich - Vor- und Nachteile - also für uns war eigentlich im_ also mein Vater Klaus immer halt mal - immer da / I: mh / also so aber er war natürlich eher so n Wochenend - Intensivpapi und=e oder wir nennen ja unsere also ich nenne meine Eltern ja nicht Mama und Papa / I: mh / sondern Marlies und Klaus - die ehm haben also Klaus is irgendwie für mich immer ganz wichtig gewesen auch ehm so als als Person wir haben eigentlich schon schon immer so ne ganz intensive ehm Beziehung gehabt auch als ich so klein war - irgendwann je älter ich wurde wurde es dann so n bisschen schlechter aber das kann ich dann später erzählen (2,28-46)

Mit der Formulierung „wies so bei uns zu Hause ablief“ wird die Beschreibung einer allgemeinen Routine im Zusammen-Leben der Familie eingeleitet. Mit „bei uns zu Hause“ scheint damit weniger das räumliche Umfeld des erwähnten „Einfamilienhauses“ gemeint zu sein als die Lebensgemeinschaft selbst. Denn die Arbeit des Vaters, um die es hier geht, ist die berufliche Arbeit und findet nicht zu Hause, sondern in der „Firma“ statt. Die Trennung der Sphären von Berufsleben und Privatleben wird hier unterstellt. Dies zeigt sich auch an der Konfrontation von „Karriere“ und Familie im weiteren Verlauf. Dabei ist zunächst interessant, dass die Karriere als eine Sache der Lebensplanung und der expliziten Entscheidung des Vaters überhaupt thematisiert wird. Die Berufstätigkeit und Karriere des Mannes ist in der traditionellen bürgerlichen Kleinfamilie selbstverständliches und konstitutives Element der Lebensform und deshalb häufig gar kein Gegenstand, auf den näher eingegangen wird. Hier jedoch nimmt die Erzählerin sogar eine Rechtfertigung dafür vor, dass ihr Vater sich „in die Arbeit gestürzt“ hat. Als Frage der ‚Selbstverwirklichung‘ ist diese Entscheidung eine bewusst getroffene und durch den hohen Anspruch gedeckte.

Neben dieses Bekenntnis des Vaters zur Karriere, das die Erzählerin hier rekonstruiert, stellt sie ein ebensolches Bekenntnis zu Kindern und Frau, das allerdings nicht in der Weise legitimiert wird wie das Bekenntnis zur Karriere. Hier scheint schon das aktive Wollen die Legitimation dafür herzugeben, trotz der Karrierepläne eine Familie zu gründen. Gleichzeitig gibt die Erzählerin sich selbst, ihren Geschwistern und ihrer Mutter eine Bedeutung für das Leben ihres Vaters und verstellt damit die Interpretationsmöglichkeit, dass die Familie ihrem Vater weniger wichtig gewesen wäre als die Karriere und er sie vernachlässigt haben könnte.

Anschließend legt die Erzählerin eine ausgeglichene Bilanz der Folgen des beruflichen Engagements des Vaters vor, bei der weder das Positive noch das Negative überwiegt. Obwohl zunächst von „Vor- und Nachteilen“ die Rede ist, werden alle Aussagen über den Vater positiv formuliert, auch wenn eine Ambivalenz darin steckt. Die Formulierung, der Vater sei „immer da“ gewesen, findet die Erzählerin nach einigen Anläufen, die zu-

nächst eher in eine kritische Richtung zu gehen scheinen. Mit der gefundenen Formulierung wird der komplizierte Sachverhalt einer prinzipiellen Verfügbarkeit des Vaters trotz mangelnder physischer Präsenz transportiert. Dass sich die tatsächliche Verfügbarkeit auch im Sinne physischer Präsenz vor allem auf das Wochenende beschränkte, wird jedoch ebenfalls positiv formuliert. Die Bezeichnung „Wochenend-Intensivpapi“ legt ein, wenn auch zeitlich beschränktes, so doch konzentriertes, qualitativ hochwertiges ‚Da-Sein‘ des Vaters nahe. Hier kommt die Erzählerin ihrer Ankündigung nach, das Arrangement habe auch „Vorteile“ gehabt.

Mit der Erläuterung über das Benutzen der Vornamen der Eltern wird noch eine weitere Ebene für die Evaluation des Zusammenseins mit dem Vater eingeführt. Es geht um seine Bedeutung und die „Beziehung“ zu ihm „als Person“. Nicht seine Funktion als Vater und wie er diese ausgefüllt hat, steht damit zur Debatte. Das „Wichtig“-Sein und die „intensive Beziehung“ können als etwas betrachtet werden, das ein Stück weit von der Anwesenheit und Verfügbarkeit des Vaters abgekoppelt ist und über das Zusammen-Leben im Gefüge der Lebensform Familie hinausgeht. Das fällt insbesondere im Vergleich mit der Darstellung der Eltern bei Marlies Arndt auf, in der diese viel stärker (wenn auch nicht ausschließlich) über ihre von der Struktur bürgerliche Kleinfamilie bestimmten „Rollen“ der Hausfrau und des autoritären Familienernährers charakterisiert werden.

Analog zu der Beziehung zu ihrem Vater rekonstruiert die Erzählerin die zu ihrer Mutter:

so Marlies is ehm ja für für mich ehm war auch immer ne so immer immer da obwohl sie auch wirklich ihr ehm ja ihre ihre Arbeit auch verfolgt hat ihr Studium / I: mh / gemacht hat parallel - wollte aber ganz klar=e Kinder haben - hat das auch ehm ganz ganz toll gemeistert bestimmt aber auch weil sie ganz engagiert war und sich da auch ehm drum gekümmert hat dass wir a_ dass dass es uns Kindern gut geht und dass sie aber selber trotzdem noch ehm ehm ja ihre ihre eigene Karriere da irgendwie verfolgen konnte. und das hat ehm keinem von uns glaub ich geschadet - (3,2-9)

Die Analogie zwischen Vater und Mutter reicht hier bis in die Wortwahl. Wie der Vater war auch die Mutter „immer da“, auch bei ihr wird eine Opposition von Kindern und „ihrer Arbeit“ – die offensichtlich nicht die Familienarbeit ist – festgestellt, auch bei ihr ist von einem aktiven, „ganz klaren“ Wollen in Bezug auf die Kinder die Rede. Allerdings setzt die Erzählerin zu einer Beschreibung ihrer persönlichen Beziehung zur Mutter („für mich ist...“) nur an und bricht sie ab, um dann von „uns Kindern“ zu sprechen. Dort tritt, anders als beim Vater, durchaus die Funktion der Mutter in den Vordergrund und gerade nicht die Beziehung zur Mutter „als Person“. Mit dem Wohl der Kinder („dass es uns Kindern gut geht“) kommt eine Größe, vielleicht ein Bewertungsmaßstab ins Spiel, der beim Vater nicht angelegt wurde. Die Bewertung in dieser Hinsicht fällt aber

auch nicht so ambivalent oder mit einer lediglich ausgeglichenen Bilanz aus wie beim Vater, sondern eindeutig positiv. Dabei bezieht sich die positive Evaluation zunächst auf die Vereinbarkeitsleistung der Mutter, für deren Gelingen das Wohlergehen der Kinder jedoch ein Kriterium ist. Die Erzählerin macht dabei sehr deutlich, dass die Frage der Vereinbarkeit eine des aktiven Tuns, des Engagements der Mutter ist. Beim Vater ist davon keine Rede.

Innerhalb der Analogie in den Beschreibungen von Vater und Mutter findet sich auch ein charakteristischer Unterschied. Er bezieht sich zunächst auf die Ambitioniertheit, die den Eltern zugesprochen wird: Der Vater hat sich in die Arbeit „hineingestürzt", die Mutter hat ihre Karriere „verfolgt". Zudem werden die Karriereambitionen als solche bei der Mutter nicht in der Weise einer Rechtfertigung unterzogen wie beim Vater, bei dem das sehr starke Konzept der Selbstverwirklichung in Anschlag gebracht wird. Die Ambitionen der Mutter erscheinen überaschenderweise viel selbstverständlicher und in sich weniger legitimationsbedürftig; das hängt offensichtlich damit zusammen, dass die Argumentation hier so angelegt ist, dass die Mutter vom Vorwurf, ihre Kinder wegen ihrer Berufstätigkeit zu vernachlässigen, ohnehin freigesprochen wird und sich daraus – im Gegensatz zum Vater – auch keine Legitimationsbedürftigkeit der Karriereambitionen an sich ergibt. Gleichzeitig wird am Ende der Passage mit der Feststellung „und das hat ehm keinem von uns glaub ich geschadet" noch einmal deutlich, dass die Legitimität einer Karriere bei Vater und Mutter auf unterschiedliche Weise gesichert ist. Während beim Vater die Notwendigkeit der Selbstverwirklichung ins Spiel gebracht wird, die Legitimation also in seiner Person liegt, liegt die Legitimation bei der Mutter außerhalb ihrer selbst, nämlich darin, dass sie ihren Kindern mit ihrer Berufstätigkeit nicht „schadet".

Dafür tritt die Erzählerin noch eine ausführlichere Beweisführung an, die sich nicht nur auf die berufsbedingte Abwesenheit der Mutter, sondern auch auf die von ihr gewählte alternative Betreuungsform bezieht:

also da hab ich ja jetzt immer noch irgendwie - Gespräche mit andern Leuten die dann - die dann ehm das teilweise nicht verstehen können oder andere finden das ganz toll - so wies bei uns war wir wir sind halt also ich bin irgendwie mit einem Jahr schon in Kinderladen gekommen - und=e hab das aber für für überhaupt nicht ehm schlecht empfunden das hat vielleicht auch was zu tun dass meine Erzieherin halt auch mit uns zusammengelebt hat - dass es dadurch natürlich jetzt nicht so n totales Abschieben war oder so sondern wir haben ehm letztendlich da trotzdem - trotzdem warn unsere Eltern oder oder auch Marlies ganz toll präsent. also dieser Kinderladen der - wurde ja auch mit von den Eltern - ehm ja gestaltet. / I: mh / so das das Essen kam halt auch irgendwie von von den Eltern und also gewisse Sachen waren da einfach auch so dass dass dass wir dass es uns Kinder einfach richtig gut ging. (3,11-21)

Diese Passage macht zunächst deutlich, dass die Legitimation des Arrangements der Mutter maßgeblich eine Reaktion auf eine Anfrage von außen ist. Der Kontext, in dem die Frage nach dem Wohlergehen der Kinder zum Kriterium für die Bewertung dieses Arrangements wird, ist nicht der der Familie selbst, auch nicht in erster Linie der des zu „verwirklichenden" individuellen Lebensentwurfs der Mutter, sondern der der intersubjektiven Verständigung über Kindheit im Allgemeinen. Die Erfahrungen, die die Erzählerin über ihre Kindheit mitzuteilen hat, werden in diesem Kontext zu etwas Besonderem, weil es sich vom ‚Normalen' abhebt. Die Konstruktion von etwas ‚Normalem' ist dabei die Voraussetzung dafür, diese Erfahrungen zu etwas Abweichendem, Besonderem werden zu lassen. Die Reaktionen auf die so zum Besonderen gemachten Erfahrungen teilt die Erzählerin in zwei Kategorien ein: „Nicht verstehen" und „ganz toll finden". Auch wenn mit dem „Nicht-Verstehen" möglicherweise eine Haltung bezeichnet wird, in der eine Ablehnung eingeschlossen ist, hebt die Erzählerin hier die Explikationsbedürftigkeit des familiären Arrangements hervor, der mit entsprechenden Ausführungen begegnet werden kann, die wiederum ein Verstehen ermöglichen. Das „Ganz-toll-Finden" dagegen benennt nur das Moment der Bewertung und setzt möglicherweise die „Gespräche", in denen das Besondere expliziert wurde, voraus.

Die genauere Darstellung dessen, was „nicht verstanden" oder „ganz toll gefunden" wird, orientiert sich maßgeblich am ‚Normalen', indem es die Abweichung davon benennt („schon mit einem Jahr" statt wie ‚normal' mit mindestens drei Jahren) und das Ausbleiben schlechter Erfahrungen damit erklärt, dass Normalität an anderen Stellen restituiert wird: Die Erzieherin ist in Wirklichkeit so etwas wie eine Familienangehörige und die Eltern sind im Kinderladen „präsent", so dass der Kinderladen gar kein fremdes Terrain ist, in den ein Kind „abgeschoben" werden könnte. Oder das normale Maß wird positiv überboten: Die Eltern sind im Kinderladen engagiert; der Kinderladen ist nicht einfach eine Betreuungseinrichtung, sondern es geht den Kindern „richtig gut".

Obwohl hier deutlich die Legitimationsbedürftigkeit des Modells nach außen sichtbar wird, kommt an dieser Stelle in der engen Verschränkung der Form des Zusammen-Lebens als Familie oder WG mit der Idee des Kinderladens ein weiterer wichtiger Aspekt zum Tragen. Die Erzählerin macht diese Verschränkung nicht nur explizit an den personellen Überschneidungen und den fließenden Grenzen zwischen Familie bzw. WG und Kinderladen und damit auch zwischen privatem und öffentlichem Raum deutlich. Auch die argumentative Verbindung und thematische Nähe, in dem das Reden über das Zusammen-Leben in der Familie und über Berufstätigkeit und Kinderbetreuungsformen hier stehen, weisen eindrucksvoll darauf hin, dass alle Beteiligten immer gleichzeitig in unterschiedliche soziale Gefüge eingebunden sind und dass das ihr Zusammen-Leben in den verschiedenen Räumen beeinflusst. Alle Beteiligten – ob Er-

wachsene oder Kinder – stellen gleichzeitig Schnittstellen zwischen privatem (Familie) und öffentlichem (Arbeit/Karriere, Kinderladen) Raum dar. Die Mehrfachverortungen wirken sich auf das Zusammen-Leben in den unterschiedlichen Räumen aus und zeigen, dass die Trennung der Sphären von vornherein eine virtuelle ist. Damit wird nicht etwa die Programmatik „Das Persönliche ist politisch", die hinter Konzepten wie der WG und dem Kinderladen steht, argumentativ eingelöst, sondern die Aufhebung der Trennung der Sphären ergibt sich aus der Rekonstruktion der Zusammenhänge, die die Erzählerin zum Thema macht.

Im weiteren Verlauf des Interviews setzt die Erzählerin wiederholt zu einer Legitimation des Kinderbetreuungsarrangements ihrer Eltern bzw. v.a. ihrer Mutter an, die wie oben als Hauptverantwortliche in Erscheinung tritt. Diese Legitimation folgt ebenfalls dem Schema, das Besondere des Arrangements der Eltern zu explizieren, als Ergebnis aber eine Einlösung des Normalen bzw. dessen positives Überbieten zu präsentieren. So betont die Erzählerin etwa: „ja ich hab hab mich letztendlich irgendwie glaub ich ganz normal entwickelt" (4,4) und überbietet es mit der Einschätzung, dadurch eine „eigene Persönlichkeit" (4,7f) geworden zu sein. Hier kommt wiederum, wie bei der Legitimation der Karriereambitionen des Vaters, die Hochschätzung des Persönlich-Individuellen ins Spiel, das dem ‚Funktionieren' innerhalb vorgegebener sozialer Zusammenhänge (Familie, aber auch Kinderladen, in dem die Kinder Raum zur individuellen Entfaltung bekommen) übergeordnet wird.

An anderer Stelle benennt die Erzählerin expliziter die Berufstätigkeit der Mutter als Voraussetzung für eine spezifische Art der persönlichen Beziehung, die zwischen ihr und ihrer Mutter besteht:

> und - also unserer Beziehung hat es so gut getan dass dass ich meine Mutter oder Marlies auch immer eher als Freundin gesehen hab / I: mh / also nicht als ehm autoritäre ehm Führungsperson oder so in unserer Familie oder so sondern wirklich das ehm man konnte halt über alles reden und und es hatte bestimmt auch was damit zu tun dass sie auch immer halt noch ihr eigenes Leben hatte. (21,17-22)

In dieser Evaluation verbindet sich mit der Frage der Lebensform die Frage der persönlichen Beziehungen, die innerhalb eines auf bestimmte Weise organisierten Zusammen-Lebens entstehen. Dass diese Beziehungen ganz persönliche sind und sich aufgrund der gewählten alternativen Lebensform nicht in den Funktionen aufgehen, die den einzelnen Personen innerhalb der Konstellation Familie zukommen, ist ein charakteristischer Zug, der die Erzählungen von Tina Aumann prägt.

9.2.4.2 Beziehungen in der Familie als Ressourcen für persönliche Entfaltung und soziale Integration

In Tina Aumanns Schilderungen ihres Heranwachsens sind Reflexionen über ihre Herkunftsfamilie ein verbindendes Element. Dabei spielen ebenfalls Evaluationen der Beziehung zu den Eltern eine wichtige Rolle.

so ich glaube ich bin da irgendwie ganz ganz gut irgendwie so ich hab so meine eigene Persönlichkeit irgendwie da auch ganz gut entwickeln können hab n unheimliches Selbstvertrauen - das kommt bestimmt auch daher dass Marlies irgendwie mir da auch immer so=e ganz viel Halt gegeben hat / I: mh / auch irgendwie immer ihre Kinder einfach ganz toll fand auch wenn mal irgendwas schief ging oder so war die das irgendwie immer auch ehm - fand sie das einfach immer ganz ganz gut was wir so machen und hat uns da nicht irgendwie zurechtgewiesen das war das war wirklich gut und wir habens halt nie ausgenutzt / I: mh / also so - wir wussten irgendwie auch immer ehm dann letztendlich was was der vernünftige Weg is also - klar manchmal hat man vielleicht schon irgendwas gemacht was nicht so toll war aber n hat haben wir drüber geredet / I: mh / und dann - war das irgendwie auch okay.(4,6-20)

Die Entwicklung der „eigenen Persönlichkeit“, die als Beleg für die positive Bewertung des zuvor beschriebenen Betreuungsarrangements angeführt wird, erfährt hier wieder eine Einbettung in die persönliche Beziehung zur Mutter. Ein wichtiges Detail dieser Beziehung ist das vorbehaltlose „Toll“-Finden. Es ist die Voraussetzung für eine Art Vertrag, der auf Seiten der Mutter einen Verzicht auf Disziplinierung vorsieht. Auf Seiten der Kinder verlangt er, das Ausbleiben von Sanktionen nicht „auszunutzen“. Die Freiräume der Kinder sind in dem geschilderten Modell nicht von den autoritären Setzungen der Mutter begrenzt, sondern von einem anderen, für alle verfügbaren Maßstab – dem der Vernunft. Bezeichnend ist hier, dass den Kindern das Verfügen über diesen Maßstab, der zumeist als ein bevorzugt ‚erwachsener‘ angesehen wird, ohne weiteres zugesprochen wird: „wir wussten irgendwie auch immer [...] was der vernünftige Weg ist“. Nachdem der „vernünftige Weg“ den Kindern auch ohne Anweisung der Mutter zugänglich ist, tritt an die Stelle eines autoritären Gefälles zwischen Kindern und Mutter ein impliziter Appell an die Urteilsfähigkeit der Kinder.

Dennoch räumt die Erzählerin Fälle ein, in denen „man vielleicht schon irgendwas gemacht hat was nicht so toll war“. Auch daran schließt sie eine Regel an, die in ihrer Formulierung von beiden Seiten, Eltern und Kindern, getragen wird: „n hat haben wir drüber geredet“. Dass Kommunikation an sich eine Essenz der Beziehung zwischen Eltern und Kindern in ihrer Herkunftsfamilie ist, macht die Erzählerin an anderer Stelle mit einer Art Leitsatz deutlich, den sie ihrem Vater in den Mund legt: „okay ich

vertrau dir jetzt also Tina du kannst machen was du willst aber red mit mir“ (4,28f).

Dieser Leitsatz steht im Kontext der Schilderung der Beziehung zum Vater als potentielle Autoritäts- oder Erziehungsperson. Dieser Beziehung gibt die Erzählerin, anders als bei der Mutter, ein ganz spezifisches Thema, das eine Art Nagelprobe beinhaltet, nämlich die „ersten Freunde“. Auch in dem zitierten Leitsatz ist eine Art Vertrag enthalten: Der Vater kontrolliert nicht und macht von sich aus keine Vorgaben, sondern bietet sich als Gesprächspartner an; dafür soll die Tochter ihm über das, was sie tut, Auskunft geben. Die Erzählerin legt dies jedoch nicht als eine verfeinerte Form der Kontrolle aus, sondern bringt ihre Wertschätzung für das Interesse zum Ausdruck, das ihr Vater ihr damit entgegenbringt. Noch mehr als das Vertrauen der Mutter in die Vernunft der Kinder qualifiziert das Interesse des Vaters am Gefühlsleben der Tochter die Beziehung als eine sehr persönliche Beziehung. Die Erzählerin folgt in ihrer Schilderung nicht dem klassischen Schema der Funktionen von erziehenden Erwachsenen und zu erziehenden Kindern, sondern konstruiert über die Eigenverantwortung und die eigene Intimsphäre, die ihr zugestanden werden, einen quasi-erwachsenen Status. Damit verringert sich das Macht- und Autoritätsgefälle in den geschilderten Beziehungen, auch wenn ein solches in Form der elterlichen Definitionsmacht über die Gestaltung der Beziehung der Konstruktion implizit zugrunde liegt.

Auf ihre Erfahrungen mit einem derart demokratisierten Erziehungsstil in Elternhaus und Kinderladen bezieht sich die Erzählerin an anderer Stelle, um ihre Schwierigkeiten mit autoritäreren Systemen zu erklären. Dass sie mit den rigideren Regeln in der Schule nur schwer zurechtkommt, führt sie darauf zurück, dass sie damit zuvor nicht konfrontiert wurde. Gleichzeitig kritisiert sie diese Systeme vom Standpunkt der Grundsätze ihrer eigenen Erziehung aus. So evaluiert sie auch das Verhalten ihrer amerikanischen Gasteltern, die ihr als 16jähriger weniger Freiräume lassen, als sie es von ihren Eltern gewohnt ist: „Aber ich war eigentlich schon viel viel weiter und viel vernünftiger und - ehm aber das ehm das ging da nicht. also da konnt ich so rum mit denen nicht reden“ (15,37f).

Neben Vernünftigkeit und Selbstverantwortung als Resultat des Erziehungsstils ihrer Eltern schreibt sich die Erzählerin noch weitere Kompetenzen zu:

und=e diese diese Gesamtschule war schon eigentlich n harter - Brocken so. da kam wirklich auch ehm echt also sind sind so komische Menschen eben jetzt oder oder auch ehm Schüler drauf gewesen die die einfach auch n - also die waren einfach nicht so richtig fit so. oder die hatten einfach auch nicht die diese dieses soziale Umfeld und und hatten ja also weiß ich? Eltern halt irgendwie arbeitslos Alkoholiker also da waren wirklich so ne ganze Latte von gebrochenen Menschen die da irgendwie mit mir in einer Klasse waren - natürlich da auch wieder vereinzelt welche wie ich / I: mh / die dann irgendwie n ganz ganz gutes

Elternhaus hatten und da irgendwie auch ehm selbstsicher auch rangegangen sind und dann auch sozial irgendwie kompetent waren dass dass man die irgendwie dass dass dass dass wir natürlich auch oder ich auch auch da meine Freunde gefunden habe / I: mh / ne? und=e und dass dass wir natürlich auch wichtig waren für für den Rest. der letztendlich irgendwie das nie so richtig - ehm miterlebt hat / I: mh / wies letztendlich auch aussehen kann oder dass dass es auch n bisschen - schöner sein kann wenn man abends oder wenn man nach der Schule nach Hause geht - ja. (9,11-28)

Mit der Bezeichnung der Gesamtschule als ein „harter Brocken" stellt sich die Erzählerin eine schwierige Aufgabe; für die Erläuterung des Zusammenhangs muss sie eine Charakterisierung ihrer MitschülerInnen vornehmen. Dabei versucht sie jedoch offensichtlich, nicht auf diskursiv vorhandene Bilder und Klischees von Gesamtschulen zurückgreifen, denen zufolge dort eher sozial und leistungsmäßig schwächere SchülerInnen, ein höheres Gewaltpotential etc. zu erwarten sind. Sie spricht zunächst von „komischen Menschen" die „nicht so richtig fit" waren und lässt damit zunächst den Bezug auf gesellschaftliche Kategorien wie soziale Herkunft oder Benachteiligung beiseite. Die verbleibende Diffusität zwingt sie jedoch dazu, dies zu konkretisieren, wozu sie dann doch auf die entsprechende soziologisierende Typologie („soziales Umfeld", „arbeitslos Alkoholiker") zurückgreift. Dies tut sie jedoch in einer Weise, die den Eindruck eines Herabsehens aus einer privilegierten Position heraus vermeiden will; sie versucht, einen verstehenden Zugang zum beschriebenen Phänomen zu eröffnen. Dass die MitschülerInnn „komisch" und „nicht so richtig fit" waren, wird aus Defiziten heraus erklärt, für die sie nichts können; als „gebrochenen Menschen" steht ihnen Verständnis zu. Allerdings gerät die Erzählerin damit in ein anderes Klischee hinein und nimmt personalisierte Zuschreibungen vor, die ebenfalls wenig differenziert sind.

In der Positionierung, die sie im Folgenden für sich selbst vornimmt, zeigt sich schließlich doch eine deutliche Distinktion. Ebenso wie die Defizite der „komischen Menschen" aus dem „sozialen Umfeld" abgeleitet werden, werden die positiven Eigenschaften derer, die als „welche wie ich" klassifiziert werden, aus dem „ganz guten Elternhaus" abgeleitet. Dabei werden die Eigenschaften der „welchen wie ich" zwar ebenfalls in einer objektivierend-pädagogisierenden Terminologie angeführt („sozial irgendwie kompetent"). Die Relation, in der die sozialen Herkünfte und die daraus resultierenden Fähigkeiten der SchülerInnen stehen, ist jedoch durchaus wertend.

Die Erzählerin konstruiert im Folgenden sogar eine klare Trennung zwischen den zwei beschriebenen Gruppen; unter den „welchen wie ich" Freunde zu finden bedeutet auch, sich in einer homogenen Subgruppe zu bewegen und damit die vorhandenen Unterschiede zu reproduzieren. Parallel dazu beschreibt sie jedoch eine spezifische Form der Beziehung zwischen der privilegierten und der unterprivilegierten Gruppe: Die privile-

gierte eröffnet der unterprivilegierten – einseitig – einen Erfahrungsraum, auf den sie bisher verzichten musste. Es ist der Raum, in dem die Erzählerin zuvor auch die Unterschiede zwischen den beiden Gruppen verankert hat, nämlich der der Familie. Ohne näher darauf eingehen zu können, wie darin das Verhältnis von „welchen wie ich“ und „dem Rest“ genauer konstruiert wird, lässt sich festhalten, dass hier der Familie die Bedeutung einer zentralen Instanz der sozialen Integration und gleichzeitig eines Ortes für den Erwerb sozialer Integrationsfähigkeit zugeschrieben wird.

Familie als ‚der‘ Ort „sozialer Kompetenz“ spielt in den Ausführungen der Erzählerin in verschiedenen Kontexten immer wieder eine Rolle. So beschreibt sie beispielsweise das Verhältnis zu ihrer älteren Halbschwester vor dem Hintergrund der potentiellen Schwierigkeiten, die es darin hätte geben können, als ein „ganz klares Verhältnis ohne Stress“ (11,23f). Wiederum ist es die Familie als ganze, die es schafft, dass die Halbschwester „total akzeptiert integriert“ ist (11,29). Die Familie als ein sozialer Zusammenhang, in dem Probleme gemeinsam gelöst werden und in dem für die Integration der Einzelnen gesorgt ist, wird auch im Zusammenhang mit der Scheidung der Eltern zum Thema:

also wir haben das eigentlich sehr sehr gut gemacht also ich ich weiß noch dass wir uns damals irgendwie alle an einen Tisch gesetzt haben und haben überlegt wie wir das machen. / I: mh / auch um um Julia irgendwie da da trotzdem noch ehm so ne Familie irgendwie zu zu geben also so ohne / I: mh / dass sie jetzt da irgendwie aus aus ihrem gewohnten Leben da irgendwie bricht oder so oder irgendwie passiert oder Julia nicht mehr mit uns Kindern zusammen also mit uns eh Geschwistern zusammen is also - wir haben dann irgendwie entschieden dass halt ehm dass ehm dass es eben besser is wenn wenn wenn wir Kinder auf jeden Fall in dem Haus bleiben mit Julia / I: mh / und=e ich weiß gar nicht ob die dann von vornherein gesagt haben dass eben Marlies hier bleiben soll oder dass die sich entscheiden müssen - aber uns war irgendwie klar dass dass wir jetzt nicht irgendwie anfangen uns aufzuteilen (18,45-19,9)

Die Trennung der Eltern wird hier als ein Problem dargestellt, mit dem die Familie aktiv und vor allem kommunikativ umgehen muss; mit dem Auseinandergehen des Elternpaares ist die Familie nicht einfach zerstört, sondern es gibt noch einen runden ‚Tisch‘, an dem – gemäß der zuvor für die Erziehung der Kinder aufgestellten Maxime – miteinander geredet wird. Die Evaluation, die die Erzählerin dem voranstellt, macht den Ausnahmecharakter einer solchen Konfliktbewältigung deutlich. Sie schreibt ihrer Familie damit Kompetenzen zu, die sie nicht für selbstverständlich hält.

In der beschriebenen Bewältigung des Konflikts geht es darum, den Familienzusammenhang trotz der Trennung der Eltern aufrecht zu erhalten. Darin ist impliziert, dass dem Elternpaar eine konstitutive Bedeutung zukommt. Gleichzeitig wird in der Beteiligung der Kinder am Aushandlungsprozess und an der Bedeutung, die ihnen für das Weiterbestehen der

Familie zugesprochen wird, deutlich, dass sie es letztlich sind, mit denen das Projekt eines Zusammen-Lebens als Familie steht und fällt. Um der jüngsten Tochter „eine Familie irgendwie zu zu geben", ist vor allem das Zusammensein mit den Geschwistern nötig, sogar wer der verbleibende Elternteil ist, erscheint dem gegenüber sekundär. Für das System Familie und die Integration der Einzelnen wird hier also nicht nur der Eltern-Kind-Beziehung Bedeutung verliehen, sondern auch der Beziehung der Kinder untereinander. Dabei kommt den älteren Geschwistern auch Verantwortung für die jüngeren zu; Ziel des Projekts, weiter als Familie zusammen zu leben, ist es, der Jüngsten diesen Kontext zu bieten. Aus dem hier formulierten Ansinnen spricht einmal mehr das Konzept, dass die Familie – diesmal weniger im Sinne eines „Elternhauses" wie oben – der Raum ist, der die soziale Integration der Kinder sichert und Ressourcen zur Entfaltung ihrer Persönlichkeit bereitstellt.

9.2.4.3 Management von ungleichen Voraussetzungen in der Zweierbeziehung

Den Fragen des Zusammen-Lebens geht die Erzählerin nicht nur in Bezug auf ihre Herkunftsfamilie nach, sondern auch in der Geschichte der Beziehung zu ihrem späteren Ehemann. Hier greift sie zunächst immer wieder den Altersunterschied von zwölf Jahren und verbunden damit die Ungleichheit von Ressourcen auf Seiten der beiden PartnerInnen als Thema auf. Aus den entsprechenden Passagen spricht eine hohe Sensibilität für ungleiche Verteilung von Macht und Autorität; die Erzählerin arbeitet sich immer wieder daran ab, die wahrgenommenen Gefälle argumentativ auszugleichen bzw. sich und ihrem Partner ein erfolgreiches Umgehen damit zu attestieren, durch das negative Auswirkungen auf die Beziehung verhindert werden konnten. Schon in Zusammenhang mit dem Beginn der Beziehung ist dies Thema:

muss man ihm auch wirklich nochmal zugute halten dass er sich irgendwie auch mit meiner Familie und auch mit mit mit meinem Leben also weil ich war ja schon irgendwie also n paar Jahre jünger und hab einfach noch n anders anderes Leben geführt so und hatte nicht / I: mh / diese Unabhängigkeit und man muss ich musste halt dann doch noch gewisse - ehm - ich hatte einfach noch war einfach noch abhängiger / I: mh / ne? ich wurde noch finanziert über meine Eltern ich hatte letztendlich eh mein Abitur noch nicht mal in der Tasche / I: mh / und war noch klar dass ich noch die nächsten Jahre studieren werde und und das hat er aber irgendwie auch auf sich genommen also er hätt sich ja auch letztendlich eine eh in seinem Alter nehmen können mit der er dann irgendwie auf jeden Fall ehm also - ja einfach nicht nicht mit ihr abends sitzen und Biologie lernen oder so / I: mh / und das hat er aber wirklich / mit mir durchgestanden ((schmunzelnd)) / und=e fand das auch irgendwie in Ordnung. weil er das irgendwie auch wusste dass - dass dass wir auch zusammengehören (23,14-31)

Dass das ungleiche Maß an Freiheit, mit dem beide PartnerInnen die Beziehung gestalten können, hier problematisiert wird, weist auf ein unterstelltes Konzept von Partnerschaft hin, in dem der Anspruch auf Gleichheit im weitesten Sinne von großer Bedeutung ist. Die Protagonistin verfügt jedoch über weniger Ressourcen als ihr Partner, die sie in die Beziehungen einbringen kann; sie unterliegt Einschränkungen durch die Abhängigkeit von den Eltern – sie ist Teil der Herkunftsfamilie und ihres Haushalts – und die Einbindung in eine Bildungslaufbahn. Beides thematisiert die Erzählerin in seinen Auswirkungen auf den Partner. Er muss sich, wenn er mit ihr zusammen sein will, auch auf die beiden Systeme Familie und Bildungslaufbahn, in die sie integriert ist, einlassen – „abends sitzen und Biologie lernen". Dass er das tut, statt sich eine Partnerin zu suchen, die über die gleichen Ressourcen und Freiheiten verfügt wie er, „muss man ihm [...] zugute halten"; es ist also eine Investition in die Beziehung, die er getätigt hat, um das auszugleichen, was der Erzählerin an Ressourcen nicht zur Verfügung stand. Mit der Deutung, dass ihr Partner damit aus freien Stücken Opfer gebracht hat, kann die Erzählerin hier trotz der unterschiedlichen Ausgangspositionen eine Balance in der Beziehung konstruieren. Sie schließt das Entstehen einer Schieflage oder eines Machtgefälles aus, indem sie den Wert, den sie für ihren Partner hat, durch seine Investitionen in die Beziehung bestätigt sieht. Dass sie dem solche Aufmerksamkeit widmet, verweist auf die Sensibilität des Themas, was im Folgenden an zwei Aspekten noch konkreter wird.

Zum einen schreibt die Erzählerin ihrem Partner einen altersbedingten Vorsprung an Lebenserfahrung zu. Das zeigt sich darin, dass er sie „unheimlich fördert also fordert also manchmal fast so dass dass ich dann auch irgendwann mal ne Phase hatte […] wo ich einfach überfordert war weil er einfach ehm gewisse Dinge schon viel klarer gesehn hat als ich" (23,45ff). Trotz der eigenen Überforderung gesteht sie ihm hier – vielleicht im Nachhinein – Autorität zu. Für den Ausgleich des dadurch entstehenden Gefälles, den die Erzählerin als kontinuierliches „Näherkommen" beschreibt, ist neben ihrem Zugewinn an Lebenserfahrung vor allem ihre finanzielle Unabhängigkeit relevant: „und witzigerweise kommen wir uns immer näher also so jetzt wo ich irgendwie dann auch im Berufsleben bin und und dann meine mein eigenes Geld verdiene und unabhängig bin" (22,2ff).

Das mit dem „klarer Sehen" des Partners verbundene „Fördern" konkretisiert die Erzählerin als ein Vermitteln von Selbstbewusstsein während des Studiums. Auch in diesem quasi pädagogischen Verhältnis spielt die dem Partner zugeschriebene Autorität eine Rolle; er „wusste was ich kann" (24,9). Insofern ist ein positives Nutzen dieser Autorität möglich, weil sie die Erzählerin in ihrem eigenen Handeln bestärkt.

Im weiteren Verlauf des Interviews wird in Sachen Ressourcenverteilung die ökonomische Seite dominant. Die Bedeutung finanzieller Unabhängigkeit, die in den bereits angeführten Zusammenhängen immer wieder aufschien, diskutiert die Erzählerin ausführlicher im Dialog mit einem Anliegen ihrer Mutter:

auch Marlies und Klaus die die wollten das halt auch [dass Tina studiert, C.T.] und=e haben haben auch immer irgendwie mich da auch unterstützt also obwohl ich halt dann auch verheiratet war wollte Marlies Marlies war das sehr wichtig dass dass ich irgendwie trotzdem auf eigenen Füßen steh / I: mh / dass ich unabhängig bleibe vielleicht hatte das auch was damit zu tun weil bei Marlies es ehm zwar irgendwann war sie auch unabhängig aber sie hat am Anfang schon ehm wurde hat ehm hat hat Klaus mehr oder weniger sie finanziert / I: mh / weil sie von zu Hause halt dann auch ehm ehm zwar schon immer mal Geld bekommen hat aber s war jetzt nicht so ehm dass es war ja einfach auch nochmal ne andere Zeit und Marlies war das einfach ganz wichtig dass dass dass wir uns da unabhängig irgendwie für Sachen entschließen und nicht weil wir dann irgendwie - weil weil mein Mann es mir dann irgendwie genehmigt oder nicht oder keine Ahnung also ich ich sollte irgendwie das machen was ich wollte und ehm da da sie auch wusste dass ich studieren will hat sie da irgendwie auch ehm mich unterstützt und=e und es ging dann trotzdem so ganz normal weiter es war halt nicht so dass dass dann irgendwie Andreas jetzt mich finanziert hat sondern ich hab trotzdem mein eigenes Geld irgendwie noch von zu Hause bekommen weil ja wie gesagt das war Marlies irgendwie auch wichtig dass sie dann irgendwie das Studium noch irgendwie finanziert - und und dann ehm ja so hab ich dann trotzdem also trotzdem hat natürlich irgendwie Andreas auch ehm viel viel irgendwie bezahlt is ja auch klar / I: mh / aber da haben wir auch keine Probleme mit also jeder hat irgendwie dann bezahlt dann wenn er das Geld hat / I: mh / und so haben wir da sind wir einfach ganz normal damit umgegangen (26,1-25)

Die finanzielle Unabhängigkeit der Protagonistin wird hier als Projekt ihrer Mutter dargestellt. Die Tatsache, dass ihr Ehemann für sie als nicht erwerbstätige Studentin aufkommen müsste und sie damit von ihm abhängig wäre, wird nicht aus ihrer eigenen Sicht zum Problem. Es ist ihre Mutter, die darin eine Situation wiedererkennt, in der sie selbst einmal war und die sie für ihre Tochter nicht will. Positiv aus der Sicht der Tochter formuliert: „ich sollte irgendwie machen was ich wollte“. Die Erzählerin macht die Gründe ihrer Mutter für die Unterstützung, die sie ihr gibt, sehr überzeugend und detailliert nachvollziehbar. Es wird eine klare Verbindung zwischen dem üblichen Arrangement, dass ein Ehemann für die ökonomische Absicherung der Ehefrau sorgt, und der Einschränkung des Entscheidungsspielraums der Ehefrau hergestellt. Dennoch bezieht die Erzählerin nicht explizit die Position der Mutter. Sie signalisiert Dankbarkeit dafür, positioniert sich jedoch nicht zu den potentiellen Problemen, die die Mutter ihr erspart hat.

Trotzdem räumt die Erzählerin hinsichtlich der Finanzierung des gemeinsamen Lebens ein Ungleichgewicht ein; ihr Partner hat „viel irgendwie bezahlt“. Doch hier verneint die Erzählerin Probleme ganz explizit und konstruiert eine Gegenseitigkeit bzw. die ‚Normalität‘, dass die jeweiligen Ausgaben auf beiden Seiten gerade nicht gegeneinander aufgerechnet werden. Die Regel „jeder [...] bezahlt dann wenn er das Geld hat“ kann in einer egalitären Partnerschaft nur funktionieren, wenn der Partner, der mehr geben kann, dadurch nicht zu mehr berechtigt ist. Hier wird also eine selbstverständliche Solidarität konstruiert, die dennoch auf der sensiblen Balance zwischen Abhängigkeit und Unabhängigkeit beruht.

Die Sensibilität für die Bedrohung ihrer Eigenständigkeit durch eine finanzielle Abhängigkeit steht auch in Zusammenhang mit einer moralischen Verpflichtung denen gegenüber, die die Protagonistin finanziell absichern und ihr trotzdem diese Eigenständigkeit zugestehen. Dass sie nach dem Abschluss ihres Studiums übergangslos ihre erste Stelle antritt, wird unter anderem mit diesem Zusammenhang begründet: „also hab ich dann irgendwie - weiß ich auch nicht hatte so das Gefühl ich muss jetzt ganz schnell irgendwie auf eigenen Beinen stehn und wollte irgendwie auch alle entlasten“ (27,18f).

Den Anspruch „jeder [...] bezahlt dann wenn er das Geld hat“ holt die Erzählerin mit dem Bericht über eine Phase ein, in der sie erwerbstätig ist, ihr Mann jedoch nicht:

dann hat ehm Andreas parallel seinen Laden aufgegeben in der Zeit / I: mh / das war irgendwie so ganz ganz gut weil ich war dann irgendwie sozusagen abgesichert weil ich hatte irgendwie mein Job war angestellt und Andreas der irgendwie zehn Jahre da oder zwölf Jahre selbstständig war - hat dann irgendwie gesagt jetzt=e trennt er sich davon / I: mh / und=e das war so dass dass ehm dass wir dann eigentlich so mit nem ganz guten ehm das war irgendwie ganz gut also ich hab sozusagen angefangen zu arbeiten ich war jetzt nicht mehr im Studium und hab da irgendwie ehm / Geld gekostet ((schmunzelnd)) / so sondern ich hab dann irgendwie so durch durch meinen Job ehm ging das dann irgendwie auch dass dass Andreas dann ehm ja einfach vielleicht dann auch gesagt hat okay jetzt brauchen wir auch diesen Laden nicht unbedingt. also auch wenn wir jetzt irgendwie oder wenn wenn wenn wenn er dann irgendwie erstmal kuckt wo er so hin will ehm / I: mh / dann wir nicht auf der Straße sitzen sondern ein_ einer ist auf jeden Fall der dann der irgendwie auch das Geld verdient. / I: mh / und=e das hat sich dann irgendwie auch ganz gut so ergeben - Andreas hat natürlich dann auch den Laden ganz gut noch verkauft das is jetzt nicht irgendwie ah dass wir auf einmal kein Geld hatten oder so also wir waren immer noch sehr ehm also er war unabhängig ich war unabhängig (28,16-36)

Auch dies ist eine Geschichte des erfolgreichen Umgangs mit einer Situation, in der beide Partner nicht über dieselben Ressourcen verfügen und die Gefahr einer Schieflage entsteht. Allerdings tastet sich die Erzählerin hier an das Konstrukt, dass sie diejenige ist, die nicht nur selbst abgesi-

chert ist, sondern auch für die Absicherung des Ehepartners sorgt, nur langsam heran. Es ist der Mann, dem sie die Entscheidung, den Laden als bisherige Existenzgrundlage des Paares aufzugeben, in den Mund legt. Er spricht in der Wir-Form und lässt damit einerseits die Erzählerin an dem Laden teilhaben, entscheidet aber für sie mit. Im nächsten Schritt ist er allerdings derjenige, der „erst mal kuckt wo er so hinwill“ und damit auf die Solidarität der Partnerin angewiesen ist. Wie in ihrem eigenen Fall legt die Erzählerin jedoch auch hier Wert darauf, dass die geringeren Ressourcen auch für ihren Partner keine finanzielle Abhängigkeit bedeuten. Wiederum ist, nun unter umgekehrten Vorzeichen, die prinzipielle Unabhängigkeit die Voraussetzung dafür, eine partielle Abhängigkeit zuzulassen.

9.2.4.4 Lebensform als Frage individueller Entscheidungen

In den vorausgehenden Ausführungen wurde bereits an verschiedenen Stellen deutlich, dass Familie für die Erzählerin einen zentralen Stellenwert hat, dabei aber die persönliche und individuelle Gestaltung erfordernden Beziehungen innerhalb der Familie im Vordergrund stehen. Das Zusammen-Leben als Familie ist nicht auf eine bestimmte Lebensform zu reduzieren, in der die Einzelnen bestimmte Positionen und Funktionen einnehmen. Vielmehr sind mit der Wahl alternativer Lebensformen die persönlichen Beziehungen von diesen Positionen und Funktionen ein Stück weit abgelöst und bekommen sozusagen Raum, sich als individuelle Beziehungen zu entfalten.

Von daher ist es konsequent, dass die Erzählerin auch unterschiedlichen Lebensformen in eher reflektierenden Passagen Aufmerksamkeit widmet, sei es in Bezug auf sich selbst oder auf andere. So kritisiert sie ihren Vater dafür, dass er nach der Trennung von ihrer Mutter der bürgerlichen Kleinfamilie als Lebensform verhaftet bleibt:

und=e ja und dann is is also das was was ich eigentlich sagen wollte ist dass ich das irgendwie voll blöd fand dass Klaus dann irgendwie gleich wieder so ne so ne neue Familie gründet / I: mh / anstatt dass er sich jetzt irgendwie - endlich mal irgendwie anders lebt. also was ich auch versteh verstanden hätte weiß ich irgendwo sich ne Wohnung zu nehmen und irgendwie - - so n bisschen - ja ich weiß auch nicht dachte immer er soll sollte meinetwegen seine Freundin haben weil er ja immer ehm Frauen sehr sehr toll fand und das auch bestimmt immer noch findet / I: mh / aber =e ich hätts irgendwie nett gefunden wenn er - so - weiß ich n Loft und wieder gemalt hätte oder so. also anders einfach so n bisschen raus aus diesem Klischee aber Klaus war ja eigentlich derjenige der immer dieses dies_ dieses Leben so haben wollte das war ja Marlies gar nicht so (20,18-29)

Dieses Statement folgt auf eine Passage, in der die Erzählerin berichtet, wie ihr Vater nach der Trennung von ihrer Mutter „mit seiner neuen

Freundin zusammen gezogen“ (19,35) ist und ein Jahr später ihre Halbschwester geboren wurde. Diese schnelle Gründung einer „neuen Familie“ legt die Erzählerin ihrem Vater hier nicht mit einer Begründung zur Last, die ihre eigene Betroffenheit zum Thema macht. Das Argument ist – im weitesten Sinne – das Wohl des Vaters. Die Erzählerin schildert ihn als jemand, der nicht mehr aus seinem Leben macht, weil er einem „Klischee“ anhängt; er vergibt die Chance, mit sich allein und kreativ zu sein, weil er glaubt, eine Frau und Kinder haben zu müssen. Die Erzählerin konfrontiert hier die Möglichkeit „endlich mal irgendwie anders“ zu leben mit der Familie als „Klischee“, einer sinnentleerten Form um der Form willen. In der Schilderung der Erzählerin scheint dieses „Klischee“ eine gewisse Macht über den Vater zu haben, seine Abhängigkeit davon oder seine Versuche, etwas letztendlich Leerem hinterherzujagen, verstellen ihm seine eigentlichen Potentiale als Künstler (wobei die Skizze des Künstlerlebens im Loft hier auch eher klischeehaft ausfällt).

Familie als Lebensform, so wird hier deutlich, ist für die Erzählerin kein Selbstzweck; die Lebensform ist lediglich eine Art Schablone, die im ungünstigen Fall eine einengende Eigendynamik haben kann. Dennoch wird im weiteren Verlauf des Interviews die „Vision“ (20,38) des Vaters von einem Familienleben ohne eine ausdrückliche Wertung neben die von der Mutter bevorzugte Lebensform gestellt. Dass ihr Vater „irgendwie so ne - ehm heile Familie [wollte] und [...] - aber auch dass dass alles n bisschen ordentlicher is [...] dass man irgendwie - n nettes Sonntagsessen hat“ (21,1ff), wird ihm ebenso zugestanden wie der Mutter, dass „se viel lieber in der WG weiter ehm wohnen geblieben“ wäre (20,32f). Die Erzählerin attestiert ihren Eltern sogar, trotz „unterschiedlicher Lebensformen“, die sie bevorzugten (21,9) „irgendwie das dann ganz gut hingekriegt“ (22,5f) zu haben. Es wird hier also keine gültige Norm oder Hierarchie der Lebensformen aufgestellt, sondern die individuell-persönliche Entscheidung in den Vordergrund gerückt.

Wie sie diese für sich selbst getroffen hat, schildert die Erzählerin daher auch ausführlich. Zwar scheint sich das Zusammen-Leben in einer Zweierbeziehung zunächst quasi organisch durch die Möglichkeit zu ergeben, nach einem Jahr des Pendelns bei ihrem Freund in Afeld zu leben: „und als ich dann mit meinem Abi fertig war hab ich dann eben gedacht also jetzt kann ich dann auch zu ihm ziehen / I: mh / und hab dann auch irgendwie ohne drüber nachzudenken - bei ihm gelebt - und das lief auch echt super“ (25,19-23). Doch durch das gewisse Erstaunen über den reibungslosen Verlauf des unüberlegten Unternehmens, das hier mitschwingt, wird schon deutlich, dass dies eigentlich eine sensible Angelegenheit ist, die durchaus einigen Nachdenkens wert ist. Entsprechend ausführlich ist die Argumentation der Erzählerin, als es um den Umzug des Paares nach Gestadt und den möglichen Einzug in das Haus der Mutter geht.

Die Entscheidung gegen diese Möglichkeit wird zunächst mit der Wertschätzung des „Abstands“ (33,44) zur Herkunftsfamilie begründet, den die Erzählerin mit dem Umzug nach Afeld verbindet. Dabei wird die Loslösung von der Familie als solche als wichtiger Schritt dargestellt, der nicht etwa die Konsequenz eines Konflikts ist, sondern sogar eher dadurch erschwert wurde, dass „wir eigentlich alle hier sehr - ehm friedlich auch immer zusammen gelebt haben und hatten halt wirklich eher so weils halt nicht so typische Familie sondern s waren halt irgendwie alles eher Freunde oder so / I: mh / also wie ne WG eigentlich.“ (33,30-35).

Die Entscheidung gegen die Rückkehr zur Familie ist jedoch gerade auch eine Entscheidung gegen die Lebensform WG und für das Zusammen-Leben als Paar. Letzteres bezeichnet die Erzählerin in diesem Zusammenhang nun als das „Leben“, das die beiden gemeinsam „gewählt“ haben (34,4). Als Vorteil dieses Lebens zu zweit führt sie vor allem die Möglichkeit an, zu tun „was wir wollten“ (34,19f) und „keine Rücksicht nehmen“ (34,23) zu müssen. Außerdem hält sie die Aushandlung von Kompromissen zwischen den Vorstellungen ihres Mannes und denen der bestehenden, bereits eingespielten Lebensgemeinschaft im Haus für schwierig und sieht in dem Grad der Privatheit, den beide Seiten benötigen, einen prinzipiellen Unterschied: „also bei Marlies isses so die möchte halt lieber die würde lieber die Türen aufmachen. / I: mh / und ich würd sie halt zumachen.“ (35,37-50).

In dieser Abwägung benennt sie jedoch auch Faktoren, die für den Einzug in das Haus gesprochen hätten. Für den Fall, dass sie „durch Zufall schwanger geworden wäre“ (33,47f), wäre die Wohngemeinschaft eine Option gewesen. Doch die Erzählerin hat nicht nur die Solidarität im Blick, die sie in diesem Fall von der Wohngemeinschaft zu erwarten gehabt hätte. Sie problematisiert auch, dass sie nun, nachdem sich das Paar ein anderes Haus gesucht hat, nicht durch ihre Miete dazu beiträgt, dass ihre Mutter das Haus halten kann.

Möglicherweise spiegeln das ausführliche Argumentieren und sorgfältige Abwägen von Argumenten einen Legitimationsdruck, in dem sich die Erzählerin gegenüber ihrer unkonventionell lebenden Mutter befindet, weil sie selbst – zumindest auf den ersten Blick – das Modell der klassischen Zweisamkeit lebt. Dennoch ist hier vor allem eine Beobachtung wichtig: Die Lebensform wird zu einer Sache der Entscheidung, die, wenn auch nicht als freie Wahl, sondern als an die zur Verfügung stehenden Alternativen gebunden, doch als hochgradig personalisiert und individualisiert dargestellt wird. Dabei fällt ein Unterschied zwischen der Darstellung der Entscheidung der Erzählerin und der Darstellung der Entscheidung ihrer Eltern auf: Der Vater bindet sich an ein „Klischee“, die Mutter hat zunächst bei der Umsetzung der Visionen des Vaters „mitgemacht“ (20,39), um dann aber wieder ihren eigenen zu folgen. Die Erzählerin lebt in gewisser Weise wie der Vater das kleinbürgerliche Modell, aber sie zieht da-

bei ihre individuellen Bedürfnisse und die ihres Partners in Erwägung und kommt damit zu einer Entscheidung.

9.2.4.5 Resümee

Tina Aumann kommt zu Beginn ihres Interviews einem erhöhten Explikations- und Legitimationsbedarf nach, was die Lebensform ihrer Herkunftsfamilie während ihrer Kindheit betrifft. Das Leben in Wohngemeinschaften, die Betreuung im Kinderladen und das berufliche Engagement beider Elternteile präsentiert die Erzählerin als Abweichung vom Normalfall und verwendet große Sorgfalt auf die Erklärung und Darstellung des Zusammen-Lebens. Die Legitimation der von den Eltern getroffenen Arrangements findet dabei in beide Richtungen statt, sowohl gegenüber herkömmlichen Maßstäben als auch gegenüber eher fortschrittlichen Ansprüchen. So wird nicht nur das berufliche Engagement der Mutter und die Betreuung im Kinderladen gerechtfertigt, sondern auch die berufsbedingte Abwesenheit des Vaters im Alltagsleben der Familie. Im gleichen Zug werden bei der Beschreibung des sozialen Gefüges der Herkunftsfamilie generell nicht die Funktionen der Eltern in den Vordergrund gestellt, wie sie innerhalb der Lebensform der herkömmlichen Kleinfamilie definiert sind. Vielmehr betont die Erzählerin die besonderen Qualitäten der persönlichen Beziehungen jenseits solcher institutionell definierten Positionen.

Diese Beziehungsqualität nimmt die Erzählerin immer wieder auf und deutet sie ganz explizit als Ressource für ihre persönliche Entwicklung. Sie sieht in ihrer Erziehung, deren Grundlagen sie auch in theoretisierender Weise präsentiert, die Basis für ihre Fähigkeit, sich auch in anderen Umgebungen „sozial [...] kompetent“ (45,25) und sicher zu bewegen. Die Familie selbst wird, unabhängig von der jeweiligen äußeren Lebensform (als Wohngemeinschaft, Kleinfamilie, nach der Trennung der Eltern), als ein ‚Wir‘ dargestellt, das in der Lage ist, für die soziale Integration aller Mitglieder und auch weiterer Personen zu sorgen.

Wie bei der Herkunftsfamilie löst die Erzählerin auch bei der Darstellung ihrer Zweierbeziehungen die individuelle Beziehung von den in der Lebensform institutionalisierten Funktionen ab. So ist mit der Ehe gerade keine automatische ökonomische Absicherung durch den Partner verbunden, wie es gesetzliche Regelungen oder traditionelle Vorstellungen vorsehen. Vielmehr wird in diesem Zusammenhang die Bedeutung einer finanziellen Unabhängigkeit beider Partner verhandelt. Dies geschieht ganz explizit und nimmt in der Schilderung immer wieder Raum ein; es kommen in der Geschichte keine Selbstverständlichkeiten zum Zuge, obwohl die Erzählerin die Einvernehmlichkeit der Partner hinsichtlich ökonomischer Fragen betont. Die in der Lebensform enthaltenen institutionalisierten Regelungen entfalten in ihrer Darstellung keine Eigendynamik, die durch Abhängigkeiten ein Machtgefälle in der Beziehung schaffen. In der

Schilderung der Paarbeziehung gibt es implizit eine starke Bezugnahme auf den Maßstab der Gleichheit, der in Ausführungen über die Ausbalancierung von unterschiedlichen Ressourcen und die Vermeidung von Ungleichheit immer wieder zum Tragen kommt.

Die Frage der Lebensform selbst wird an mehreren Stellen explizit verhandelt. Die erneute Familiengründung des Vaters wird mit einer Kritik am „Klischee" Familie (20,28) verknüpft. Diese Kritik wird jedoch nicht mit einer Programmatik verbunden, aus der eine Alternative abzuleiten wäre. Dies gilt auch für die Thematisierung der Lebensformfrage anlässlich des Umzugs der Protagonistin und ihres Mannes nach Gestadt. Die Frage der Lebensform wird angesichts der Möglichkeit, in die Wohngemeinschaft der Mutter einzuziehen, als Frage ganz individueller Bedürfnisse dargestellt und wird damit zu einer sorgfältig abgewogenen Entscheidung zwischen mehreren zur Verfügung stehenden Alternativen.

Tina Aumann bezieht sich auf die unterschiedlichen Formen des Zusammen-Lebens mit ihrer Familie sehr positiv. Dies ist eng mit der teilweisen Ablösung der individuellen, persönlichen Beziehungen in der Familie von den üblicherweise über die Lebensform institutionalisierten Funktionen ihrer einzelnen Mitglieder verknüpft.

Ähnliches lässt sich über die Schilderung der Paarbeziehung zwischen Tina Aumann und ihrem Ehemann sagen. Die Gestaltungsaktivität der Protagonistin bezieht sich damit weniger auf die äußere Lebensform als darauf, wie diese im Zusammen-Leben gefüllt wird.

Dennoch sind in den Schilderungen des Zusammen-Lebens mit dem Ehemann mögliche Eigendynamiken der Lebensform Ehe gegenwärtig, die zu einer Abhängigkeit eines der Partner – dies betrifft sowohl die Erzählerin als auch ihren Mann – führen könnten. Es wird viel Aufmerksamkeit darauf verwendet, ein Gleichgewicht zu halten, dessen prinzipielle Störungsanfällig darin impliziert ist. Der Garant für die Balance ist die wirtschaftliche Eigenständigkeit beider, die vor allem mit einer Berufstätigkeit gegeben ist. Dadurch bekommt auch in Tina Aumanns Biographie der Konstruktionskontext Berufs-Leben ein großes Gewicht für den Kontext Zusammen-Leben.

Die Sensibilität für eine egalitäre Gestaltung der Zweierbeziehung und die Aufmerksamkeit für die Bedeutung wirtschaftlicher Unabhängigkeit als Voraussetzung dafür hat Parallelen in Diskursen der Frauenbewegung. Die wirtschaftliche Absicherung über den Partner gilt wegen der damit verbundenen Abhängigkeit der Frau nicht mehr als das erstrebenswerte Ziel, das es möglicherweise vor nicht allzu langer Zeit einmal war. Dies hat mit der Aufdeckung der Folgen solcher Machtverhältnisse durch die Frauenbewegung zu tun. Die Frage, die sich angesichts solcher Beobachtungen immer wieder stellt, ist die nach dem genauen Zusammenhang zwischen der Problematisierung der Abhängigkeit von Frauen innerhalb der Institution Ehe durch die Frauenbewegung und der Sensibilität einzelner

Frauen dafür. Auch wenn dieser Zusammenhang im Einzelfall kaum zu rekonstruieren ist, so gibt es doch im Fall von Tina Aumann einen interessanten Hinweis: Sie bringt die Problematisierung einer möglichen Abhängigkeit vom Ehemann mit dem Anliegen ihrer Mutter in Verbindung, die aus eigenen Erfahrungen der Abhängigkeit heraus für eine eigenständige finanzielle Absicherung der Tochter während ihres Studiums sorgt. Die Mutter wiederum verbindet ihr Streben um Unabhängigkeit ganz explizit mit der Frauenbewegung; auf die Nachfrage nach ihren Erfahrungen damit antwortet sie ganz explizit: „und Emanzipation hieß einfach=e für uns glaub ich=e mehr Unabhängigkeit von - sozusagen dem Mann“ (41,33f). Die Bedeutung, die finanzielle Eigenständigkeit nun auch für ihre Tochter hat, kann also zumindest zum Teil als Ergebnis eines intergenerationalen Lernprozesses betrachtet werden. Dabei spielen Diskurse der Frauenbewegung die Rolle einer Art Katalysator, der einen Deutungsrahmen für die negativen Erfahrungen der Mutter darstellt und diese damit formulierbar und anschlussfähig macht. Dies ist die Voraussetzung für eine ‚Weitergabe‘ an die Tochter und für die gezielte Suche nach einem alternativen Arrangement, das ihre Unabhängigkeit in der Ehe gewährleistet.

9.2.5 Intergenerationale Wandlungsprozesse in der Familie Aschauer/Arndt/Aumann

Im Blick auf die Entwicklung des Konstruktionskontexts Zusammen-Leben über drei Generationen der Familie Aschauer/Arndt/Aumann hinweg fällt zunächst die enge Verknüpfung von Lebensform und biographischer Handlungsfähigkeit ins Auge. Bei der Großmutter Gertrud Aschauer sind familiäre Lebensformen stark mit der Figur des „Müssens“ verbunden. Dies betrifft die Übernahme von Verantwortung für andere in der Herkunftsfamilie ebenso wie die harte Arbeit für ein nach dem Modell einer Familie konstruiertes Kollektiv während des Pflichtjahrs. Die eigene Familiengründung ist selbst schon Gegenstand eines „Müssens“ – „dann - musste ich natürlich heiraten“ (12,39f) – und verleiht anderen – dem Ehemann und den Schwiegereltern – institutionalisierte formale oder informelle Macht über die Protagonistin, was schließlich in eine biographische Verlaufskurve führt.

Der Zusammenhang zwischen der Etablierung kleinfamiliärer Strukturen und dem Verlust biographischer Handlungsfähigkeit spielt auch bei Marlies Arndt eine wichtige Rolle. Obwohl sie es sich gerade in Abgrenzung zu ihrer Mutter zum Programm macht, keine Hausfrauenehe zu führen, findet sie sich nach der Geburt ihres ersten Kindes in einer ähnlichen Situation wieder. Aufgrund ihrer explizit formulierten Programmatik gelingt es ihr jedoch, die Situation als „so ne Schiene [...] wo ich todunglücklich bei werde“ (24,2) zu identifizieren und das Verlaufskurvenpotential zu entschärfen. Für die Wiedererlangung eigener biographischer Gestaltungs-

spielräume spielen Kontexte außerhalb des familiären Nahraums die entscheidende Rolle; so ist es etwa der Aufbau eines Kinderladens, der freie Kapazitäten für eine zweite Ausbildung schafft, und nicht etwa eine Umverteilung der Reproduktionsaufgaben innerhalb der Familie z.B. durch eine stärkere Einbeziehung des Ehemannes.

In Tina Aumanns Erzählung kommen derartige Eigendynamiken insbesondere der Lebensform Familie, denen sich sowohl ihre Großmutter als auch ihre Mutter ausgesetzt sahen, kaum vor. Sowohl in Bezug auf die Herkunftsfamilie als auch auf die eigene Ehe steht die Qualität der persönlichen Beziehungen im Vordergrund; die innerhalb der Lebensform institutionell vorgesehenen Funktionen verlieren an Bedeutung. So wird etwa mit der Eheschließung explizit keine ökonomische Absicherung durch den im Gegensatz zur Protagonistin erwerbstätigen Ehemann verbunden, aber auch die Finanzierung durch die Eltern nicht als selbstverständlich dargestellt. Die Lebensform wird zu einem weitgehend äußerlich bleibenden, verhandelbaren Faktor; sie verlangt jedoch gleichzeitig nach einer individuellen Gestaltung, bei der die Gleichheit der Beteiligten gewahrt werden muss und für die Ressourcen notwendig sind.

An dieser Stelle fällt im Generationenvergleich besonders ins Gewicht, dass die Zugehörigkeit zu unterschiedlichen Generationen hier auch die Zugehörigkeit zu verschiedenen Lebensaltern und, damit verbunden, verschiedene Lebenssituationen bedeutet. Tina Aumann hat zum Zeitpunkt des Interviews keine Kinder. Es könnte also eingewendet werden, dass ihre Perspektive auf Lebensform bzw. Familie mit der ihrer Mutter und ihrer Großmutter nicht vergleichbar sind, da ein Leben mit Kindern Notwendigkeiten mit sich bringt, die die Entfaltung bestimmter Eigendynamiken der Lebensform begünstigen können und einen anderen Umgang mit der Lebensformfrage erforderlich machen, wie es etwa das Beispiel von Marlies Arndt zeigt. Es wäre jedoch ein Kurzschluss, einen Wandel im Konstruktionskontext Zusammen-Leben erst dort festmachen zu wollen, wo Veränderungen die ‚Nagelprobe' der Familiengründung überdauern. Dies würde einerseits eine unterschwellige Engführung auf die Lebensform Familie bedeuten; zumindest das Zusammen-Leben von Frauen mit eigenen Kindern würde damit einmal mehr als Standardmodell unterstellt. Andere Formen des Zusammen-Lebens, im Fall von Tina Aumann etwa die langjährige Partnerschaft, bekämen damit einen lediglich vorläufigen oder gar defizitären Charakter. Zum anderen ist genau das Abstandnehmen von einem Zusammen-Leben mit Kindern – ob in Form eines gänzlichen Verzichts oder in Form eines zeitlichen Aufschubs – ein wichtiges Charakteristikum von Frauenbiographien aus der Generation von Tina Aumann. Die Form des Zusammen-Lebens, die sie darstellt, ist nicht nur Element eines Moratoriums, einer Phase vor der Familiengründung, die schon auf das hin zu denken wäre, was nach ihr kommt. Zusammen-Leben in unterschiedlichen nicht-familiären Formen ist vielmehr allem Anschein nach

eine Ausprägung des Konstruktionskontexts, die für die betreffende Generation zum gegenwärtigen Zeitpunkt charakteristisch ist.

Es bleibt also festzuhalten, dass die Entfaltung von in der Lebensform Familie angelegten Eigendynamiken und die damit verbundene Einschränkung biographischer Handlungsspielräume in der Familie Aschauer/Arndt/Aumann zur jüngsten Generation hin abnimmt. Allen drei Generationen ist jedoch gemeinsam, dass die Wiedererlangung bzw. Absicherung der eigenen Handlungsfähigkeit gerade auch im Bezug auf das Zusammen-Leben mit dem Konstruktionskontext des Berufs-Lebens verknüpft ist. Bei Gertrud Aschauer ist es die Aufnahme einer Erwerbstätigkeit, die einen Ausweg aus der Verlaufskurve eröffnet. Die Tätigkeit als Verkäuferin dient zunächst ganz explizit und ausschließlich dazu, sich dem häuslichen Umfeld zu entziehen, bevor es zu einer weitergehenden Identifikation mit der Aufgabe und sogar einer Karriere kommt. Bei ihrer Tochter Marlies Arndt hat die Berufskarriere von vornherein viel stärker den Stellenwert eines eigenen biographischen Projekts, das gleichberechtigt neben dem Wunsch nach Kindern steht. Als das Verlaufskurvenpotential der Lebensform Familie für die Protagonistin sichtbar wird, ist es der Rückgriff auf dieses biographische Projekt, der eine energische Abwendung vom ungewollten Hausfrauendasein initiiert. Der eigene Verdienst ist daraufhin auch die ökonomische Grundlage dafür, im Rahmen des familiären Zusammen-Lebens alternative Arrangements der Kinderbetreuung zu treffen und damit die etablierte Lebensform sozusagen von innen heraus ein Stück weit zu transformieren.

Am stärksten ist die Interdependenz von beruflichem Engagement und Gestaltung des Zusammen-Lebens bei Tina Aumann. In ihrer Erzählung ist das berufliche Engagement an keiner Stelle eine Reaktion auf eine Einengung durch die Dynamiken der Lebensform; vielmehr richtet sich die Gestaltung des Zusammen-Lebens – etwa in Form einer Distanzbeziehung oder eines gemeinsamen Wohnens mit dem Partner – nach den Prioritäten der Ausbildung und beruflichen Entwicklung. Der Beruf und die damit erlangte ökonomische Eigenständigkeit werden sehr deutlich als Garant für Gleichheit in der Beziehung dargestellt.

Am Beispiel Tina Aumanns wird jedoch auch deutlich, dass die eigene Berufskarriere nicht die einzige Ressource ist, die eine Gestaltung des Zusammen-Lebens ermöglicht. Sie geht ausführlich darauf ein, dass ihre Eltern auf Betreiben ihrer Mutter hin auch nach ihrer Eheschließung noch ihr Studium finanzierten, um ihre Unabhängigkeit von ihrem Ehemann zu gewährleisten. Neben den ökonomischen Ressourcen wird hier also intergenerational sozusagen eine Programmatik weitergegeben. Die Erkenntnis der Bedeutung finanzieller Unabhängigkeit ist ein Resultat der schlechten Erfahrungen der Mutter, die diese nun sozusagen in Form einer positiven ‚Botschaft' an ihre Tochter weitergeben kann.

Im Fall der Mutter selbst ist die Bezugnahme auf das „Hausfrauendasein“ der Großmutter als Negativfolie eine bedeutungsvolle Ressource. Sie bewirkt nicht nur eine Sensibilisierung für verlaufskurvenhafte Entwicklungen in der eigenen Biographie, sondern bildet auch die Grundlage für die Formulierung einer eigenen Programmatik und eines biographischen Projekts. Für dessen Verwirklichung spielt jedoch auch eine spezifische historische Gelegenheitsstruktur eine wichtige Rolle. Die Studenten- und die Frauenbewegung eröffnen einen ideologischen und sozialen Zusammenhang, in dem Alternativen entwickelt und Infrastrukturen für ein Zusammen-Leben jenseits konventioneller Lebensformen geschaffen werden können.

9.3 Dimensionen des Vergleichs mit den anderen Fallfamilien

Wie für die Familie Aschauer/Arndt/Aumann können auch für die Familien Bechtel/Büttner und Claussen/Cadenberg im Konstruktionskontext Zusammen-Leben spannungsreiche und dynamische Entwicklungen über drei Generationen rekonstruiert werden. Die Darstellung soll sich im Folgenden jedoch auf Aspekte beschränken, die vor dem Hintergrund des an der Familie Aschauer/Arndt/Aumann Herausgearbeiteten bei den Familien Bechtel/Büttner und Claussen/Cadenberg zusätzlich besonders auffallen. Als Dimensionen des Vergleichs zwischen den Familien werden sie aufgegriffen, weil sie aufschlussreiche Perspektiven auf die Frage nach intergenerationalem Wandel in Frauenbiographien versprechen. Die folgenden Darstellungen charakterisieren nicht die Familien Bechtel/Büttner und Claussen/Cadenberg insgesamt, sondern dienen dazu, diese Perspektiven herauszuarbeiten.[6]

9.3.1 Das Spannungsfeld zwischen dem ‚Einholen‘ von Normen und der Kritik an Normen am Beispiel der Familie Bechtel/Büttner

In der Erzählung von Marlies Arndt ist die programmatische Abweichung von der Norm, die sie durch ihre Mutter repräsentiert sieht, ein maßgebliches Moment der Biographiekonstruktion im Kontext von Zusammen-Leben. Auch Tina Aumann nimmt in diesem Kontext immer wieder auf die ‚normalen‘ Standards Bezug. Zwar tut sie das ohne eine Programmatik der Normabweichung, wie dies bei ihrer Mutter der Fall ist. Jedoch werden

6 Mit Sicherheit sind dies auch nicht die einzigen sinnvollen und aufschlussreichen Perspektiven, die in dieser Frage anzulegen wären; es sind jedoch diejenigen, die sich in der Bearbeitung des verwendeten Materials am klarsten herauskristallisiert haben.

Normen in der Regel zitiert, um daran die Vorteile der eigenen davon abweichenden Praxis deutlich zu machen.

Das implizite oder explizite Zitieren von Normen ist eine Form der Bezugnahme auf einen geteilten Sinnhorizont, der es den Erzählerinnen ermöglicht, die Schilderung dessen, was ihnen widerfahren ist oder wie sie gehandelt haben, nachvollziehbar und konsistent zu machen. Dabei kann, wie das Beispiel der Familie Aschauer/Arndt/Aumann zeigt, gerade die kritische Auseinandersetzung mit Normen produktiv für die Biographiekonstruktion sein. Die Bezugnahme auf Normen kann jedoch auch in einer Form stattfinden, in der vor allem das eigene Zurückbleiben hinter den Normen problematisiert wird und bearbeitet werden muss.

Wenn Erzählerinnen sich genötigt sehen, sich auf eine Norm als Sinnhorizont ihrer Geschichte zu beziehen, bringt dies weitere Geschichten hervor und treibt sozusagen die Erzählung voran. Im Fall der Familie Bechtel/Büttner ist das ‚Einholen' von Normen eine Figur, die wesentlicher Bestandteil der Biographiekonstruktionen im Kontext von Zusammen-Leben ist. ‚Einholen' kann hier zum einen bildlich verstanden werden; es ist der angestrengte Versuch, Normen, hinter denen man zunächst zurückbleibt, dennoch einzulösen. Zum anderen impliziert das Bild des ‚Einholens' die Akzeptanz einer Vorgängigkeit von Normen.

Bevor auf dieses Konstruktionsmuster näher eingegangen werden kann, soll zunächst ein Überblick über die Interviews mit Gunda Bechtel, Marianne Büttner und Tanja Büttner gegeben werden.

9.3.1.1 Thematische Verläufe der Interviews der Familie Bechtel/Büttner

Das Interview mit *Gunda Bechtel* dauerte gute drei Stunden, wovon etwa 80% auf die biographische Haupterzählung entfallen. Frau Bechtel erwies sich als geübte Erzählerin, die über ein breites Repertoire an unterhaltsamen Anekdoten aus ihrem Leben verfügt. Über weite Strecken des Interviews reihen sich daher auch in sich weitgehend geschlossene Episoden mit einem jeweils eigenen Spannungsbogen und häufig witzigen Pointen aneinander.

Frau Bechtel ist 1935 geboren; der Nationalsozialismus spielt in der Schilderung ihrer Kindheit eine große Rolle. Die biographische Erzählung beginnt mit der Verhinderung einer Heirat der Eltern vor der Geburt der Protagonistin durch die nationalsozialistische Bürokratie. Im Folgenden wechseln sich Anekdoten über kindliche Streiche in der Freiheit einer dörflichen Umgebung mit Episoden ab, die die Auswirkungen des Krieges zum Gegenstand haben. Die Nachricht vom Tod des Vaters an der Front ist zugleich der Anknüpfungspunkt für die Etablierung eines wichtigen roten Fadens für den weiteren Verlauf der Erzählung: Derartige schicksalhafte Ereignisse werden ab hier konsequent vor einem religiösen Hinter-

grund interpretiert. Zunächst ist es die Mutter, der attestiert wird, „durch [...] den schweren Weg“ – den Tod des Mannes, einen lebensgefährlichen Unfall und die Verantwortung für drei Kinder in Zeiten materieller Not – „ganz gezielt auch zum Glauben gekommen“ zu sein (3,9).

Unter dem Eindruck der Kriegsfolgen steht auch die Schilderung der Bemühungen der Protagonistin um eine Berufsausbildung. Dem eingeschränkten Zugang zu Schule und Ausbildung setzt die Erzählerin ihre eigene starke Orientierung auf eine berufliche Qualifizierung hin entgegen; sie berichtet vom Besuch einer Abendschule neben der Arbeit in einer Fabrik und ihrer erfolgreichen Bewerbung bei der Bahn.

Mit der Abendschule ist jedoch auch ein anderer thematischer Schwerpunkt verknüpft: Die Protagonistin lernt dort den Vater ihrer älteren Tochter kennen. Die Schwangerschaft stellt sie zugleich als Konsequenz ihres Verstoßes gegen ihre religiös motivierte Ablehnung vorehelicher Sexualität und als Folge einer Erpressung durch den Freund dar. In einer ähnlichen Spannung zwischen moralischer Selbstbezichtigung und Opferperspektive werden auch die anschließende Verleugnung durch den Freund und die üble Nachrede im Dorf geschildert. Diese Spannung wird schließlich in der Freude über die Tochter aufgelöst.

Die Geschichte des unehelichen Kindes wird dann unterbrochen durch eine lange Reihe von Anekdoten aus der eigenen Kindheit und Jugend der Erzählerin. Alle drehen sich um Abenteuer und Streiche, die sie zum Teil zusammen mit einer gleichaltrigen Verwandten erlebt hat, von der die Erzählerin sagt, sie habe sie „ja zu allem verleitet“ (12,21). Die Episoden sind sehr routiniert erzählt und haben zumeist eine amüsante Pointe oder enden mit dem guten Ausgang einer gefährlichen Situation.

Anschließend kommt die Erzählerin auf ihre Tochter und den fehlgeschlagenen Versuch, sich mit dem Vater doch noch auf eine Heirat zu einigen, zu sprechen. Diesmal ist es dieser und insbesondere seine Familie, die aufgrund ihrer Zurückweisung einer mutigen Initiative der Protagonistin und wegen der Ablehnung ihres Kindes moralisch disqualifiziert werden.

Die folgende Geschichte vom Kennenlernen des späteren Ehemanns – sie spielt dreizehn Jahre nach der Geburt der Tochter – weist eine ausgefeilte Dramaturgie auf. Die Erzählerin betont zunächst, es aufgrund der schlechten Erfahrungen dem Willen Gottes überlassen zu haben, ob sie noch einen Partner finden würde, und beschreibt dann in einer aufwändigen Hintergrundkonstruktion den Versuch einer befreundeten Diakonisse, sie mit einem soeben verwitweten Mann zusammenzubringen. Das von der Diakonisse arrangierte Aufeinandertreffen wird ebenfalls in allen Details und mit höchster Dramatik inszeniert, wohingegen der schnelle Entschluss zur Heirat als Ergebnis einer rationalen Aushandlung zwischen den Interessenslagen der beiden Partner dargestellt wird. Bei den folgenden Ge-

schichten von der Hochzeit, vom Umbau des Hauses und der Geburt der zweiten Tochter werden wieder dramatische Pointen gesetzt.

Eine weitere Kette miteinander assoziierter, aber in sich weitgehend geschlossener Episoden dreht sich um die Berufstätigkeit der Erzählerin. Sie beginnt mit der argumentativen Rechtfertigung ihrer durchgängigen Erwerbstätigkeit während der Kindheit ihrer ersten Tochter und nach der Heirat. Zunächst geht es dann um die Schwierigkeit, als Frau eine Zulassung zur Beamtenlaufbahn und Beförderungen zu erreichen. Dies wird jedoch abgelöst durch eine Reihe von Anekdoten über die Schulungen für die Beamtenlaufbahn und von Erlebnissen zu Beginn des Schalterdienstes.

Nach Abschluss dieser Erzählkette geht die Erzählerin erneut zu einem anderen Thema über. Sie greift das Verhältnis zu ihren Schwiegereltern auf, deren Versorgung explizit Teil der Abmachungen bei ihrer Heirat war. Die Erzählerin präsentiert sich als sehr souverän im Umgang mit ihnen und ihren Eigenheiten, vor allem mit dem Ringen des hochbetagten Schwiegervaters um den Erhalt seiner Selbständigkeit. Die Logik der Geschichte ist jedoch, obwohl der „Opa“ der Held der einzelnen Episoden ist, die seines zunehmenden Abhängigwerdens von der Protagonistin.

Die Erzählerin schließt ihre Geschichte mit dem Ende ihrer Berufstätigkeit ab; nach dem plötzlichen Tod ihrer Mutter und einer darauf folgenden eigenen Erkrankung geht sie in den vorzeitigen Ruhestand, über den sie sich sehr positiv äußert.

Auf die Bitte hin, ihr eigenes Leben mit dem ihrer Mutter zu vergleichen, konstruiert die Erzählerin vor allem eine Kontituität unter dem Aspekt, den eigenen Lebensweg als „Führung“ (61,15) Gottes zu interpretieren. Die Frage nach einem Vergleich mit ihrer Tochter nimmt sie zum Anlass für die Formulierung einer kulturpessimistischen Vision; sie sieht die Menschheit angesichts zunehmender Unmoral und der Überforderung durch die Geschwindigkeit der Modernisierung auf eine Katastrophe zugehen, der die jüngeren Generationen zum Opfer fallen werden.

Ihrer Einschätzung der Frauenbewegung stellt die Erzählerin als Maxime voran: „as Schönste was für a Frau is is wirklich Kinder kriegen Kinder erziehn ja? / I: mh / eine gute Atmosphäre in der Famille schaffen - dem Mann es - schön machen / I: mh / des zu dem wäre eigentlich die Frau da.“ (71,10-15). Auf der Basis religiöser Argumente spricht sie sich für eine Unterordnung der Frau unter den Mann und gegen Abtreibung und Homosexualität aus.

Marianne Büttner, geboren 1956, sprach etwa 90 Minuten über ihre Biographie. Die Haupterzählung erstreckt sich über die Hälfte der Zeit. Frau Büttners Auskünfte wirken sehr überlegt; immer wieder gibt es Passagen, in denen sie aus einer aktuellen Perspektive reflexiv und kommentierend Bezug auf ihre Erfahrungen nimmt.

Wie bei ihrer Mutter steht auch bei Marianne Büttner die Unehelichkeit ihrer Geburt am Anfang des Interviews im Vordergrund. Die Erzählerin betont jedoch, dass ihr das „im Grunde genommen – egal“ (1,24) gewesen sei, und stellt das Zusammen-Leben mit berufstätiger Mutter, Großmutter und Onkeln als vollwertigen Ersatz für eine bürgerliche Kleinfamilie dar. Die spätere Heirat der Mutter, bei der die Protagonistin bereits 13 Jahre alt ist, und vor allem den damit verbundenen Umzug in eine nahegelegene Kleinstadt mit seinen Folgen, wie Verlust des bisherigen sozialen Umfelds und Schulproblemen, schildert die Erzählerin dagegen als krisenhaft. Dies mündet jedoch in die Aussage, „dass i also ganz bewusst damals eh Christ geworden bin – [...] und des hat mir dann auch Kraft gegeben“ (4,38ff). Vor allem die Integration in die Gemeinde und eine Jugendgruppe benennt die Erzählerin als für sie stabilisierend.

Die Jugendgruppe ist es auch, in der sie ihren späteren Ehemann kennen lernt, den sie bereits mit 18 Jahren heiratet. Auf den Beginn der Ehe und die Geburt ihrer Tochter und ihres Sohnes geht die Erzählerin zunächst jedoch nicht detaillierter ein. Sie berichtet stattdessen von mehreren Jobs und dem Wunsch, nicht in den erlernten Beruf der Apothekenhelferin (der zuvor nur kurz erwähnt wurde) zurückzugehen, sondern entsprechend ihren Neigungen „was Kreatives“ (4,20) zu machen. Zunächst kehrt sie jedoch wieder zum Thema Familie zurück und erzählt von der Geburt ihrer jüngsten Tochter im Alter von 30 Jahren, von gesundheitlichen Problemen ihres Mannes und seiner damit verbundenen vorübergehenden Arbeitslosigkeit. Der glückliche Ausgang der als bedrohlich geschilderten Situation wird vor einem religiösen Hintergrund gedeutet.

Schließlich wendet sich die Erzählerin ausführlich ihrer beruflichen Neuorientierung zu. Sie schildert verschiedene Anläufe mit Jobs in Bäckereien und einem Blumenladen. Stets ist dabei die Vereinbarkeit mit hausfraulichen Pflichten ein Problem, das immer wieder den Ausschlag gibt, eine Stelle aufzugeben. Dennoch konstruiert die Erzählerin eine Kontinuität hinsichtlich ihres Wunsches, etwas „mit Blumen [zu] machen“ (10,16). Diese wird zunächst unterbrochen durch die Krankheitsgeschichte der Schwiegermutter und die Befürchtung, sie bald pflegen zu müssen. Die Erzählung endet jedoch mit der Formulierung eines biographischen Projekts, das wieder an den Berufswunsch anschließt: Die Erzählerin hat sich zum Ziel gesetzt, die formale Qualifikation als gelernte Floristin zu erlangen.

Auf Nachfrage gibt sie Auskunft über ihre erste Ausbildung, die nicht ihren Wünschen entsprach. Sie sieht die Gründe für die Nichtrealisierbarkeit ihrer damaligen Berufsziele in der prekären Situation auf dem Ausbildungsmarkt und reflektiert kritisch die Folgen ihrer frühen Heirat für ihre Berufsbiographie.

Im Vergleich mit ihrer Mutter hebt die Erzählerin deren durch den Krieg beeinträchtige Kindheit hervor, verweist aber auch auf die Anekdo-

ten über Streiche und Abenteuer. Sie zeigt ihre Bewunderung für den Elan der Mutter, mit dem sie es zur Beamtin gebracht hat und die Familie zusammenhält. Im Blick auf das Leben ihrer Tochter hebt die Erzählerin die größere Bandbreite an Chancen und die „intakte[n] Familienverhältnisse“ (19,44f) hervor, von denen die Tochter profitieren konnte. Die Nachfrage zur Frauenbewegung beantwortet die Erzählerin unter Bezugnahme auf das religiöse Modell einer Schöpfungsordnung, die für Frauen und Männer unterschiedliche, aber gleichwertige Funktionen vorsieht. Als Verdienst der Frauenbewegung sieht sie entsprechend die „Aufwertung“ (24,28) der Frauen. Sie spricht sich jedoch gegen Abtreibung und Scheidung aus, weil sie in der Familie zentrale Werte verankert sieht.

Das Interview mit *Tanja Büttner* zeichnet sich dadurch aus, dass die Erzählerin zunächst einen wenig detaillierten Überblick über ihre Biographie gibt, der sich vor allem an den institutionellen Ablaufschemata der Schul- und Studienlaufbahn orientiert. Nur ein Fünftel des ca. eineinhalbstündigen Interviews entfallen auf diesen Teil. Auf Nachfragen zu einzelnen markanten Punkten ihrer Schilderung kommt sie später jedoch stärker ins Erzählen.

In Tanja Büttners (geb. 1976) Darstellung ihrer Kindheit steht weniger die Familie als die Schule im Vordergrund. Die Erzählerin charakterisiert sich als eine gute Schülerin, die sich vor allem immer „um die Schwächeren gekümmert“ (2,48) hat und in der Klasse „beliebt“ (3,18) war. Umso tragischer ist es für sie, dass sie durch eine Neuzusammensetzung ihrer Klasse in der gymnasialen Mittelstufe diese Position verliert und von anderen „fertig gemacht“ (3,42) wird.

Die Entscheidung für ein Journalistik-Studium stellt die Erzählerin als Verknüpfung günstiger Umstände dar. Mit dem sehr provinziellen Studienort zeigt sie sich unzufrieden, evaluiert jedoch das Studium selbst vor allem aufgrund der Zielstrebigkeit, mit der sie es „durchgezogen“ (5,38) hat, als positiv. Es mündet unmittelbar in ein Volontariat; hier steht jedoch der Umzug in eine Großstadt und in die erste eigene Wohnung im Vordergrund.

Erst auf Nachfrage geht die Erzählerin näher auf ihre Familie ein. Sie beschreibt ihren Vater als sehr liebevoll, aber auch „eifersüchtig“ (6,42); dies wird darin konkretisiert, dass die erste Teenagerliebe, die die Erzählerin sehr amüsiert schildert, vor den Eltern geheim gehalten werden muss. Mit ähnlichem Engagement zeichnet die Erzählerin die ständigen Verhandlungen um die Erlaubnis, abends länger wegzubleiben, nach. Als ein durchweg positives Element ihrer Beziehung besonders zum Vater markiert sie die Vermittlung eines „lebendigen Glaubens“ (11,20).

Ebenfalls sehr detailliert sind die Ausführungen der Erzählerin auf die Nachfrage nach der Entwicklung ihres Freundeskreises. Sie schildert nega-

tive und positive Beispiele der Entwicklung von Freundschaften und erklärt, worauf sie dabei Wert legt.

Auf die Bitte nach einem Vergleich zwischen ihrem eigenen Leben und dem ihrer Mutter hin grenzt sich die Erzählerin von deren „klassischer Frauenrolle“ (21,21f), ihrer Zuständigkeit für den Haushalt und ihren Moralvorstellungen ab; dennoch betont sie, die generelle Wertschätzung von Ehe und Familie, wie ihre Eltern sie vertreten, zu teilen. Der Frauenbewegung gegenüber zeigt sie sich ambivalent; einerseits wirft sie ihr Überzogenheit und Männerfeindlichkeit vor, andererseits sieht sie angesichts der anhaltenden Benachteiligung von Frauen auf dem Arbeitsmarkt ihre Notwendigkeit gegeben. Daran schließt sich eine ausführliche Erzählung über eigene Erfahrungen mit einem Praktikum in einer männerdominierten Sportredaktion an. Die Ambivalenz wird schließlich überführt in das Programm, der eigenen Sensibilität für Ungerechtigkeit zu vertrauen und sich im konkreten Fall individuell zu wehren.

9.3.1.2 Gunda Bechtel: Nachträgliche Einlösung der Norm der vollständigen Familie

Bei Gunda Bechtel lässt sich die Figur des ‚Einholens‘ einer Norm bereits am Beginn ihres Interviews nachzeichnen. Sie setzt sich dort mit dem Umstand auseinander, dass ihre Eltern zum Zeitpunkt ihrer Geburt noch nicht verheiratet waren:

mei Mutti war - damals noch nicht verheiratet weil mein Papa - zu jung war - des durft mer damals net des war ja in der - Hitlerzeit / I: ach / musst er erscht Arbeitsdienst machen und alles mögliche / I: mh / durfte nicht obwohl - die Genehmigung von die Eltern und eh eh da gewesen wären aber durften net (1,10-17).

Den möglichen Makel einer unehelichen Geburt relativiert die Erzählerin hier, indem sie ihren Eltern Heiratsabsichten attestiert. Mit der „Hitlerzeit“ stand diesen nicht nur ein administratives Hindernis im Wege; die Eltern werden quasi zu Leidtragenden der Machenschaften eines totalitären Regimes. Der Verweis auf die „Genehmigung“ der Verbindung durch die Herkunftsfamilien gibt der Darstellung einen stark legitimatorischen Charakter. Die Thematisierung der unehelichen Geburt und der argumentatorische Aufwand, der hier betrieben wird, um die Eltern von einer Verantwortung dafür freizusprechen, weisen darauf hin, dass die Institution Ehe für die Erzählerin einen wichtigen Maßstab darstellt.

Während im Fall der Eltern mögliche moralische Vorwürfe wegen der vorehelichen sexuellen Beziehung, die zur Schwangerschaft führte, zugunsten der formellen Frage der Eheschließung aus dem Blickfeld geraten, bringt die Erzählerin für ihr eigenes Verhalten die Norm der sexuellen Enthaltsamkeit bis zur Ehe in Anschlag. Zwar stellt sie den Verstoß gegen ihren religiös begründeten „Vorsatz also - vor Heirat - gibts nix mitm

Mann“ (7,32) als Folge einer Erpressung durch ihren Freund dar: „er hat mich halt sehr bedrängt [...] und das nächste Mal hat er mich fast nimmer angeschaut und ja wenn du so s_ so spröde bist“ (7,37-40). Dann bezichtigt sie sich jedoch selbst der Verantwortung für die Situation, in der sie sich später – schwanger und vom Freund verleumdet und im Stich gelassen – befindet:

obwohl ich hab - ich hab gewusst ich hab - das nicht richtig gemacht das war meine Schuld also / I: mh / ich hätte eben nicht mit ihm schlafen dürfen naja aber - war dann schon zu spät aber dann - ich hab mich auf jeden Fall auf das Kind dann gefreut (8,52-56)

Mit dieser offensiven Selbstbezichtigung demonstriert die Erzählerin moralische Integrität. Gerade angesichts der inhaltlichen Spannung zum vorher geschilderten Verhalten des Freundes wirkt die Anklage des eigenen Fehlverhaltens wie ein Nachweis einer moralischen Überlegenheit, die dem Eingeständnis eines Fehlers zugrunde liegt. Auch die Freude auf das Kind bedeutet eine Heilung der Situation im Sinne moralischer Integrität.

Die weitere Erzählung nimmt eine Wendung, in der die Erzählerin einen moralischen Standpunkt gegen die normative Verurteilung von Unehelichkeit einnimmt. Sie berichtet von einem überraschenden Besuch beim Vater ihrer Tochter, mit dem sie zwischenzeitlich doch verlobt ist. In dessen Reaktion wird der Verstoß gegen die Norm, dass Kinder nur in der Ehe geboren werden sollen, in stigmatisierender Weise gegen die Protagonistin gerichtet:

der war ja natürlich aus allen Wolken ja wie kannst du sowas machen einfach da her fahren - etz hat da kein Mensch was gewusst. - bloß die Eltern. - wahrscheinlich. - net die Geschwister es durft ja keiner was rauskriegen dass da ein uneheliches Kind da ist. (25,16-18)

Das Verhalten der Familie disqualifiziert die Erzählerin im Folgenden als Doppelmoral, die nur nach außen hin an Normen orientiert ist; sie selbst ist zwar das Opfer dieser Doppelmoral, aber zugleich die moralische Siegerin. Die Disqualifizierung des Verlobten erfolgt unter Bezugnahme auf eine bestimmte normative Vorstellung von Familie:

aber das war so deprimierend hab ich gesagt nee. / I: mh / unter den Umständen wenn du nicht so viel Manns genug bist dass du weißt zu wem du gehörst oder nicht gehörst / I: mh / er hätte ja nicht da oben [in Norddeutschland, C.T.] bleiben brauchen / I: mh / er hätt ja auch da unten was suchen können oder was ne? naja und dann ist das endgültig auseinander gegangen / I: mh / ja und dann hab ich gesagt naja also - dann lieber - ich hab ja mei Mutti gehabt mei Mutti / I: mh / ich bin weiter in die Arbeit gegangen mei Mutti hat das - Kind aufgezogen soweit und - in der Zeit wo ich eben nicht da war ne? ich war in Estadt - beschäftigt bei der Bahn - naja - und dann - sie hat zwar immer gebetet lieber Heiland

schenk uns einen Papi - aber der nicht raucht und nicht trinkt und der mich lieb hat. hats immer gesagt / I: ((schmunzelt)) / in ihrem Abendgebetle. - und ich hab auch gesagt lieber Gott wennst willst dass ich - doch noch irgendwie einen Ehepartner / I: mh / also gesucht hab ich mir keinen mehr ich hab / I: mh / irgendwo die Nase richtig voll gehabt das war wirklich meine erste Liebe und war so enttäuscht (25,28-51)

Obwohl die Erzählerin hier ihre Absage an das Projekt einer Zusammenführung ihrer Familie formuliert, bleibt ihre Argumentation stark auf normative Vorstellungen in Verbindung mit dieser Lebensform ausgerichtet. So bezieht sich die Disqualifizierung des Verlobten als „nicht so viel Manns genug" auf ein Modell, demzufolge ein Mann erwachsen ist, sobald er eine eigene Familie gegründet hat und von der Herkunftsfamilie unabhängig ist. Die neu gegründete Familie ist dabei eine naturwüchsige Einheit von Vater, Mutter und Kind, zu der der Einzelne ganz eindeutig „gehört". Das kann auch bedeuten, sich von der Herkunftsfamilie zu distanzieren.

Die Möglichkeit, statt mit dem Vater ihres Kindes mit ihrer Mutter zusammenzuleben, präsentiert die Erzählerin zwar als wichtige Ressource. Es wird jedoch ebenso deutlich, dass es sich dabei um eine Ersatzlösung handelt. Die Protagonistin vertritt sozusagen die Position des Familienernährers, während ihre Mutter sie bei der Kinderbetreuung ersetzt. Wiederum bildet die Norm, dass die leibliche Mutter für die Erziehung des Kindes zuständig ist, den Maßstab; nicht umsonst betont die Erzählerin, dass die Großmutter „soweit und - in der Zeit wo ich eben nicht da war" an ihre Stelle getreten sei, sie also nicht die Hauptverantwortung für das Kind aus der Hand gegeben habe.

Vor allem aber bleibt die Vision einer vollständigen Kleinfamilie, wie sie der Tochter in den Mund gelegt wird, der Horizont der gesamten Konstruktion. Die Qualitäten des in dem „Abendgebetle" skizzierten Wunschvaters sind auf das Funktionieren einer ‚heilen' Familie gerichtet. Hinter der Bitte um einen Vater „der nicht raucht und nicht trinkt" steht das – allerdings nicht unbedingt kindliche – Wissen darum, dass ein Vater durchaus eine Belastung für eine Familie sein kann. Nicht zu rauchen und zu trinken mag in dem Milieu, in dem die Erzählerin sich bewegt, darüber hinaus auch der Ausweis für ‚Tugendhaftigkeit' und Fähigkeit zur Selbstkontrolle sein, die einen ‚guten' Familienvater ausmacht. Erst an dritter Stelle wird in der Formulierung „der mich lieb hat" ein Eignungskriterium genannt, das dem modernisierten Modell einer Familie entsprechen könnte, in der persönliche Beziehungen in den Vordergrund treten. Allerdings ist die Liebe der Eltern zu ihren Kindern ein Motiv, das auch im traditionellen Familienmodell seinen Platz hat.

Das Gebet, mit dem sich die Erzählerin selbst zitiert, bringt schließlich trotz der anfangs formulierten Absage den Wunsch nach einem Partner zum Ausdruck. Wenn dieser Wunsch auch zögerlich formuliert ist, so sind

darin doch ganz bestimmte normative Voreinstellungen impliziert. Es ist ausdrücklich die Rede von einem „Ehepartner"; es geht also nicht nur um irgendeine Form der Liebesbeziehung, sondern um eine bestimmte Form des Zusammen-Lebens (auch wenn hier der Fokus nicht die Vollständigkeit der Familie, sondern die Beziehung zweier erwachsener Menschen ist). Die Ehe wird darüber hinaus, so sie zustande kommt, als etwas ‚Gottgewolltes' dargestellt. Gerade damit, dass sie selbst nicht die Initiative ergreift und die Entscheidung über das Zustandekommen einer Ehe an eine höhere Instanz delegiert, sichert die Erzählerin eine solche Entscheidung als göttliche Fügung ab. Die Begründung für das Abstandnehmen von einer eigenen Initiative lässt dieses allerdings gleichzeitig als eine Art Trotzreaktion auf einen normativen Imperativ lesen, der das Eingehen einer Ehe zur Zielvorgabe macht.

Mit der Delegation der Entscheidung über die Lebensform an den „lieben Gott" legt die Erzählerin bereits eine Spur zur Geschichte ihrer späteren Eheschließung. Den Beginn dieser Geschichte schildert sie jedoch gar nicht aus ihrer eigenen Perspektive:

> und dann - mein Mann der war ja die erste Frau ist dem mit - sechsundvierzig Jahren gestorben / I: mh / und dann war ein Sohn da mit - mit achtzehn Jahren - nein achtzehn war er wie die Mutter gestorben ist. - der war zwanzig / I: mh / und - die alten Schwiegereltern warn da und die haben halt immer du musst wieder eine Frau haben du ich kann dich nicht versorgen - bin auch schon alt und / I: mh / und dann - hab ich meinen Mann kennen gelernt. (25,52-26,3)

Auch wenn der Mann, um den es hier geht, in dieser Geschichte nicht handelt, ist die Problemlage, die konstruiert wird, vor allem seine. Seine Frau „ist dem [...] gestorben", nicht ihr trauriges Schicksal, sondern sein Verlust steht im Vordergrund. Gleichzeitig stehen der Sohn und die „alten Schwiegereltern" eigenartig beziehungslos neben dem Mann, sie „warn da". Interessant ist hier, dass die Eltern des Mannes – denn von diesen ist hier die Rede, wie später aus dem Kontext hervorgeht – als „Schwiegereltern" bezeichnet werden, also aus der Perspektive der (verstorbenen oder späteren?) Ehefrau. Wo diese fehlt, so scheint es, besteht keine Verbindung mehr zwischen den einzelnen Teilen des familiären Gefüges.

Das Agieren der Schwiegermutter, die hier zitiert wird, zielt auf die Wiederherstellung eines solchen Gefüges; in dessen Zentrum wird allerdings wieder der Mann gestellt. In der Formulierung „du musst wieder eine Frau haben du ich kann dich nicht versorgen" wird prägnant ein bestimmtes Verständnis der Institution Ehe auf den Punkt gebracht, das hier als Maßstab angelegt wird. Es beinhaltet eine Definition der Frau als Funktionsträgerin; das soziale Gefüge der Familie kann nur funktionieren, wenn der Mann eine Frau hat, die ihn versorgt. Gleichzeitig ist die Möglichkeit, dass der Mann sich selbst versorgen könnte, hier überhaupt kein Thema; dass der Mann, um den es hier geht, selbst nicht als Handelnder in

Erscheinung tritt, hat hier seine Parallele. Sogar das Anliegen, seine Versorgung durch eine Frau sicherzustellen ist nicht seines, sondern das einer anderen Frau.

Die Analyse und Lösung des Problems werden hier als zwingend und alternativlos dargestellt; die Erzählerin kommentiert oder hinterfragt sie nicht, sondern benutzt sie als selbstverständlichen Hintergrund für ihr eigenes Ins-Spiel-Kommen. Dieses wird jedoch zunächst über aufwändige Hintergrundkonstruktionen inszeniert. Eine befreundete Diakonisse tritt auf den Plan, die ihr eine Heirat vorschlägt. In der Vorstellung des geeigneten Kandidaten durch die Diakonisse wiederholt sich das Argumentationsschema der Schwiegermutter; sie führt ihn damit ein, „dass der Herr Bechtel ja Witwer ist. / I: mh / und der bräuchte eine Frau.“ (27,18f).

Das arrangierte Kennenlernen schildert die Erzählerin in einer detailreichen, sicher schon oft erzählten und witzigen Episode, in der wiederum die Perspektive ihres späteren Mannes im Vordergrund steht. Die Erzählerin karikiert sowohl dessen ungelenkes Verhalten als auch die Raffinesse des eingeschalteten Vermittlers. Die Komik kommt vor allem dadurch zustande, dass die Absicht, hier eine Ehe zu stiften, ganz offen ausgesprochen wird. Doch dies ist zugleich auch die Grundlage für eine tatsächliche rasche Entscheidung. Diese macht die Erzählerin auf ihrer Seite an ihrer spontanen Sympathie und der Interpretation der Geschehnisse als göttliche Fügung fest. Zum anderen gibt sie jedoch auch eine Art Verhandlung über die Bedingungen wieder, unter denen beide die Ehe eingehen wollen. Der Mann stellt klar, dass er so schnell wie möglich eine Versorgerin für sich und seine Eltern braucht und dass die Protagonistin ihr Haus aufgeben und zu ihm ziehen müsste, was er wiederum eigentlich nicht von ihr verlangen will; die Protagonistin wünscht sich gegen die Bedenken des Mannes ein gemeinsames Kind.

Was diese Geschichte für ‚moderne‘ Ohren so ungewöhnlich macht, ist, dass sie auf die gängigen romantischen Motive wie etwa das Verliebtsein verzichtet. Die innere Konsistenz wird durch den Bezug auf die Norm der Ehe mit traditioneller geschlechtsspezifischer Aufgabenverteilung als anzustrebende Lebensform hergestellt. Die Geschichte bezieht ihre innere Sinnhaftigkeit vor allem daraus, dass sie angesichts des Vorausgegangenen als eine Geschichte des endlich geglückten Einholens dieser Norm gelesen wird. Die Erzählerin kommt durch ungewöhnliche Umstände an das bislang verfehlte Ziel, eine verheiratete Frau zu sein und mit ihrem Ehemann ein Kind zu bekommen, also in einer vollständigen Familie leben zu können. Eine Bedeutsamkeit des ungewöhnlichen Zustandekommens dieser Familie wird dabei sehr offensiv in den Hintergrund verwiesen; so zitiert die Erzählerin den erwachsenen Sohn ihre Mannes mit den Worten „ich sag doch nicht Gunda das ist doch meine Mutti“ (32,30) und sich selbst im Gespräch mit ihrer Schwiegermutter: „Omi bei uns gibts kein Stief“ (32,45).

Dass der Weg zur vollständigen Familie eine relativ nüchtern-geschäftlich klingende Vereinbarung war, stört hier nicht mehr. Paradoxerweise gibt gerade diese unromantische, aber witzige Geschichte der Stiftung der Ehe, die zudem den Zug des ‚Gottgewollten' aufweist, angesichts des glücklichen Ausgangs dem Ganzen doch einen geradezu romantischen Zug.

9.3.1.3 Marianne Büttner: Heilung von Normverletzungen und ‚göttliche' Legitimation der Lebensform Familie

Auch bei Marianne Büttner steht am Anfang des Interviews die Orientierung an der Norm der Ehe als Voraussetzung für die Zeugung von Kindern im Hintergrund der biographischen Konstruktion. Wie bei Gunda Bechtel provoziert die Erwähnung der eigenen unehelichen Geburt genauere Ausführungen über deren Gründe, ist also produktiv für die Erzählung. Die Normverletzung wird nicht ohne weiteres stehen gelassen; dass sie in dieser Form aufgegriffen wird, verweist auf die Bedeutung der Norm.

Marianne Büttner geht in ihrer Erzählung damit allerdings anders um als Gunda Bechtel, die ja auf eine lediglich verhinderte und zeitlich verzögerte Heirat ihrer Eltern verweisen kann. Im vorliegenden Fall wird zunächst die Bedeutung der Normverletzung eingegrenzt:

und mei Mutti die hat mich damals unehelich ghabt / I: mh / und des war damals schon - ja - auf m Dorf a bissele - Gesprächsthema oder. wir ham da an sich nie so richtig drüber - gredet weil des war mir an sich - im Grunde genommen - egal. / I: mh / weil ich hab a sehr schöne Kindheit ghabt - mei Mutti hat immer gsagt ich bin a Sonntagskind - also gewollt (1,20-27)

Die Unehelichkeit ist in der Konstruktion der Erzählerin nur in der Außenwahrnehmung durch andere relevant; als die Wahrnehmung „auf m Dorf" wird sie gleichzeitig unter den Verdacht konservativer Voreingenommenheit gestellt und damit relativiert. Analog zur öffentlichen Präsenz als „Gesprächsthema" wird die Nichtthematisierung in der Familie als Beleg für die Bedeutungslosigkeit aus der Innenperspektive der Erzählerin und ihrer Familie angeführt. Indem „nie so richtig drüber - gredet" wird, wird sozusagen kein Problem daraus gemacht. Trotzdem arbeitet sich die Erzählerin hier an prominenter Stelle an dem Thema ab. Um die Normverletzung zu heilen, führt sie gewichtige Argumente an. Die Motive „schöne Kindheit" und „Sonntagskind" sind Topoi, die nicht weiter ausgeführt werden müssen, aber von Gewicht sind. Die Selbstbeschreibung als von der Mutter „gewollt" klingt angesichts des Problems der Unehelichkeit, um das es hier geht, paradox. Es macht jedoch nochmals klar, dass die Erzählerin hier äußere Maßstäbe zurückweist und die Innenwahrnehmung in den Vordergrund stellt.

Ihre zweite Strategie, mit der Normverletzung argumentatorisch umzugehen und sie zu heilen erweist sich letztendlich als eine Reproduktion bzw. als ein Versuch des Einholens der Norm:

und - also mei Mutti musst dann natürlich arbeiten gehn [...] und eh aufgezogen - wie mer so schön sagt hat mich eigentlich - die Mutter von meiner Mutti / I: mh / also mei Oma. und die war an sich mehr dann mei Ansprechpartner und mein Fixpunkt wie mei Mutti / I: mh / weil die ja net so oft da war. mei Oma - die hat mich als die hat sich also sehr um mich gekümmert. und dann hab ich aa no zwei Onkeln - also die Brüder von meiner Mutti - die warn ja da aa no jünger mei Mutti war die älteste / I: mh / und die warn dann für mich so a Stückele Vatererersatz. also es waren Männer auch in meinem Leben da wo i sag also ich bin net nur unter Frauen aufgwachsen. / I: mh / ich muss sagen ich hab an sich an Vater nie vermisst. (1,30-48)

Die Berufstätigkeit der Mutter wird hier als eine Konsequenz der „Unehelichkeit", des Ausfalls eines Familienernährers dargestellt. Wenn auch insofern „natürlich", ist sie doch ein weiterer Aspekt der Normabweichung. Die Stellvertretung durch die Großmutter wird hier dennoch nicht als eine Notlösung präsentiert. Der Großmutter wird mit der Formulierung, sie habe sich „sehr um mich gekümmert" geradezu eine Übererfüllung der Norm attestiert. Für die Onkel gilt das zwar nicht, sind nur „a Stückele Vatererersatz", doch mit ihnen wird der Nachbau des Familienmodells komplettiert.

Mit Begriffen wie „Ansprechpartner" und „Fixpunkt" und der Betonung der Anwesenheit von Männern wird auf pädagogisierende Diskurse Bezug genommen, die definieren, was Kinder zum Aufwachsen brauchen. Zu den Standards, die von dort aus umschrieben werden und die in den Formulierungen der Erzählerin anklingen, gehört die ‚feste Bezugsperson'. In der Schilderung der Großmutter durch die Erzählerin stehen dementsprechend das Moment der Stabilität und die Funktion der ‚Bezugsperson' für das Kind mehr im Vordergrund als etwa die persönliche Qualität der Beziehung (anders als das etwa bei Tina Aumann der Fall ist). Ein weiterer aus pädagogisierenden Diskursen entlehnter Standard dürfte der eines gemischtgeschlechtlichen, nicht homogen weiblichen Umfelds sein. Er könnte abgeleitet sein von der ‚natürlichen' Zusammensetzung einer Familie mit einem Vater, der den Kindern gegenüber zugleich Männlichkeit als solche repräsentiert. Im Vergleich dazu könnte das Aufwachsen „nur unter Frauen" als für die kindliche Entwicklung in irgendeiner Weise problematisch markiert sein. Doch auch dieses mögliche Defizit weist die Erzählerin zurück. Mit der Aussage, sie habe „an Vater nie vermisst", bescheinigt sie ihrem Umfeld, den bestmöglichen Ersatz für eine vollständige, ‚normale' Familie geboten zu haben. Dennoch kann das Umfeld, das sie erlebt hat, in der Beschreibung nicht einfach für sich stehen; es wird entlang der Standards der bürgerlichen Kleinfamilie konstruiert und bleibt damit in ei-

ner Weise auf die Norm verwiesen, die, sozusagen im Krisenfall, besonders augenscheinlich reproduziert wird.

In auffälligem Kontrast zur Schilderung der Herkunftsfamilie steht die der eigenen Familiengründung. Hier werden keinerlei Komplikationen erwähnt: „Naja und dann - ja 75 hammer geheiratet im August und im Dezember 76 is dann scho unser erste Tochter geboren.“ (5,30f). Die Geschehnisse können so kurz und ohne weitere Erläuterung genannt werden, weil sie unter ‚normale‘, nachvollziehbare Standards einzuordnen sind. Die Heirat hat kaum eine Vorgeschichte, sie erscheint als die logische Konsequenz der Beziehung, ebenso wie von der Geburt des Kindes als logische Konsequenz der Heirat in einer geradezu beiläufigen Art und Weise berichtet wird. Allerdings geht die Erzählerin an einer anderen Stelle des Interviews, im Zusammenhang mit der Geburt ihres dritten Kindes zehn Jahre später, ein zweites Mal in anderer, stark reflektierender Form auf dieses Ereignis ein:

und also ich muss sagen ich hab die Jüngste viel mehr genossen. / I: ja? / wie die Erste. ja - für die Erste war i einfach zu jung. da war des so ja Kinder gehörn dazu - mein Mann is sechs Jahr älter - und der hat immer gsagt ich möcht jetzt eben eigentlich möcht i jetzt Kinder haben und is doch schön und naja und ich - hab gsagt naja freilich warum net mh kriegen mer halt Kinder ne? und - ja und habens immer gesagt wenn mer jung Kinder hat dann - is man aa is mer aa no jung wenn die Kinder dann amal groß sind und so und des stimmt ja aa - aber - bei - der dritten dann da war i halt dann dreißig. und i mein da war i aa no net alt aber - / I: mh / ich konnt se viel mehr genießen weil i einfach reifer war. / I: mh / mit zwanzig hat mer - die Reife noch net. ich wenn mir des jetzt vorstell. mit zwanzig. - mit knapp einundzwanzig sag ich jetzt mal die is eine Woche vor meinem vor mir is se geboren. / I: mh / aber mit einundzwanzig a - schon a Kind haben also - da ham mer uns scho was getraut. / I: mh / des war scho. - - also wenn i mer etz vorstell mei Tochter wär mit einundzwanzig kommen mit am Kind denk i mer all meine is arg eben. (6,46-7,11)

Die Erzählerin distanziert sich hier vor dem Hintergrund ihrer späteren Erfahrung von den Normen, die für ihre frühe Mutterschaft leitend waren. Dabei macht sie deutlich, dass diese Normen zum einen zeitgebunden waren – „da war des so“ – und zum anderen von außen an sie herangetragen wurden. Es ist ihr Mann, dessen Kinderwunsch mit dem normativen Argument „Kinder gehörn dazu“ in Verbindung gebracht wird. Die Argumentation für eine junge Mutterschaft wird als allgemein geteilte Meinung zitiert. Die Erzählerin zeichnet ihr Tun als eine Reaktion darauf und verortet die Motive dafür in erster Linie außerhalb ihrer selbst. Wie schon in der Auseinandersetzung mit der ‚Unehelichkeit‘ wird das Hinterfragen einer Norm damit eingeleitet, dass die Norm als hauptsächlich aus der Außenperspektive relevant dargestellt wird.

Wiederum hält die Erzählerin ihre eigene (Innen-)Perspektive sozusagen dagegen und führt dazu diesmal andere normative Konstrukte ein: das des „Genießens“ und das der nötigen „Reife“. Beide, besonders das des „Genießens“, würden zu den Argumenten, die für die frühe Mutterschaft angeführt wurden, nicht passen; sie sind ebenso zeitgebunden. Was die Erzählerin hier als Ergebnis ihrer Erfahrung präsentiert, ist auch das Ergebnis eines Wandels von Normen. Dass eine Mutter nicht nur emotionalen Gewinn aus dem Da-Sein für die Kinder ziehen, sondern darüber hinaus Genuss empfinden können soll, ist eine modernisierte Vorstellung des Mutter-Kind-Verhältnisses. Was die „Reife“ anbelangt, macht die Erzählerin selbst deutlich, wie sich hier zwischen ihrer Generation und der ihrer Tochter die Maßstäbe verschoben haben. Was für sie als Norm galt, wäre für ihre Tochter eine Normabweichung. Allerdings stellt sich die Erzählerin hier selbst ganz engagiert auf den Standpunkt der modernisierten Norm. Sie beurteilt sogar ihr damals normgerechtes Verhalten aus der Perspektive der aktuell gültigen Norm und kritisiert es als riskant („da ham mer uns scho was getraut“). Es ist also sehr deutlich, dass die Erzählerin einen Wandel von Normen mitvollzieht, der zwar die früheren Normen außer Kraft setzt, aber nicht Normen an sich angesichts ihrer Wandelbarkeit relativiert.

Der Institution Familie als solche und der traditionellen Verteilung der Rollen zwischen Mann und Frau dagegen gibt die Erzählerin eine starke legitimatorische Basis, die in einer deutlichen Kontinuität zu den Motiven ihrer Mutter Gunda Bechtel steht. Dies wird implizit in einer Episode deutlich, in der es um die wirtschaftliche Absicherung nach dem Arbeitsplatzverlust ihres Ehemannes geht:

und dann hat er ne Stelle kriegt als Hausmeister - und der ich weiß net ich glaub des warn an die siebzehn oder zwanzig Bewerber ich weiß es nimmer. und er hat die Stelle kriegt. und des war für uns so a - mir ham natürlich feste dafür gebetet und - des war uns dann scho also - mir sehn des scho so dass Gott uns dann des geben hat. / I: mh / weil - jetzt stehns amal da ne? als Familienvater mit drei Kinder und - / I: mh / und hat kein Verdienst ne? (8,13-22)

Mit dem Beginn der Passage skizziert die Erzählerin zunächst die Dimensionen des Glücksfalls, von dem hier erzählt wird. Die Zahl der Bewerber verleiht der Szene ihre Dramatik. Der Mann ist jedoch keineswegs der Protagonist; er tut sich nicht besonders hervor oder setzt sich unter den Bewerbern durch, es ist überhaupt nicht von einer Aktivität seinerseits die Rede. Trotzdem ist es kein Zufall, dass er die „Stelle kriegt“. Die eigentliche Protagonistin der Geschichte ist zunächst die Familie als Kollektiv. An dem gemeinsamen Gebet wird deutlich gemacht, dass es um das Wohl der Familie als ganze geht, das mit dem Erwerb des Ernährers steht und fällt. Die Dramatik der Situation – „stehns amal da ne? als Familienvater mit drei Kinder“– speist sich aus der Selbstverständlichkeit, dass der Vater

hauptverantwortlich für den Unterhalt der Familie sorgen muss und die anderen Familienmitglieder von ihm abhängig sind. Deshalb steht der Vater im Zentrum der Problemformulierung. Indem die glückliche Wendung als Reaktion Gottes auf das Gebet gedeutet wird, erhält die Konstruktion des Vaters als Familienernährer und damit auch die Lebensform der bürgerlichen Kleinfamilie eine starke Legitimation.

Die intensive Betonung der Familie als ‚gottgewollte' Form des Zusammen-Lebens bettet die Erzählerin in eher argumentativen Passagen des Nachfrageteils in das Konzept einer Schöpfungsordnung ein, die eine klare Geschlechterdifferenz vorsieht: Männer und Frauen sind für unterschiedliche Lebensbereiche zuständig, und entsprechend unterscheiden sich ihre biographischen Spielräume. Darüber bekommt die biographische Konstruktion gerade im Kontext des Zusammen-Lebens eine große innere Konsistenz. Wie an anderer Stelle noch zu zeigen sein wird, macht dies jedoch konsistente Konstruktionen im Kontext des Berufs-Lebens sehr mühsam und führt zu einer bezeichnenden Spannung, deren Bearbeitung ein zentrales Problem der biographischen Arbeit insgesamt ist (vgl. dazu 10.3.2.2).

9.3.1.4 Tanja Büttner: Äußere Normen und innere Maßstäbe

Tanja Büttner geht in ihrem Interview zunächst nicht auf die Form des Zusammen-Lebens in ihrer Herkunftsfamilie ein. Ganz selbstverständlich nimmt sie auf Eltern und Geschwister Bezug, nichts scheint einer genaueren Explikation zu bedürfen. Sie kann offensichtlich das ‚normale' Modell einer Kleinfamilie mit einem Elternpaar und Kindern als Basis für ein Verständnis dessen, was erzählt wird, voraussetzen.

Allerdings wird in einem ganz bestimmten Bereich des Zusammen-Lebens von Eltern und Kindern die Orientierung an Normen bzw. die Abweichung vom ‚Normalen' problematisiert. Die Erzählerin beklagt sich über die Strenge ihrer Eltern während ihrer Jugend. Das Verhältnis zwischen den Eltern als Autorität und Instanz der Disziplinierung einerseits und der Tochter, die sich Freiräume schaffen will, andererseits wird als eines dargestellt, das durch die Orientierung der beiden Seiten an unterschiedlichen Normen problematisch wird. So belegt die Erzählerin die Strenge ihrer Eltern, indem sie als Maßstab das ‚normale' Ausmaß an Freiheiten anderer Jugendlicher heranzieht: „es war aber auch wirklich so also objektiv im Vergleich auch zu den andern - auch aus der Klasse oder so hab ich <u>immer</u> weniger gedurft" (9,7f). Hier wird als Norm sozusagen der durchschnittliche Wert einer repräsentativen Gruppe aufgestellt. Die Eltern zitiert sie dagegen mit dem Grundsatz „die andern sind kein Maßstab" (9,22f). Die Norm, die sie aufstellen, hat also eine andere Legitimation als die, von einer Mehrheit akzeptiert zu sein.

In dem Konflikt geht es damit nicht nur um die Konkurrenz unterschiedlicher Normen, sondern auch um deren Begründung. Mit der Zurückweisung von mehrheitlich geteilten Normalitätsvorstellungen als Basis einer Norm machen die Eltern hier eine ähnliche Innen-Außen-Dichotomie auf, wie sie auch am Anfang des Interviews mit Marianne Büttner vorkommt. Die eigenen normativen Vorstellungen stehen dabei nicht nur in einer Opposition zum ‚Außen'; auch ihre Legitimation wird insofern nach innen verlagert, als die Normen sozusagen in sich selbst bestehen bzw. im Prinzip der erzieherischen Strenge an sich oder in der Autorität der Eltern begründet sind. Die Erzählerin betont für diesen Bereich – im Unterschied zu anderen Stellen, wo sie beispielsweise die Herzlichkeit ihres Vaters schildert – bei der Beschreibung ihrer Familie sehr stark diese Eigengesetzlichkeit, der die Eltern folgen.

In einem anderen Zusammenhang jedoch rekonstruiert die Erzählerin Aushandlungsprozesse rund um die normative Orientierung ihrer Mutter, in denen die Norm selbst und deren Relativierung zum Thema gemacht werden. Auf die Bitte der Interviewerin hin, die eigene Biographie mit der der Mutter zu vergleichen, zeichnet die Erzählerin das Leben der Mutter als von normativen Vorgaben geleitet nach. Sie zitiert die Mutter selbst mit der Einschätzung, „das war alles so - naja so so klar irgendwie oder so naja jetz irgendwie jetz heirat mer und dann krieg mer Kinder [...] und es war damals ja auch voll klar dass sie dann da daheim bleibt natürlich also das stand ja außer Frage" (21,14-18).

Ähnlich verhält es sich mit der Auffassung der Erzählerin, dass ihre Mutter „sich schon voll noch so in der in der klassischen Frauenrolle auch drin sieht irgendwie" (21,20-22). Die Erzählerin attestiert der Mutter allerdings eine reflexive Distanz, aus der heraus sie mittlerweile die Angemessenheit dieses Modells hinterfragt. Hier wird eine Veränderung festgestellt, vor allem die erneute Berufstätigkeit der Mutter, die die Erzählerin an ihrer eigenen Einflussnahme auf die Mutter festmacht und damit auf den intergenerationalen Austausch zurückführt (vgl. dazu 11.3.1).

Obwohl damit der Wandel in den Vordergrund gerückt und die Verhandelbarkeit von Normen betont wird, macht die Erzählerin die von den Eltern vertretenen „Wertvorstellungen" hinsichtlich der Lebensformfrage auch positiv zum Anknüpfungspunkt für eigene Orientierungen:

also ich glaub schon - wie gesagt dass es ziemlich anders is [T.B.s eigenes Leben im Vergleich zu dem der Mutter, C.T.] - obwohl obwohl ich dann halt auch so in Sachen Familie oder so hätt ich glaub ich dann schon ähnliche Wertvorstellungen wie sie. / I: mh / oder halt auch wenn ich jetz heiraten würd oder so dann - wollt ich schon des Gefühl haben das - bleibt auch für immer oder so oder dass ich überhaupt heiraten will vielleicht das / I: mh / is ja auch schon sowas. - also. wenn ich jetzt des Gefühl hätte - dass dass des bei meinen Eltern auch nur so ne Pseudosache is / I: mh / oder so oder keine Ahnung oder - dann - hätt ich ja auch sagen können nee so mach ichs <u>nicht</u> oder so. (24,11-22)

Wenn die Erzählerin hier trotz der zuvor formulierten Kritik an der normativen Orientierung der Eltern eine Kontinuität über die Generationen hinweg konstruieren kann, so gelingt ihr das, indem sie eine Verschiebung vollzieht: Sie hebt nicht auf die Normen ab, um deren Relativierbarkeit sich die geschilderten Konflikte mit den Eltern drehen, sondern auf „Wertvorstellungen“. Damit postuliert die Erzählerin etwas, das hinter den Normen steht und worin sie sich mit den Eltern einig ist; gleichzeitig verschiebt sie den Fokus von der Frage der äußeren Form des Zusammen-Lebens („heiraten“) hin zur Frage der Beziehungsqualität. Das „Gefühl“ eines „für immer“ ist ein Topos für die besondere Intensität, Harmonie und Tragfähigkeit einer Liebesbeziehung. Weshalb jedoch die Ehe als Lebensgemeinschaft auf Dauer einen Wert darstellt, wird nicht näher begründet; es ist Gegenstand eines Wollens, das vor allem mit einem „Gefühl“ zu tun hat. Die Authentizität von Gefühlen sichert die Stimmigkeit der Werte. Der Wunsch nach dem „Gefühl [...] das bleibt auch für immer“ ist es, der die Dauerhaftigkeit der Ehe sinnvoll macht.

Ebenso ist das „Gefühl“, dass die Ehe der Eltern keine „Pseudosache“ ist, das Argument für die Sinnhaftigkeit der Ehe überhaupt. Die Erzählerin begegnet damit dem Umstand, dass Normen wie die Ehe generell unter Verdacht geraten sind, eine „Pseudosache“ zu sein. Mit dem Beispiel der Eltern tritt sie sozusagen den Gegenbeweis an. Weiter arbeitet sich die Erzählerin jedoch nicht an der Frage ab, sondern verlagert die Legitimation für das Festhalten an Normen in ihre subjektive Perspektive hinein. Es wird begründet mit einem eigenen Wollen, der Authentizität eigener Gefühle und positiven Erfahrungen. Mit dem Verweis darauf, dass sie die Lebensform der Eltern auch ablehnen könnte, macht sich die Erzählerin selbst zur entscheidenden Instanz. Die „Wertvorstellungen“, von denen sie spricht, verpflichten sie nicht aus sich heraus zu etwas, sondern sie ist es, die sich aufgrund ihrer Erfahrung dazu geneigt sieht, die „Wertvorstellungen“ zu übernehmen.

Die Erzählerin macht damit eine ähnliche Innen-Außen-Dichotomie auf wie ihre Eltern in der von ihr dargestellten Auseinandersetzung um die Ausgeherlaubnis. Die Eltern führen gegen den äußeren Maßstab einer von der Mehrheit geteilten Normalität die Gültigkeit ihres eigenen Maßstabs aus sich selbst heraus ins Feld. Die Erzählerin nimmt ebenfalls eine Infragestellung einer Norm von außen wahr und hält aus einer Innenperspektive dagegen. Allerdings ist ihr Argument ein anderes als das der Gültigkeit der Norm aus sich heraus: Es ist ihre eigene ‚innere‘ Wahrnehmung, die dafür spricht, eine „Wertvorstellung“ zu teilen.

9.3.1.5 Intergenerationale Wandlungsprozesse in der Familie Bechtel/Büttner

In den Interviews der Familie Bechtel/Büttner wird im Kontext des ‚Zusammen-Lebens' sehr deutlich auf Normen Bezug genommen, wo diese verletzt werden; wo sie unproblematisch eingehalten werden, bleiben sie unausgesprochen im Hintergrund. Die Geschichten, die unter Bezugnahme auf verletzte Normen entwickelt werden, weisen vor allem bei Gunda Bechtel und Marianne Büttner den Zug eines Zurückbleibens hinter und Einholens von Normen mit anderen Mitteln auf. So problematisiert Gunda Bechtel zunächst die Unehelichkeit ihrer Tochter und konstruiert ein alternatives Arrangement des Zusammen-Lebens, behält aber als Horizont die klassische Kleinfamilie bei. Am Ende steht mit der späten Heirat eine Einlösung dieses Modells, die zunächst sehr schematisch an den geschlechtsspezifisch zugewiesenen Funktionen innerhalb der neu gegründeten Familie orientiert ist. Ebenso misst Marianne Büttner die Realität an der Norm, wenn sie ihre Kindheit ohne Vater zum Thema macht. Sie holt die Norm der vollständigen Familie aber dennoch ein, indem sie den am alternativen Arrangement beteiligten Verwandten geradezu eine Übererfüllung ihrer der Kleinfamilie entsprechenden Funktionen attestiert. In Bezug auf ihre eigene Familie wird die normative Orientierung ebenfalls dort explizit, wo sich eine Krise abzeichnet, nämlich als der Ehemann seine Funktion als Familienernährer nicht mehr ausfüllen kann. Dass die traditionelle Ordnung wiederhergestellt werden kann, schreibt die Erzählerin einem göttlichen Eingreifen zu, ebenso wie schon ihre Mutter das mit ihrer nachgeholten Familiengründung tut. Die Norm der bürgerlichen Kleinfamilie wird damit zu einer gottgewollten Ordnung und erhält eine nicht hinterfragbare Legitimation.

Dennoch ist weder bei Gunda Bechtel noch bei Marianne Büttner das Verhältnis zu Nomen ungebrochen. Insbesondere dort, wo die Norm der Ehelichkeit von Kindern von außen gegen die Protagonistinnen ins Feld geführt wird, erfolgt die Heilung der Normabweichung auf andere Art. Der Stigmatisierung durch das dörfliche Umfeld und die Familie des Vaters ihres Kindes begegnet Gunda Bechtel mit dem Nachweis einer eigenen, über die bloße Normorientierung hinausgehenden moralischen Integrität bzw. der moralischen Disqualifizierung der Gegenseite. Marianne Büttner macht gegen die Außenperspektive des dörflichen Umfelds die eigene Innenperspektive stark.

Diese Etablierung einer Innenperspektive als maßgeblich für die Beurteilung der Gültigkeit einer Norm ist zugleich die Voraussetzung dafür, einzelne Normen generell einer Außenperspektive zuzuweisen und damit ihre Gültigkeit zu relativieren. Dies tut Marianne Büttner mit der Norm der frühen Mutterschaft. Sie sieht sie im Nachhinein von anderen – dem Ehe-

mann, der Allgemeinheit – an sich herangetragen und hinterfragt sie aus dem zeitlichen Abstand heraus kritisch.

An dieser Unterscheidung von Außen- und Innenperspektive hinsichtlich der Normenfrage arbeitet sich nun Tanja Büttner ab. Sie führt in der Auseinandersetzung mit den Eltern die Notwendigkeit einer Begründung von Normen ein. Ihren Vorschlag einer Orientierung an dem im sozialen Umfeld Üblichen lehnen diese mit einer Radikalisierung der Relevanz der Innenperspektive ab: „die anderen sind kein Maßstab“ (9,22f).

Obwohl Tanja Büttner in der Auseinandersetzung mit dem Leben ihrer Mutter mit der Zeitgebundenheit und Relativierbarkeit von Nomen argumentiert, konstruiert sie für sich selbst hinsichtlich der Lebensformfrage auch eine Kontinuität mit den „Wertvorstellungen“ (24,13) ihrer Eltern. Diese Wortwahl verweist auf ein flexibleres Konzept als das der zuvor kritisierten starren Normen und stellt statt der Frage äußerer Formen die der Qualität einer Liebesbeziehung in den Vordergrund. Jedoch folgt sie in ihren Ausführungen dazu derselben Logik, mit der schon ihre Mutter die Frage nach der Relevanz einer Norm in die Innenperspektive verlagert und die auch in dem zitierten Statement „die anderen sind kein Maßstab“ (9,22f) steckt. Die Begründung für die Gültigkeit einer Norm wird an eine individuelle Entscheidung gekoppelt.

Dies hat eine prinzipielle Relativierbarkeit von Normen zur Folge. Bei Tanja Büttner spielt das Argument einer göttlichen Ordnung, das in den Schilderungen ihrer Mutter und ihrer Großmutter im Hintergrund steht, keine explizite Rolle mehr, obwohl auch sie großen Wert auf ihren „Glauben“ (11,20) legt. Darüber hinaus besteht der Anspruch, Normen an der empirischen Realität zu messen, wie die Erzählerin es am Beispiel der Ehe ihrer Eltern tut. Ansonsten könnte die Verlagerung der Entscheidung über die Richtigkeit einer Norm in das Individuum hinein auch bedeuten, dass die Zustimmung zur Norm noch weniger zur Disposition gestellt werden kann. Lebensentscheidungen eines sich als selbstbestimmt begreifenden Individuums sind nicht in der Weise hinterfragbar wie Entscheidungen, die ‚nur‘ mit der Entsprechung zu einer äußeren Norm begründet werden.

9.3.1.6 Bezug zur Frauenbewegung

Die biographischen Konstruktionen im Kontext von Zusammen-Leben erscheinen bei Gunda Bechtel und Marianne Büttner fast gänzlich unbeeindruckt von einer Vervielfältigung der Lebensform-Optionen, für die auch die Frauenbewegung eingetreten ist. Traditionelle Normen haben hier offensichtlich durch das eigene Zurückbleiben dahinter und das angestrengte Einholen erst recht an Bedeutung gewonnen. Angesichts der eigenen Abweichung wird keineswegs die Auflösung von Normen positiv aufgenommen, sondern ihre Einlösung bekommt einen noch größeren Stellenwert. Das Festhalten an Ehe und Familie über drei Generationen hinweg hat zu-

dem mit dem religiösen Hintergrund zu tun, der eine starke Traditionslinie innerhalb der Familie darstellt. Vor diesem Hintergrund weisen vor allem Gunda Bechtel und Marianne Büttner auch ganz explizit die Kritik der Frauenbewegung an den überkommenen Lebensformen und die aktuellen Entwicklungen zurück. Dies steht im Kontrast zu Konstruktionen im Kontext des Berufs-Lebens. Dort ist nicht nur in allen drei Generationen eine um einiges weiter gehende Modernisierung festzustellen. Zugleich werden dort in reflektierenden Passagen Deutungskonzepte verwendet, wie sie in der Frauenbewegung entwickelt wurden – allerdings nicht unbedingt unter Bezugnahme auf die Frauenbewegung (vgl. 10.3.2; 11.2.1).

Die Relativierung von Normen, die Marianne und Tanja Büttner vornehmen, und vor allem die Strategien der Normbegründung, die Tanja Büttner entwickelt, reflektieren, dass Normen unter Druck geraten sind – was sicherlich unter anderem auch als eine Folge der Frauenbewegung interpretiert werden kann. Der Umgang der Erzählerinnen mit diesem Druck ist ambivalent. Auf den ersten Blick scheint dabei eine Anlehnung an Diskurse, wie sie auch in der Frauenbewegung zu finden sind, eine Rolle zu spielen. Etwa Marianne Büttners Zitat des Anspruchs, Mutterschaft mit Genuss zu verbinden, oder das Prinzip der Selbstbestimmung, das Tanja Büttner ihrer Zustimmung zur Norm der Ehe zugrundelegt, sind Motive, die auch im Kontext der Frauenbewegung anschlussfähig wären. Das Aufgreifen solcher Motive stellt in der Familie Bechtel/Büttner möglicherweise eine weit größere Innovation gegenüber der jeweils älteren Generation dar, als das in insgesamt weniger traditionell geprägten Milieus der Fall wäre; gerade die Unterschiede zwischen Tanja Büttner und ihrer Mutter und Großmutter sind dadurch gravierend. Dennoch ist die Logik, mit der solche Motive aufgegriffen werden, letztendlich eine, die der Aufrechterhaltung der Normen dient. Das Genießen der Mutterschaft wird als Argument für die Lebensform der Kleinfamilie mit einer stereotypen geschlechtsspezifischen Rollenverteilung benutzt. Die Verlagerung der Entscheidung über die Richtigkeit einer Norm in das Individuum hinein und die Betonung der Selbstbestimmung als Grundlage für die Entscheidung kann ebenso zur Distanzierung von einer Norm wie als starkes Argument für ihre Aufrechterhaltung dienen.

9.3.2 Das Spannungsfeld zwischen Verantwortung für sich und Verantwortung für andere am Beispiel der Familie Claussen/Cadenberg

Wie sich bereits am Beispiel der Familie Aschauer/Arndt/Aumann zeigte, implizieren offenbar bestimmte Formen des Zusammen-Lebens für die Protagonistinnen die Übernahme von Verantwortung für andere, vor allem für Familienmitglieder. Von Verantwortung soll hier die Rede sein, weil dieser Begriff die persönliche Identifikation und Involviertheit der Erzäh-

lerinnen besser trifft als etwa die vielzitierte Formulierung einer fraglosen ‚Zuständigkeit' von Frauen für Beziehungs- und Reproduktionsarbeit. Weiterhin umfasst der Begriff der Verantwortung neben dem Aspekt der Verpflichtung auch den einer Ausweitung des eigenen Einflussbereichs. Am Beispiel von Gertrud Aschauer wurde deutlich, dass die Übernahme von Verantwortung für andere in Abhängigkeit von der Lebensform sowohl mit einer Erweiterung der eigenen Handlungsspielräume und einem Zuwachs an Souveräntiät verbunden sein kann als auch mit deren Verlust und sogar mit der Aufschichtung eines Verlaufskurvenpotentials (vgl. 9.2.2).

Im Folgenden soll am Fall der Familie Claussen/Cadenberg genauer expliziert werden, wie biographischen Konstruktionen im Kontext von Zusammen-Leben unter Bezugnahme auf das Konzept Verantwortung Konsistenz verliehen wird. Das Beispiel kann Aufschluss darüber geben, wie die Selbstverständlichkeit zustande kommt, mit der Frauen Reproduktionsarbeit übernehmen, und wodurch diese Selbstverständlichkeit erschüttert werden kann. Dabei wird sich v.a. zeigen, dass neben der Verantwortung für andere auch eine Verantwortung für sich selbst thematisiert werden kann und beides zueinander in ein Spannungsverhältnis tritt. Zur Verdeutlichung des biographischen Gesamtkontexts sollen jedoch zunächst die thematischen Verläufe der Interviews dargestellt werden.

9.3.2.1 Thematischer Überblick über die Interviews der Familie Claussen/Cadenberg

Das Interview mit *Grete Claussen* (Jg. 1919) dauerte gute zweieinhalb Stunden. Es zeichnet sich dadurch aus, dass die Erzählerin einzelne Themen häufig eher assoziativ miteinander verbindet, als chronologisch an ihrem Lebenslauf entlangzugehen. Fluchtpunkt der Gesamtkonstruktion ist dabei immer wieder die aktuelle Situation der Erzählerin. Sie scheint stark unter dem Eindruck des Todes ihres Mannes vor wenigen Jahren zu stehen, den sie zuvor 19 Jahre lang gepflegt hat.

Die biographische Haupterzählung umfasst nur knapp ein Drittel des Interviews. Nach der Erzählaufforderung macht die Erzählerin schon mit ihrer Nachfrage „und von wo an dass ich hier hin gekommen bin oder" (1,30) deutlich, dass für sie das moderne Format der biographischen Erzählung in der gängigen Form, die mit der Geburt beginnt, nicht selbstverständlich ist. Die Geschichte ihrer jetzigen Existenz ist mehr mit dem Ankommen an dem Ort verbunden, der seitdem ihr Lebensmittelpunkt ist, als mit ihrer Herkunft.

Auf die Bitte hin, doch mit ihrer Geburt anzufangen, gibt die Erzählerin einen kurzen und stark an institutionellen Ablaufmustern orientierten Überblick über ihre Kindheit und Jugend. Dabei steht nicht immer sie im Mittelpunkt, sondern ihre Herkunftsfamilie als ganze. Dominantes Thema

ist das wirtschaftliche Auskommen der kinderreichen Landarbeiterfamilie; die eigene Ausbildung als Köchin und Erwerbstätigkeit als Haushälterin werden als ein Beitrag dazu eingeführt.

Sehr viel ausführlicher wird die Erzählerin, als es um den Beginn ihrer Ehe geht. Sie schildert mit großem Engagement die kuriose Geschichte der ersten Begegnung mit dem späteren Ehemann. Die Heirat steht jedoch bereits unter dem Eindruck des Krieges; der Bräutigam ist zu diesem Zeitpunkt schon eingezogen. Die Tragik gipfelt darin, dass die Vermisstmeldung des Mannes am Tag der Geburt des ersten Sohnes der Erzählerin eintrifft. Die weitere Erzählung über die Kriegs- und unmittelbare Nachkriegszeit zeichnet sich dennoch durch eine starke Handlungsorientierung aus. Die Berufstätigkeit als Haushälterin und Rotkreuzschwester steht hier im Vordergrund.

Die Chronologie wird daraufhin durch eine ausführliche Thematisierung der Pflegesituation vor dem Tod des Mannes unterbrochen. Dann kommt die Erzählerin auf die Entwicklung nach der Rückkehr des Mannes aus der Gefangenschaft zu sprechen. Damit ist der Einzug der kleinen Familie in den Hof der Schwiegereltern verbunden, also das Ereignis, das die Erzählerin zunächst an den Beginn ihrer Geschichte setzen wollte. Sie beklagt sich bitter über die „Kälte“ (18,15) und „Boshaftigkeit“ (18,49), die ihr die Schwiegereltern entgegenbrachten, schließt aber mit dem Verweis auf ihren Anteil an der baulichen Umgestaltung des Anwesens und mit ihrem Stolz auf das Erreichte.

Auf die Bitte hin, noch mehr von der Anfangszeit auf dem Hof zu berichten, schildert die Erzählerin ihr Verhältnis zum Schwiegervater näher und erwähnt auch die Geburt ihrer Tochter, kommt dann aber wieder auf die Pflege ihres Mannes zu sprechen und erzählt detailliert von seinem Tod. In der Nachfragephase, die insgesamt mehr als zwei Drittel des Interviews einnimmt, konkretisiert die Erzählerin noch einmal ihre Schilderungen der Anfangszeit auf dem Hof der Schwiegereltern und geht, u.a. auf die Bitte nach einem Vergleich ihres Lebens mit dem ihrer Tochter hin, ausführlicher auf deren Kindheit ein. Immer wieder kommt sie jedoch auf ihren pflegebedürftigen Mann zu sprechen und ergänzt schließlich auch noch, welche Belastung es für sie war, schon zuvor den Schwiegervater zehn Jahre lang zu pflegen. Ein weiteres Thema, das in dieser Phase des Interviews immer wieder auftaucht, auf das die Erzählerin jedoch nicht genauer eingeht, ist das gespannte Verhältnis zu ihrem Sohn und dessen Frau, denen inzwischen das Anwesen übergeben wurde. Die Erzählerin kommentiert die Passagen, in denen es um die schlechte Behandlung durch ihre Schwiegereltern und um Konflikte mit der Familie des Sohnes geht, immer wieder mit der Beteuerung, sich nicht entmutigen zu lassen. Dies bildet eine Art übergeordneten roten Faden, der die chronologische Struktur ablöst.

Monika Cadenberg, geboren 1949, erzählte in einem insgesamt rund zweieinhalbstündigen Interview ihre Lebensgeschichte und ging sehr ausführlich auf Nachfragen ein. Die biographische Haupterzählung nimmt etwa ein Drittel des Interviews ein. Auf Nachfragen hin vertiefte die Erzählerin ihre Darstellung einzelner Passagen noch einmal, so dass insgesamt der Anteil an Narrationen sehr hoch ist.

Ihre Kindheit charakterisiert die Erzählerin vor allem über das bäuerlich-dörfliche Umfeld, das zum einen mit großer Freiheit, zum anderen mit einem Mangel an Kontakt zu gleichaltrigen Kindern verbunden ist. Den roten Faden der weiteren Erzählung bildet daraufhin die Berufsausbildung und -karriere. Die Lehrstelle als Groß- und Außenhandelskauffrau ist dabei nur der Auftakt zu einer beständigen Weiterqualifikation durch den Wechsel in immer wieder neue Bereiche kaufmännischer Tätigkeit. Auch die Heirat und der damit verbundene Einstieg in das Geschäft der Schwiegereltern werden zunächst im Rahmen dieser Logik eines beständigen Erschließens interessanter neuer Arbeitsbereiche eingeführt.

Dennoch wird die Übernahme des Geschäfts zu einem kritischen Punkt der Biographie, an dem ein neues biographisches Projekt formuliert wird. Das Geschäft der Schwiegereltern ist wirtschaftlich unrentabel; ein Bestandteil der Argumentation für eine Geschäftsaufgabe ist jedoch auch der Wunsch der Protagonistin, mehr für ihre kleine Tochter da sein zu können. An die Geschäftsaufgabe ist auf ihr Betreiben hin die Etablierung des Kleinfamilienmodells geknüpft. Jedoch macht die Erzählerin deutlich, dass sie die Perspektive des beruflichen Wiedereinstiegs stets beibehalten hat und schildert sein Gelingen nach der Einschulung der zweiten Tochter in aller Ausführlichkeit.

In der Argumentation für die Bedeutung einer Berufstätigkeit für sie als Frau zieht die Erzählerin als Negativbeispiel die Vereinnahmung und Marginalisierung ihrer Mutter durch ihre Schwiegereltern heran. Daran anschließend macht sie am Verhältnis zu ihren eigenen Schwiegereltern, an der Beziehung ihrer Eltern zueinander und am Konflikt mit der Familie ihres Bruders ihre Ansprüche an ein gelingendes Familienleben deutlich.

In der Nachfragephase geht die Erzählerin vor allem auf die Zeit vor ihrer Heirat noch einmal ausführlich ein; sie erzählt Anekdoten aus einem Praktikum, vom Urlaub mit einer Freundin, von LehrerInnen oder von Arbeitskolleginnen, die sie besonders beeindruckt haben. Im Zusammenhang mit ihrer Verselbstständigung in ihrer Jugend macht die Erzählerin auch das schwierige Verhältnis zu ihrem Vater zum Thema, assoziiert damit aber auch Geschichten über den Wandel dieses Verhältnisses während seiner Krankheit.

Die Vergleiche mit ihrer Mutter und ihren Töchtern nimmt die Erzählerin zum Anlass, sich noch einmal von der Beschränkung der Mutter auf den häuslichen Bereich und von der autoritären Haltung ihres Vaters seinen Kindern gegenüber abzugrenzen. Das Stichwort Frauenbewegung

nutzt sie vor allem, um ein familien- und bildungspolitisches Programm zu formulieren und ihre Absicht zu bekunden, sich nach der Verrentung in diesem Sinne politisch zu engagieren; von der Frauenbewegung, wie sie sie über die Medien vermittelt sieht, grenzt sie sich ab.

Thea Cadenberg, geboren 1974, sprach ebenfalls gute zweieinhalb Stunden über ihre Biographie. Ihre biographische Haupterzählung ist sehr ausführlich und detailliert und nimmt bereits zwei Drittel des Interviews ein. Sie zeichnet sich dadurch aus, dass die Erzählerin große Aufmerksamkeit darauf verwendet zu rekonstruieren, wie sie die geschilderten Ereignisse emotional empfunden hat und welche Motive sie jeweils in ihrem Handeln bewegten.

Dies ist bereits bei der Schilderung ihrer Kindheit der Fall. Die Erzählerin erinnert sich vor allem an das Gefühl des Alleinseins wegen der fehlenden Kontakte zu anderen Kindern. Dementsprechend markiert die neunte Klasse, ab der die Protagonistin sich plötzlich gut integriert sieht, geradezu einen neuen Lebensabschnitt. Bis zum Abitur stehen die Clique und die ersten Liebensbeziehungen im Vordergrund; zudem etabliert die Erzählerin schon hier das Motiv einer politischen und alternativen Orientierung.

Die Zeit nach dem Abitur stellt die Erzählerin als schwierige Orientierungsphase dar. Das halbherzig aufgenommene und gleich wieder abgebrochene Sprachen- und Wirtschaftsstudium in einer nahegelegenen Stadt ist nur ein Teil davon; die kaufmännische Lehre, die sich daran anschließt, schildert die Erzählerin als etwas, auf das sie sich nur auf Anraten ihrer Eltern und wider besseren Wissens eingelassen hat. Dennoch nimmt die Geschichte einen positiven Verlauf; die Erzählerin gibt geradezu ihrem Erstaunen darüber Ausdruck, wie sehr sie letztendlich doch von der Lehre profitiert hat.

Die Aufnahme eines Studiums der Fächer Romanistik und Kulturwissenschaft und die Wahl von Aberg als „ganz linke politische Uni“ (14,27) nach Abschluss der Lehre stellt die Erzählerin als sehr gezieltes Angehen eines biographischen Projekts dar. Die Kontaktaufnahme zu politisch engagierten Kreisen und der Einzug in eine Frauen-WG sind wichtige Schritte zu seiner Realisierung. Diese wird unterbrochen durch ein Auslandssemester in Spanien, bei dem es der Protagonistin nur teilweise gelingt, Kontakte zu knüpfen, die ihrem Anspruch auf politische Orientierung und alternativen Lebensstil gerecht werden.

Dieser ganz explizite Anspruch wird als Leitlinie der Erzählung auch im Bezug auf die Fortsetzung des Studiums nach dem Auslandssemester beibehalten. Zwar schildert die Erzählerin zunächst die Intensivierung der Beziehung zu ihrem Freund und die Suche nach einem für beide geeigneten Studienort. In der Folge rückt sie jedoch wiederum die gezielte Suche nach politischen Arbeitszusammenhängen am neuen Studienort Debrücken

in den Vordergrund ihrer Geschichte. Themen sind die Vernetzung der Erzählerin in der entsprechenden Szene, ein Einsatz als Menschenrechtsbeobachterin in Lateinamerika und der verstärkte Einstieg in die Lateinamerikasolidaritätsarbeit. Den Abschluss der Erzählung bildet, auf der Basis einer Schilderung der Studiumsendphase, eine sehr positive Evaluation des Studiums.

Gegenstand des Nachfrageteils sind vor allem längere Schilderungen über die zuvor von der Erzählerin als prägend qualifizierten Auslandserfahrungen. Hierzu zählen ein Russlandaustausch während der Schulzeit und der Einsatz als Menschenrechtsbeobachterin, durch die sich die Erzählerin für die ungleiche Verteilung von Ressourcen sensibilisiert sieht.

Im Vergleich zu ihrer Mutter schätzt sich die Erzählerin als privilegiert ein, was Bildungschancen und Bewegungsfreiheit anbelangt. Dennoch betont sie auf die Frage nach ihren Anliegen für eine Frauenbewegung hin, dass sie einen Großteil von deren Forderungen für unerledigt hält. In ihrer Argumentation zeigt sich die Erzählerin als Expertin für aktuelle frauenpolitische Fragen. Auf Nachfrage schildert sie ihre persönlichen Kontakte zur Frauenbewegung und nimmt eine Positionierung innerhalb aktueller feministisch-theoretischer Diskurse vor.

9.3.2.2 Grete Claussen: Aufgeben der Verantwortung für sich selbst in der Pflegesituation

Wie bereits im thematischen Überblick erwähnt, geht Grete Claussen an mehreren Stellen ihres Interviews auf die Problematik des Zusammen-Lebens mit den Schwiegereltern auf deren Hof ein. Sie beschreibt deren Argwohn, die emotionale Kälte ihr gegenüber und die harte Arbeit in der Landwirtschaft. Was letztere betrifft, liegt das Gewicht im Verlauf der Erzählung zunehmend auf Episoden, in denen die Erzählerin ihre Tüchtigkeit und Unverdrossenheit angesichts der anstrengenden Arbeit und die Anerkennung in der Nachbarschaft unter Beweis stellt. In die Evaluationen ihrer zunehmenden alleinigen Zuständigkeit für die Landwirtschaft – ihr Mann arbeitet als Chauffeur – mischt sich der Stolz auf die erbrachte Leistung.

Eine ganz andere Haltung zeigt sich an den Stellen, wo die Erzählerin über ihre Verpflichtung zur Pflege von Angehörigen auf dem Hof spricht.

und der Schwiegervater hat mir auch derbe geholfen obwohl ich ihm auch - derbe geholfen habe ich habe ihn zehn Jahre gepflegt / I: hm / der machte sich voll - von oben bis unten - dreimal im Tag aber / I: hm / hab ich den umziehen müssen / I: mhm / und denn heben se mal n so schweren Mann / I: hm / der - den musst ich auch immer von einer Sache in ne anderen aufm Sofa denn heben und denn hab ich mir auch immer Hilfe aus der Nachbarschaft geholt / I: mhm / dieses Heben nech / I: hm / ja und dann musst ich mich auch operieren lassen am Unterleib nech / I: hm / dann ging das wieder - los nich / I: hm / wie der tot war ne -

dann wurde mir vorgehalten von den eigenen Töchtern von meinem Schwiegervater hier von wegen meinen Schwägerinnen - dann hätt ich eher gehen müssen ich sag wie konnt ich eher gehen / I: mhm / wenn ihr mir noch nicht mal einen Abend oder einen Tag geholfen habt euren Vater zu betten / I: mhm / nech - ja - aber da wollten se nichts von wissen (24,38-25,12)

An der Einleitung dieser Passage – sie steht im Kontext einer Episode über die Bewährung in der Landwirtschaft und die Anerkennung im Dorf – zeigt sich zunächst, dass die Erzählerin die Landwirtschaft als ihren Verantwortungsbereich betrachtet. Nicht sie ist es mehr, die den Schwiegereltern hilft, sondern der Schwiegervater hilft ihr als der Hauptverantwortlichen. Doch diese Form der Solidarität ist eingebunden in ein Gesamtarrangement, in dem nicht nur das Wirtschaften im Sinne eines Erwerbs, sondern auch die Reproduktionsarbeit generationenübergreifend angelegt ist. Was in dieser Formulierung noch als Gegenseitigkeit konstruiert ist, bekommt im weiteren Verlauf der Schilderung eine ganz andere Dynamik.

Bei der Beschreibung der Pflegesituation stehen nicht mehr Gegenseitigkeit, sondern das „Müssen“ und der Sachzwang im Vordergrund. Die Schwierigkeit der Aufgabe wird sehr plastisch und drastisch geschildert; dies ist jedoch nicht die Basis dafür, ihre Bewältigbarkeit in Frage zu stellen. Wenn hier von „Hilfe aus der Nachbarschaft“ die Rede ist, unterstreicht dies eher die Schwere der Aufgabe, als dass es eine Alternative zur unbefriedigenden Lösung wäre. Die Zuständigkeit der Erzählerin für die Aufgabe wird als fraglos und selbstverständlich vorausgesetzt.

Dies ist selbst dort noch so, wo das fehlende Engagement der Schwägerinnen kritisiert wird. Über die Komposition der Episode wird ein Zusammenhang zwischen der eigenen Erkrankung und der Pflegesituation nahegelegt und ganz explizit das fortgeschrittene Stadium der eigenen Krankheit mit der Unabkömmlichkeit durch die Pflege in Verbindung gebracht. In dem inszenierten Dialog mit den Schwägerinnen werden diese zugleich als heuchlerisch und mit schuldig an der Erkrankung der Protagonistin entlarvt. Die Erzählerin konstruiert hier zwar eine Art moralische Überlegenheit über die Schwägerinnen. Sie zielt jedoch weniger auf eine Selbstlosigkeit ab, die der Pflege des Schwiegervaters den Vorrang vor ihrer eigenen Gesundheit gab; dies hätte eine Wahl zwischen verschiedenen Optionen vorausgesetzt. Hier wird eine Zwangslage geschildert, aus der es aufgrund des Fehlverhaltens der Schwägerinnen gar keinen Ausweg gab. Die Erzählerin benennt keinerlei Alternativen und keine Entscheidungen, die sie getroffen hat; die Erzählung weist die Prozessstruktur einer Verlaufskurve auf. Die Erzählerin konstruiert sich hier als Opfer der Umstände und der Entscheidungen, die andere getroffen haben. Dies funktioniert nur vor dem Hintergrund einer Logik, in der die Verantwortung der Erzählerin für die Pflege des Schwiegervaters eindeutig, nicht hinterfragbar und unausweichlich ist und in der andere Optionen keine Rolle spielen. Es stellt sich also die Frage, ob hier noch von Verantwortung die Rede sein

kann, da verantwortliches Handeln zumindest ein gewisses Maß an Selbstbestimmung voraussetzt. Das Verhalten, von dem hier die Rede ist, scheint durch nichts anderes motiviert zu sein als durch (Sach-)Zwang. Andererseits spricht die Erzählerin hier auch aus einer Identifikation mit ihrer Aufgabe heraus, deren Reichweite sie damit belegt, ihre eigene körperliche Integrität damit aufs Spiel gesetzt zu haben.

Die gesamte Konstruktion ist also in sich paradox; sie geht nicht darin auf, eine Opferposition zu etablieren und daraus den Gewinn einer nachgewiesenen moralischen Überlegenheit zu ziehen. Die Paradoxie einer nicht selbst verantworteten Übernahme von Verantwortung für andere mit nicht selbst verantwortbaren Folgen für die eigene Person scheint jedoch ein Muster zu sein, das bei Frauen dieser Generation in vielen Geschichten des Zusammen-Lebens mit Familienangehörigen bestimmend ist. Zumindest legt sich diese Interpretation im Vergleich mit der von Gertrud Aschauer geschilderten Pflegesituationen nahe (vgl. 9.2.2.5)

9.3.2.3 Monika Cadenberg: Etablierung eines eigenen Verantwortungsbereichs und Zurückweisung von Selbstverständlichkeiten

Monika Cadenberg schildert in ihrem Interview eine Umstrukturierung der Form des Zusammen-Lebens mit ihrem Mann und ihrer Tochter, in der sie den Verantwortungsbereich der Kinderbetreuung sozusagen erst schafft. Die Passage, die darüber Aufschluss gibt, steht im Zusammenhang mit der Entscheidung, das von den Schwiegereltern übernommene, aber nicht mehr rentable Einzelhandelsgeschäft gegen deren Willen aufzugeben. Das ursprüngliche Arrangement, in dem die Erzählerin mit ihrem Mann und den Schwiegereltern zusammen das Geschäft geführt hat, wird aufgelöst in die Lebensform einer klassischen Kleinfamilie:

mein Mann ist dann angefangen in Habeck zu arbeiten wo er noch heute ist bei dem Geschäft und ich bin dann - Hausfrau gewesen. und ich muss sagen ich habs nicht bereut. ich hab also die die Jahre die Thea aufgewachsen ist genossen - und hab gesagt so. dafür hab ich mir n Kind angeschafft dass ich das <u>erziehen</u> kann. dass ich <u>sehe</u> was da kommt. und dass ich etwas fördern kann ne? eh weil - ich hab gedacht das - das geht nicht. das war das erste Jahr als Thea hier noch so war - die tat mir dann immer Leid die wurd in die Ecke gestellt und - ne? die es war ein ein fröhliches aufgewecktes Kind - und ich musste die abwürgen. wenn sie irgendwas von mir wollte. / I: mh / und das das hat da hab ich so einen Konflikt gehabt hab ich gesagt das geht nicht ne? also das dafür schafft man sich kein Kind an. (5,1-10)

Die Etablierung einer Versorgerehe mit einem berufstätigen Ehemann und der Protagonistin als „Hausfrau“ wird hier nicht als etwas Selbstverständliches unkommentiert stehen gelassen, wie das häufig in den Erzählungen

älterer Frauen der Fall ist. Die Erzählerin scheint sich bewusst zu sein, dass „Hausfrau“ zu sein ein Reizthema sein kann; in der Art, wie sie sich geradezu offensiv dazu bekennt, kommt sie den damit verbundenen Vorstellungen einer marginalisierten Existenz mit dem beschränkten Horizont von Haushalt und Kindern zuvor. Das Bekenntnis macht aber gleichzeitig deutlich, dass auf dem Hausfrau-Sein Legitimationsdruck lastet (der im Zusammenhang der Passage zusätzlich durch den Legitimationsdruck für die Aufgabe des Familienbetriebs verstärkt wird), dem die Erzählerin in den folgenden Ausführungen folgt.

Schon mit der Formulierung, es „nicht bereut“ zu haben, liefert die Erzählerin ein starkes Argument. Es wird darin eine biographisch spätere, ‚abgeklärtere‘ Perspektive eingenommen, aus der heraus es auch möglich wäre, sich eine Fehlentscheidung einzugestehen. Die Erzählerin ratifiziert jedoch das getroffene Arrangement aus dieser Perspektive und macht es damit umso mehr zu ihrer eigenen Entscheidung. Mit dem Argument, die Zeit sogar „genossen“ zu haben, wird der Maßstab für die Richtigkeit der Entscheidung noch weiter in die Sphäre des subjektiven Empfindens hinein verlegt und damit noch weniger angreifbar. Doch dabei belässt es die Erzählerin nicht, sondern sie liefert eine Argumentationskette, die auch einem Anspruch auf objektive Nachvollziehbarkeit genügen kann. Dazu bedient sich die Erzählerin einer ökonomischen Logik und sogar Terminologie. Das Kind wird als „Anschaffung“ beschrieben, die die Grundlage für ein Projekt ist, nämlich es zu „erziehen“. Dabei müssen Potentiale erkannt und „gefördert“ werden, es soll sozusagen in das Kind investiert werden. In diesem Schritt der Argumentation eignet sich die Erzählerin die Erziehung des Kindes als ihr eigenes Vorhaben oder als eine Aufgabe, die sie sich selbst gestellt hat, an; sie legt dem Vorhandensein des Kindes im Nachhinein dieses Vorhaben als Intention zugrunde und schafft sich selbst Raum für das Projekt des „Erziehens“.

Der Aspekt der Übernahme von Verantwortung für andere kommt im folgenden Argumentationsschritt stärker zum Tragen. Hier werden die Bedürfnisse des Kindes angeführt – aber gleichzeitig wiederum das Potential des Kindes, das unter den zunächst bestehenden Bedingungen nicht wahrgenommen werden kann. Damit ist die Verantwortung, die die Protagonistin hier übernimmt, nicht nur eine Verantwortung für andere, sondern auch eine Verantwortung für ihr eigenes Projekt. Mit dem nochmaligen Rückgriff auf die ökonomische Logik rückt die Erzählerin deutlich von traditionellen Argumentationsmustern wie ‚Das Kind gehört zur Mutter‘ o.ä. ab. Eigentlich ist die Argumentation, die sie führt, sogar geschlechtsneutral; die Erziehungsaufgabe, die als Förderung der Potentiale eines Kindes definiert wird, ist schließlich von der Mutterideologie ebenfalls weitgehend abgelöst und entspricht eher einem professionell-pädagogischen Verständnis. Die Erzählerin spricht hier jedoch nur von sich – im Zusammenhang mit dem „angeschafften“ Kind ist nur von einem „Ich“, nicht von einem

„Wir“ die Rede – und macht damit das Projekt zu ihrem ganz persönlichen.

Insgesamt geht es hier also weniger um die Übernahme einer Verantwortung für andere, die der Protagonistin aus einer bestehenden Situation des Zusammen-Lebens in einer Familie heraus sozusagen zufällt. Die Erzählerin legitimiert vielmehr ein Arrangement, in dem sie zugunsten ihres eigenen Projekts einen Verantwortungsbereich Kindererziehung erst etabliert hat. Dass es sich dabei um ihre eigene Entscheidung und Prioritätensetzung handelt, macht sie auch im Zusammenhang der Wiederaufnahme ihrer Berufstätigkeit deutlich. Eine Stelle, die ihr nur als Ganztagsstelle angeboten wird, weist sie trotz ihrer eingeschränkten Chancen als Wiedereinsteigerin, auf die sie zuvor nachdrücklich hinweist, zurück: „Meine Kinder sind beide in der Schule und ich will mittags zu Hause sein wenn die nach Hause kommen“ (5,44-45).

Von einer Verantwortung für andere, die aus einer Selbstverständlichkeit heraus übernommen werden muss, distanziert sich die Erzählerin an anderer Stelle ausdrücklich. Sie bezieht sich dabei auf die Erfahrungen ihrer Mutter in der Pflegesituation.

und selbst meine Mutter hat er [M.C.s Großvater, C.T.] sehr ungerecht behandelt die ihn jahrelang gepflegt hat wo er sehr krank war die ihn - am ganzen Körper abgewaschen hat früher gab es keine Pflegedienste ne? der war krank der hatte n Schlaganfall und alles - der hat ständig unter sich gemacht und die musste den sauber machen - der hat nicht einmal Dankeschön zu ihr gesagt ne? also das hat mir damals immer - da hab ich mir gedacht nee. das - das machst du nie. das kannst du auch nie und das machst du auch nie. eh weil ich immer so diese Rolle sie musste das alles machen und bekam nicht mal n Dankeschön und das war alles so selbstverständlich und da hab ich - hab ich immer gegen rebelliert und hab immer gedacht nee. und - und was für mich auch ganz klar war - du ziehst nie mit deinen Schwiegereltern in eine Wohnung oder so ne Wohngemeinschaft ne? (7,8-17)

Die Erzählerin konstruiert die Verantwortung ihrer Mutter für die Pflege des Großvaters sehr deutlich als Resultat eines Sachzwangs. Zunächst begründet sie die Zumutung an die Mutter mit dem Fehlen der Alternative „Pflegedienste“. Die Erzählerin lässt keinen Zweifel daran, dass ihre Mutter keine andere Wahl hatte; dass sie die zugemuteten Aufgaben übernehmen „musste“, wird mit dem Konzept der „Rolle“ in Zusammenhang gebracht. Dieses Konzept liefert zudem eine Erklärung dafür, dass die Mutter offensichtlich in ihrem Verhalten kein anderes Repertoire zur Verfügung hatte, als den an sie gestellten Anforderungen zu genügen. Die „Rolle“ ist zugleich eine Vorgabe von außen als auch etwas, worin das individuelle Handeln aufgeht. Interaktiv wird das in der geschilderten Szene damit eingelöst, dass die Mutter „nicht mal n Dankeschön“ bekommt, weil ihr Engagement in einem Umfeld, das an starren Rollenerwartungen orientiert

ist, ihr sozusagen auch nicht persönlich angerechnet wird, sondern Teil ihrer „Rolle“ ist.

Die „Selbstverständlichkeit“ der Verantwortung für andere, von der die Erzählerin bei ihrer Mutter spricht, löst sie für sich in einer programmatischen Verweigerung auf. Grundsätzlich scheint sie sich dieser Zumutung auch ausgesetzt zu sehen; umso kategorischer wird diese zurückgewiesen. Dabei lässt sich die Erzählerin nicht einmal auf eine Argumentation ein. Die Eindringlichkeit der beschriebenen Situation der Mutter und vor allem die Orientierung an den eigenen Kapazitäten und am eigenen Wohlergehen („ich kann das nicht“) reichen aus, um die eigene „Rebellion“ dagegen zu setzen. Es wird also ganz deutlich die Verantwortung für sich gegen die mögliche Vereinnahmung durch Verantwortung für andere ins Feld geführt.

Die Charakterisierung der Situation der Mutter umfasst jedoch auch deren analytische Durchdringung. Dies wird zwar in der kategorischen Verweigerung der Erzählerin gegenüber einer „selbstverständlichen“ Verantwortung für andere in diesem Ausmaß nicht aufgenommen; es wird nicht präzisiert, wogegen genau das „Rebellieren“ sich richtet. Allerdings zeigt die Konsequenz, die die Erzählerin daraus zieht, dass sie die Einsicht durchaus auf eine sehr pragmatische Ebene überträgt. Indem sie ein gemeinsames Wohnen mit den Schwiegereltern ablehnt, vermeidet sie das Arrangement, in dem sie die infrastrukturelle Grundlage für die Zumutungen an ihre Mutter erkennt. Damit begibt sie sich bewusst nicht in eine Form des Zusammen-Lebens hinein, in der potentiell eine mehr oder weniger fraglose Verantwortung für andere angelegt ist.

Im Kontext von Zusammen-Leben Verantwortung für sich selbst zu übernehmen, ist auch bei Marlies Arndt Thema (vgl. 9.2.3.4). In der ungewollten Etablierung des Kleinfamilienmodells mit einer selbstverständlichen Alleinverantwortung der Protagonistin für die Kinder erkennt sie eine bedrohliche Eigendynamik, der sie entgegentreten muss: „sonst rutsch ich da irgendwie in so ne Schiene rein wo ich todunglücklich bei werde“ (24,1f).

9.3.2.4 Thea Cadenberg: ‚Zusammen-Leben‘ auf der Basis gegenseitiger Verantwortung

Die Verantwortung für sich selbst im Kontext des Zusammen-Lebens rückt bei Thea Cadenberg noch mehr in den Vordergrund. Allerdings ist dabei die Lebensform Familie zunächst kein Thema; dafür spielt von Beginn des Interviews an das Eingebundensein in soziale Zusammenhänge generell eine maßgebliche Rolle. Besonders Freundschaftsbeziehungen erhalten über die Problematisierung der während der Kindheit empfundenen Einsamkeit und des Mangels an Freundinnen einen zentralen Stellenwert. Die Feststellung „das Wichtigste sind ja immer die Freundinnen“ (1,37)

wird sozusagen zum Programm, das viele Geschichten nach sich zieht und große Teile der folgenden Erzählung strukturiert. Dabei wandelt sich das Problem, überhaupt Freundinnen zu finden, später zunehmend in das Problem, mit den „richtigen Leuten“ (15,47) zu tun zu haben oder in einer bestimmten Szene „drin“ (18,32) zu sein. Diese charakterisiert die Erzählerin immer wieder mit den Begriffen „alternativ“ (4,34) und „politisch“ (z.B. 15,50). Für die soziale Integration sind also kategorisierbare Lebensformen weniger relevant, dafür ist ein gemeinsamer inhaltlicher Bezug wichtig. So werden in der Anfangszeit des Studiums in Aberg die „frauenbewussten Frauen“ (16,6) aus einem politischen Tutorat zur „festen Bezugsgruppe“ und „ersten Ansprechpersonen“ (16,25f).

Mit dem Bedeutungsgewinn frauenpolitischer Zusammenhänge ergibt sich jedoch wieder eine Verknüpfung zur Frage der Lebensform. Die Erzählerin schildert, wie sie nach intensiver Suche in eine „explizit[e] Frauen-WG“ (16,28) einzieht. Das Zusammen-Leben dort hat als Basis ein politisches Programm, das sich in der Zusammensetzung der WG widerspiegelt. Frau zu sein ist in einem ganz bestimmten Sinn, der allerdings nicht näher erläutert wird, der gemeinsame Bezugspunkt. Dass die Wahl dieser Lebensform ein Teil der Realisierung des biographischen Projekts eines „alternativen“ und „politischen“ Lebens ist, macht die Erzählerin dadurch deutlich, wie sie ihren Einzug weiterhin kommentiert: „ich wollte voll auch in diese Frauenszene rein“ (16,33; vgl. dazu 11.1.2.3). Es ist also nicht die Lebensform, die die Protagonistin in bestimmte soziale Bindungen hineinzieht, möglicherweise sogar eine Eigendynamik entfaltet und ihr eine Verantwortung für andere zuweist. Vielmehr nutzt die Protagonistin die Lebensform geradezu strategisch im Sinne ihrer eigenen Ziele. Sie sucht nach sozialen Räumen, in denen gemeinschaftlich praktizierbar ist, was sie sich bisher abstrakt unter einem „alternativen“ und „politischen“ Leben vorstellt. Dabei wird die Verantwortung für sich auch insofern explizit zum Thema, als die Erzählerin immer wieder ausführlich auf die Suche nach geeigneten Wohngemeinschaften an ihren verschiedenen Studienorten eingeht und reflektiert, welche Bedingungen sie braucht, um sich wohl zu fühlen.

In einer solchen reflektierenden Argumentation entkoppelt die Erzählerin auch das Eingehen einer Liebesbeziehung und die Wahl der Lebensform voneinander. Die Entscheidung, mit dem Freund an einen gemeinsamen Studienort zu ziehen, bedeutet nicht, auch zusammen zu wohnen. Die Anfangszeit in Debrücken steht vielmehr unter dem Vorzeichen der Suche nach einer geeigneten Wohngemeinschaft und vor allem nach politischen Arbeitszusammenhängen. Somit entstehen auch durch die Liebesbeziehung keine Zwangsläufigkeiten, die sich aus der Verbindung wichtiger sozialer Beziehungen und der Lebensform ergeben könnten.

Obwohl also im Kontext des Zusammen-Lebens die Verantwortung für sich selbst und die eigenen biographischen Projekte maßgeblich sind, imp-

lizieren gerade letztere auch das Moment der Verantwortung für andere. Dies wird beispielsweise an den weiteren Ausführungen der Erzählerin über die Aberger Frauen-WG deutlich:

ja. und das war halt - ne sehr sehr schöne WG. also das war halt einfach - von der WG her in der ich gewohnt hab auf jeden Fall meine meine verbindlichste schönste Zeit. wir waren zu viert - und ehm - wir haben einfach ne sehr schöne Wohnung gehabt und es war klar wir sind so sehr eng also - wir kochen füreinander oder wir sagen auch ungefähr wir wissen wo wir sind was wir machen erzählen uns viel voneinander (17,6-10)

Die Momente der Verbindlichkeit und der aktiven Pflege der Beziehungen untereinander bis hin zum „Kochen füreinander" kennzeichnen einen sozialen Zusammenhang, in dem die Beteiligten durchaus Verantwortung für andere übernehmen. Gerade das Wissen darum, „wo wir sind und was wir machen" ist die Basis für eine Sorge füreinander und gegebenenfalls auch umeinander. Charakteristisch ist hier jedoch, dass diese Art des Zusammen-Lebens auf Gegenseitigkeit beruht. Alle sind gleichzeitig Sorgende und Gegenstand der Sorge der anderen. Das ist ein wesentlicher Unterschied zu den bislang dargestellten v.a. familiären Arrangements, in denen es in der Regel nur die Protagonistinnen sind, die für andere, für Kinder oder Pflegebedürftige, Verantwortung übernehmen. Das Arrangement, das die Erzählerin hier beschreibt, beruht auf der gegenseitigen Solidarität, die jedoch voraussetzt, dass alle Beteiligten auch in der Lage sind, füreinander Verantwortung zu übernehmen.

Bemerkenswert ist an der Schilderung des WG-Lebens außerdem der Ausnahmecharakter, den die Erzählerin ihm verleiht. Dadurch, dass sie die Aberger Frauen-WG im Vergleich mit anderen WGs, in denen sie gelebt hat, wegen ihrer Verbindlichkeit und der Sorge füreinander als herausragend bezeichnet, wird klar, dass die Lebensform Wohngemeinschaft dies nicht zwangsläufig impliziert. Ob und in welchem Maße Verantwortung für andere bzw. füreinander übernommen wird, ist eine Frage der Aushandlung und Gestaltung des Zusammen-Lebens.

Neben der WG macht die Erzählerin auch noch andere soziale Zusammenhänge zum Gegenstand einer Reflexion über die Lebensformfrage. Sie erzählt von verschiedenen politischen Gruppen und einer Band, deren Mitglied sie in ihrer Aberger Zeit war, und resümiert: „und das war das erste Mal dass ich in verschiedenen Gruppen so mich ganz drin gefühlt hab und wohl. und auch gemerkt hab das ist die Form mit der ich leben will - immer mit - eingebunden so nicht dieses vereinzelte" (18,31-33). Sie formuliert damit einen Entwurf, in dem konventionelle Lebensformen wie die Familie oder das Ehepaar und selbst unkonventionelle wie Wohngemeinschaft oder Singleleben gar nicht mehr vorkommen. Der Vorwurf der Vereinzelung trifft alle Lebensgemeinschaften, wenn sie in der Privatsphäre voneinander separiert bleiben. Denn das Eingebundensein, das die Er-

zählerin zuvor ausführlich beschreibt, zeichnet sich dadurch aus, dass es sowohl die private als auch die öffentliche Sphäre umfasst. Dass auch in dieser die Sphären übergreifenden Konstruktion von Verantwortung für andere die Rede sein kann, zeigt sich in einer Passage, in der die Erzählerin über politische Arbeitszusammenhänge spricht, die sie sich in Debrücken aufgebaut hat:

ich sag immer das [das Debrückener Eine-Welt-Zentrum, C.T.] is meine Familie die und [die Menschenrechtsorganisation, C.T.] irgendwie / ((lacht)) / da also die Sonja zum Beispiel also die ja jetzt so ne sehr gute Freundin von mir is die hat auch so diese beiden Bezugspunkte das eint uns glaub auch dass wir sagen - jaa unsere Familie da und da irgendwie. ehm ja. also von daher war ich dann wirklich so - in diesen Netzwerken also fühl mich wirklich total getragen weißte egal was ich mache ich weiß echt das sind so viel Leute die mich fangen oder die mich irgendwie halten so von allen möglichen Seiten - das is halt super schön das hatt ich noch nie vorher so also es is in Debrücken zum ersten Mal richtig so passiert. (30,47-31,3)

Verantwortung für andere wird hier aus der Sicht derjenigen zum Thema, für die Verantwortung übernommen wird. Im Kontext von Zusammen-Leben ist dies in der Regel der Fall, wenn Erzählerinnen über die Sorge sprechen, die ihnen als Kindern von ihren Eltern oder als Erwachsenen von ihren Partnern zuteil wurde. Hier liegt der Fall anders: Diejenigen, die die Protagonistin „halten“, leben nicht in einer Form zusammen, die mit den gängigen Kategorien beschreibbar ist. Die Wahl der Bezeichnung „Familie“ mag damit zu tun haben, dass die Erzählerin, wie sie im weiteren Verlauf der Passage auch ausformuliert, mit dem sozialen Zusammenhang, von dem sie spricht, ein Gefühl der Sicherheit und Geborgenheit verbindet, wie es für gewöhnlich mit der Beziehung von Kindern zu ihren Eltern assoziiert wird. Dennoch passt die Familien-Metapher nur eingeschränkt, denn die weiteren Charakterisierungen der Beziehungen, um die es hier geht, weisen in eine andere Richtung. Wenn von einer „sehr guten Freundin“ und von „Netzwerken“ die Rede ist, so setzt das die Beteiligung Erwachsener auf gleicher Augenhöhe voraus, die in die Beziehung dasselbe Engagement einbringen. Obwohl hier das Moment der Gegenseitigkeit nicht ausgeführt wird, ist es implizit von ebensolcher Bedeutung, wie es das explizit in der Beschreibung des WG-Lebens war.

Die Verwendung der Familien-Metapher verweist darüber hinaus darauf, dass das Zusammen-Leben in „Gruppen“, wie es oben beschrieben wurde, mit der institutionalisierten Lebensform Familie auf eine Stufe gestellt wird. Die Erzählerin formuliert hier sozusagen ihr Alternativmodell zur herkömmlichen Lebensform und überträgt die positive emotionale Konnotation auf den sozialen Zusammenhang, den sie sich geschaffen hat. In gewisser Weise ähnelt diese Strategie der Verwendung des Familienmodells bei Gertrud Aschauer, die die Integrationskraft verschiedener so-

zialer Kontexte beschreibt, indem sie diese als „eine (große) Familie“ bezeichnet (vgl. 9.2.2.2). Allerdings werden bei ihr dadurch gleichzeitig Hierarchien und Abhängigkeitsverhältnisse verdeckt. Bei Thea Cadenberg setzt die positive Qualifizierung eines sozialen Zusammenhangs als Familie offensichtlich eher egalitäre Beziehungen voraus, da von Freundschaften und Netzwerken die Rede ist.

Bei Gertrud Aschauer spielt das Moment der Gegenseitigkeit an einer anderen Stelle eine entscheidende Rolle: Es ist die Basis ihrer Beziehungen zu Freundinnen, die neben den familiären Beziehungen eine biographische Tragweite haben (vgl. 9.2.2.6). Formen des Zusammen-Lebens, die auf einer Gegenseitigkeit der Verantwortung füreinander beruhen, scheinen hier mit familiären Lebensformen unvereinbar zu sein. Ein ähnliches Bild zeigt sich bei Marlies Arndt, die die erneute Gründung einer Wohngemeinschaft nach der Trennung von ihrem Mann als Versuch beschreibt, „mit meinen Kindern nochmal in anderer Form zusammen [zu] leben und nicht als Mama“ (33,17). Die Form der WG wird als Voraussetzung dafür beschrieben, eine egalitärere Umverteilung von Verantwortlichkeiten zu bewerkstelligen (vgl. 9.2.3.5).

9.3.2.5 Intergenerationaler Wandel in der Familie Claussen/Cadenberg

In der Familie Claussen/Cadenberg haben sich, was die Formen des Zusammen-Lebens anbelangt, beeindruckende Transformationen vollzogen. Gerade hinsichtlich der Übernahme von Verantwortung für andere und des Verhältnisses zur Verantwortung für sich selbst scheinen geradezu Welten zwischen den Biographien von Großmutter, Mutter und Tochter zu liegen. Bei Grete Claussen findet sich eine paradoxe Selbstkonstruktion, die sich von der Konstruktion eines reinen Opferstatus nur dadurch unterscheidet, dass sie die Pflegearbeit als verantwortungsvolle Aufgabe darstellt. Gleichzeitig ist es jedoch die Verantwortung für andere, die ihre Handlungsfähigkeit beschneidet und, mehr noch, es ihr unmöglich macht, Verantwortung für sich selbst zu tragen. Dem „Müssen“ kann sie nichts entgegensetzen, auch von einer Verweigerung ist keine Rede.

Verweigerung ist dagegen in diesem Zusammenhang Monika Cadenbergs Thema. Sie nutzt die Situation ihrer Mutter – ähnlich wie Marlies Arndt – als Negativfolie, um diese Verweigerung einer bestimmten Form der Verantwortungsübernahme zu formulieren. Dabei erteilt sie auch dem Modell einer Einbindung in eine großfamiliäre Ökonomie, wie ihre Mutter sie repräsentiert, eine programmatische Absage. Die Marginalisierung der Mutter wird an den Strukturen einer Lebensform festgemacht, die Monika Cadenberg daraufhin konsequent vermeidet. Das Argument dafür ist die Verantwortung für sich selbst.

Ihr eigenes Zusammen-Leben mit ihren Kindern konstruiert Monika Cadenberg in einer Verschränkung von Verantwortungsübernahme für andere und für sich selbst. Die Berufstätigkeit – in diesem Fall sogar das Familienunternehmen – aufzugeben stellt die Erzählerin als Bedingung dafür dar, ein eigenes biographisches Projekt zu verwirklichen, nämlich ihre Kinder zu „erziehen“ und zu „fördern“. Die Übernahme von Verantwortung für andere wird damit zum Gegenstand des biographischen Projekts, dessen Verwirklichung im Sinne einer Übernahme von Verantwortung für sich selbst zu verstehen ist.

Die starke Betonung der Verantwortung für sich selbst und die eigenen biographischen Projekte, die sich bei Monika Cadenberg findet, setzt sich bei ihrer Tochter fort. Bei ihr wird die Frage der Lebensform noch stärker zum Teil einer Gesamtvision eines „alternativen“ und „politischen“ Lebens. Im Zuge dessen vervielfältigen sich bei ihr, anders als bei ihrer Mutter, auch die konkreten Formen des Zusammen-Lebens. Den Wohngemeinschaften, „Gruppen“ und „Netzwerken“, in denen sie lebt, widmet die Erzählerin ebensolche Aufmerksamkeit wie ihrer Liebesbeziehung, die nicht automatisch mit einer bestimmten Form des Zusammen-Lebens verknüpft wird.

Wenn auch zunächst im Kontext des Zusammen-Lebens die Verantwortung für sich selbst und das eigene biographische Projekt im Vordergrund steht, so ist mit den gewählten Lebensformen jedoch gleichzeitig eine ganz bestimmte Art der Übernahme von Verantwortung für andere verknüpft. Diese zeichnet sich dadurch aus, dass sie auf Gegenseitigkeit basiert. Es ist ausschließlich von Lebensgemeinschaften die Rede, in denen alle Beteiligten aus freien Stücken gegenseitig füreinander sorgen. Hier stellt sich wiederum die Frage, ob solche Arrangements vor allem generationsbedingt im Sinne einer Bindung an ein bestimmtes Lebensalter sind. Etwa im Anschluss an die von Geissler/Oechsle (1996) rekonstruierte Vorstellung des jungen Erwachsenenalters als „Moratorium“ (ebd.: 81), könnte hier ein Lebensphasenmodell unterstellt werden, in dem das junge Erwachsenenalter lediglich als eine Phase vor der Familiengründung betrachtet wird, die Raum für Experimente bietet, solange keine Verantwortung für Kinder übernommen werden muss. Dann müsste die beschriebene Entwicklung als unabgeschlossen und wenig aussagekräftig in den Hintergrund verwiesen werden. Wird jedoch davon ausgegangen, dass das Zusammen-Leben mit Kindern ebenso als ein Lebensformarrangement wie eine Wohngemeinschaft oder wichtige persönliche „Netzwerke“ eingegangen werden kann oder nicht, so stellt sich der Sachverhalt anders dar. Gerade wenn, wie im Fall Thea Cadenbergs, zunächst Lebensformen bevorzugt werden, die sich durch das Moment einer Gegenseitigkeit der Verantwortung füreinander auszeichnen, so hat das vermutlich Folgen dafür, ob und in welcher Form ein Arrangement eingegangen wird, an dem Kinder beteiligt sind. Schließlich sind diese zunächst nicht in der Lage, Ver-

antwortung für andere zu übernehmen. Auch die Bedeutung von Verantwortung für sich selbst als wichtiges Element innerhalb der Konstruktionslogik im Kontext des Zusammen-Lebens bleibt, wie sich schon bei Monika Cadenberg, aber auch etwa bei Marlies Arndt zeigt, gesamtbiographisch nicht ohne Folgen. Ohne irgendwelche Entwicklungen prognostizieren zu können, darf also an dieser Stelle angenommen werden, dass die Betonung von Gegenseitigkeit und Verantwortung für sich selbst eine Dimension ist, an der sich generationale Unterschiede nicht nur im Sinne einer Lebensalter-Spezifik festmachen lassen.

9.3.2.6 Bezug zur Frauenbewegung

Bei Thea Cadenberg bietet die Frauenbewegung – ähnlich wie bei Marlies Arndt – einen ideologischen und infrastrukturellen Rahmen, um das Projekt eines „alternativen“ und „politischen“ Lebens auch im Kontext des Zusammen-Lebens in die Realität umzusetzen (dazu ausführlich 11.1.2). Stärker als Marlies Arndt kann Thea Cadenberg dabei auf eine etablierte „Szene“ und auf Infrastrukturen zurückgreifen, die bereits vorhanden sind und nicht erst geschaffen werden müssen (wie etwa der Kinderladen bei Marlies Arndt); das Wissen darum dient ihr dazu, sich gezielt eine soziale Einbindung zu schaffen.

Bei Monika Cadenberg scheint im Kontext des Zusammen-Lebens zunächst eine große Anschlussfähigkeit zwischen biographischen Konstruktionen und Diskursen der Frauenbewegung zu bestehen. Vor allem in der Zurückweisung einer Selbstverständlichkeit der Verantwortung für andere und der Betonung der Verantwortung für sich selbst klingen Argumente der Frauenbewegung an. Jedoch kommt es in der Verschränkung von Verantwortung für andere und Verantwortung für sich selbst, die Monika Cadenberg konstruiert, immerhin zur Etablierung eines klassischen Kleinfamilienmodells mit einer stereotypen geschlechtsspezifischen Verteilung der Reproduktionsarbeit auch über die Kindererziehung hinaus. Die Übernahme der Hausfrauenarbeit – denn diese könnte ja von der Arbeit der Erzieherin durchaus unterschieden und abgekoppelt werden – geschieht mit der gleichen unausgesprochenen Selbstverständlichkeit, die die Erzählerin bei der Übernahme der Pflegearbeit durch ihre Mutter kritisiert. Jedoch wird diese durch die Betonung der Selbstbestimmtheit der Entscheidung für das Eingehen des neuen Lebensform-Arrangements argumentativ mit gedeckt. Lediglich die sehr nachdrückliche Affirmation, mit der sich Monika Cadenberg auf ihre Zeit als Hausfrau bezieht, könnte ein Reflex auf (selbst-)kritische Anfragen an ihre Entscheidung sein.

Darüber hinaus kollidieren die Konzepte, mit denen Monika Cadenberg ihr biographisches Projekt einer gezielten „Erziehung“ und „Förderung“ ihrer Kinder theoretisch unterfüttert, mit den politischen Zielsetzungen der Frauenbewegung. Sie formuliert im Zusammenhang mit ihrer Ent-

scheidung, ihre Berufstätigkeit für die Kindererziehung zu unterbrechen, ein Programm, das sie auf die Nachfrage nach ihren Erfahrungen mit der Frauenbewegung ausführlicher darlegt. Als pädagogische Maxime hält sie an einer vorwiegenden Betreuung von Kindern in der Familie als Voraussetzung für eine optimale Entwicklung fest. Daraus leitet sie ab, dass ein Elternteil vorübergehend auf die Berufstätigkeit verzichten bzw. sie einschränken müsse. Hier betont die Erzählerin, dass dies nicht unbedingt die Mutter zu sein habe. Dies korrespondiert durchaus mit der Absage großer Teile der Frauenbewegung an die traditionelle Mutter-Ideologie. Insgesamt grenzt sich die Erzählerin jedoch explizit von der Frauenbewegung ab, weil sie von ihr die Forderung nach Betreuung für Kleinkinder und Ganztagsschulen vertreten sieht. Die elaborierte Erziehungstheorie der Erzählerin, die noch dazu eng mit ihrer biographischen Gesamtkonstruktion unter der Perspektive einer pädagogischen Professionalität verknüpft ist (vgl. 10.2.2.5), macht also eine Distanzierung von der Frauenbewegung erforderlich, obwohl gerade in diese Theorie die Kritik der Frauenbewegung an der geschlechtsspezifischen Zuweisung von Erziehungsverantwortung eingearbeitet ist.

In der Biographie von Grete Claussen ist die Perspektive, dass die geschlechtsspezifische Zuweisung von Lebenschancen einem Wandel zu unterziehen ist, auf bedrückende Weise abwesend. Sie kommt weder in reflektierenden Passagen vor, noch gibt es – anders als etwa bei Gertrud Aschauer – Initiativen zur Veränderung der eigenen Lebenssituation, die sich einen entsprechenden sozialen Wandel zunutze machen würden. Auf der Ebene der biographischen Selbstdeutung spart die Erzählerin zwar teilweise nicht mit der Kritik an denen, die ihr nahezu Unerträgliches zugemutet haben, legt gleichzeitig aber größten Wert darauf, ihre Tapferkeit und Unverdrossenheit angesichts aller Zumutungen unter Beweis zu stellen. In diesem Zusammenhang ist bezeichnend, dass sie auf die Nachfrage, was sie von der Frauenbewegung mitbekommen habe, mit einer weiteren ausführlichen Erzählung ihrer Isolation und Belastung durch die Pflegesituation antwortet. Die Prozessstruktur der Verlaufskurve bedeutet in diesem Fall offensichtlich auch eine Art Abkoppelung von gesellschaftlichen Wandlungsprozessen, die sich um die Biographieträgerin herum abspielen.

10 Berufs-Leben. Der Kontext professioneller Arbeit und die ‚Verberuflichung' von Biographien

ich muss aber sagen dass ich [...] immer eh gesagt
habe ich werde nicht nur Mutter sein wie meine
Mutter sondern [...] ich hatte immer schon im Kopf
- irgendwo ich muss auch was weiter machen. und
da hatt ich auch die Gelegenheit im Büro meines
Mannes [...] dass ich dann an elektrischen
Schreibmaschinen mal üben konnte
Monika Cadenberg (5,14-19)

10.1 Beruflichkeit und Arbeitsmarkt als Kontexte biographischer Konstruktionen

Der Wandel im Geschlechterverhältnis in der bundesdeutschen Gesellschaft wird immer wieder vor allem an der seit Ende der 1960er Jahren stetig steigenden Erwerbsarbeitsbeteiligung von Frauen festgemacht (vgl. z.B. Geissler/Oechsle 1996: 17; Meier 1998: 17; Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend 2003: 35). Unter frauenpolitischer Perspektive wird die Chancengleichheit auf dem Arbeitmarkt als eines der wichtigsten Kriterien für die Verwirklichung des Gleichberechtigungsgrundsatzes herangezogen.

Mit der Forderung nach gleichen Chancen auf dem Arbeitsmarkt steht die Zweite Frauenbewegung gewissermaßen in der Tradition der Ersten Frauenbewegung, für die der Zugang zu Bildung und Arbeit eines der Kernthemen war (vgl. 2.3.2). Allerdings zeichnen sich Programmatik und politische Praxis der Neuen Frauenbewegung gegenüber der ihrer Vorläuferin durch eine grundlegende Erweiterung der Perspektive auf Arbeit aus. Die Neue Frauenbewegung thematisierte im Rückgriff auf marxistische

Theorien nachdrücklicher die gesellschaftliche Verteilung von Arbeit insgesamt; die Gleichsetzung von Arbeit mit bezahlter Erwerbsarbeit und die Ausblendung der zumeist von Frauen verrichteten Reproduktionsarbeit wurde Gegenstand von Analyse und Kritik (vgl. z.B. Schenk 1980: 118ff; Gerhard 1995: 265). Zwar waren entsprechende Diskussionen anfänglich nicht in dem Maße konstituierend für die Neue Frauenbewegung und ihre Öffentlichkeitswirksamkeit, wie es etwa die Initiativen für körperliche Selbstbestimmung oder gegen sexualisierte Gewalt waren. Auch konnte sich nur das Anliegen der Gleichstellung von Frauen auf dem Arbeitsmarkt in Form politischer Programme wie etwa der Frauenförderung verstetigen, während das Anliegen einer Umverteilung auch von Reproduktionsarbeit zwischen Männern und Frauen weiterhin ein Schattendasein fristet. Jedoch wurde die Analyse der gesellschaftlichen Verteilung von Arbeit zu einem der wichtigsten und produktivsten Ausgangspunkte der beginnenden Frauenforschung. Hier können nur einige Stichpunkte zu den Entwicklungen in diesem mittlerweile äußerst differenzierten Forschungsfeld genannt werden, insofern sie interessante Perspektiven auf den Versuch eröffnen, Berufsarbeit als Kontext individueller biographischer Konstruktionen zu untersuchen.

Eines der einflussreichsten Theoreme in der Frauenforschung ist das der „doppelten Vergesellschaftung“ von Frauen (Becker-Schmidt 1987; 2004). Es wurde aus Studien über Fabrikarbeiterinnen heraus entwickelt, die eine Forscherinnengruppe um Regina Becker-Schmidt und Gudrun-Axeli Knapp Ende der 1970er/Anfang der 1980er Jahre im Projekt „Probleme lohnarbeitender Mütter“ (Becker-Schmidt et al. 1982; 1983; 1984) durchführte. Den Begriff „doppelte Vergesellschaftung“ definiert Becker-Schmidt (2004) folgendermaßen:

> „Er besagt zum einen, dass Frauen über zwei unterschiedlich und in sich widersprüchlich strukturierte Praxisbereiche in soziale Zusammenhänge eingebunden sind. Er besagt zum zweiten, dass ihre Sozialisation, ohne die Vergesellschaftung nicht zu denken ist, durch zwei Kriterien sozialer Gliederung markiert ist: Geschlecht und soziale Herkunft. Und zum dritten ist mitgesetzt, dass Eingliederung in die Gesellschaft sowohl soziale Verortung als auch Eingriffe in die psychosoziale Entwicklung einschließt“ (ebd.: 65).

Becker-Schmidt hat in diesem Konzept die Frage nach der Subjektkonstitution innerhalb eines gesellschaftlichen Systems, das Arbeit geschlechtsspezifisch zuteilt, noch ausdrücklich im Blick. Diese Frage trat jedoch seit der Formulierung des Theorems der doppelten Vergesellschaftung in der weiteren Entwicklung der Frauenforschung zunehmend in den Hintergrund. Zum einen hat, wie Bettina Dausien (2002: 63) anmerkt, der von Becker-Schmidt vorgelegte theoretische Entwurf kaum empirische Konkretisierung erfahren bzw. legen empirische Studien, die daran anschließen, ihren Schwerpunkt auf die institutionelle Seite des zu untersuchenden

Prozesses. Prominente Beispiele hierfür sind die Arbeiten von Claudia Born und Helga Krüger (v.a. 1996; 2001), die die doppelte Vergesellschaftung aus lebenslauftheoretischer Perspektive analysieren. Zum anderen trugen die Auseinandersetzungen um die These eines „weiblichen Arbeitsvermögens" (Beck-Gernsheim/Ostner 1978) dazu bei, der Subjektseite weniger Beachtung zu schenken. Konzepte wie das des „weiblichen Arbeitsvermögens", die die geschlechtsspezifische Segregation des Arbeitsmarkts letztlich auf bestimmte Eigenschaften „weiblich" sozialisierter Individuen zurückführen, bleiben nicht nur häufig in einer Reproduktion traditioneller Stereotype stecken. Kritikerinnen wie Gudrun-Axeli Knapp (u.a. 1987) und Angelika Wetterer (u.a. 1993) führen gegen einen solchen eigenschaftslogischen Erklärungsansatz die Beobachtung an, dass auch individuelle Anpassungsleistungen von Frauen wenig an ihrer generellen Marginalisierung auf dem Arbeitsmarkt ändern. Die Autorinnen gelangen zu der These, dass Geschlecht hier vor allem als „soziale Strukturkategorie" (Knapp 1987: 265) bzw. als „qualifikations-unabhängiges Selektions- und Segregationskriterium" (Wetterer 1993: 8) funktioniert – womit gleichzeitig subjekttheoretische Konzepte an Interesse verlieren. Dausien (2002: 93f) resümiert:

"In diesem Feld der Geschlechterforschung hat sich mittlerweile eine theoretisch und empirisch differenzierte Beschäftigung mit Profession und Geschlecht entwickelt, die struktur- und machttheoretisch orientiert ist. Der Forschungsgegenstand hat sich damit verlagert. Es geht nicht mehr um die subjektive Erfahrung und Bedeutung der Arbeit im Kontext einer Gesellschaft, die ihre Arbeit geschlechtsspezifisch organisiert. Statt dessen wird ‚Professionalisierung' analysiert im Hinblick auf strukturelle Bedingungen, institutionelle Prozesse und gesellschaftliche Verhältnisse von Differenz und Hierarchie, aber allenfalls sekundär unter der Perspektive individuell-biographischer Prozesse."[1]

In der von Andrea Maihofer (2002) angestoßenen Debatte um die Wiederaufnahme sozialisationstheoretischer Fragestellungen in der Geschlechterforschung wird mittlerweile vermehrt darüber nachgedacht, wie die Konstitution vergeschlechtlichter Subjekte empirisch untersucht werden kann, ohne die Reifikationstendenzen einer eigenschaftslogisch operierenden Forschung zu wiederholen (z.B. Bilden/Dausien (Hg.) 2006). Für den Bereich der Arbeitsmarkt- und Professionsforschung hält Angelika Wetterer in ihrer Reaktion auf Maihofers Vorstoß daran fest, dass „für die Analyse der geschlechtsspezifischen Segregation der Erwerbsarbeit [...] subjektorientierte Erklärungsmodelle, die von inhaltlich ausgewiesenen Geschlechtsunterschieden ausgehen, nicht nur nicht ausreichen, sondern in die Irre führen" (2002: 69). Sie wirft jedoch auch die Frage „nach den Ef-

1 Jüngere Beispiele für Arbeiten, die (auch) der Subjektperspektive Rechnung tragen, sind etwa die von Nanninga (1998), Fischer (2001), Vogel/Hinz (2004) und Kasiske/Krabel/Schädler/Stuve (2004).

fekten“ auf, „die die Integration in die Berufswelt für Frauen und Männer hat“ (ebd.) und weist auf Studien über die Veränderung der Selbstkonzepte junger Frauen durch ihre Integration in Arbeitsmarkt und Familie hin (vgl. Geissler/Oechsle 1996; Oechsle/Geissler 1998).

Ähnlich argumentiert Bettina Dausien bereits 1996 im Rückgriff auf das von Becker-Schmidt formulierte Theorem der doppelten Vergesellschaftung. Sie stellt die Frage, wie sich die gleichzeitige Integration in Arbeitsmarkt und Familie aus einer subjektiv-biographischen Perspektive darstellt (vgl. Dausien 1996: 56). Auf der Basis biographischer Fallstudien beschreibt sie „biographische Konstruktionen in Widersprüchen“ (ebd.: 91), in denen sozialstrukturelle Gegebenheiten auf verschiedenen Ebenen – z.B. in sozialen Beziehungen – bearbeitet werden (vgl. ebd.: 567ff).

In der vorliegenden Untersuchung wurde ebenfalls der Zugang über die subjektiv-biographische Perspektive gewählt. Anders als bei Dausien (1996) soll in den folgenden biographischen Rekonstruktionen weniger die Verschränkung verschiedener Lebensbereiche im Vordergrund stehen, auch wenn die Problematik der „doppelten Vergesellschaftung“ in den einzelnen Fällen auf je spezifische Weise immer wieder präsent ist. Das Hauptaugenmerk richtet sich vielmehr auf die Auswirkungen, die die Integration in den institutionellen Kontext des geschlechtsspezifisch segregierten Arbeitsmarkts auf individuelle biographische Konstruktionen hat. Diese Schwerpunktsetzung ergibt sich vor allem aus dem empirischen Material: Die Einbindung in den Reproduktionsbereich ist nicht bei allen Frauen in gleicher Weise biographisch relevant, was mit Blick auf die Frage nach intergenerationalem Wandel einer besonderen Aufmerksamkeit bedarf. So spielt insbesondere bei der jüngsten Frauengeneration eine Einbindung in den Reproduktionsbereich nur mittelbar, z.B. in Form von Zukunftsperspektiven und entsprechenden „Vereinbarungsleistungen ‚im Voraus‘“ (Thon 2004: 122), eine Rolle, was die Strukturierung der Biographie durch Ausbildung und Berufstätigkeit stark in den Vordergrund rückt. Auch bei einer gleichzeitigen Einbindung in die Systeme der Reproduktions- und Erwerbsarbeit fällt schon bei der mittleren und teilweise auch bei der ältesten Generation auf, dass dem Bereich der Erwerbsarbeit separate Erzählzyklen gewidmet werden, die den Eindruck eines eigenen biographischen Strangs entstehen lassen, der sich aus diesem Kontext speist.

Die Bezeichnung des Konstruktionskontexts als ‚Berufs-Leben‘ spiegelt, dass in den untersuchten Biographien die Einbindung in das Erwerbssystem wesentlich auf der Basis von Beruflichkeit konstruiert wird. Unter Beruflichkeit kann mit Ulrike Teubner (2004) „eine Form der Organisation von Arbeitskraft – der Beruf als entscheidende Vermittlungs- und Zugangsinstitution für Qualifikations-, Erwerbs- und Lebenschancen“ (ebd.: 430) verstanden werden; dabei handelt es sich zugleich um das in der bundesrepublikanischen Gesellschaft dominante Modell. Das zieht nach sich, dass institutionalisierte Ausbildungs- und Karrierewege, das Erreichen

formaler Qualifikationen und die Ausbildung professioneller Selbstverständnisse auch gesamtbiographische Bedeutung erlangen. Angesichts dessen stellt sich im Sinne Wetterers (s.o.) umso mehr die Frage, was geschieht, wenn ein sozialer Kontext zentrale Bedeutung für die biographische Konstruktion und damit für eine wichtige Form der Selbstkonstitution von Subjekten bekommt, in dem das jeweilige Individuum durch den sozialen Platzanweiser ‚weibliches Geschlecht' von vornherein strukturell marginalisiert ist. Der Konstruktionskontext ‚Berufs-Leben' – damit sind, wie in Kapitel 8 erläutert, die institutionellen Strukturen des Erwerbsarbeitssystems aus der Perspektive und im Prozess der Bearbeitung durch biographische Subjekte gemeint – ist damit sozusagen prädestiniert für besonders widersprüchliche, aber auch eigensinnige Konstruktionen.

10.2 Eine Fallstudie: Berufs-Leben in der Familie Claussen/Cadenberg

Für die Darstellung der Konstruktion von Berufs-Leben wurde die Familie Claussen/Cadenberg ausgewählt, weil die diesbezügliche Bandbreite, die sich hier über die drei Generationen hinweg zeigt, sehr groß ist. Welche Rolle eine Einbindung in den Arbeitsmarkt, eine qualifizierte berufliche Tätigkeit oder die Entwicklung von Professionalität in den einzelnen Biographien spielt, variiert sehr stark, und es vollziehen sich geradezu qualitative Sprünge zwischen den Generationen. Zudem wird an der Familie Cadenberg sehr deutlich, inwiefern eine ‚Verberuflichung' von Biographien gleichzeitig mit den und entgegen der Logiken von geschlechtsspezifisch kanalisierter Integration und Desintegration auf dem Arbeitsmarkt stattfinden kann.

10.2.1 Grete Claussen: Arbeits-Leben

Für Frauen in Grete Claussens Alter – sie ist Jahrgang 1919 – gilt eine Beschränkung auf Haushalt und Familie häufig als generationstypisches Charakteristikum. Gerade in der Wahrnehmung ihrer Töchtergeneration bildet ihr „Hausfrauendasein", wie bei Marlies Arndt und Monika Cadenberg deutlich wird (vgl. 11.3.1), eine Negativfolie, von der es sich abzusetzen gilt. Am Beispiel von Grete Claussen lässt sich nicht nur zeigen, dass nicht ohne weiteres von einem völligen Fehlen einer Berufsorientierung ausgegangen werden kann, wie Born/Krüger/Lorenz-Meyer (1996) bereits für die Kohorte der um 1930 geborenen Frauen nachgewiesen haben. Auch von einer Beschränkung auf den Haushalt kann bei Frau Claussen nicht die Rede sein. Arbeit außerhalb des Haushalts spielt, wenn auch nicht unbedingt als beruflich organisierte Arbeit, in ihrer Biographie eine wichtige Rolle.

10.2.1.1 Erwerbsarbeit als Existenzsicherung

Grete Claussen beschäftigt sich zu Beginn ihres Interviews zunächst mit den Schicksalen ihrer elf Geschwister. Sie nennt diejenigen, die schon als Kinder gestorben oder im Krieg umgekommen sind und geht dann unter dem Aspekt einer gelungenen Existenzsicherung auf die verbliebenen ein:

aber sonst wir anderen haben uns alle so ganz gut gehalten / I: mh / erstmal im Dorf selber - die Brüder bei den Bauern erst und nachher sind se denn alle zum zur Bahn gegangen / I: zur Bahn? / ja - und der - eine äh davon mein Bruder Peter der ist dann äh Schuster geworden erst in der Lehre / I: mhm / und dann ist er zur Bahn gegangen - und da hat er denn Pech gehabt und hat dann halt s Bein ab- / I: hmm / gefahren bekommen nech und wie gesagt dadurch ist er denn auch in ne Beamtenlaufbahn nachher gegangen und da war er dann auch da Beamter und - konnte dann auch nur da den Dienst machen nech / I: mhm mh / und äh die anderen beiden sind ja der eine ist auch an der Staatsbahn gegangen also Bun_ äh Bundesbahn sagt man heute n- und - früher Reichsbahn nech und äh der andere ist an ner Kleinbahn die über den ganzen Dörfern bis nach Cestadt gefahren ist / I: aha / dann nech und soweit waren die alle soweit versorgt ne / I: mhm / ja und wir Mädchen wir mussten denn auch unseren Teil dazu tun dass wir alle so n bisschen - nach der Konfirmation - war ich dann erst - in äh bei einem Lehrer im Nachbardorf als Haustochter (2,26-49)

In den beruflichen Laufbahnen, wie die Erzählerin sie hier beschreibt, bildet das wirtschaftliche Überleben und weniger eine berufliche Karriere den Fokus. Dabei geht die Erzählerin zunächst auf ihre Brüder ein und folgt damit einstweilen dem Modell einer geschlechtsspezifischen Arbeitsteilung. Der Hinweis, die Brüder seien zuerst „bei den Bauern“ gewesen, gibt Aufschluss darüber, dass die Familie offensichtlich nicht über eigenes Land verfügte, das als Existenzgrundlage ausgereicht hätte. Dies rückt die Existenzsicherung als vorrangiges Ziel der Tätigkeit noch weiter in den Vordergrund. So wird auch dem Übergang in eine berufsförmige Erwerbstätigkeit (im Gegensatz zum „Bei-den-Bauern“-Sein) kaum Aufmerksamkeit gewidmet, ebenso wie dem vermutlich prestigeträchtigen Beamtenstatus des Bruders. Im Vordergrund steht auch hier die Gewährleistung seines „Versorgt-Seins“ durch „die Bahn“, gerade auch in einer solchen das wirtschaftliche Überleben bedrohenden Situation.

Indem sie erwähnt, dass auch die „Mädchen“ erwerbstätig waren, greift sie wieder auf das Geschlechterschema zurück und markiert implizit eine Abweichung von der Norm der geschlechtsspezifischen Arbeitsteilung. Der Beitrag der Töchter zum „Versorgt-Sein“ wird als „n bisschen“ relativiert. Dennoch stattet die Erzählerin diese Regelung durch den Verweis auf die wirtschaftliche Notwendigkeit mit einer hohen Legitimität aus und problematisiert sie in keiner Weise. Sie geht davon aus, dass die

„Mädchen“ nicht nur selbst für ihren Unterhalt sorgen müssen, sondern es auch ohne Frage können.

Diese Fraglosigkeit und gleichzeitig der Verzicht auf über die Existenzsicherung hinausgehende Überlegungen zur Berufstätigkeit bleiben im weiteren Verlauf der Erzählung erhalten. Dies hat vermutlich mit der Einbindung der Erwerbstätigkeit in den größeren Kontext der Familienökonomie zu tun; der Familienhaushalt soll entlastet werden, indem die Einzelnen selbst für ihr Auskommen sorgen. Vor allem aber folgt die weitere Erzählung der Prozessstruktur eines institutionellen Ablaufmusters, als dessen erste Station die Stelle als Haustochter mit entsprechender Selbstverständlichkeit erwähnt wird. Es umfasst weiterhin das mit der „Nazizeit“ (3,8) in Verbindung gebrachte „Landjahr“ (3,14) und eine daran anschließende Lehre, die in diesem institutionellen Rahmen ebenfalls ihren nicht weiter explizierten Platz findet:

und dann hab ich ne Lehre gemacht als äh Lehrling äh in der Blindenschule in Bebach als Köchin / I: ah / ja nech erst drei Jahre als Lehrling und drei Jahre als Beiköchin / I: aha / na - da war ich sechs Jahre - das ging aber alles von Dehagen aus das war provinzial alles ne und äh für mich war es sehr schön die ganze Gemeinschaft war wunderbar nech und wir mussten für 500 Blinde kochen / I: oh ((schmunzelnd)) / es war n - große aber es hat Spaß gemacht (3,21-30)

Die Erzählerin gibt hier keinerlei Hinweis, dass eine Lehre für sie als Mädchen ungewöhnlich gewesen wäre. Möglicherweise spiegelt sich darin trotz des höheren Alters von Frau Claussen bereits, was Born/Krüger/Lorenz-Meyer (1996) mit ihrer Studie „Der unentdeckte Wandel“ für die um 1930 geborenen Frauen eindrucksvoll nachgewiesen haben: Der älteren Frauengeneration wurde eine Berufsorientierung zu Unrecht abgesprochen. In der untersuchten Kohorte haben weit mehr Frauen als gemeinhin angenommen eine qualifizierte Ausbildung gemacht[2], und der Wunsch danach war, wenn auch schwer zu verwirklichen, geradezu selbstverständlich. Dies bestätigen auch die Interviews mit Gertrud Aschauer und Gunda Bechtel, die ebenfalls über eine qualifizierte Ausbildung verfügen. Während die beiden jedoch auch ausführlich auf die Schwierigkeiten eingehen, die überwunden werden mussten, um eine Lehre machen zu können, findet Ähnliches bei Grete Claussen keine Erwähnung. Eine Formulierung arbeitsinhaltlicher Interessen ist dagegen bei allen dreien kein Bestandteil der Erzählungen über die Lehre. Allenfalls werden in der Evaluation Gründe nachgereicht, die die Berufstätigkeit attraktiv machten. Bei Grete Claussen steht dabei das soziale Moment – im angeführten Zitat verweist sie auf die „Gemeinschaft“ – im Vordergrund.

2 Nach Born/Krüger/Lorenz-Meyer (1996) beträgt dort der Anteil von auf Facharbeiterniveau qualifizierten Frauen 33% (vgl. ebd., 58).

An den Bericht über ihre weitere Erwerbstätigkeit und verschiedene Stellen als Haushälterin und Köchin schließt die Erzählerin die Schilderung des Beginns ihrer Ehe unter den schwierigen Umständen der Kriegszeit an. Dramatischer Höhepunkt ist die Mitteilung über die Gefangennahme des Mannes und die Geburt des Sohnes am selben Tag. Die Erzählerin nimmt dann die glückliche Heimkehr ihres Mannes vorweg, um noch einmal auf die Zeit zurückzukommen, in der sie während seiner Abwesenheit zur Sicherung des Familieneinkommens wieder einer Erwerbstätigkeit nachgeht:

ja - ja und dann fing das mit mir an äh und ich hab mich dann auch immer so durchgeschlagen ich kriegte wohl den Sold von ihm ne / I: hm / aber ich musste auch n bisschen - weiterdenken / I: hm / und musste immer noch mitarbeiten nech dass ich auch durchkam denn so viel gab es auch nicht ne / I: mh / naja auf jeden Fall ich habe dann äh bei ner belgisch - - das waren Wallonen / I: mhm / Franzosen und Belgier / I: mhm / nech also sie konnte kein Deutsch und ich konnte kein Französisch / ((schmunzelt)) / / I: hm / aber wir haben uns ganz prima verstanden / I: ja / das war eine Offiziersfamilie ja und - die hatten zwei Kinder ein Mädchen und einen Sohn - und der Sohn war grade eben so - äh - dass er fast laufen konnte nech / I: mhm / der Luc - ja und wie gesagt da hab ich mich dann sozusagen über Wasser gehalten immer dass ich da das Geld kriegte (7,20-41)

Die eigentümliche Formulierung am Beginn der Passage („dann fing das mit mir an“) nimmt die Erzählerin als Akteurin sozusagen aus dem heraus, was nun folgt; sie weist gewissermaßen eine Initiatorinnenschaft zurück. Wenn sie von „durchschlagen“ spricht, qualifiziert sie ihr Tun als etwas aus der Not Geborenes, womit dem aber gleichzeitig ein kämpferischer und dramatischer Zug verliehen wird. Mit der Erwähnung des „Solds“ wird auf das institutionell verankerte Modell Bezug genommen, das die Absicherung der Protagonistin und ihres Sohnes durch den Ehemann vorsieht. Obwohl dieses Konzept hier nicht aufgeht, weil der Mann in Kriegsgefangenschaft ist, bleibt die Versorgerehe der Hintergrund der weiteren Konstruktion. Wenn die Erzählerin ihre Erwerbstätigkeit als „mitarbeiten“ bezeichnet, so setzt das eigentlich voraus, dass es einen Ernährer gibt, der durch seine Arbeit für das Familieneinkommen sorgt – was aber hier gerade nicht der Fall ist. Andererseits betont die Erzählerin zwar das Moment des äußeren Zwangs als Grund für die Abweichung von der Versorgerehe, sie stellt sich aber gleichzeitig als jemanden dar, die „weiterdenkt“, also ihre Situation reflektiert in die Hand nimmt. Das steht in einer Spannung zu der anfänglichen Zurückweisung der Initiatorinnenschaft. Die gesamte Konstruktion der Erwerbstätigkeit, um die es an dieser Stelle geht, wird damit ambivalent.

Im weiteren Verlauf der Passage fällt auf, dass die Erzählerin mit keinem Wort erwähnt, was eigentlich der Inhalt ihrer Tätigkeit bei der Offi-

ziersfamilie war. Sie stellt vielmehr ihre Integration in die Familie in den Vordergrund – die Unwichtigkeit der Sprachbarriere, die gute Beziehung zur Arbeitgeberin und ein persönliches Verhältnis zum Sohn der Familie, das in seiner mit Details verbundenen Erwähnung zum Ausdruck kommt. Damit ist die ganze Zeit implizit klar, dass die Protagonistin in der Familie Reproduktionsarbeit geleistet hat. Sie nimmt dazu aber keine professionelle Position ein, was auf Grund ihrer Ausbildung als Köchin durchaus möglich gewesen wäre, sondern konstruiert sich sozusagen als Teil der Familie. Allerdings wird dies auch wieder dadurch relativiert, dass die Erzählerin am Ende ein Resümee zieht, das an den Beginn der Passage anschließt und den Erwerb in den Vordergrund stellt.

10.2.1.2 Arbeit und Anerkennung

Auf die inhaltliche Seite der Arbeit, die sie leistet, geht die Erzählerin in anderen Kontexten ein, die gerade nicht als Berufstätigkeit im herkömmlichen Sinne organisiert sind. Dazu gehört zunächst die Tätigkeit als Rotkreuz-Schwester während des Krieges. Die Erzählerin führt diese als Ausweg aus der ansonsten drohenden Heranziehung zur Arbeit in einer Rüstungsfabrik ein und verbindet damit eine Distanzierung vom nationalsozialistischen Regime: „ich hatte mich jetzt vor allem hergemogelt nicht in ner Partei zu sein nirgends drin zu sein und jetzt sollte ich auf einmal in eine Fabrik / I: mhm / und das wollte ich nicht“ (7,51-55). Die Darstellung der Tätigkeit als Schwester in einem „Soldatenheim“ vor Ort trägt jedoch keinerlei Züge der Distanzierung mehr, sondern vielmehr des Engagements:

da war ne Köchin unten und ich war oben zum Bedienen / I: mhm / im Soldatenheim und musste immer sorgen Mensch sagt sie dass wir was zu essen kriegen wir können nicht immer nur äh äh diesen Mais essen und und dieses und jenes / I: mhm / und das da und dann bin ich immer losgefahren / I: mhm / wir kriegten vom Standort kriegten wir ein Gefährt von der von von der Wehrmacht nech / I: mhm / und äh mit zwei Soldaten bin ich dann immer über Land gefahren hab - Gemüse geholt Kartoffeln geholt und alles was ich so kriegen konnte ne / I: hmm / Obst geholt nech das war - alles also wir haben Gemüsesuppen hatten wir denen da dass wir alles - hatten und und es war wunderbar da nech / I: mhm / aber es war auch dann äh schlecht - da hatte ich mich mal so erkältet - und das war mir an die Nieren geschlagen - und weil ich nass geworden war aufm Land wie wir Kartoffeln geholt hatten nech war ich pitschnass geworden in der Tracht nech und sie wissen ja wenn das so zieht irgendwo will es dann hin ne / I: ja / ja und dann hatte ichs - an den Nieren und konnte dann erstmal n paar Wochen wieder aussetzen nech / I: hmm / ja und dann wurde immer gefragt wo ist Schwester Grete nech / dass wir nix zu essen kriegen ne ((schmunzelnd)) / ja. ja aber dann ging es auch wieder besser nech / I: mhm / und dann - bin ich dann wieder eingesprungen hab wenigstens was geholt / I: mhm / dass die wenigstens was zu essen hatten ne. so hat der eine für den anderen gesorgt / I: hm / ich sage

wenn ich das tue das hab ich aber alles ehrenamtlich gemacht / I: ehrenamtlich / keinen Pfennig dafür gekriegt nich / I: hm / also keinen Pfennig ne / I: hm / das muss ich dabei sagen ne jou. (8,34-9,21)

Im Vergleich zu den Interviewabschnitten, in denen von der eigenen Tätigkeit als Köchin und in verschiedenen Haushalten die Rede ist, ist diese Schilderung hoch narrativ und detailliert. In der wörtlichen Rede der Kollegin wird ein Kollektiv konstruiert, in dem nicht die zu versorgenden Soldaten das Gegenüber der dort tätigen Schwestern sind, sondern alle zusammen ein „Wir" bilden. Dieses „Wir" ist zum Teil auch weiterhin Subjekt der Erzählung. Daneben stellt die Erzählerin sich selbst als aktive Handlungsträgerin, die durch Improvisation und Engagement die Versorgung des Kollektivs verbessert. Der Charakter der Fahrten „über Land" bleibt dabei jedoch unklar; es wird nicht erklärt, auf welcher Grundlage Nahrungsmittel von den Bauern „geholt" wurden, also ob sie gekauft, beschlagnahmt oder sozusagen als Spenden erbeten wurden. Die Präsenz der Wehrmachtsoldaten wird der der Protagonistin als Handlungsträgerin in der Schilderung deutlich untergeordnet; dennoch wird sie damit auch symbolisch mit einer ‚Mission' ausgestattet, die verhindert, dass der politische Kontext ihrer Tätigkeit ganz ausgeblendet werden kann.

Was die Erzählerin dagegen deutlich hervorhebt, ist ihr Engagement, das ihr durch die Erkrankung zum Nachteil wird, aber auch Würdigung erfährt. Ihr Fehlen fällt auf, und die Qualität der Versorgung wird mit ihrer Person in Verbindung gebracht. Für diese Anerkennung ihres Engagements liefert das wörtliche Zitat den Beleg.

Schwer nachvollziehbar erscheint zunächst, dass die (Wiederaufnahme der) Tätigkeit mit dem Satz „so hat der eine für den anderen gesorgt" resümiert wird. Er impliziert eigentlich Gegenseitigkeit, zuvor ist aber nur vom Engagement der Protagonistin für das Soldatenheim die Rede. Es könnte vermutet werden, dass die Erzählerin hier an die der Passage vorausgehende Episode anknüpft, in der die Leiterin des Heimes ihr den Dienst dort als Alternative zur Arbeit in der Rüstungsfabrik vorschlägt; damit wäre sie diejenige, die der Protagonistin geholfen hätte. Oder es wird unterstellt, dass die im Heim untergebrachten Soldaten etwas für die ‚nationale' Gemeinschaft geleistet haben. Beide Lesarten sind unbefriedigend; es dürfte eher davon auszugehen sein, dass die Logik der Gegenseitigkeit in dem angeführten Grundsatz hier nicht aufgeht und auch nicht aufgehen muss. Die Erzählerin zitiert damit möglicherweise nur das romantisierende Motiv, dass in Zeiten der Not der zwischenmenschliche Zusammenhalt stärker war. Zum anderen dient das Motiv der Fürsorge auch dazu, die Tätigkeit als Schwester noch einmal nachdrücklich in einen anderen Rahmen zu stellen. Offensichtlich wird damit eine eher karitative Ausrichtung betont, bei der es gar nicht so sehr auf die Gegenseitigkeit, sondern um den Dienst am Nächsten geht. Dafür spricht auch die starke Betonung der Ehrenamtlichkeit des Engagements, in der jedoch zugleich

der Vorwurf mitschwingt, dass die Arbeit nicht angemessen entlohnt wurde. Der Anspruch, mit Arbeit Geld zu verdienen, wird hier also nicht aufgegeben.

Der zweite große Bereich, in dem die Erzählerin einer nicht berufsförmig oder über den Arbeitsmarkt organisierten Tätigkeit nachgeht, ist die Landwirtschaft. Hier betont sie, dass dies dem Erwerb bzw. der Wertschöpfung diente:

wir haben auch zwei Häuser umgebaut dieses hier / I: hm / und das - mein Mann und ich noch nech / I: hm / alles durch seinen Verdienst und durch meine Arbeit / I: hm / dass er nicht die Landwirtschaft sondern ich hab die ganze Landwirtschaft in Ordnung gehalten (16,1-9)

Der Umbau der Häuser ist der sichtbare Nachweis für den ökonomischen Erfolg des Ehepaares. Dabei macht die Erzählerin mit Nachdruck deutlich, dass beide Partner daran Anteil hatten, unterscheidet aber auch zwischen der Art des Beitrags auf beiden Seiten. Der „Verdienst“ des Mannes setzt voraus, dass dieser einer Erwerbstätigkeit nachgeht, die über den Arbeitsmarkt vermittelt ist; seine Arbeit wird nach den Regeln des Marktes entlohnt und kommt in Form von Geld der Familie zugute. Der Beitrag der Protagonistin ist unmittelbar ihre „Arbeit“. Das ist vor dem Hintergrund, dass Existenzsicherung in der Industriegesellschaft in der Regel über eine arbeitsmarktvermittelte Erwerbstätigkeit geschieht, ungewöhnlich, macht in Bezug auf die Landwirtschaft, von der in diesem Zusammenhang die Rede ist, aber Sinn. Dennoch konstruiert die Erzählerin hier gleichzeitig eine Komplementarität zwischen dem „Verdienst“ ihres Mannes und ihrer eigenen Arbeit: Dass sie „die ganze Landwirtschaft in Ordnung gehalten“ hat, bedeutet eine Freisetzung des Mannes und die Voraussetzung für seine Berufstätigkeit. Damit macht sie das Arrangement, das dem gemeinsamen ökonomischen Erfolg zugrunde liegt, und ihren Anteil daran sichtbar. Auch wenn im Hintergrund vielleicht das Ideal einer Versorgerehe stehen sollte, wie es zuvor angeklungen war, ist hier ganz klar, dass es sich bei der Ehe der Protagonistin nicht um eine solche handelt. Die Erzählerin stellt sich nicht als eine ‚Nur-Hausfrau‘ dar, deren Arbeit im Reproduktionssektor als Voraussetzung für die Erwerbstätigkeit des Ehemannes unsichtbar bleibt, sondern sie verweist auf ihre „Arbeit“ als einen eigenständigen Bereich und ihren Beitrag zum Familieneinkommen.

Der Arbeit in der Landwirtschaft selbst widmet die Erzählerin mehr Aufmerksamkeit als ihrer im Vergleich kurzzeitigen qualifizierten Berufstätigkeit als Köchin. Dabei setzt sie wiederum ihre Leistung in Szene, wie es hier bei der Schilderung der Kornernte geschieht, bei der der Schwiegervater als Arbeitskraft immer wieder ausfiel:

ja - und äh wie gesagt also - und wenn er [der Schwiegervater, C.T.] denn wegmusste und da - das kam - des öfteren vor da hab ich denn - ich sag lass mal die

Sense und das alles hier / I: hm / wir machen das schon / I: hm / nech wer das nun gemacht hatte das war ja ganz egal nech ja dann hab ich mir die Sense in die Hand genommen / ((schmunzelt)) / / I: hm / die a_ und das Korn abgemäht die Stoppeln blieben so hoch stehen das war aber egal / I: hm / Hauptsache das Korn war ab denn wir mussten ja auch immer aufs Wetter passen / I: jaja / ne / I: mh / das Wetter musste auch mitspielen ne / I: mhm / ja und dann hab haben wir das abgemäht und des Abends wenn mein Schwiegervater wiederkam das Korn war ab die Richten standen (22,46-23,16)

Die Schilderung vermittelt den Eindruck, dass die Erzählerin hier um die Anerkennung ihrer Leistung ringt. Dabei geht es zunächst um die Legitimität ihres Engagements. Es werden zum einen äußere Zugzwänge dafür konstruiert, dass sie das Schneiden des Korns übernimmt: Der Schwiegervater muss weg, und die Arbeit muss erledigt sein, solange das Wetter geeignet ist. Zum anderen wird die Bedeutung einer optimalen Ausführung der Arbeit relativiert; vor allem aber wird die Erledigung der Aufgabe von einer bestimmten Person entkoppelt. Wenn die Erzählerin argumentiert, „wer das nun gemacht hatte das war ja ganz egal", so steht zu vermuten, dass sie nicht ohne weiteres die Legitimation hatte, diese Arbeit zu übernehmen. Dem Schwiegervater gegenüber ist auch nur von einem „Wir" die Rede, das seine Arbeit übernimmt; dass die Protagonistin es ist, bleibt zunächst unklar, obwohl sie als Sprecherin der zurückbleibenden ErntearbeiterInnen eine verantwortliche Rolle einnimmt. Mit der Zurückweisung einer besonderen Bedeutung der Mäharbeit soll vermutlich die Interpretationsmöglichkeit ausgeschlossen werden, dass es ihr darum ging, Männerarbeit oder die Position des bislang hauptverantwortlichen Schwiegervaters zu übernehmen – obwohl sie es ganz offensichtlich tut.

Gleichzeitig fordert die Protagonistin im weiteren Verlauf der Episode durchaus die Anerkennung für die von ihr erbrachten Leistung ein, die ihr zunächst nicht zugetraut wird:

ja - - jau - es war und wie gesagt denn kam Vater dann nach Hause vom Schlachthof her ne denn fragt er wie weit wir wären / I: mhm / mit dem Korn da hinten nech dann hab ich ihm dann gesagt ist alles okay hab ich gesagt das ist alles fertig / I: hm / je_ ha_ die Richten stehen kannst hingehen und kucken nech - und dann fragt er so auf Platt auch nich ich konnt es ja nachher auch die ganzen Jahre nachher verstehen nech / I: mhm / und verstehen konnt ich es immer - aber nicht sprechen direkt so / I: ja / nicht wie die hier das Platt sprachen - dann hab ich gesagt - hör mal sag ich das hab ich selber gemacht sag ich nich wer sollt es denn wohl machen von den anderen Frauen / I: mhm / ne - ja und - Hauptsache es war alles fertig nech / I: mhm / und somit - hab ich mich immer ganz schön durchgemogelt nich (23,45-24,11)

Der Dialog, der hier zitiert wird, demonstriert, was für eine prekäre Angelegenheit die Übernahme der Arbeit des Schwiegervaters durch die Protagonistin ist. Die Frage des Schwiegervaters korrespondiert zunächst mit

der vorausgegangenen Ankündigung der Protagonistin: „Wir machen das schon“. Darin kommt ihre besondere Rolle gar nicht vor. Sie konfrontiert ihn auch zuerst mit dem Ausmaß der erbrachten Leistung und überlässt es sozusagen ihm, danach zu fragen, wer dann an seiner Stelle das Korn gemäht hat. Dabei zitiert die Erzählerin interessanterweise nicht diese Frage, sondern geht auf eine ‚Sprachbarriere‘ zwischen ihr und dem Schwiegervater ein. Damit spielt sie auf eine zuvor erzählte Episode an, in der sie die Unfreundlichkeit ihrer Schwiegereltern bei ihrer Ankunft auf dem Hof kritisiert und u.a. daran festmacht, dass sie ihr Arbeitsanweisungen „auf Platt“ gegeben hatten, was sie zu diesem Zeitpunkt noch nicht verstehen konnte. Die Ansprache „auf Platt“ ist also eine hegemoniale Geste, die ihre Nicht-Zugehörigkeit demonstriert; das sprachliche Nicht-Entgegenkommen des Schwiegervaters ist ein Verweis auf die generell in Frage gestellte Legitimität ihrer bloßen Anwesenheit. Mit der Einlassung in der vorliegenden Passage macht die Erzählerin deutlich, dass es in der gesamten Szene auch um ihre Anerkennung in einer sie nach wie vor als Fremde behandelnden Umgebung geht.

Die Antwort auf die implizierte Frage des Schwiegervaters nach der Mäharbeit ist kein offensives Verweisen auf die eigene Leistung, sondern eine rhetorische Gegenfrage. Der Schwiegervater soll die Antwort, dass nur die Protagonistin es gewesen sein kann, die seine Arbeit getan hat, selbst geben. Damit spricht die Erzählerin wiederum nicht aus, dass sie seine Position eingenommen hat; an dieser Stelle, an der sie auf die „anderen Frauen“ verweist, wird zusätzlich und wiederum nur implizit deutlich, dass sie offensichtlich Geschlechtergrenzen übertreten hat. Mit ihrer rhetorischen Frage überführt die Protagonistin ihren Gesprächspartner zusätzlich einer falschen Einschätzung ihrer Fähigkeiten. Sie muss damit an keiner Stelle explizit auf ihre Leistung verweisen.

In dem abschließenden Resümee wird noch einmal die Leistung relativiert, indem sich die Erzählerin die Professionalität abspricht. Damit wird insgesamt sehr deutlich, dass sie auch in der Interviewsituation, wo nicht mehr der Schwiegervater ihr Gegenüber ist, nicht offen nach der Legitimation ihrer Verantwortungsübernahme greift. Sich „durchzumogeln“ – worin auch eine gewisse Virtuosität im Umgang mit Schwierigkeiten inbegriffen ist – wird hier zur angemessenen Art, Herausforderungen zu begegnen, zu deren Bewältigung man eigentlich keine Berechtigung hat.

Trotz dieses ‚Versteckspiels‘ gelingt es der Erzählerin, auf ihrer Leistungsfähigkeit und Tüchtigkeit zu beharren. Den Nachweis, dass dies der Anerkennung wert war, auch wenn ihr diese von Seiten ihrer Familie nicht gezollt wurde, führt die Erzählerin an mehreren anderen Stellen sehr offensiv. So zitiert sie u.a. eine Bekannte, der sie früher bei der Erntearbeit geholfen hat und die nun sozusagen ihr Engagement anderen gegenüber bezeugt:

sie erzählt denn auch immer zu den anderen wenn die so dazukamen nech / I: ((schmunzelt)) / ach Frau Claussen die kenn ich die kann arbeiten hieß es denn / I: oh / schau das erzählte sie jedem da nech / I: ja / ja wie oft haben wir uns die geholt dann zum Kartoffel ernten und - auf der Dreschmaschine stand se dann (53,45-54,2)

Die Bestätigung ihrer Tüchtigkeit wird hier zwar einer anderen und sozusagen ‚objektiven' dritten Person in den Mund gelegt. Der Nachdruck, mit dem diese zitiert wird, zeigt jedoch die große Bedeutung der in dem Zitat ausgesprochenen Anerkennung für die Erzählerin. Die Anerkennung bezieht sich nicht auf eine formale berufliche Qualifikation oder Position, sondern auf die Tüchtigkeit, die Leistungsfähigkeit und das Engagement. Sie bedeutet zugleich soziale Integration in einen über Arbeit organisierten Kontext, für den die Dorfgemeinschaft einen Rahmen bildet. Dieser Kontext funktioniert unproblematischer als der der Familie, wo der Protagonistin die Anerkennung ihrer Arbeit verweigert wird. Insofern ist diese Erzählung ähnlich angelegt wie die bei jüngeren Frauen häufig anzutreffende Argumentation, eine Berufstätigkeit neben der Familie sei ihnen auch wegen der sozialen Kontakte und der Wertschätzung ihrer Kompetenz wichtig.

10.2.1.3 Resümee

In Bezug auf Grete Claussens Konstruktion ihres Arbeits-Lebens ist zunächst festzuhalten, dass der Aspekt der Existenzsicherung an erster Stelle steht und nicht etwa der einer beruflichen Laufbahn. Die Existenzsicherung ist zudem auf ein Kollektiv, zumeist die Familie, bezogen. Dabei fällt insbesondere eine widersprüchliche Gleichzeitigkeit zweier Modelle einer Aufgabenverteilung zwischen den Geschlechtern auf. Da ist zunächst ein an vormoderne Verhältnisse erinnerndes Modell, in dem jede Arbeitskraft zur Existenzsicherung des Familienkollektivs eingesetzt werden muss. Dabei erscheint es sekundär, ob dies im Rahmen einer institutionell vorgegebenen Berufslaufbahn stattfindet oder aus einer Notsituation heraus wie bei Kriegsgefangenschaft des Mannes oder in der Landwirtschaft, wo jede Arbeitskraft gebraucht wird. Das zweite relevante Modell ist das der bürgerlichen Kleinfamilie und der Versorgerehe. Obwohl die Realität über weite Strecken eine andere ist, unterstellt die Erzählerin immer wieder die Regel, dass eigentlich der Mann für das wirtschaftliche Auskommen der Familie sorgt.

In Situationen, die dem ersteren Modell entsprechen und wo die Regel des männlichen Alleinversorgers offensichtlich von vornherein nicht gültig ist – v.a. bei der Arbeit in der Landwirtschaft – gibt es zunächst eine geschlechtsspezifische Arbeitsteilung mit spezifischen ‚Männerarbeiten' (wie dem Schneiden des Korns). Doch auch diese wird mit gleichzeitigem Verweis auf die Regel und die Notwendigkeit ihrer Durchbrechung thema-

tisiert. Diese Durchbrechung wird insbesondere dann nötig – und muss dennoch sorgfältig legitimiert werden – wenn die Männer durch ihre Einbindung in moderne Lohnarbeitsverhältnisse daran gehindert werden, die ihnen zugeordneten Arbeiten zu übernehmen. Die Brüche, die dadurch entstehen, könnten als ein Phänomen eines Übergangs oder der vorübergehenden Gleichzeitigkeit zwischen zwei Wirtschaftsformen interpretiert werden, die unterschiedliche Geschlechterarrangements implizieren.

Was die Erzählerin über ihre eigene Arbeit berichtet, scheint dabei maßgeblich an einer Wirtschaftsform orientiert zu sein, die zwar in die der modernen Industriegesellschaft eingebunden ist, innerhalb derer eine berufliche Organisation von Arbeit aber anders als in der modernen Industriegesellschaft noch keine Rolle spielt und in der die Arbeitskraft nicht über einen öffentlichen Markt angeboten und nachgefragt wird. In der Landwirtschaft, wie die Erzählerin sie beschreibt, ist es vor allem die Familie, über die die gemeinsame Erwirtschaftung eines Ertrags organisiert wird.

Dennoch legt die Erzählerin Wert darauf, ihre Leistung nicht nur als eine zu präsentieren, die innerhalb der Familie von wirtschaftlicher Bedeutung ist. Wie schon im Zusammenhang ihrer ehrenamtlichen Tätigkeit als Rotkreuz-Schwester während des Krieges stellt sie die Anerkennung in den Vordergrund, die ihre Tätigkeit bei anderen findet. Gerade angesichts der mangelnden Anerkennung in ihrer Familie weist sie mit Nachdruck auf ihren guten Ruf in der Dorfgemeinschaft hin und untermauert ihre Tüchtigkeit, indem sie an ihrem Anwesen den wirtschaftlichen Erfolg ihrer Arbeit vorführt.

Die biographische Konstruktion der Erzählerin ist damit, was die zugrundegelegte Wirtschaftsform anbelangt, an einem ganz anderen Horizont ausgerichtet, als es bei den Vertreterinnen anderer Generationen der Fall ist. Die untergeordnete Rolle eines Berufes in ihrer Biographie hängt damit zusammen, dass ihr Beitrag zur Existenzsicherung ihrer Familie, der sich keineswegs auf die Reproduktionsarbeit beschränkt, nicht an einen Beruf geknüpft ist.

Von daher ist es auch nicht verwunderlich, dass Ideen der Frauenbewegung in Bezug auf den Stellenwert von Arbeit für die Gleichberechtigung von Frauen in Grete Claussens Schilderungen keinerlei Widerhall finden. Die Theoriebildung der Frauenbewegung ist zwar auf die Verteilung von Arbeit insgesamt bezogen. Ihre Politik richtet sich jedoch im Wesentlichen am in der Gegenwartsgesellschaft dominierenden System der Organisation von Erwerbsarbeit als berufliche, arbeitsmarktvermittelte Tätigkeit aus. Das erschwert eher eine Wahrnehmung der Arbeit, die Grete Claussen leistet, als produktive, zur Existenzsicherung der Familie beitragende Arbeit. So charakterisiert Monika Cadenberg, die für die Bedeutung einer Einbindung von Frauen in das Berufsleben argumentiert, ihre Mutter als „nur Mutter“ (5,14) und ordnet ihre Arbeit damit dem Reproduktionsbe-

reich zu. Wie auch Gertrud Aschauer, die ebenfalls von der harten Arbeit ihrer Mutter in der Landwirtschaft spricht, kann sie gleichzeitig formulieren, ihre Mutter habe „nicht [...] gearbeitet“ (1,31). Wenn ‚arbeiten‘ im Sinne von ‚in einem Beruf arbeiten‘ gebraucht wird, ist die Arbeit in der Landwirtschaft schwer zu kategorisieren. Auch die Strategie der Sichtbarmachung von Reproduktionsarbeit, die von Anfang an ein Anliegen der Frauenbewegung war, greift hier nicht. Deshalb ist die Anschlussfähigkeit von Diskursen der Frauenbewegung für die biographische Selbstdeutung in einem Fall wie dem von Frau Claussen von vornherein eingeschränkt und kann zu Unsichtbarkeiten und Fehlwahrnehmungen führen.

10.2.2 Monika Cadenberg: Verberuflichung der Biographie

Im Interview mit Monika Cadenberg dominiert im ersten Teil der biographischen Haupterzählung ganz klar die Berufsbiographie. Anders als ihre Mutter, von der sie sich in diesem Punkt auch explizit distanziert, identifiziert die Erzählerin Arbeit und insbesondere Arbeit, die auch dem Erwerb dient, in erster Linie mit beruflich organisierter Arbeit. Letztere wird zugleich zu einem wichtigen ‚roten Faden‘ innerhalb der eigenen Lebensgeschichte. Diese Form einer ‚Verberuflichung‘ der Biographie soll im Folgenden zunächst nachvollzogen werden. In einem zweiten Schritt (ab 3.2.2.4) wird gezeigt, wie Logiken des Berufs-Lebens im engeren Sinne auch auf andere biographisch relevante Kontexte übertragen werden.

10.2.2.1 Ausbildung als biographisches Projekt

Schon kurz nach Beginn des Interviews kommt die Erzählerin auf Umstände ihrer Kindheit zu sprechen, die eine spätere Problematisierung ihres Zugangs zu einer qualifizierten Berufsausbildung vorbereiten. Als ein erstes Hindernis greift sie die Einschränkung ihrer Schulkarriere auf:

ja und nach der Schulzeit - da ja mein Vater Alleinverdiener war kam auch überhaupt nicht in Frage ehm dass ich während Volksschule gabs ja damals dass ich während der Schule wechselte - also einige gingen dann so nach vier fünf Jahren damals schon auf die Realschule oder Gymnasien - das kam - für uns gar nicht in Frage weil es immer hieß da haben wir kein Geld für. / I: mh / so. war schade aber - gut. konnte man nicht anders machen - / I: mh / (1,50-2,8)

Ähnlich wie bei anderen Erzählerinnen v.a. der ältesten Generation (Gertrud Aschauer, Gunda Bechtel) wird der Mangel an Bildung hier auf die bestehenden Verhältnisse bzw. eine bestimmte ‚selbstverständliche‘ familiäre (Wert-)Ökonomie und die institutionelle Vorgabe des Schulgelds für weiterführende Schulen zurückgeführt. Wie an dem hier zitierten Textausschnitt besonders gut deutlich wird, können die damaligen ‚Fraglosigkeiten‘ möglicherweise erst aus heutiger Sicht und im Vergleich mit den heu-

tigen Wertmaßstäben und institutionell gegebenen Möglichkeiten problematisiert werden. Interessant ist, dass im Anschluss an die zitierte Stelle ebenfalls von einer Art Kompensation der mangelnden Schulbildung durch das „Privileg“ (2,8) Englisch lernen zu können, die Rede ist, wodurch Bildung ein eigener Wert verliehen wird und das Programm einer beständigen ‚Horizonterweiterung‘ (sh. unten) angelegt wird.

Darüber hinausgehend stellt die Erzählerin eine Auseinandersetzung mit konkreten Widerständen gegen ihren bereits gefassten und inhaltlich nicht weiter explizierten Plan, eine Lehre zu machen, dar:

und ehm ja nach der Schule da hieß das mein Vater war so sehr konservativ und muss ich auch sagen bisschen Macho der sagte - du wirst Schneiderin. so und das war für mich - Todesurteil ne? weil ich war überhaupt nicht / für handwerkliche Fähigkeiten. ((schmunzelnd)) / also schneidern - eh bin ich in der Schule früher diese Handarbeiten da musste man sticken und und - stricken da bin ich immer zu irgend ner Nachbarin gegangen / hab die da machen lassen ((schmunzelnd)) / in der Schule hab ich mir irgendwas zusammengeprünt - das haben die natürlich sofort gemerkt dass ich das nicht gemacht habe weil diese Stunde oder zwei Stunden in der Schule hab ich dann irgendwas versucht - also da hab ich kein Talent zu gehabt. überhaupt nicht - und hab dann auch permanent da Vieren gekriegt ne? und als es dann hieß ich soll nach der Schule - ne Lehre als Schneiderin machen weil n Cousin meines Vaters ne Schneiderei hatte - ich Rotz und Wasser geheult - so. ich wollte gerne ne Lehre machen. nein hat mein Vater gesagt - bist du zu klein zu - eh dazu muss ich sagen als ich meine Schule beendete die acht Jahre war ich erst dreizehn (2,14-2,26)

In dieser Episode ist es zunächst der Vater, der die Initiative ergreift, um die Protagonistin in eine Berufsausbildung einmünden zu lassen. In der geschilderten Situation gibt es keine Wahl der Betroffenen, nicht einmal ein institutionelles Ablaufmuster, sondern das Machtwort des Vaters, das hier dramatisch inszeniert, gleichzeitig aber etwas ironisiert wird. Diese Ironisierung beruht auf der Charakterisierung des Vaters durch seine unzeitgemäßen Vorstellungen. Darin wird die innere Logik seines Handelns sichtbar, das gleichzeitig aus einer späteren Perspektive heraus als nicht angemessen qualifiziert wird. Diese Disqualifizierung geschieht zum einen über den Vorwurf, der Vater sei „bisschen Macho“ gewesen; damit wird ein historisch späterer Diskurs aufgegriffen, der übertrieben männliches Gebaren, Frauen abwertendes Verhalten und den offenen Versuch einer Machtausübung über Frauen delegitimiert. Die Bezeichnung „Macho“ belegt ein solches Verhalten mit einem deutlichen Verdikt.

Der über die Zukunft der Protagonistin bestimmenden Entscheidung „Du wirst Schneiderin“, in der zugleich das patriarchale Auftreten des Vaters in Szene gesetzt ist, wird in einem zweiten Schritt auch argumentativ der Boden entzogen. Die Erzählerin weist ihre mangelnde Eignung für den Beruf der Schneiderin als eine objektive, von anderen bezeugte Tatsache

nach und untergräbt damit die Kompetenz des Vaters, diese Entscheidung zu treffen. Implizit wird jedoch deutlich, dass die beiden unterschiedlichen Logiken folgen: Die Erzählerin konstruiert einen Zusammenhang zwischen Talent oder Neigung und Beruf, der Vater orientiert sich an familiären Ressourcen. Die Auseinandersetzung zwischen beiden wird jedoch nicht als argumentatives Aushandeln beschrieben; ausschlaggebend ist der Protest der Protagonistin, die, indem sie „Rotz und Wasser heult", auf ein eher kindliches Machtmittel zurückgreift. Dies korrespondiert jedoch mit der Meinung des Vaters, sie sei für eine Lehre „zu klein".

Interessant ist hier, dass die Erzählerin im Zuge dieser Auseinandersetzung um eine nicht gewollte Ausbildung den Wunsch nach einer Lehre so deutlich formuliert; der Konflikt wird sozusagen zum Anlass, die eigene Perspektive offen zu etablieren. Dabei wird ganz deutlich ein Unterschied zwischen der Ausbildung als Schneiderin und einer Lehre gemacht. Es ist zwar auch von einer „Schneiderlehre" die Rede, doch das ist nicht die Art von Lehre, auf die es der Erzählerin ankommt. Das hat sicherlich nicht nur damit zu tun, dass es der Protagonistin unmöglich ist, sich inhaltlich mit der Schneiderinnenausbildung zu identifizieren, sondern auch damit, dass diese als marginalisierter Frauenberuf nicht sonderlich attraktiv war. So klar jedoch der Wunsch nach einer ‚richtigen' Lehre formuliert ist, so wenig wird er weiter ausgeführt oder inhaltlich genauer bestimmt. Eine inhaltliche Bestimmung der beruflichen Richtung, die Monika Cadenberg später einschlägt, wird an keiner Stelle vorab vorgenommen, sondern kommt eher dadurch zustande, dass der Vater ihr das Angebot macht, anstatt der Schneiderlehre als Überbrückung wegen ihres geringen Alters die Handelsschule zu absolvieren.

Zu einer eigenen näheren Bestimmung der inhaltlichen Ausrichtung der Berufsausbildung kommt es erst bei der Schilderung ihrer Auswahl aus einem umfangreichen Lehrstellenangebot. Die Berufsentscheidung ist jedoch insgesamt gar nicht das zentrale Moment; zentral in der Darstellung ist vielmehr die Eigeninitiative der Protagonistin, die in der Zeitung ein Stellengesuch aufgibt, und der Akt des Auswählens „aus einem riesen Wust von Angeboten", die der damalige Ausbildungsmarkt zur Verfügung stellte. Die inhaltliche Passung zwischen den Interessen der Protagonistin und der gewählten Lehrstelle wird dann nachgereicht:

und ich hab dann eh ne Stelle ausgesucht bei eh Stübe das war ne große ehm ein ein großer eh Buch- und Zeitschriftengroßhandel in Habeck - und hab dort ne Lehre als Groß- und Außenhandelskaufmann gemacht. und das war also auch ne - super interessante Stelle - weil ehm man eben mit Büchern in wir hatten auch - Buch eh Bücher Buchhändlerlehrlinge die also die andere Schiene fuhren und wir hatten Lehrlinge im kaufmännischen Bereich. und ja. das war immer so die Buchhändler hielten sich immer für was ganz Besonderes weil die mussten auch während ihrer Arbeitszeit sehr viel lesen und wir - kaufmännischen Lehrlinge wurden so n bisschen so - ihr - seid eh geistig minderbemittelt und denn das er-

forderte natürlich auch dann wieder so n bisschen eh gegenzusteuern so nach dem Motto ah - wir schaffen das auch und - wir hatten so immer jedes Lehrjahr nur eine und ehm wir haben uns immer gegen die Buchhändler ganz schön zur Wehr gesetzt. (2,40-2,50)

Die Wahl der konkreten Lehrstelle, die von der Erzählerin nochmals deutlich als ein von ihr selbst gesteuerter intentionaler Akt markiert wird, erhält hier eine inhaltliche Begründung. Dabei steht hier die Firma, in der die Ausbildung stattfindet, im Vordergrund, nicht der gewählte Ausbildungsberuf. Auffällig ist, dass die Erzählerin von „Groß- und Außenhandelskaufmann“ und nicht „-frau“ spricht. Vermutlich reflektiert das die zu dieser Zeit offizielle Sprachregelung; es ergibt sich daraus aber auch ein stärkerer Kontrast zur „Lehre als Schneiderin“, einem typischen Frauenberuf, und hebt die höhere Bewertung der nun gewählten Ausbildung hervor. Zur Begründung für die Evaluation der Stelle als „super interessant“ setzt die Erzählerin dann mit einem Verweis auf „Bücher“ an. Da sie selbst das Milieu, aus dem sie kommt, zuvor als bildungsfern charakterisiert hat, schreibt sie sich damit Bildungsambitionen zu. In der Schilderung des Verhältnisses zu den Buchhändlerlehrlingen, die die Begründung des Interesses an der Stelle unterbricht, macht die Erzählerin deutlich, dass diese Ambitionen sogar verteidigt werden mussten. In der Konkurrenz zwischen kaufmännischen Lehrlingen und Buchhändlerlehrlingen wird die jeweilige Nähe zu den Büchern – nicht als Handelsware, sondern als Bildungsgut – als Distinktionsmerkmal in Anspruch genommen. Obwohl sie sich gegen die Abwertung als „geistig minderbemittelt“ wehrt, übernimmt sie mit der zuvor gegebenen Begründung, die Stelle sei wegen der Bücher interessant gewesen, den Wertekanon der Buchhändler. In der Beschreibung der Auseinandersetzung mit den letzteren steht dagegen die Selbstbehauptung gegen die von den anderen vorgegebene Einschätzung und die damit verbundene Hierarchie im Vordergrund. Damit wird das „Sich-zur-Wehr-Setzen“ an sich zum Lernfeld und zu dem, was die Stelle u.a. „interessant“ macht. Mit der Unterscheidung von „wir“ und „die“ ist zugleich eine verstärkte Identifizierung mit der eigenen professionellen Zugehörigkeit verbunden, auch wenn sich diese inhaltlich auf ein von den Vorgaben der anderen abgeleitetes „wir schaffen das auch“ beschränkt. Schon die Notwendigkeit, ein berufliches Selbstbewusstsein zu entwickeln, und der Erfolg, es gegen andere zu verteidigen, ist hier ein Moment der Professionalisierung.

10.2.2.2 Berufskarriere als beständige Horizonterweiterung

In der weiteren Schilderung ihres Übergangs in die Arbeitswelt bringt die Erzählerin dann doch ganz stark die inhaltliche Seite der Tätigkeit ins Spiel:

ja und das war damals auch die Zeit so - Ende der 60er Jahre ehm wo diese ganze ehm IBM Sache anfing mit Holorit und mit Lochkarten damals - und das hat mich also damals sehr fasziniert und da kam ich also während meiner Lehrzeit auch schon mit in - Berührung und ehm dann hab ich gesagt Mensch das isses. dann kriegten wir so n so n einen riesen Raum der total isoliert wurde mit Kühlmaschinen weil da war ne riesen Anlage für die EDV. und das fand ich ganz toll. dann kamen Programmierer ins Haus denen hab ich dann mal über die Schulter gekuckt - uns dann stand für mich Ende der Lehre fest - ich wurde übernommen - klar - was anderes kam gar nicht in Frage - dass ich das auch gerne machen möchte. das wollte aber die Firma nicht - weil sie sagten Programmierer - eh das is ja nochmal ne - ja. ne Ausbildung quasi von anderthalb bis zwei Jahren das lohnt sich nicht in ein junges Mädchen reinzustecken eh die heiraten sowieso bald und kriegen Kinder. und ja da mh bin ich da auch an irgendwelche Grenzen gestoßen dann hab ich gesagt dann will ich das nicht machen (2,50-3,11)

Die Faszination, die die Erzählerin hier beschreibt, speist sich aus der Neuheit und Fremdheit der Technologie und der Aura des Futuristischen und Gigantischen, die sie umgibt. Aus heutiger Sicht bekommt die Beschreibung zusätzlich Züge einer Pioniergeschichte. Was hier beschrieben wird, ist inzwischen kaum mehr vorstellbar, aber gleichzeitig ist klar, dass es der Anfang einer Entwicklung war, die bis heute von größter Bedeutung ist. Das Kuriose der beschriebenen Technologie mindert diese Bedeutung nicht. Die Faszination der Protagonistin bekommt damit auch etwas Prophetisches; ihre Einschätzung „Mensch das isses“ hat sich nicht nur für ihre persönliche Weiterentwicklung, sondern generell historisch bestätigt.

Die Faszination und die damit verbundenen konkreten beruflichen Wünsche stellt die Erzählerin als das Resultat einer „Berührung“ mit der Technologie dar. Sie konstruiert also weniger eine von einer vorhandenen Disposition geleitete Suche nach einer Perspektive, die ihr inhaltlich entspricht, als eine Offenheit für Anregungen aus der Umwelt, aus denen sich ein weiterführendes Interesse entwickelt. Dieses folgt hier noch nicht der Logik der bereits eingeschlagenen kaufmännischen Richtung, denn die Faszination richtet sich eindeutig auf die Technologie. Die Erzählerin konstruiert eine Logik, in der diese Faszination direkt in eine aktive Annäherung („denen hab ich dann mal über die Schulter gekuckt“) und eine eindeutige Handlungsorientierung umgesetzt wird: „dann stand für mich Ende der Lehre fest [...] dass ich das auch gerne machen möchte.“ Für die Entwicklung dieser Handlungsorientierung auf Seiten der Erzählerin werden keinerlei Barrieren thematisiert; der geschilderte Zugang zur technologischen Entwicklung, die sich vor ihren Augen abspielt, ist ein sehr konkreter und sinnlicher, der nicht mit Berührungsängsten konnotiert ist. Die Technologie wird aus der Perspektive der Protagonistin gerade nicht als unzugängliches männliches Territorium dargestellt.

Umso deutlicher wird die Kategorie Geschlecht in der zitierten Reaktion der Firma relevant. Allerdings wird auch hier kein Bezug auf symboli-

sche Aufladungen von Territorien genommen und auch nicht am Frau-Sein der Bewerberin selbst etwa eine mangelnde Fähigkeit festgemacht, sondern es wird eine rein ökonomische Kalkulation vorgenommen, in der ein ‚weiblicher Normallebenslauf' zugrunde gelegt wird. Obwohl dies eine offene Diskriminierung darstellt, die zumindest aus heutiger Sicht leicht kritisierbar ist, nimmt die Erzählerin dazu nicht Stellung. Es sieht fast so aus, als würde sie der scheinbar bestechenden ökonomischen Logik ihres Gegenübers folgen, da sie in keiner Weise eventuell vom Standardlebenslauf abweichende individuelle Orientierungen gegen die pauschale Kategorisierung ins Feld führt. Sie leitet allerdings die Konsequenz daraus ab, dem Arbeitgeber, dessen Interesse an ihr sie zuvor verdeutlicht hat, den Rücken zu kehren.[3]

Interessant ist hier besonders die Formulierung „da mh bin ich da auch an irgendwelche Grenzen gestoßen". Obwohl die Grenze als eine von außen gesetzte und als explizite Geschlechtergrenze zuvor deutlich spezifiziert wurde, wird die Aussage hier vage. Im Vordergrund steht damit endgültig nicht mehr das Aufrufen der Geschlechterkategorie durch die Firma, sondern die Behinderung der Umsetzung beruflicher Pläne oder einer beruflichen Weiterentwicklung an sich. Dass die Erzählerin hier die Grenze benennt und daraus sofort eine Abwendung von dem Arbeitgeber folgert, ohne auch nur mit einem Wort die Möglichkeit zu erwähnen, eine Grenze zu akzeptieren und sich in einer Position einzurichten, ist der Ausgangspunkt für ein Muster, nach dem sie auch im Folgenden ihre Berufstätigkeit als kontinuierliche berufliche Weiterentwicklung konstruiert.

Die Erzählerin beschreibt im Folgenden zunächst eine Stelle in einem Büro, das Lochkarten anfertigt, als Möglichkeit, der formulierten Faszination für Computertechnologie dennoch zu folgen. Damit wird die klare, inhaltlich ausgerichtete Handlungsorientierung wieder aufgenommen. Doch auch hier zeigt sich eine „Grenze": Die Arbeit ist extrem aufreibend und gefährdet die Gesundheit der Protagonistin. Daraus wird wiederum der Schluss gezogen, eine andere Stelle zu suchen.

dann hab ich da auch gekündigt - ja und dann hab ich eigentlich n - ganz normalen Job in so nem - eh Büro - nee dann war ich noch bei Borkowski in in in Effdorf also auch schon Büro irgendwo das war so ne große Schraubenfabrik - das war aber auch nicht so das Richtige nach dem Vierteljahr hab ich dann eh ne Stelle gefunden in so nem Verkaufsbüro - am Münchener Platz war das früher für Geldschränke. das war ne super Stelle - kam ich drei Wochen zur Einarbeitung nach Süddeutschland nach Gestetten - dann ins Verkaufsbüro Haheim und das war eigentlich sehr schön. da bin ich mit meinem Chef irgendwo hier so - / I: mh / Ibach Zettwald Richtung gefahren wo große Geldinstitute bauten - die eh Geldschränke. in den Keller kriegten. da machte man also diese ganzen Planun-

3 Aus dem Kontext geht hervor, dass die Aussage „dann will ich das nicht machen" an dieser Stelle so zu verstehen ist und nicht als Abrücken vom Interesse an der Technologie.

gen vom Architekten wo da diese doppelten Räume mit Gängen und und allem gemacht wurde. (3,28-39)

Die Faszination für Technologie als Grundlage einer berufsbezogenen Handlungsorientierung geht hier sozusagen en passant verloren, wird aber schließlich durch etwas anderes ersetzt. Zunächst wird durch die Wortwahl der Erzählerin eine deutliche Kategorisierung von Stellen vorgenommen: Es gibt den „normalen Job" einerseits und die „super Stelle" andererseits. Der „normale Job" im „Büro" wird als nicht befriedigend dargestellt, ohne dies weiter zu begründen. An der „super Stelle" wird klarer, was die Leitlinie ist, der die Protagonistin nun folgt, nachdem der Faszination für Technologie nicht weiter nachgegangen werden kann. Die Stelle wird vor allem über die damit verbundene Mobilität qualifiziert. Inhaltlich hat sie mit ehrgeizigen, futuristischen Projekten zu tun, wie es auch bei der „Berührung" mit der Einführung der Computertechnologie der Fall war.

Darüber wird deutlich, dass die Erzählerin hier einem übergreifenden Muster folgt, das die Überschrift ‚berufliche Entwicklung als beständige Horizonterweiterung' tragen könnte. Im Unterschied zu einem Karrieremodell, das eine inhaltliche Kontinuität und eine relativ enge Ausrichtung auf ein definierbares Ziel hat, unterliegt den Beschreibungen der Erzählerin ein Modell, in dem sich ihr inhaltliches Interesse immer wieder auf etwas anderes richten kann. Es kommt darauf an, immer neue Anregungen zu bekommen und, wenn man an „Grenzen" stößt, in eine andere Richtung weiterzugehen, um wieder einen offenen Horizont vor sich zu haben. Damit lässt sich auch erklären, dass den einzelnen Schritten, von denen die Erzählerin berichtet, zwar deutlich ein intentionales Handlungsschema unterlegt ist, aber wenig Aufmerksamkeit darauf verwendet wird, Kausalitäten zu konstruieren. Der Schritt in die nächste Stelle hat seine Begründung darin, überhaupt weiterzugehen; er wird im Nachhinein als richtig ratifiziert, wenn sich aus der Stelle interessante neue Perspektiven ergeben haben.

Dieses Schema bestätigt die Erzählerin auf Nachfrage auch selbst. Da aus der Haupterzählung in der Interviewsituation die Motivation für den auffällig häufigen Stellenwechsel nicht offensichtlich war, greift die Interviewerin dies im Nachfrageteil auf, in dem auch Raum für abstrakterreflektierende Selbstauskünfte der Erzählerinnen ist. Frau Cadenberg erklärt ihre Stellenwechsel so:

ja - äh - also immer wenn ich wenn ich äh den Job äh gemacht hatte oder ne Zeit lang gemacht habe und habe - begriffen - wie läuft denn der Hase - dann - war das uninteressant und da hab ich immer gedacht - es muss noch was anderes geben und zum damaligen Zeitpunkt war s überhaupt kein äh - kein Thema n Job jederzeit zu wechseln man hatte Stellen genug ne? - und dadurch - hab ich aber auch - in ganz viele verschiedene Berufe rein - äh - geschnuppert ne? - zum Beispiel mit dieser Geldschrankfirma das fand ich <u>total</u> interessant - erstens mal dass

ich die Einarbeitung da krichte - unten in Gestetten vierzehn Tage dann eine oder anderthalb Wochen in Haheim im Verkaufsbüro das war - da war ich zwar auch schon allein weg aber - ich hab im Hotel gewohnt hatte mein Essen und so also - war da schon ma weg - aber äh - das fand ich auch total interessant oder mein Chef da auf die Baustellen begleiten oder diese Besprechungen da musst ich da mit stenografieren und alles Wichtige mit aufschreiben ne? - das war schon - äh - ja das war was Neues was Tolles und dann irgendwo äh - war es aber nachher so auch da so nach anderthalb Jahren dass ich dachte hm - jetzt weißte auch schon wieder alles und dann - äh - ja dann war das mit meinem Mann auch und dass ich dann dachte - hm - jetzt machen wir noch was anderes dann hab ich reinen Buchhaltungsjob gemacht der war da in Erdorf wieder äh - in so ner Schraubenfabrik in Erdorf - und danach hab ich gedacht so jetzt musste in Einzelhandel wechseln ne? weil da hatt ich dann Industrie Groß- und Außenhandel äh Großhandel und alle alles so durch so dass ich alle Sparten dann des kaufmännischen Lebens so ungefähr mal so hinter mich gebracht hatte ne? (25,21-39)

Die Erzählerin rekonstruiert hier die Logik hinter ihrem Handeln als eine Art beständige Suche nach neuen Anregungen. Wenn sie eine Stelle aufgibt, sobald sie aufgrund der Vertrautheit mit den Arbeitsabläufen und der Routine „uninteressant“ wird, so heißt das positiv formuliert, dass der Maßstab für eine befriedigende Arbeit die immer weitergehende Konfrontation mit Neuem ist. Es geht also nicht um eine gesicherte, immer weiter zu vertiefende Expertinnenschaft in einem begrenzten Bereich, auf die mit einem Aufstieg innerhalb dieses Bereichs aufgebaut werden könnte. Diese Möglichkeit ist in vielen traditionellen Frauenberufen strukturell gar nicht angelegt, auch im Fall der von der Erzählerin beschriebenen Stellen dürfte die Möglichkeit zu einer solchen Karriere im herkömmlichen ‚vertikalen‘ Sinn nicht vorgesehen gewesen sein. Die strukturellen Gegebenheiten der damaligen Arbeitsmarktsituation führt die Erzählerin allerdings als begünstigend für das von ihr präsentierte ‚horizontale‘ Karrieremodell an. Sie geben den Hintergrund dafür ab, dass sogar die Stelle in der Geldschrankfirma als Prototyp einer „interessanten“ Stelle mit hohem Anregungspotential wieder aufgegeben wird. Die Feststellung „jetzt weißte auch schon wieder alles“ und der Verweis auf das Absolvieren „aller Sparten [...] des kaufmännischen Lebens“ legen ein Karrieremodell nahe, das in die Breite geht, also eine beständige Erweiterung des Horizonts vorsieht. Dabei ist das Erreichen eines Überblicks über den institutionell festgelegten ‚Kanon‘ der einzelnen Sparten des Berufsfeldes nicht unbedingt das Ziel, sondern bietet immer wieder einen Anlass, nach einem neuen Bereich zu suchen.

10.2.2.3 Ehe und Familie im Kontext der beruflichen Entwicklung

Über die Dynamik des beschriebenen alternativen, nicht-linearen Karrieremodells erscheint die gesamte biographische Konstruktion der Erzählerin über weite Strecken als ‚verberuflicht'. Der Kontext Berufs-Leben liefert den dominanten Erzählfaden und die Perspektive, aus der alles andere betrachtet wird. Die Orientierung am roten Faden des Berufs-Lebens ist so weitgehend, dass andere Lebensbereiche zunächst nur in diesem Kontext auftauchen, z.B. als ein Faktor für die Richtung der weiteren beruflichen Entwicklung. So verhält es sich auch mit der Beziehung zum späteren Ehemann:

das war also n toller Job [die Stelle in der Geldschrankfirma, C.T.] - ja das hab ich so - zwei Jahre gemacht - und dann lernte ich meinen Mann kennen. und - tja. der hatte die hatten hier früher n Einzelhandelsgeschäft im Eisenwaren und Haushalt Hausrat - und dann kam so die Überlegung hm. eh - irgendwas musste mal anders machen. bist jetzt immer nur im im ja - im Industrie oder so gewesen - und dann eh hab ich noch n Jahr lang in Erdorf in so ner Schraubenab- eh Fabrik in der Buchhaltung gearbeitet - und dann wurd das so n bisschen ernster mit uns dass wir sagten hm. es könnte sein dass wir vielleicht mal heiraten oder zusammenziehen und dann bin ich in Habeck bei Falkner angefangen das is n Geschäft in der Peterstraße gibts heute noch. Bürobedarf und Büroeinrichtungen und Geschenkartikel - da - um einfach dann hab ich damals gesagt so. wenn ich in Einzelhandel muss dann muss ich mich ja auch an irgendwelche eh anderen Geschäftszeiten. ich war das immer gewöhnt morgens früh um sieben anzufangen und halb fünf oder vier hatt ich Feierabend. so das war immer ne tolle Woche - so. dann hieß es so. wenn du in Einzelhandel gehst dann machste morgens erst um neun den Laden auf und der geht bis abends halb sieben - und dann bin ich bei Falkner angefangen - und hab dort gearbeitet eh um mich so n bisschen an den Einzelhandel zu gewöhnen. ist natürlich auch immer ne Umstellung ob man irgendwo im Büro arbeitet oder - ob man Kunden bedienen muss ne? (3,39-4,4)

Der spätere Ehemann der Erzählerin wird hier nicht nur ausschließlich im Kontext ihrer beruflichen Laufbahn eingeführt; mit seiner Erwähnung ist auch keine verstärkte Bezugnahme auf einen anderen Konstruktionskontext – bevorzugt wäre hier an den des Zusammen-Lebens zu denken – verbunden. Allerdings wird die Geschichte der beruflichen Entwicklung unter einem anderen Vorzeichen fortgeführt. Das „Einzelhandelsgeschäft" der Familie des Freundes und die ganz selbstverständliche Implikation, später in dem Familienunternehmen mitzuarbeiten, sind der Anlass für eine berufliche Umorientierung. Dabei formuliert die Erzählerin den Zusammenhang von Beziehung und beruflicher Umorientierung eher vage; besonders die Entwicklung der Beziehung wird nur sehr zögerlich beschrieben, und in den Formulierungen bleibt die Benennung der handelnden Subjekte unklar („dann kam so die Überlegung hm.", „dann wurd das so n bisschen

ernster mit uns dass wir sagten hm.“). In der Beschreibung der Stellenwechsel setzt sich dagegen der gewohnte Duktus der Zielstrebigkeit fort. Allerdings wird die Stellenauswahl, bei der zuvor die innere Logik der beständigen Horizonterweiterung vorherrschte, diesmal mit einer explizit instrumentellen und externalisierten Logik mit Blick auf das Familienunternehmen des Freundes verbunden. Dies kommt insbesondere in den Zitaten in direkter Rede zum Ausdruck, bei denen nicht klar ist, ob die Erzählerin sich selbst oder eine andere Person sie in der zweiten Person anspricht und klare Forderungen an sie stellt („irgendwas musste anders machen“, „dann machste morgens erst um neun...“).

Diese sehr weitgehende Übernahme möglicher von außen kommender Ansprüche und die deutliche Vorwegnahme des „Eingewöhnens“ in eine zukünftige Situation steht in eigenartiger Spannung zu der vagen Beschreibung der Beziehung zum späteren Ehemann. Dies hängt möglicherweise damit zusammen, dass im Kontext des Berufs-Lebens, der hier klar dominiert, kein Platz für eine romantischere Variante der Geschichte vom Beginn der Partnerschaft ist.

Die eigenartige Distanziertheit bei der Darstellung der weiteren Entwicklung der Beziehung gipfelt in der Formulierung „und dann wurd das immer so n bisschen fester unsere Beziehung - und dann hieß es ja doch wir heiraten“ (4,6f). Die Erzählerin als Subjekt dessen, was hier passiert, verschwindet nahezu vollständig. Die Entwicklung der Beziehung wird als etwas dargestellt, das sozusagen von selbst geschieht, und der Beschluss zu heiraten wird zunächst einem unpersönlichen „es“ und dann einem „wir“ in den Mund gelegt. Das hat vermutlich zum einen damit zu tun, dass die geplante Heirat hier ganz klar als ein Faktor ins Spiel kommt, der die in der Erzählung im Vordergrund stehende berufliche Laufbahn der Protagonistin entscheidend beeinflusst. Die Verlobung wird nämlich als Anlass für eine Art halbjähriges Praktikum eingeführt, das die Protagonistin auf Initiative ihres späteren Mannes in der Firma seines Studienkollegen absolviert; die Heirat wird in einem Atemzug mit dem Einstieg in den Familienbetrieb genannt („ja und dann haben wir im September geheiratet - und dann durft ich hier in den in seinen elterlichen Laden einsteigen“ 4,19f).

Dass die Entwicklung der Beziehung derartig in den Hintergrund und die sorgfältige Vorbereitung auf die Aufgaben im Familienbetrieb des zukünftigen Mannes so in den Vordergrund gestellt werden, hat aber möglicherweise auch noch einen anderen erzählstrategischen Grund. Mit der Ernsthaftigkeit des Sich-Einlassens auf die mit der Heirat verbundene berufliche Perspektive dokumentiert die Erzählerin, dass sie tatsächlich die Absicht hatte, verantwortlich und professionell in das Familienunternehmen als gemeinsames Projekt „einzusteigen“, eben nicht nur ‚mitzuarbeiten‘. Dies erlangt seine Bedeutung vor allem im Zusammenhang des weiteren Schicksals des Familienunternehmens, das im Anschluss ausführlich

geschildert wird. Die Erzählerin begründet sorgfältig die Entscheidung des jungen Ehepaares, das Geschäft kurz nach der Heirat wegen einer absehbaren ökonomischen Krise aufgrund eines Standortnachteils und der Misswirtschaft der Schwiegereltern aufzugeben. Damit einher geht ein zeitweiliger Bruch mit den Schwiegereltern. Vor diesem Hintergrund wird verständlich, dass die Erzählerin zuvor so viel Wert darauf legt, ihr schon im Voraus an den Tag gelegtes Engagement für das Familienunternehmen zu betonen.

Im Zusammenhang der Geschäftsaufgabe macht sie jedoch auch noch ein anderes Argument stark:

zumal dann die Thea kam nach anderthalb Jahren - und dann hab ich mir überlegt - eh es kann nicht sein - dass ich ein Kind habe und muss dieses Kind von andern Leuten erziehen lassen. weil ich hab die hier so immer im Laufställchen gehabt und bin immer wieder in Laden. und immer zwischendurch rein und raus. (4,28-31)

Auch die älteste Tochter wird, wie zuvor der Ehemann, im Kontext des Berufs-Lebens eingeführt. Allerdings geht damit einher, dass die Erzählerin zum ersten Mal näher auf den Kontext Zusammen-Leben eingeht. Die folgenden Passagen drehen sich um die Etablierung eines arbeitsteiligen Kleinfamilienmodells an Stelle des Familienbetriebs. Wie in dem obigen Zitat schon anklingt, stellt es die Erzählerin als ihr Projekt dar, den Bereich der Kinderbetreuung als eigenständigen Verantwortungsbereich für sich selbst erst zu schaffen (vgl. dazu die ausführliche Interpretation in 9.3.2.3). Hier formuliert sie sozusagen eine Legitimation dafür, ihre Arbeitskraft und Zeit direkt ihrem Kind zukommen lassen zu können und benutzt dies als Argument für die Aufgabe des Geschäfts.

Für die weitere biographische Konstruktion werden damit auch die Logiken des Kontexts Zusammen-Leben relevant; der dominante Erzählfaden bleibt jedoch zunächst der der Berufsbiographie. Die Erzählerin thematisiert ihre Familienphase vor allem als eine Zeit, in der sie versucht, den Anschluss an die Entwicklung der Bürotechnik zu halten und geht dann ausführlich auf ihren beruflichen Wiedereinstieg ein. Dabei kommen schon konkurrierende Logiken von Berufs-Leben und Zusammen-Leben zur Sprache und treiben in ihrer spannungsreichen Verschränkung die Geschichte voran.

ja. und als dann die Nicole in die Schule kam - hab ich natürlich ne lange Pause gehabt das waren fast zehn Jahre - hab ich dann eh wieder angefangen zu arbeiten. das - war dann also ganz pra- passend dass ich vormittags gearbeitet habe - wenn die Nicole in der Schule war - und Thea war dann ja auch schon bisschen größer die haben dann ihren Schlüssel bekommen und - selbst wenn - als Nicole ehm - in Kindergarten - nee die kam grad in die Schule - dann hab ich auch gesagt wenn de mal ne Stunde alleine hier bist wir hatten immer Mieter früher hier

im Haus / I: mh / ne? es is jemand da also das ist nicht schlimm - und eh - ja. da bin ich wieder so von vormittags von acht bis zwölf arbeiten gegangen war mittag immer wieder zu Hause wenn die Kinder da waren - und eh muss ich sagen das eh war auch wieder ne schöne Zeit dass man wieder rein kam - / I: mh / war aber auch nicht ganz leicht diesen Job zu kriegen. weil man einfach man wurde so n bisschen abgeschoben nach dem Motto sie waren ja zehn Jahre nicht im Beruf. / I: mh / sie wissen das gar nicht. na dann bin ich bei so ner kleinen so ner kleinen Fotofirma gearbeitet hab die Buchhaltung da gemacht (5,23-39)

Verglichen mit den Passagen, in denen die Erzählerin über frühere Abschnitte und Stellenwechsel in ihrer beruflichen Laufbahn spricht, erscheint diese wesentlich komplexer. Es sind mehrere Hintergrundkonstruktionen eingebaut, über die deutlich gemacht wird, in welch ein kompliziertes Bedingungsgefüge die Wiederaufnahme einer Berufstätigkeit eingelassen ist. Da ist zunächst das institutionelle Ablaufmuster der Schullaufbahn, in das die Töchter eingebunden sind, und das zugleich auf der Ebene des Alltags den zeitlichen Rahmen für die Organisation des Zusammen-Lebens absteckt. Auch wenn letzteres nach dem Modell der bürgerlichen Kleinfamilie mit einem berufstätigen Vater und einer für die Kinder zuständigen Mutter angelegt ist, spielen mit den nachbarschaftlichen Infrastrukturen auch noch andere Bedingungen eine Rolle.

Diesen Strukturen des Zusammen-Lebens stehen im Kontext des Berufs-Lebens andere, teilweise konträre Logiken gegenüber. Die Erzählerin beschreibt in einer weiteren Hintergrundkonstruktion einen Selektionsmechanismus, der ihren Plänen entgegensteht. Arbeitgeber legen als Maßstab für die Eignung einer Bewerberin eine kontinuierliche Berufstätigkeit zugrunde. Die Zurechnung von Qualifikation oder fachlichem Wissen wird an der zeitlichen Gestalt einer linearen Berufsbiographie festgemacht, womit der Protagonistin der Zugang zum Arbeitsmarkt erschwert wird. Anders als im Zusammenhang der Regelung des Zusammen-Lebens wird hier keine Problemlösung dargestellt; diese liegt schlicht nicht in der Hand der Protagonistin. Dennoch steht am Ende der Passage die Nennung einer Tätigkeit. So schließt sie, nach dem Umweg über die diversen Hintergrundkonstruktionen, wieder an die anfängliche Auskunft an, die Protagonistin habe „wieder angefangen zu arbeiten“.

Die Erzählerin führt dann ihre berufliche Entwicklung bis zum Zeitpunkt des Interviews weiter aus und beendet sie mit einer positiven Evaluation ihrer aktuellen Stellensituation. Erst als das Thema Berufskarriere damit sozusagen abgeschlossen ist, widmet sie sich ausführlicher dem Kontext Familie.

10.2.2.4 Pädagogisch-professionelle Perspektive auf die eigene Kindheit

Zusätzlich zu dem Stellenwert, den das Berufs-Leben für die Strukturierung der gesamten Biographie bekommt, dokumentiert sich in Monika Cadenbergs Erzählung auch ein Anspruch auf Professionalität in Zusammenhängen, die nichts mit einem Erwerbsarbeitsverhältnis oder formalen beruflichen Qualifikationen zu tun haben. Dies geschieht vor allem, indem sie eine ganz bestimmte Perspektive auf die Erfahrungen einnimmt, die sie rekonstruiert. Diese Perspektive etabliert die Erzählerin schon am Interviewanfang in der Art, wie sie über ihre Kindheit spricht:

also meine Lebensgeschichte - ja. ich bin also eh groß geworden in Erdorf und wir haben ein großes Haus gehabt mit einem kleinen Haus daneben son (genanntes) Bauernhaus mit so nem Kötterhaus - mh als ich klein war wohnten dort fremde Leute - und ich hab n älteren Bruder - und ich bin eigentlich nur groß geworden mit - Tieren sagen wir mal wir hatten immer n Hund ich hatte immer drei oder vier Katzen - und ich weiß dass meine Mutter mal versucht hat mich in Kindergarten zu geben - und dann hab ich geweint was ja eigentlich auch normal ist - da meine Mutter aber nicht viel Zeit hatte hat sie gesagt gut. das Kind ist nicht geeignet fürn Kindergarten also bleibts zu Hause. das im Nachhinein hab ich das natürlich einschätzen können dass das wohl nicht die richtige Reaktion war. also von daher kann ich sagen ich ich - ich bin nicht in einem sozialen Umfeld mit Kindergarten oder so groß geworden. (1,18-27)

Vor der Kulisse eines bäuerlichen Wohnumfeldes werden hier zunächst Personen eingeführt, die über die Distanz zur Erzählerin qualifiziert werden: Die Nachbarn sind „fremd“, der Bruder ist „älter“. Die Formulierung „ich bin eigentlich nur groß geworden mit - Tieren“ hebt nicht den positiven Aspekt des Kontakts zu Tieren hervor, sondern problematisiert eher die mangelnden Kontakte zu Menschen. An diese implizite Problemformulierung schließt direkt die Episode vom misslungenen Versuch der Mutter, die Protagonistin in den „Kindergarten zu geben“ an. Es ist zu vermuten, dass die Episode eine aus zweiter Hand ist; vor allem macht die Erzählerin darin ihre aktuelle, reflektierte Position zu dem damaligen Problem deutlich. Der Kindergarten erscheint sozusagen als das geeignete Korrektiv für die mangelnden sozialen Kontakte des Kindes; dass die Mutter ihren Versuch nicht durchgehalten hat, wird „im Nachhinein“ kritisiert. Die Erzählerin macht in ihrer Bewertung der geschilderten Situation vor allem ihre Expertise zu Fragen der Kindererziehung deutlich. Sie qualifiziert das Weinen als „normal“ und die Reaktion der Mutter als „nicht die richtige“. Der Expertise der Mutter, die ihre Entscheidung mit Bezug auf das ebenfalls pädagogisch-theoretische Konzept der Eignung begründet, setzt die Erzählerin ihre Expertise entgegen, die an ‚moderneren‘ Normen pädagogischer Intervention orientiert ist. So ist der Kindergarten keineswegs nur

eine Einrichtung zur Betreuung von Kindern; da die Mutter „nicht viel Zeit“ hatte, wäre es nur konsequent gewesen, den Kindergarten als solche zu nutzen. Wenn Zeit investiert werden muss, um ein Kind „in den Kindergarten zu geben“, so ist die Überantwortung des Kindes an die Institution noch mit anderen Zielen verbunden. Hinter dem Konzept des Kindergartens, das die Erzählerin hier vertritt, steht also die Idee einer im Lebenslauf wichtigen Sozialisations- und möglicherweise Bildungsinstanz. Darauf deutet besonders die Formulierung hin, die Protagonistin sei „nicht in einem sozialen Umfeld mit Kindergarten oder so groß geworden“, womit durchaus ein Mangel konstatiert wird.

In dieser markanten Wortwahl und der reflexiven Distanz, mit der die Erzählerin die Episode schildert – der Mutter werden keine Vorwürfe gemacht, es ist auch nicht von Erfahrungen des Leidens unter dem Mangel die Rede – kommt eine bestimmte Perspektive der Erzählerin auf das Erzählte zum Ausdruck, die als eine quasi pädagogisch-professionelle bezeichnet werden kann. In ihrer Schilderung vertritt die Erzählerin am nachdrücklichsten weder ihre eigene, ‚kindliche‘ Position noch die der Mutter, sondern die der Institution Kindergarten, und es werden Normalitätskonzepte herangezogen, die in solchen pädagogischen Kontexten ihre Verortung haben.

Noch deutlicher wird die Funktion solcher Normalitätskonzepte für die Entwicklung der Erzählung im weiteren Verlauf des Interviews. In Bezug auf ihre Schulzeit markiert die Erzählerin das „Problem“ unterschiedlicher „Interessen“ zwischen ihr und ihren MitschülerInnen (1,33ff), das sie darauf zurückführt, selbst „Freiheit gewöhnt“ gewesen zu sein. Daran schließt sie eine sehr lebendige und detaillierte Schilderung vom Spielen im Freien an, die folgendermaßen resümiert wird:

> von daher kann ich nur sagen - hab ich ne super Kindheit gehabt die die offen war die frei war - eh gut. es fehlten vielleicht die sozialen Kontakte zu zu Gleichalterigen / I: mh / weil ich immer so auf die Freunde meines Bruders fixiert war - hab mich mit denen auch herrlich geprügelt also das - war also richtig toll - ehm also von daher kann ich sagen wars gut. (1,43-48)

Hier konkurrieren wiederum unterschiedliche normative Konzepte: Auf der einen Seite stehen Ideale einer „freien“ Kindheit, auf der anderen Vorstellungen davon, was die ‚richtigen‘ oder ‚notwendigen‘ sozialen Kontakte sind. Die Erzählerin problematisiert in zweierlei Hinsicht die Kontakte, die sie selbst hatte. Hinter dem Mangel an Kontakten zu „Gleichalterigen“ könnten pädagogische Konzepte wie das der Peer Group als Entwicklungsinstanz stehen; das „Fixiert“-Sein auf die Freunde des Bruders fällt als Abweichung von der ‚normalen‘ Bildung gleichgeschlechtlicher Gruppen und Freundinnenpaare auf. Der fast pathologisierenden Benennung dieser letzteren Abweichung setzt die Erzählerin zwar wieder eine sehr affirmierende und positive Bewertung entgegen, doch die Bezugnahme auf die pä-

dagogisierend formulierten Normen bringt eine Spannung und Ambivalenz in die Evaluation der Kindheit. Auch hier ist es sehr deutlich, dass sich die Erzählerin über die Einnahme einer professionellen Perspektive in eine reflektierte Distanz zu ihren Erfahrungen begibt und damit zugleich offensiv ihren Expertinnenstatus behauptet.

10.2.2.5 Pädagogische Professionalität als generelle Perspektive auf unterschiedliche Lebensbereiche

Diese Perspektive, die bei den Schilderungen der Ausbildungs- und Berufslaufbahn kaum eine Rolle spielt, kommt im Zusammenhang verschiedener Geschichten zunächst aus dem familiären Umkreis der Erzählerin wieder zum Tragen. Wie bereits erwähnt, widmet sie sich der Schilderung familiärer Beziehungen erst intensiver, nachdem sie die ihres beruflichen Wiedereinstiegs mit der positiven Evaluation der aktuellen Situation beendet hat. Sie schließt daran einen ihr berufliches Engagement legitimierenden Vergleich mit dem Leben ihrer Mutter an („so ne Erfüllung wie ich meinetwegen im Beruf gehabt hab die hat sie nie gehabt."), über den sie schließlich zu dem andauernden Konflikt zwischen ihrer Mutter und der Familie ihres Bruders kommt, der auch im Interview mit Grete Claussen eine große Rolle spielt. Zu diesem Konflikt nun positioniert sich die Erzählerin, indem sie ihre Beziehung zu der Frau ihres Bruders an einem konkreten Streitfall festmacht, bei dem sie die Schwägerin aus ihrer pädagogisch-professionellen Haltung heraus kritisiert und disqualifiziert:

ich muss sagen mit dieser Frau hab ich mich von Anfang an nicht verstanden - weil - sie war sehr herrschsüchtig wollte immer bewundert werden - und was mir überhaupt nicht gefallen hat war - dass sie ihre Söhne und meinen Neffen meinen - richtigen Neffen - da hieß es von Anfang an - jeder kriegt ein Zimmer - und in jedes dieser Zimmer kommt ein Fernseher und da haben die abends ab sechs Uhr zu verschwinden weil der Gerd und ich müssen uns erst noch kennen lernen und die haben dort zu essen. die kriegten ihr Essen abends und wurden in die Zimmer abgeschoben die waren mein Neffe war sechs - ihr eigener Sohn der war fünf und der andere war acht. - dann hab ich gesagt Rita - ihr seid ne Familie. - was soll das ne? nein misch dich da nicht rein das ist meine Entscheidung so. gut. das waren so - die ersten Kräche und dann - gab es das eskalierte immer mehr weil eh wenn wir die mal besuchten hieß es wir - Erwachsenen reden - die Kinder gehen dahin und kucken Fernsehen. und die wurden also permanent abgeschoben was ich überhaupt nicht verstanden habe wo ich gesagt habe - warum machen wir nicht n Spiel mit den Kindern. nein die können alleine spielen. also das hat sie nie gemacht und da hab ich mich ständig am Anfang mit ihr gefetzt und hab da bin ich / I: mh / nicht mit einverstanden und das ist nachher so eskaliert dass ich sagte - mit der Frau brauch ich keinen Kontakt mehr (10,14-30)

Die Charakterisierung der Schwägerin („herrschsüchtig" etc.), die die Erzählerin hier zunächst vornimmt, liefert zwar eine Begründung für die

Schwierigkeit der Beziehung. Diese könnte jedoch leicht als eine subjektive und parteiliche Einschätzung der Erzählerin abgetan werden und wird nicht weiter erzählerisch eingeholt. Den Nachweis dafür, dass die Ablehnung der Schwägerin berechtigt ist, führt die Erzählerin anhand einer Episode, in der sie den Umgang der Schwägerin mit den ihr anvertrauten Kindern schildert. Dabei führt die Erzählerin ‚Verstöße' gegen das an, was gemeinhin als pädagogisch richtig anerkannt ist, z.B. die häufig vertretene Ansicht, dass Kinder nicht zu viel fernsehen sollten oder dass ihnen ein Familienleben geboten werden muss. Mit der Formulierung, die Schwägerin habe die Kinder „abgeschoben", zitiert die Erzählerin ein schwerwiegendes, im Mütterlichkeitsdiskurs fest verankertes Verdikt. Während sie die Schwägerin damit sozusagen eines pädagogisch fragwürdigen Umgangs mit den Kindern bezichtigt, positioniert sie sich selbst als Anwältin der Kinder und betont die eigene Fähigkeit zu einer reflektierten und intentionalen erzieherischen Aktivität.

Sie greift damit das an anderer Stelle formulierte Programm „dafür hab ich mir n Kind angeschafft dass ich das erziehen kann. dass ich sehe was da kommt. und dass ich etwas fördern kann" auf (vgl. 9.3.2.3). In der vorliegenden Episode wird dieses eigene Programm in einer arrangierten Interaktion zwischen Kindern und Erwachsenen konkretisiert, die der Position der Schwägerin (die mit der Separierung der kindlichen und erwachsenen Sphären im Prinzip nur ein anderes pädagogisches Programm formuliert) überlegen ist. Indem die Erzählerin mit ihrer Programmatik pädagogische Expertise demonstriert, kann sie die Schwägerin einer aus dieser Perspektive nachweislichen Fehlhaltung überführen.

Eine ähnlich wichtige Funktion hat die Einnahme einer pädagogisch-professionellen Perspektive bei der Selbstpositionierung der Erzählerin gegenüber ihrem Vater. Die Beziehung zu ihm während ihrer Jugend schildert die Erzählerin – wenn auch liebevoll-ironisierend – als problematisch; sie berichtet von unbeholfenen Kontrollversuchen, hinter der sie die Angst des Vaters vor einer ungewollten Schwangerschaft seiner fast erwachsenen Tochter und die Unfähigkeit zu einer richtigen Aufklärung sieht. In diesem Zusammenhang macht sie jedoch mit einem verständnisvollen Gestus vor allem die Hilflosigkeit des Vaters zum Thema und kommt darüber zu einer Auseinandersetzung mit seiner Traumatisierung durch die Kriegsgefangenschaft. Damit vollzieht sie insgesamt einen Wechsel der Erzählperspektive. Die Perspektive wird von der zuvor rekonstruierten ‚jugendlichen' zu einer ‚erwachsenen', indem wiederum eine pädagogische Position eingenommen wird.

Aus dieser Position heraus schildert die Erzählerin im Anschluss einen Prozess, in dem der Vater sich in einem von der Tochter arrangierten Setting seinen Kriegserinnerungen stellt. Dem Kontakt mit jungen Menschen aus Russland, die im Rahmen eines Austauschprogramms bei der Protago-

nistin zu Gast sind, schreibt die Erzählerin rückblickend eine therapeutische Wirkung zu:

aber - ich muss sagen er hat - im Nachhinein durch durch unsere Leute die wir ja aufgenommen haben danach haben wir einen jungen Mann aus Sibirien hier gehabt - hat er glaub ich so n bisschen Frieden damit geschlossen. / I: mh / ja? und und konnte damit da drüber reden. auch über die schlimmen Ereignisse die er dort gesehen hat die er - jahrelang wirklich im ganz tiefen Inneren eh verborgen hat ne? / I: mh / und das ist also erst aus ihm rausgekommen als er alt war. dann hat er das verkraftet. was er uns als Kinder erzählt hat war immer - ah wir sind da und da hin und haben das und das Dorf erobert da hat er sich so als - als Held irgendwie gefühlt. ne? was er nachher überhaupt nicht mehr gemacht hat ne? das das andere hat der glaub ich alles so verdrängt und hat immer nur so das Positive noch rausgeholt und das Negative hat er ganz tief in sein Innerstes zurückgeschickt ne? aber das ist so die letzten Jahre so n bisschen aus ihm rausgekommen. (17,46-18,8)

Die Erzählerin wertet hier sozusagen das Ergebnis ihrer Intervention aus. Was zunächst bezeichnet wird als „Frieden schließen“ mit der Vergangenheit, wird dann mit psychologisierenden Konzepten differenzierter beschrieben: Die Erzählerin operiert hier vor allem mit dem Konzept der Verdrängung, das sie auch explizit benennt. Es wird zunächst alltagssprachlich formuliert: Der Vater habe alles Negative „ganz tief im Innern eh verborgen“, um seine Selbstdarstellung als „Held“ aufrecht zu erhalten. Die therapeutische Wirkung der Begegnung mit den russischen Gästen (es ist an anderer Stelle noch von weiteren die Rede) bringt die Erzählerin mit dem Sprechen über die negativen Erinnerungen in Verbindung. Was der Vater zuvor aktiv „in sein Innerstes zurückgeschickt“ hat, ist dadurch nun „aus ihm rausgekommen“, als hätte es sozusagen schon darauf gewartet. Die Erzählerin geht damit von einer Eigendynamik des Verdrängten aus, die sozusagen zur ‚Heilung‘ führt, wenn es nur an die Oberfläche kommen kann. Das bloße Zulassen der Erinnerungen und „die schlimmen Ereignisse“ und das „drüber reden“ zeigt schon die Wirkung, dass der Vater schließlich „das verkraftet“ hat.

Wenn auch das ‚therapeutische‘ Modell, das die Erzählerin hier anwendet, stark vereinfacht ist, so kann sie damit doch als kompetente Begleiterin und vor allem auch professionell-distanzierte Evaluatorin eines erfolgreichen Veränderungsprozesses fungieren. Aus dem hier konstruierten Zusammenhang, in dem einem bloßen Sprechen über Negatives, das sonst „verdrängt“ wird, eine therapeutische Wirkung zugeschrieben wird, leitet die Erzählerin im Folgenden eine Programmatik ab, die sie generalisiert und auf andere Bereiche überträgt:

ich denke wenn einer das nur so in sich reinfrisst das kanns auch nicht sein. also ich denke es ist schon wichtig drüber zu reden ne? also das - hab ich unsern Kin-

dern auch immer beigebracht. hab gesagt reden reden reden. und auch über die Schularbeiten - mittags gabs hier immer Protokoll. was habt ihr heute gemacht. und in dieser Stunde wo die mir das erzählt haben - haben die ihre ganze - ihre ganzen Lektionen von morgens erzählt so. wussten sie alles. so. / I: mh ja./ hatten die halben Schularbeiten gemacht ne? also spielerisch irgendwo ne? aber - dann hab ich gesagt so. jetzt könnt ihr Schularbeiten machen und das ging. das ging also - ich denke es is ne eh Sache - man kann Kinder irgendwie locken oder auch andere Leute auch irgendwie locken indem man sagt erzähl das mal. und dann – fra_ merkt man ja auch haben dies kapiert oder ich hab mal nachgefragt und hab gesagt warum - warum ist das denn so und so. dann haben die es mir erklärt also - haben sies verstanden ne? und eh - ich denke wenn das heute mal manche Eltern mit ihren Kindern machen würden dann hätten wir nicht so ne große Misere ne? ich krieg das also täglich - täglich mit hier - mh unsere tolle Pisastudie ne? eh dass sich junge Leute bei uns bewerben wo man - wo man wirklich Angst kriegen kann. wirklich Angst kriegen kann. es ist nicht so - eh dass dass wir nicht ausbilden wollen - die bewerben sich mit eh Deutsch und Mathe haben wir gesagt muss mindestens drei sein. da haben wir haben wir keine drei Leute gehabt unter über hundert Bewerbungen ja? (18,28-45)

Die Erlebnisse mit dem Vater werden als ein Erfahrungsschatz konstruiert, aus dem eine auf andere Kontexte übertragbare Regel abgeleitet wird. Auf den Punkt gebracht lautet sie: „reden reden reden“. Beim Transfer auf die Situation, in der die Kinder das „Protokoll“ über ihren Schultag abgeben, ist der ursprüngliche Kontext und der Zusammenhang mit etwas Negativem, dass jemand „nur so in sich reinfrisst“, schon kaum mehr von Bedeutung. Die Erzählerin weist aber die Wirksamkeit des Prinzips nach, indem sie einerseits die positiven Auswirkungen seiner Anwendung anführt und andererseits theoretische Ausführungen über die dahinterstehende Wirkungsweise macht: Einen Lerninhalt wiederzugeben oder ihn zu erklären erleichtert zugleich seine Aneignung. Diese Theorie, warum „reden reden reden“ ein wichtiges Prinzip ist, hat nun mit dem therapeutischen Konzept, demzufolge das Zutagefördern von Verdrängtem im Sprechen eine positive Wirkung hat, eigentlich nichts mehr zu tun. Dennoch weist sich die Erzählerin mit dem virtuosen Transfer des Prinzips als Expertin im Umgang mit kommunikativen Situationen aus. Denn der Transfer setzt einen hohen Abstraktionsgrad des Prinzips voraus und zieht theoretische Ausführungen nach sich, mit denen die Erzählerin ihre Expertise untermauern kann.

Diese ist wiederum die Basis für eine weitere Ausweitung der Gültigkeit des Prinzips „reden reden reden“: Die Erzählerin verleiht ihm mit dem Verweis auf „unsere tolle Pisastudie“ sogar eine bildungspolitische Tragweite. Indem sie Eltern vorwirft, nicht mit ihren Kindern über ihre Schularbeiten zu sprechen, bietet sie gleichzeitig ihre Form des Umgangs damit als ein Rezept an, um ein Problem mit gesellschaftlicher Tragweite lösen zu können. Sie nimmt damit für sich eine sehr weitgehende Urteilsfähigkeit in Anspruch, deren Basis die zuvor konstruierte Expertise in pädago-

gischen Fragen ist. Wiederum spricht sie aus der Position einer Professionellen, die ihr Handeln reflektiert, theoretisch untermauert, seinen Erfolg begründen und seine Prinzipien auf andere Handlungsfelder übertragen kann.

Allerdings verliert die Darstellung bei der Übertragung des Prinzips auf gesamtgesellschaftliche Fragen zwangsläufig ihre Differenziertheit; der „Misere", die die Erzählerin wiederum unter Berufung auf unmittelbare eigene Erfahrungen beschreibt, wird ihre Diagnose nicht mehr gerecht. Umso massiver gerät die Darstellung der Missstände („wo man wirklich Angst kriegen kann"), um den diagnostizierten Handlungsbedarf im Sinne des eigenen Lösungsrezepts zu untermauern.

Während jedoch die Selbstdarstellung als pädagogische Professionelle durch das rasante Tempo der Argumentation an Glaubwürdigkeit verliert, schließt die Erzählerin mit dem Kontextwechsel in den Bereich ihrer Berufstätigkeit hier wieder den Kreis. Sie macht Wissen, das sie aus dem Bereich der Familienarbeit bezieht, anschlussfähig für ihre Tätigkeit als Mitarbeiterin in einer Personalabteilung. Es wird nicht nur bestätigt, dass der Anspruch „dafür hab ich mir n Kind angeschafft dass ich das erziehen kann. dass ich sehe was da kommt. und dass ich etwas fördern kann" (7,3ff) auf professionelle Weise eingelöst wurde; die dabei erworbene Erfahrung ist auch nutzbar, um Probleme, die bei der Arbeit in der Personalabteilung auftauchen, wenn auch nicht lösbar, so zumindest deutbar zu machen und sie einordnen zu können. Damit werden die beiden beschriebenen Stränge des Berufs-Lebens – die Karriere im Rahmen beruflich organisierter Arbeit und die Konstruktion einer pädagogischen Professionalität im Privatleben – wieder zusammengeführt.

10.2.2.6 Resümee

Monika Cadenberg präsentiert eine in hohem Maße ‚verberuflichte' Biographie. Bei ihr werden die Berufstätigkeit und die Einbindung in die entsprechenden insitutionellen Strukturen – etwa das institutionelle Ablaufschema der Ausbildung und des Eintritts in den Arbeitsmarkt oder die Regeln des Arbeitsmarkts an sich – zu einem maßgeblichen Kontext, von dem aus die Biographie insgesamt konstruiert wird. Die berufliche Laufbahn bildet zunächst den wichtigsten ‚roten Faden' der Lebensgeschichte. Eine qualifizierte Berufsausbildung zu machen, wird als biographisches Projekt konstruiert, das auch trotz Bildungsbenachteiligung und gegen familiäre Widerstände verfolgt wird. Dabei ist weniger ein inhaltliches Interesse an einem ganz bestimmten Beruf wichtig als die biographische Akteurinnenschaft an sich: Es geht darum, Initiative zu ergreifen, Entscheidungen zu treffen und sich durchzusetzen.

Die sich anschließende berufliche Karriere folgt nicht einem Muster, das eine Spezialisierung innerhalb des Tätigkeitsbereiches oder einen Auf-

stieg in der Hierarchie des Unternehmens vorsieht. Sie wird vielmehr nach dem Modell einer beständigen Horizonterweiterung konstruiert. Statt ‚auf der Karriereleiter nach oben' geht die Protagonistin in die Breite, indem sie sich immer wieder neue Tätigkeitsfelder erschließt. Die Idee der Horizonterweiterung ist zwar schon beim Thema Bildung angelegt, sie wird jedoch insbesondere in dem Moment relevant, wo die Erzählerin sich durch ihren Arbeitgeber mit „Grenzen" konfrontiert sieht, die ganz klar Geschlechtergrenzen sind. Die Etablierung des ‚horizontalen' Karrieremodells hat also mit strukturellen Gegebenheiten zu tun, denen die Protagonistin als Frau auf dem Arbeitsmarkt ausgesetzt ist. Hier spielt vermutlich nicht nur die fehlende Bereitschaft des Arbeitgebers, die Karriere einer Frau in seinem Unternehmen zu fördern, eine Rolle, sondern auch die geringen Aufstiegschancen, die mit dem insgesamt eher frauendominierten Berufsfeld verbunden sind, in dem die Protagonistin sich bewegt. An dieser Stelle wird sehr deutlich, dass sich in der biographischen Konstruktion Strategien manifestieren, die etwas über die Auswirkungen der geschlechtsspezifischen Segregation des Arbeitsmarkts auf die Subjekte aussagt, die sich innerhalb dieser Strukturen konstituieren.

Trotz der geschlechtsspezifischen Marginalisierung auf dem Arbeitsmarkt, die darin sichtbar wird, bleibt der Kontext des Berufs-Lebens in der Lebensgeschichte von Monika Cadenberg zunächst so dominant, dass selbst ihre Eheschließung in diesem Rahmen eingeführt und über den damit verbundenen Einstieg in das Geschäft der Schwiegereltern in erster Linie als berufliche Horizonterweiterung konstruiert wird. Auch die Entscheidung für einen Ausstieg aus der Berufstätigkeit zugunsten der Erziehung der Tochter wird eng mit der Geschichte der Geschäftsaufgabe verquickt. Die Schilderung der Familienphase steht im Zeichen der Konstruktion einer Kontinuität der beruflichen Orientierung über diese Phase hinweg, die von vornherein als vorübergehende eingeführt wird. Der berufliche Wiedereinstieg bildet bereits den Horizont, so dass der Gesamtduktus der Erzählung weiterhin am Kontext Berufs-Leben orientiert ist. Diese Herstellung von Kontinuität reflektiert gleichzeitig Anforderungen des Arbeitsmarkts, mit der die Protagonistin beim Wiedereinstieg konfrontiert wird.

Das zeitweilige Verlassen des Arbeitsmarkts impliziert hier also nicht, dass seine Regeln vorübergehend keine Rolle mehr spielen. Dies spiegelt sich auf der Ebene der biographischen Gesamtkonstruktion von Monika Cadenberg auch darin, dass Logiken des Berufsbereichs in andere Bereiche übertragen werden, die nichts mit Erwerbsarbeit, Beruflichkeit, formalen Qualifikationen etc. zu tun haben. So wird vor allem ‚Professionalität' bzw. eine bestimmte, nämlich pädagogische professionelle Perspektive auf die eigenen Erfahrungen bei der Rekonstruktion von Geschichten aus der eigenen Kindheit und über familiäre Beziehungen relevant, aber auch bezogen auf Erziehungsfragen und schließlich an anderer Stelle sogar auf

Politik (vgl. dazu 11.2.2). Die Erzählerin verwendet eine entsprechende Terminologie, stellt theoretische Zusammenhänge her und gibt begründete Urteile ab. Mit dieser Art, über entsprechende Dinge zu reden, legt sie sich eine Art zweite Beruflichkeit zu, die nicht durch Institutionen bestätigt ist, aber ähnlichen Regeln folgt. Dadurch wird ihr Leben über weite Strecken auch dort, wo sie sich nicht im institutionellen Kontext beruflich organisierter Erwerbsarbeit abspielt, zum Berufs-Leben; auch in diesem Sinne wird die Biographie insgesamt ‚verberuflicht'.

Mit der Konstruktion von Familienarbeit, vor allem Erziehungs- und Beziehungsarbeit als professionelle Arbeit, erhöht Monika Cadenberg den Stellenwert dieses Arbeitsbereichs. Dafür bilden die Diskurse um Sichtbarmachung und Anerkennung von Reproduktionsarbeit, wie sie auch von der Frauenbewegung angestoßen wurden, eine wichtige Basis. Auch wenn Monika Cadenberg nicht unmittelbar in entsprechende Diskussionen der Frauenbewegung einbezogen ist und sich nicht explizit darauf bezieht, nimmt sie in ihre individuellen Konstruktionen offensichtlich Argumentationsstrategien auf, die in öffentlichen Diskursen verfügbar sind. Zudem kann eine anspruchsvolle Professionalität nur für einen Bereich formuliert werden, dessen Bedeutung und Legitimität diskursiv abgesichert ist.

Monika Cadenbergs Strategie der Professionalisierung ist gleichzeitig eine, die innerhalb der Frauenbewegung im Streit um die Bewertung von Reproduktionsarbeit große Kontroversen auslöste. So schieden und scheiden sich die Geister immer wieder an dem Versuch, die von Frauen geleistete Reproduktionsarbeit aufzuwerten und der Produktionsarbeit gleichzustellen. In den Debatten v.a. der 1980er Jahre um die Kampagne „Lohn für Hausarbeit", um das „Müttermanifest" oder um die Auswirkungen des Erziehungsgelds wurde immer wieder mit der zu befürchtenden Verdrängung von Frauen aus dem Arbeitsmarkt argumentiert (vgl. 2.3.2). Die bloße Aufwertung des Reproduktionsbereichs bleibt hinter dem Anspruch, alle Arten von Arbeit zwischen den Geschlechtern gerecht zu verteilen, zurück. In diesem Zusammenhang wurde vor allem die an traditionelle Konzepte anschließende Mütterlichkeitsideologie kritisiert, die mit den Strategien der Aufwertung von Frauenarbeit verbunden sind. An diesem Punkt werden ganz zentrale Voreinstellungen wie die Unterschiede zwischen Differenz- und Gleichheitsfeminismus für frauenpolitische Strategien sichtbar. Monika Cadenbergs Strategie der Aufwertung der Reproduktionsarbeit unterscheidet sich jedoch in einem zentralen Punkt von den häufig kritisierten differenzfeministischen Konzepten: Sie kommt in ihrer Argumentation weitgehend ohne eine Mütterlichkeitsideologie aus. Die Aufwertung ihrer Erziehungsarbeit erfolgt ausschließlich über die Darstellung als professionelle Arbeit und wird nicht mit Konzepten von ‚Weiblichkeit' verbunden. Dies ist eine interessante Variante dessen, was auch im feministischen Diskurs vorzufinden ist. Dennoch ist auch sie nicht geeignet, eine generelle Umverteilung von Produktions- und Reproduktionsarbeit zwischen

Frauen und Männern zu befördern, wie sich auch am konkreten Beispiel der Familie Cadenberg zeigt.

10.2.3 Thea Cadenberg: Verbindung von Berufsausbildung und biographischem Projekt

Thea Cadenbergs biographische Erzählung ist stark entlang institutioneller Ablaufmuster des Bildungs- und Ausbildungssystems organisiert. So ist ihre Ausbildungskarriere zum einen selbst ein zentrales Thema der Lebensgeschichte, zum anderen werden entlang der einzelnen Etappen innerhalb der Schullaufbahn, der Lehre und des Studiums auch andere, diesen Kontext nicht direkt betreffende Ereignisse und Entwicklungen zeitlich eingeordnet. Allerdings wird im Verlauf der Erzählung zunehmend deutlich, dass es nicht die Logiken des (Aus-)Bildungssystems sind, über die die innere Kohärenz der biographischen Konstruktion hergestellt wird, sondern das übergeordnete biographische Projekt eines politischen Engagements (vgl. dazu 11.1.2), das auch innerhalb des Kontexts Berufs-Leben verfolgt wird.

10.2.3.1 Aufnahme eines Studiums als komplexes Problem

Der ‚Einstieg' in den Konstruktionskontext Berufs-Leben nimmt bei Thea Cadenberg wesentlich mehr Raum ein als bei ihrer Großmutter und ihrer Mutter. Während bei Grete Claussen die Statuspassage im Rahmen eines institutionellen Ablaufschemas im Vordergrund steht, wird bei Monika Cadenberg zwar schon deutlich, dass ihre Lehre ein eigenes Projekt ist, das sie mit Nachdruck angeht. Doch über Motive gibt sie wenig Auskunft, auch arbeitsinhaltliche Interessen für die Wahl einer ganz bestimmten Ausbildung spielen in ihrer Schilderung zunächst kaum eine Rolle. Bei Thea Cadenberg dagegen wird die Wahl einer Ausbildung an sich zu einem eigenen, wichtigen Thema, in dessen Bearbeitung ganz verschiedene Aspekte hineinspielen:

und im Oktober hab ich dann halt angefangen zu studieren in Habeck. und das war halt so ich wusst es nicht weil ich wusste nicht was ich tun sollte ich hatte keinen Schimmer - wir alle eigentlich nicht. und hab gedacht ich - ich fang halt erstmal an. / I: mh / so in Habeck. dann kann man ja nochmal kucken ob ich nochmal woanders hingeh weil eigentlich wars nicht mein Traum in Habeck zu enden [...] und ich wollt schon auch weg von zu Hause eigentlich zu der Zeit - und gleichzeitig hab ich auch gedacht naja was studier ich denn dann hab ich halt Sprachen studiert weil ich hatte halt - Englisch Französisch Leistungskurs und Sprachen waren seit jeher das was mir am allerallerleichtesten fiel und wo ich auch Lust drauf hatte - und hab halt gedacht studier studier noch Wirtschaftswissenschaften dann mach ich was Vernünftiges. / I: mh / so das - das war halt der Einfluss meiner Eltern - mach was dass de auch n bisschen Geld verdienst ir-

gendwann nicht nur so n Blödsinn und ich mach dann aber die Sprachen noch. aber das war halt so n also im Grunde hab ich mit Andrea zusammen angefangen zu studieren die hat dann auch angefangen und es war eher so - mach mer halt mal. mal kucken. (7,19-37)

Im Zentrum dieses Abschnitts steht die Frage „was ich tun sollte"; anders als bei Grete Claussen und Monika Cadenberg ist ihre Bearbeitung ein eigener Schritt im Verlauf der Erzählung. Für die Beantwortung dieser Frage werden implizit zwei verschiedene Modelle eingeführt: Die eine Möglichkeit wäre, es zu „wissen". Dieses Modell kann beispielsweise auf der Vorstellung basieren, dass in der Ausbildung etwas realisiert werden soll, das zuvor als ein bestimmtes Talent oder Interesse schon in der Biographie sichtbar geworden ist. Diesem Modell folgt beispielsweise Tina Aumann, die in ihrer biographischen Erzählung ihren Wunsch, Grafikerin zu werden, schon sehr früh benennt. Bei ihr folgt die Wahl der Ausbildung und die Überwindung möglicher Schwierigkeiten der Logik eines intentional gesteuerten Handelns. Thea Cadenberg problematisiert jedoch genau das Fehlen einer bestimmten Vorstellung, die planvoll in die Realität umgesetzt werden könnte. Das Modell, das sie hier zur Beantwortung der Ausbildungsfrage einführt, könnte mit „mal kucken" überschrieben werden. Es beinhaltet ein eher tastendes Vorgehen, bei dem sich aus einem ersten Schritt die weitere Richtung herauskristallisieren soll. Obwohl dieses Modell angesichts der Problemkonstellation auch als durchaus angemessen erscheinen könnte, wird hier klar, dass es als dem anderen Modell unterlegen betrachtet wird, dass die Feststellung „ich wusst es nicht" ein Defizit bedeutet.

Zur Erklärung des ersten Schritts werden deshalb verschiedene Motive herangezogen, die auch innerhalb der Logik des „es wissen" für eine Berufsentscheidung tauglich wären. Dazu zählt vor allem der Verweis auf die bereits in der Schule ersichtlich gewordene Eignung für ein Sprachenstudium. Dass eine Berufswahl von bereits vorhandenen Talenten oder Neigungen abhängig gemacht werden sollte, die sich vorzugsweise in schulischen Leistungen gezeigt haben, ist ein verbreitetes und nachvollziehbares Motiv, auf das die Erzählerin hier zurückgreift, und das sie für sich sogar ratifizieren kann, weil sie das Erlernen von Sprachen auch mit „Lust" verbindet.

Dieses Argument hält jedoch einem anderen nicht stand, das ebenfalls ein wichtiges Motiv innerhalb des Berufswahldiskurses ist und hier den Eltern in den Mund gelegt wird: Eine Ausbildung soll zu einer auf dem Arbeitsmarkt verwertbaren Qualifikation führen, um „n bisschen Geld zu verdienen". Nachdem ein Sprachenstudium das nicht in ausreichendem Maße garantiert, erscheint es als „Blödsinn", die Wirtschaftswissenschaften dagegen als „was Vernünftiges". Damit wird die Entscheidung für eine inhaltliche Ausrichtung der Ausbildung nicht klarer, im Gegenteil. Daher verwundert es auch nicht, wenn die Studienfachwahl hier von einer ganz

anderen Entscheidung gerahmt ist, die dadurch im Vordergrund steht, nämlich von der Entscheidung über einen Ortswechsel. Noch bevor von einem Studienfach die Rede ist, ist die Entscheidung für ein Studium verbunden mit der nahegelegenen Universitätsstadt Habeck – die jedoch wieder ein Kompromiss ist zwischen dem Wunsch, „weg von zu Hause“ zu sein und dem Problem, nicht zu „wissen was ich tun sollte“. An der Einschätzung dieses Schritts als einen ersten unter weiteren, die noch folgen sollen, wird schon deutlich, dass es an dieser Stelle noch um etwas anderes als um eine Entscheidung für einen Beruf geht. „Beruf“ und „Leben“ sind hier sehr eng verknüpft, und das ist es auch, was die Argumentation so kompliziert macht.

Interessant ist dabei, dass die Motivlage nicht als eine individuelle, sondern als eine kollektive vorgestellt wird. „Keinen Schimmer“ zu haben betrifft „alle“, ohne dass erläutert wird, von welchem „wir“ hier die Rede ist. Das Sich-Einlassen auf die Strategie des „mal kucken“ geschieht gemeinsam mit einer Freundin. Die Erzählerin begegnet damit ein Stück weit dem möglichen Vorwurf eines planlosen Vorgehens, indem sie es als in ihrem Umfeld verbreitet und damit ‚normal‘ darstellt.

In der Schilderung ihrer ersten Studienerfahrungen stellt die Erzählerin ebenfalls die soziale Dimension in den Vordergrund. Damit nimmt sie einen Faden auf, den sie schon zuvor in den Erzählungen über ihre Kindheit und Schulzeit angelegt hat. Diese folgen über weite Strecken einem Leitmotiv, das die Erzählerin zu Beginn des Interviews ganz explizit formuliert: „Ich glaub das Wichtigste sind ja immer die Freundinnen“ (1,37). Der sozialen Einbindung gilt auch das erste Resümee des Studienbeginns: „Und ich find ich hab gleich die falschen Leute kennen gelernt nämlich gleich so Schickimickileute mit denen ich gar nichts zu tun haben wollte - die sich aber in so nem Romanistikstudium zwangsläufig finden“ (7,37ff). Die Unzufriedenheit mit ihrer sozialen Integration, der hier anklingt, wird mit einer bewussten und gezielten Distinktion von Seiten der Erzählerin in Verbindung gebracht. Als Grundlage für ihre Abgrenzung dient die Charakterisierung der Mitstudierenden als „Schickimickileute“. Damit wird auf eine bestimmte Art von v.a. äußerlicher Selbstinszenierung angespielt, wodurch die Erzählerin die Mitstudierenden als potentielle Bezugsgruppe disqualifiziert.

Dies korrespondiert mit einer Selbstzuordnung der Erzählerin, zu der die Spuren auch bereits im Vorfeld gelegt wurden. Im vorhergehenden Teil des Interviews macht sie an verschiedenen Stellen ihr Interesse an politischen Themen und einer links-alternativen Jugendszene deutlich, zu der sie jedoch zunächst keinen tragfähigen sozialen Kontakt findet (vgl. 11.1.2.1). Die Identifizierung mit dem „Alternativen“ und „Politischen“ kann die Erzählerin im Bezug auf ihre ersten Studienerfahrungen jedoch nicht nur in der Abgrenzung von den „Schickimickileuten“, sondern auch positiv aufgreifen. Durch ihre Beteiligung an studentischen Protestaktio-

nen findet sie sowohl einen Ort, ihre Vorstellung von politischem Engagement zu realisieren, als auch den Kontakt zu „den Leuten [...] mit denen ich zu tun haben will“ (8,3; vgl. 11.1.2.2). Damit ist soziale Integration und das biographische Projekt, sich politisch zu engagieren, das hervorstechendste Thema der Erzählung über die ersten Studienerfahrungen, neben dem inhaltliche Interessen zunächst weit zurückstehen; damit ist auch, wie sich noch erweisen wird, ein wichtiger Maßstab für die Verknüpfung von „Beruf“ und „Leben“ gesetzt, der weiterhin eine zentrale Rolle spielt.

10.2.3.2 Lehre: „...und hab mich echt ganz falsch gefühlt.“

Trotz des „Einstiegs“ in ein politisches Engagement und des Kontakts zu den „Leuten [...] mit denen ich zu tun haben will“ (8,3) stellt die Erzählerin anschließend ihre Unzufriedenheit mit den Inhalten des Studiums in den Vordergrund. In diesem Zusammenhang erinnert sie sich an eine dem Studium vorausgegangene Rundreise zu verschiedenen Universitäten, die zu einer Klärung der Studieninteressen, aber aus Zulassungsgründen nicht zu deren Umsetzung geführt hatte. Daran macht die Erzählerin noch einmal den hohen Stellenwert des Projekts Studium deutlich; die Episode ist aber sozusagen eine erzählerische Sackgasse, und es wird im Anschluss wieder an das Problem angeknüpft, dass „[ich] nicht wusste was ich tun sollte“ (9,21). Für die Entscheidung, die dann fällt, macht die Erzählerin vor allem den Kontext, in dem sie getroffen wird, verantwortlich. Sie führt die Eltern als RatgeberInnen und VertreterInnen einer Verwertungsperspektive ein. Dem familiären Kontext, der nun den Rahmen für die Entscheidung bildet, schreibt sie eine bestimmte Tradition zu: „es is so in meiner Verwandtschaft man is halt irgendwie kaufmännisch tätig - und studieren tut sowieso eigentlich eh niemand das war eh nur m_ mein Tick“ (9,28f). Mit dem Relativieren der eigenen Relevanzgesichtspunkte und dem Akzeptieren äußerer Maßstäbe bekommt die Erzählung zunehmend einen verlaufskurvenhaften Charakter (vgl. Schütze 1981: 88 ff). Mit der Zusage für einen Ausbildungsplatz scheint etwas seinen Lauf zu nehmen, das der Protagonistin widerstrebt, dem sie sich aber nicht mehr entziehen kann. Ihre damalige Vorstellung von der bevorstehenden Lehre umschreibt die Erzählerin mit einem eindrucksvollen Bild: „hab halt immer so gesagt im August fallen die Gefängnistüren zu dann is <u>aus</u> irgendwie so“ (10,1). Zur Beschreibung der ersten Zeit der Ausbildung greift sie auf Motive zurück, die auch im Kontext des Studiums relevant waren:

und dann fing die Ausbildung an - und im ersten Monat hab ich jeden einzelnen Morgen gedacht ich halt das nicht aus ich werde das abbrechen ich werde die Probezeit nicht durchstehen. also einfach weil ich fands so stumpf die ersten Tage - hab ich Ablage in der Personalabteilung gemacht und stand vor so nem Aktenschrank und ich fand mich auch so anders als alle andern ich hatte meine rot gefärbten Haare die hatt ich eh immer seit ich ehm sechzehn bin oder so und ich

war schon einfach ökig zu der Zeit dann mussten wir halt - ganz andere Klamotten anziehen - und hab mich echt ganz falsch gefühlt. in dieser schicken Firma. ja. (10,33-40)

Neben die arbeitsinhaltiche Dimension stellt die Erzählerin hier zur Evaluation ihrer Erfahrungen wieder die Dimension von sozialer Zugehörigkeit bzw. Distinktion. „Anders als alle anderen“ zu sein, wird wie schon zuvor zunächst an Äußerlichkeiten festgemacht, anhand derer sich eine klare Unterscheidungslinie zwischen der Protagonistin und ihrem Umfeld ziehen lässt, dem sie sich nicht zugehörig fühlt und auch nicht fühlen will. „Rot gefärbte Haare“ und „ökiges“ Aussehen stehen, wie schon bei der Beschreibung der unterschiedlichen sozialen Bezugsgruppen im Studium, dem „schicken“ Äußeren (bzw. den „Schickimickileuten“) gegenüber. Hier wird also ein Orientierungsschema zitiert, das sich bereits bewährt hat. Wie in den vorhergehenden Kontexten, in denen es relevant gemacht wurde, sind die Äußerlichkeiten symbolisch aufgeladen und stehen, zumindest in den Augen der Erzählerin, für eine „politische“ Einstellung, auch wenn deren Ausrichtung nicht erläutert wird.

Angesichts der symbolischen Aufladung des äußeren Erscheinungsbilds umso dramatischer erscheint der Zwang „andere Klamotten an[zu]ziehen“: Das Äußere, das sonst Inneres transportieren soll bzw. in dem selbst schon das Authentische liegt, kann nicht mehr als Medium des Ausdrucks von etwas Authentischem genutzt werden, sondern kehrt sich sozusagen gegen seine Trägerin. Die Protagonistin „fühlt“ sich auch in ihrem Inneren „falsch“, nicht nur weil sie sich in der „schicken Firma“ fehl am Platze fühlt, sondern weil sie äußerlich zu einem Teil der „schicken Firma“ wird, zu der sie in einer inneren Distanz verharrt. Hier ist wieder das Thema Zugehörigkeit relevant – nicht als etwas, das der Protagonistin verweigert wird, sondern als etwas, das die Erzählerin der „schicken Firma“ gegenüber verweigert. Das Problem, um das es hier geht, ist die Aufrechterhaltung der Distinktion vom „Adretten“ (4,30; vgl. 11.1.2.1), „Schicken“ unter (zwangs-)vereinnahmenden Umständen.

Die Erzählerin stellt neben das Bemühen um eine Aufrechterhaltung der Distinktion paradoxerweise das gleichzeitige Gelingen einer gewissen sozialen Integration:

aber ich muss sagen irgendwie hat sichs ziemlich schnell so ergeben dass ich dann doch auch wusste der und der is nett oder mit dem und dem kann man besser klar kommen und dann - hab ich gemerkt ich muss mich gar nicht so verstellen man kann mit den Leuten schon - auf ner Basis auch ganz nett zusammen sein so und es gab überall dann - ja auch einfach Leute auch im Betrieb wo ich gemerkt hab ach die sind auch so n bisschen lockerer / I: mh / (10,40-46)

Der verlaufskurvenhafte Charakter der Geschichte über die Lehre bleibt hier erhalten; nicht die Protagonistin ist die Handelnde, sondern es „hat

sich[s] ziemlich schnell so ergeben“. Die Verlaufskurve ist allerdings eine Steigkurve (vgl. Schütze 1983: 288), da die sozialen Kontakte, die sich „so ergeben“, positiv gewertet werden können. Eine Ratifizierung der beschriebenen punktuellen sozialen Integration in der Firma vermeidet die Erzählerin, indem sie zum einen diese Integration deutlich von derjenigen unterscheidet, die sie zuvor im Zusammenhang des politischen Engagements im Studentenstreik erwähnt. Dort beschreibt sie ein gezieltes Zugehen auf die „Leute [...] mit denen ich zu tun haben will“ und zeichnet eine identifikatorische Bewegung nach. Hier ist lediglich davon die Rede, dass es eine gemeinsame „Basis“ gibt, auf der man „auch ganz nett zusammen sein“ kann, was viel weniger weitgehend ist. Es gibt deshalb noch keine Anknüpfungspunkte auf einer sozusagen ‚identitätsnäheren‘ Ebene wie etwa der eines Äußeren, das „Politisch-Sein“ signalisiert. Lediglich die Notwendigkeit, sich zu „verstellen“ und die eigene Identität zu verbergen, wird relativiert. Zum zweiten bleibt die Logik der Distinktion als die vorherrschende dadurch erhalten, dass die Erzählerin die Leute, von denen die Rede ist, als innerhalb der Firma abweichende markiert. Sie weichen von der firmeninternen Normalität ab, insofern „man [mit ihnen] besser klar kommen“ kann und insofern sie „auch so n bisschen lockerer“ sind. Der Kontakt mit diesen Personen bedeutet gerade keine Zugehörigkeit zu der „schicken Firma“.

Die Distanz, die sie behält, überführt die Erzählerin anschließend in ein Konzept, das mit ihrer späteren professionellen Perspektive zu tun hat:

ich hab das Ganze unter so m soziologischen Gesichtspunkt gesehn. ich hatt die ganze Zeit das Gefühl ich bin so ne Fremde die mit so nem oder vielleicht mit so nem ethnologischen Blick hier durchrennt und kuckt was machen denn eigentlich so die die Normalos jetzt mal in Anführungsstrichen. also vielleicht auch schon aus so ner arroganten Haltung aber ich hab immer gedacht naja - wenn die wüssten wer ich eigentlich bin oder so oder was ich eigentlich für für Träume hab. und jetzt bin ich hier bei Düning in der kaufmännischen Ausbildung und - die reden halt über ihre Gardinen an den Fenstern und über ihr Einfamilienhaus so ungefähr - und da konnt ich halt nie mitreden. aber ich fands trotzdem total gut zu wissen was was reden die eigentlich mit denen ich mich vorher nie beschäftigt habe und die nicht so in meinem Bekanntenkreis waren. (10,49-11,9)

Die Erzählerin legt hier mit der Erwähnung des „ethnologischen Blicks“ eine Spur zu ihrer späteren Profession. Das Modell der Forscherin als einer Fremden, die sich in eine ihr nicht vertraute Kultur hineinbegibt, um sie zu erkunden, wird hier zur Reflexion der damaligen Situation verwendet. Es ist zum einen ein Modell, das in dem später von der Erzählerin absolvierten Ethnologiestudium eine große Rolle spielt und mit dessen Verwendung sie ihre aktuelle Professionalität nachweisen kann. Zugleich konstruiert sie über die Identifizierung ihres damaligen Handelns als ein sozusagen intuitiv professionelles eine Kontinuität hinsichtlich eines bestimmten, ihr ei-

genen Interesses, das sie ‚schon damals' hatte und dem sie in ihrem anschließenden Studium intensiver nachgehen konnte.

Vor allem aber bietet die Umdeutung ihrer Situation in die einer Forscherin das Potential einer erneuten handlungsschematischen Orientierung. Das – wenn auch positive – Verlaufskurvenschema wird hier zum Teil wieder abgelöst. Dies hat viel mit dem Moment der Distinktion zu tun, das mit der Bezugnahme auf das Modell der ethnologischen Forscherin noch verstärkt wird. Die Differenz zwischen der Protagonistin und den „Normalos" bekommt dadurch eine Funktion als Voraussetzung für das ‚Forschungsdesign' und damit einen eigenen Wert.

Die Beurteilung dieser Distanz bleibt einstweilen ambivalent: Wenn die Erzählerin sie als „arrogante Haltung" qualifiziert, stellt sie zunächst zur Disposition, ob es angemessen ist, ArbeitskollegInnen zu ‚Forschungsobjekten' zu machen. Doch sie charakterisiert andererseits ihre eigene Position als eine, die von ihr Selbstverleugnung bzw. die Verleugnung ihrer eigentlichen „Träume" verlangt. In der Formulierung „da konnt ich halt nie mitreden" steckt neben dem ironischen Seitenhieb auf die Gesprächsthemen der KollegInnen auch die Wahrnehmung einer vielleicht doch bedauerten sozialen Desintegration. Mit dem Einnehmen einer ‚professionellen' Perspektive, die das fremd bleibende soziale Umfeld zu einer Art Bildungsgegenstand macht, lässt sich dieser Situation jedoch wieder etwas Positives abgewinnen.

Auch weitere Erfahrungen in der Ausbildung zieht die Erzählerin vor allem dazu heran, ihr „Anderssein" zu veranschaulichen; dies ist zunehmend mit der Etablierung eines Handlungsschemas verbunden. Grundlage dafür sind Privilegien, die der Protagonistin im Laufe der zunächst als übergestülpt empfundenen Ausbildung von der Firma eingeräumt werden. So kann sie einen Teil der Ausbildung im Ausland absolvieren. Die Erzählerin hebt in ihrer Schilderung den abenteuerlichen Charakter des Auslandsaufenthalts hervor: „hab da an den Wochenenden aber total ausgekostet ich bin im Ausland ich bin in England und ich erkunde jetzt die Welt" (12,22ff) und macht an mehreren Stellen deutlich, dass sie sich dadurch in den Augen Dritter von den anderen Auszubildenden abhebt. So werden die Möglichkeiten, die ihr die Firma bietet, zur Grundlage für eine eigensinnige, sich von der vordergründigen Intention abhebende Entwicklung. Der zunächst verlaufskurvenhafte Charakter der Erzählung geht damit zunächst in eine Steigkurve über, um letztendlich wieder einem Handlungsschema zu weichen.

10.2.3.3 Erneute Aufnahme eines Studiums als Herstellung eines Passungsverhältnisses zwischen verschiedenen Interessen

Dieses Handlungsschema zeigt sich vor allem bei der gezielten Planung für ein erneutes Studium, das die Protagonistin an die Lehre anschließt. Deren Ende steht bereits unter dem Vorzeichen des neuen Vorhabens:

aber dann hatt ich mich halt schon entschieden ich werde - also frühzeitig halt die Prüfung machen wie einige andere auch und dann geh ich studieren und dann. erlaub ich mir endlich was Schönes also was richtig richtig Tolles dass ich endlich einfach weggehe auch aus Tefurt. und dann hab ich mich halt für Aberg entschieden einfach deswegen - weil da ga_ gibts auch Kulturwissenschaften das wollt ich halt dann da machen das war so für mich ne gute Kombination von allen meine Interessen - war halt auch schön allgemeingültig / I: mh / hab ich nichts und alles - und ehm außerdem hab ich halt war ne Freundin von mir die Gabi war nämlich schon in Aberg deshalb ich hatte n ersten Anhaltspunkt - und vor allen Dingen wurde so gesagt Aberg ist ne ganz linke politische Uni. ich so ja. ich will einfach endlich mal sowas - / I: mh / Kontakt dazu kriegen. (14,18-29)

Im Vergleich zu dem Studienentscheidungsprozess nach dem Abitur wird die Entscheidung hier als etwas schon Feststehendes dargestellt, an dem anderes ausgerichtet wird. Von der Frage „Was soll ich tun“ ist nicht mehr die Rede, auch nicht von verschiedenen möglichen Studienfächern. Das Studieren an sich steht im Vordergrund, als Möglichkeit „was Schönes also was richtig richtig Tolles“ zu tun. Vor allem von der Verwertbarkeitsfrage scheint die Entscheidung hier entlastet zu sein, gerade in Verbindung mit der absolvierten Lehre, mit der dieser Aspekt offensichtlich als erledigt abgehakt werden kann. Aber auch der inhaltliche Aspekt scheint zunächst sekundär. An erster Stelle steht der Ortswechsel, „dass ich endlich einfach weggehe auch aus Tefurt.“ Konsequenterweise ist dann zunächst vom Studienort und nicht vom Studienfach die Rede; dass das gewünschte Studienfach in Aberg angeboten wird, liefert sozusagen nur einer der Gründe, ausgerechnet dort hinzugehen. Dennoch ist auch die Begründung für die Entscheidung für Kulturwissenschaften interessant. Die bei der ersten Studienwahl als Problem dargestellte Unfähigkeit, sich für ein Fach zu entscheiden, wird hier ganz anders aufgenommen. Der Breite der Interessen wird das Studienfach angepasst und nicht umgekehrt; es geht nicht mehr darum, zu „wissen was ich tun soll“, sondern für die eigenen Bedürfnisse ein entsprechendes Arrangement zu finden. Mit der Umformulierung der Redewendung „alles und nichts“ in „nichts und alles“ bringt die Erzählerin treffend auf den Punkt, dass sie die Nicht-Entscheidbarkeit der Fächerfrage und die Nicht-Festlegbarkeit dessen, „was ich tun soll“, hier positiv wendet.

Die weiteren Argumente für die Wahl des Studienortes nehmen zwei Motive auf, die schon zuvor in vielen unterschiedlichen Kontexten eine zentrale Rolle spielten. Zum einen ist es das Motiv der sozialen Integration; mit der Freundin gibt es in Aberg einen ersten „Anhaltspunkt". Das andere Motiv ist das Interesse an politischem Engagement, das sich ebenfalls bereits wie ein roter Faden durch das Interview zieht. Hier stellt die Erzählerin dieses Motiv mit Nachdruck in den Vordergrund und formuliert ihr Interesse, das sie bisher immer wieder zur Sprache gebracht hat, in ein Projekt um: „ich will einfach endlich mal sowas". Dies wird wiederum mit der sozialen Komponente verbunden; es geht um „Kontakt", der vor allem, wie schon im Zusammenhang des ersten Studienbeginns und des Studentenstreiks, als sozialer Kontakt zu denken ist.

In dieser Formulierung ihres Vorhabens wird schon klar, dass es beim Studium um deutlich mehr geht als um eine Berufsausbildung. In das Studium als neue Lebensphase gilt es die soziale Komponente und das „Politische" zu integrieren. Die Realisierung ihres Vorhabens beschreibt die Erzählerin an diesen Komponenten entlang:

dann hab ich angefangen zu studieren - und s war ganz toll. es war wie ichs mir vorgestellt hab. so. s war - tolle Seminare ich hab natürlich nur so nix nix irgendwie die Grundlagen sondern nur so - total exotische Seminare besucht über Gott und Welt irgendwie also ganz ganz viel eigentlich nur so politische Sachen was weiß ich dritte Welt The_ Thematik ganz viel Lateinamerika - auch ehm ja dann hab ich zum Beispiel so n politisches Tutorat ehm gemacht also erst ehm hab ich keins gefunden es gab aber so ehm Studenten oder Studierende aus höheren Semestern die so ehm studienübergreifende Tutorate für Erstsemester dann angeboten haben. und dann bin ich über ne Kollegin oder so eine die ich so locker kannte reingekommen - die meinte ich soll doch mal da mit hinkommen das wär total nett. und das war halt so mein Einstieg eigentlich in die richtigen - Leute so in Aberg. weil die haben dann halt eher sowas gemacht ehm - also nicht jetzt wir lesen mal Marx zusammen aber eher so - Studium kritisch hinterfragen - und letztendlich lief es schon darauf hinaus dass es ne politische Diskussionsgruppe war. und das hat mir ganz viel Rückhalt gegeben (15,39-50)

Die Erzählerin evaluiert ihren Studienbeginn als Einlösung dessen, was sie sich „vorgestellt" hat. Dennoch rückt sie anders als bei der Vorabformulierung ihrer Vorstellungen jetzt die inhaltliche Seite des Studiums, die zuvor nur eine untergeordnete Rolle gespielt hat, ins Zentrum. Dabei nimmt sie die Formel „nichts und alles", die sie für die Bandbreite ihrer Interessen eingeführt hat, implizit wieder auf; dass sie sich nicht um die „Grundlagen" kümmert und dafür mit den „exotischen" Seminaren sozusagen „alles" in ihrem Blickfeld ist, belegt, dass ihre Vorstellungen realisiert sind. Hinzu kommt, dass in den Studieninhalten das Interesse am „Politischen" umgesetzt werden kann. Beides wird hier sozusagen fusioniert, das „Politische" wird Teil der Berufsausbildung. Das trifft auch für das „politische

Tutorat“ zu; hier nimmt die Erzählerin zusätzlich die Dimension der sozialen Integration mit auf. Schon der Zugang zu dem Tutorat gelingt über einen sozialen Kontakt, und das Tutorat selbst eröffnet nicht nur inhaltliche Welten und einen Reflexionsraum für das aktuelle Tun („Studium kritisch hinterfragen“), sondern vor allem soziale Welten: Es ist der „Einstieg eigentlich in die richtigen - Leute so in Aberg.“ Mit dieser Formulierung, die sie so oder ähnlich schon zuvor in anderen Zusammenhängen benutzt (die „falschen Leute“ und die „Leute [...] mit denen ich zu tun haben will“ beim Studium in Habeck), greift die Erzählerin auf ein spezifisches, schon fest verankertes Modell von sozialer Integration zurück, das zugleich einen starken Zug der Distinktion beinhaltet, wie er bereits beschrieben wurde. Schließlich werden Funktionen des politischen Tutorats angeführt, die ausschließlich auf der sozialen Ebene liegen: Es geht um ein „total nettes“ Zusammensein und „ganz viel Rückhalt“.

Mit dieser engen Verknüpfung der Dimensionen des inhaltlichen Interesses, des „Politischen“ und der sozialen Integration bringt die Erzählerin hier diejenigen Momente, die sie zuvor für ihre Biographie als zentral markiert hat, in ein Passungsverhältnis. Sie stellt damit zugleich eine hohe innere Kohärenz in ihrer Biographie her, da sie zu allen drei Dimensionen bereits sich durchziehende ‚rote Fäden‘ gelegt hat. Die Evaluation des Studienbeginns als „ganz toll“ wird vor allem vor dem Hintergrund dieser Gesamtkomposition plausibel.

Auch wenn hier das Studium eher als Lebensphase präsentiert wird, in der noch anderes als die Ausbildung eine wichtige Rolle spielt, so geht es hier doch in einem ganz spezifischen Sinne um Berufs-Leben: Einerseits um ‚verberuflichtes‘ Leben, wie es bei Monika Cadenberg der Fall ist, da auch hier die Ausbildungskarriere der Erzählung die Struktur gibt. Andererseits wird hier eine Geschichte des Zusammenbringens von Beruf und Leben erzählt. Die ‚richtige‘ Ausbildung ist erst dann gefunden, wenn sich in der entsprechenden Lebensphase auch andere Dinge realisieren lassen, die damit mehr oder weniger unmittelbar zu tun haben.

10.2.3.4 Professionalisierung in politischer Arbeit und Wissenschaft

Wie sich im weiteren Verlauf der Erzählung zeigt, haben die Studienerfahrungen in Aberg auch mit einer Entwicklung von Professionalität in einem bestimmten Sinne zu tun. Nach einem Auslandsaufenthalt setzt die Protagonistin ihr Studium nicht in Aberg, sondern in Debrücken fort. Der gelungene Neueinstieg belegt nicht nur die Fähigkeit zur gezielten Herstellung des Passungsverhältnisses zwischen inhaltlichen Interessen, politischem Engagement und sozialer Integration („ich hab natürlich in Debrücken wusst ich viel mehr noch was ich will und hab mir echt gezielt meine

Leute gesucht“ (24,50ff)). Auch erworbene Kompetenzen werden daran sichtbar:

ich bin zum Beispiel gleich zum Frauenfrühstück vom Frauenreferat was vom AStA angekündigt war und es war völlig klar ich will da hin und n paar Monate später war ich / Frauenreferentin ((lachend)) / /I: ((lacht)) / weil der Witz war die waren einfach gar nicht so organisiert es gab war nicht so dass da die Megariesenfrauenszene wie in Aberg war wo ganz viele waren die ganz viel machen / I: mh / sondern ich kam da mit meiner Power an und meinte hey und toll mit dem Frühstück / und wir könnten auch mal das und das machen ((schmunzelnd)) / / I: (lacht) / und alle so - okay? - und es war einfach klar ich bin diejenige die da mit - total viel Ideen ankommt auch schon mit der Erfahrung schon mal in so Frauengruppen gearbeitet zu haben / I: mh / und die waren auch gar nicht so politisch die waren eher so wir Frauen trinken zusammen n Kaffee so - ja und dann - tja mh so willst du das nicht werden ich so ja klar warum nicht und dann haben wir gleich so ne Ausstellungsreihe mitgemacht mit dem Frauenbüro von der Uni / I: mh / also auch mit den - Gremien sozusagen mit den offiziellen Stellen - und war gleich so voll da drin irgendwie also grad auf der Ebene dass ich dann tatsächlich ganz schnell so - ja immer mit diesem Frauenteil asso_ so assoziiert wurde glaub ich auch von vielen (25,13-32)

Die Passage ist zunächst eine Belegerzählung für den Erfolg der Strategie „gezielt meine Leute [zu suchen].“ Diese Strategie wurde zuvor als Ergebnis eines Lernprozesses eingeführt, von dem die Protagonistin profitiert, indem sie strategisch und intentional gesteuert vorgeht. Das Ziel „meine Leute“ betrifft zunächst v.a. die soziale Dimension, doch mit dem Ansprechen der „politischen“ und der „Frauenzusammenhänge“ ist wiederum klar, dass hier eine unlösbare Verknüpfung zwischen mehreren Dimensionen besteht.

In der Belegerzählung selbst spielt die inhaltliche Dimension eine größere Rolle, und hier bringt die Erzählerin ebenfalls zuvor stattgefundene Lernprozesse und eine daraus resultierende Expertinnenschaft in Anschlag. Schon mit der sicheren Orientierung im institutionellen Gefüge der Universität macht sie deutlich, dass sie hier ein Wissen hat, das sie auf die neue Situation übertragen kann; sie weiß um Zusammenhänge und darum, wo sie welche politischen AkteurInnen finden kann. Indem sie als Ergebnis des Kontakts mit dem Frauenreferat ihre schnelle Karriere vorwegnimmt, unterstreicht sie ihre eigene Kompetenz. Diese bekommt hier durch die institutionell abgesicherte Position nicht nur einen Nachweis, sondern macht das politische Engagement zunehmend berufsförmig.

Die Vorwegnahme des Karrieresprungs macht nun eine Hintergrundkonstruktion notwendig. Schon indem die Erzählerin nun der Debrückener Frauenarbeit mangelnde Professionalität („nicht so organisiert“, „nicht so politisch“) attestiert, weist sie ihre eigene Expertinnenschaft nach und gibt damit gleichzeitig eine Erklärung für das Interesse der anderen an ihrer

Mitarbeit. Die Erzählerin verdeutlicht, dass sie Qualitäten mitbringt, von denen die anderen profitieren können: „Power“, „total viel Ideen“ und „Erfahrung schon mal in so Frauengruppen gearbeitet zu haben“. Vor allem durch die Nennung der letzteren und durch den Vergleich der Debrückener mit der Aberger Frauenszene macht sie damit rückwirkend die Erfahrungen in Aberg zu einem Lernprozess, dessen Ergebnisse nun sichtbar und verwertbar werden.

Die Qualifikation der Protagonistin wird jedoch auch von außen ratifiziert. Das hohe Tempo, in dem die Erzählerin hier die Interaktion mit den Debrückener Frauen schildert, könnte auch den Eindruck eines großspurigen Auftretens erwecken, das auf der Gegenseite möglicherweise Ablehnung hervorrufen würde. Doch der Vorschlag der Einbindung in die institutionellen Strukturen gibt der Protagonistin sozusagen einen offiziellen Rahmen, in dem sie professionelle Arbeit leisten kann. Die äußere Anerkennung dafür spiegelt sich auch in der Zusammenarbeit mit den „offiziellen Stellen“, die wiederum einen weiteren Schritt der Professionalisierung bedeutet. Auch die Wahrnehmung durch andere ist eine Bestätigung ihrer Funktion und ihrer Fachlichkeit. Diese bekommt dadurch zugleich eine Öffentlichkeit; das politische Engagement ist nun ganz offensichtlich kein privates mehr.

In diesem Zusammenhang geht die Erzählerin kurz auf ihre weitere hochschulpolitische Karriere ein. Darin wird die ambivalente Bedeutung politischer Ämter angesichts der gesamtbiographischen Wichtigkeit des „Politischen“ sichtbar. Die Erzählerin relativiert ihre Ämter als etwas eher Formal-Äußerliches, markiert aber auch ihr strategisches Umgehen damit: Den AStA-Vorsitz, der ihr angetragen wird, lehnt die Protagonistin aus Zeitgründen ab, übernimmt aber neben ihren vielen Aktivitäten „so als offizielles Ding“ (25,43) eine Funktion als Senatsvertreterin. Die Erzählerin signalisiert damit, dass das, was sie unter „Politisch“-Sein versteht, nicht in der institutionalisierten Politik aufgeht, zeigt sich aber auch souverän im Umgang mit der letzteren.

Auf ihr Studium im engeren Sinne kommt die Erzählerin erst nach ihrem hochschulpolitischen Engagement zu sprechen. Die Entwicklung als Studentin konstruiert sie jedoch analog zur Entwicklung als Politikerin:

und ich war saß ja zum Beispiel in Geschichte mit vielen Erstsemesterinnen in denselben Vorlesungen und das war immer so dass ich dann schon eher sagen konnte hier ich weiß was is - ich hab dann gleich. nach drei Monaten von einer Dozentin n Hiwi-Job angeboten bekommen das fand ich auch der Hammer als die auf mich zukommt und sagt wollen sie nicht mein Hiwi werden? / I: mh / ich so ja klar warum nicht - also mein ich glaub einfach auch klar ich war die einzige - Fortgeschrittene in ihrem Seminar und sie hat einfach gesehn dass ich schon bisschen was gekonnt habe. das war natürlich dann super das war zum ersten Mal dass ich an der Uni gearbeitet hab und ich bin dadurch - total integriert worden. / I: mh / in die Uni. (26,3-14)

Einmal mehr wird hier für die Erzählerin das, was sie aus ihrem Studium in Aberg bereits mitbringt, durch den Kontrast zu ihren weniger fortgeschrittenen Mitstudierenden sichtbar. Genauso wie im Kontext der Frauenpolitik gibt ihr das einen Vorteil und weist sie als kompetent aus. Dies wird von außen bestätigt, indem der Protagonistin eine qualifizierte Tätigkeit angetragen wird.

Interessant ist, dass auch hier von Integration die Rede ist. Was die Erzählerin daran anschließend ausführt, ist zunächst eine Art Aneignung der Universität und ihrer Infrastrukturen – Arbeitsplatz, Mensa, Bibliothek – als Lebensraum. Die Verortung dort wird resümiert: „ich hab eigentlich in Debrücken erst richtig angefangen zu studieren“ (26,25f). „Richtig zu studieren“ bedeutet also zum einen, in der Universität einen Platz zu haben und sich dort zu bewegen. Zum anderen macht die Erzählerin ihre Integration und das „richtige“ Studieren an der Aneignung von Inhalten ihrer Studienfächer fest. Sie spricht über das Nachholen von Grundkenntnissen und der Begeisterung für das Fach, die sich dabei einstellt.

Daneben ist jedoch auch die soziale Integration von Bedeutung. Analog zu ihrer Strategie, sich in der politischen Szene die „richtigen Leute“ zu suchen, spricht die Erzählerin von der gezielten Kontaktaufnahme zu Professoren, „wo ich denke die sind mein Profil die machen Sachen die mich interessieren“ (27,23). Die über das fachliche Interesse entstehenden persönlichen Kontakte beschreibt sie als Grundlage für ein Gefühl von Eingebundenheit und Zugehörigkeit: „du bist hier und du gehörst hier auch hin an die Uni“ (27,27f).

Im Bezug auf ihre politischen Aktivitäten macht die Erzählerin daraufhin noch einmal deutlich, dass Kontakte für sie nicht nur soziale Integration bedeuten, sondern Ressourcen für ihre Tätigkeit sind.

und dann ehm is sie [eine Mitstudentin, C.T.] eigentlich so mein Anknüpfungspunkt gewesen um dann halt in die andern Kreise in Debrücken einzusteigen die nicht studi - autonomen Kreise. also dann haben wir zum Beispiel mal für die Expo damals die ja da in Hannover war vor n paar Jahren da haben wir halt Proteste organisiert das war dann zum ersten Mal so - dass ich so richtig mit drin war und auch wo hingefahren bin zu demonstrieren also es war auch nochmal so ganz wichtig für mich - zum ersten Mal auch so - Kontakt mit Polizei und so und wie wie geht das - und in Debrücken selber haben wir dann halt auch viel gemacht dass wir da zum Beispiel diese Radiosendung gemacht haben beim freien Radio haben wir zum Beispiel von dieser ganzen Expo-Sache haben wir auch n Workshop organisiert ehm also wir haben feministische Expo-Kritik gemacht was is grad irgendwie was da grad alles aus Frauensicht auch zu bemängeln ist und haben dann da=zu n also auch Expertinnen eingeladen n Wochenendworkshop gemacht in ka_ in - diesem Kulturzentrum dort und haben das alles dann auch nochmal dokumentiert in ner Radiosendung also das war ganz viel das - war ne langwierige Sache und hat aber auch total viel Spaß gemacht weil dadurch - haste halt diese Kontakte gekriegt in Debrücken. / I: mh / so dass de dann

also das Radio hab ich dann kennen gelernt und dann hab ich haben wir dort und dort recherchiert dann hab ich mal - das Infozentrum dort kennen gelernt und es war so wenn man was - tut dann muss man ja auch irgendwo anrufen und sich Sachen besorgen und dann kommen diese ganzen Kontakte. / I: mh / und hatte ziemlich schnell das Gefühl ich bin in Debrücken ich kann mich bewegen. ich weiß wen muss ich anrufen - wo sind die Leute so. also ich bin irgendwie so drin in so ner Szene so vage. und das fand ich total schön - und es is mir leichter gelungen als in Aberg - [...] ich hab manchmal echt gedacht so - / in Aberg die Schule und dann in Debrücken kann man sich so richtig - austoben ((schmunzelnd)) / (27,34-28,11)

Die Kontakte zu politisch aktiven „Kreisen" werden hier geradezu zu einem Zugang zu Lernfeldern. Die erste Demonstration ist nicht nur eine wichtige Erfahrung, sondern die Protagonistin lernt „wie [das] geht". Die Organisation des Workshops und die Radiodokumentation stellt die Erzählerin als Qualifizierungsprozess dar. Es stehen zwar wiederum die sich ergebenden Kontakte im Vordergrund, gleichzeitig geht es aber darum, das Radio oder das Infozentrum „kennen zu lernen", durch die Zusammenarbeit Einblick in deren Arbeitsweise zu bekommen und selbst Kenntnisse darin zu erwerben. Die Kontakte zu verschiedenen Organisationen und Personen selbst sind dabei nicht nur ein soziales Kapital, und „drin in so ner Szene" zu sein, bedeutet nicht nur einfach soziale Integration. Vielmehr wird das Wissen „wen muss ich anrufen - wo sind die Leute" zu einer Qualifikation, die die Erzählerin als Voraussetzung für ihre Tätigkeit präsentiert. Es versetzt sie in die Lage, sich zu „bewegen" und gibt ihr Zugang zu personellen Ressourcen. Damit ist dieses Wissen ein zentraler Bestandteil einer bestimmten Professionalität, nämlich einer Professionalität als politische Aktivistin.

Dass das Knüpfen von Kontakten und der Einstieg in eine Szene als Professionalisierungsprozess verstanden werden kann, macht die Erzählerin mit ihrem Resümee des Prozesses deutlich. Mit der Beschreibung der Erfahrungen in Afeld als „Schule" wird explizit, dass es hier um den Erwerb von Kompetenzen für eine qualifizierte Tätigkeit geht. Wenn Debrücken mit einem „Austoben" verbunden wird, spiegelt sich darin die Beschreibung des Kontakte-Knüpfens als gezielte Strategie wider. Die Erzählerin macht an den Erfahrungen in Debrücken fest, was sie aus Afeld schon an Gelerntem mitbrachte.

In einem anderen Zusammenhang kann die Erzählerin nicht darauf vertrauen, dass die erworbenen Kompetenzen eine erfolgreiche Einmündung in ein neues Tätigkeitsfeld ermöglichen. Nach dem für sie überraschend erfolgreichen Absolvieren der Abschlussprüfungen geht es zum Zeitpunkt des Interviews anders als bisher darum, zu einer über den Arbeitsmarkt vermittelten beruflichen Tätigkeit zu gelangen:

ja und jetzt ehm bin ich auf Arbeitssuche. – / ((schmunzelt)) / jetzt ist halt einfach Loch. seit Sommer. und nicht wirklich Loch weil ich dann nochmal in Urlaub war und - - ich mich fangen konnte so es war n paar Wochen schwer - - wo ich dachte ich weiß jetzt nicht genau in welche Richtung es gehen soll aber jetzt bin ich einfach massiv am bewerben und hab das Gefühl ich tue was ich kann - der Rest muss kommen so. ich bin wieder so n bisschen mehr in meiner Mitte und denke ich - hab die Dinge auch in der Hand. und nicht nur ich werde geworfen durch fremde Mächte oder so. (32,35-41)

Der Eindruck, „die Dinge auch in der Hand" zu haben, also selbst als Akteurin in das involviert zu sein, was gerade geschieht, muss hier nach zwei Seiten hin verteidigt werden: Zum einen ist da das „Loch" nach dem Ende der Prüfungen – eine in diesem Zusammenhang sehr verbreitete Metapher für das Herausfallen aus dem bisher Gewohnten und das plötzliche Abfallen der prüfungsbedingten Anspannung. Die Erzählerin bringt dieses „Loch" zusätzlich mit einer Unentschiedenheit der Zukunftsperspektiven in Verbindung. Dem setzt sie die handlungsschematische Schilderung ihrer „massiven" Bewerbungsaktivität entgegen.

Zum anderen wird die eigene Akteurinnenschaft begrenzt durch die äußeren Bedingungen, unter denen sich die Stellensuche abspielt. Die Erzählerin geht hier nicht explizit auf die prekäre Arbeitsmarktsituation ein und stellt eine Haltung in den Vordergrund, die ihr ein konstruktives Umgehen mit der Situation erlaubt. Das Bild, das sie hier verwendet, macht jedoch deutlich, dass sie damit auch Gefühle des Ausgeliefertseins verbindet: „Geworfen durch fremde Mächte" zu sein ist, wenn auch nicht der einzige, so doch ein Teil der Realität, in der sie sich befindet. Sie kann dem zwar ihre eigene Aktivität entgegensetzen, doch alles Weitere entzieht sich ihrem Einflussbereich. Weit weniger als in den Kontexten, in denen sie sich bisher als Professionelle bewegt hat, geht sie hier davon aus, dass ihre Kompetenz auch honoriert wird. Hier zeichnet sich also ein für die Erzählerin zwar bearbeitbarer, aber dennoch deutlicher Bruch zu den bisherigen Erfahrungen ab.

10.2.3.5 Resümee

In Thea Cadenbergs Biographie ist der Kontext des Berufs-Lebens ein zentraler Strukturgeber, um den herum die Erzählung organisiert ist, jedoch in einem ganz anderen Sinne als bei ihrer Mutter. Schon in den Erzählungen über die erste Studienwahl werden weit komplexere Anforderungen deutlich, mit denen die Protagonistin umgehen muss. Die Wahl der Ausbildung wird viel stärker als ein Entscheidungsprozess thematisiert, der notwenig wird, weil der Protagonistin keine vorgefasste Zielvorstellung zur Verfügung steht, auf deren Umsetzung sie ihre nächsten Schritte ausrichten könnte. Für die Entscheidung spielen mehrere konkurrierende Motive eine Rolle, wobei vor allem die Konkurrenz zwischen der Perspek-

tive einer ökonomischen Verwertbarkeit der zu erwerbenden Qualifikation und inhaltlichen Interessen, die zudem wenig konkretisierbar sind, ein Problem darstellt. Unter dem Druck, trotz der disparaten Motivlage zu einer Entscheidung zu gelangen, ist es schließlich die Strategie der Protagonistin, „mal [zu] kucken".

In der Schilderung der ersten Berührung mit der Universität kristallisiert sich dann ein über die rein berufliche Orientierung hinausgehendes biographisches Projekt heraus, das die Erzählerin als ein ihre ganze Lebensgeschichte übergreifendes anlegt. Es geht ihr darum, sich politisch zu engagieren und in entsprechende soziale Zusammenhänge eingebunden zu sein. Dies gelingt im Studium zum ersten Mal in einer Weise, die sehr positiv evaluiert wird. Dennoch bleibt das Studium insgesamt unbefriedigend, weil es keine Vereinbarung aller für eine Wahl eigentlich relevanten unterschiedlichen Motive erlaubt.

In der daran anschließenden Erzählung über die Lehre als Kauffrau dominiert von Anfang an die Prozessstruktur der Verlaufskurve. Was der Protagonistin widerfährt, ist dabei zwar vorwiegend positiv; sie sieht sich zunehmend sozial integriert und durch die Firma privilegiert. Dennoch hält sie an ihrem ‚Anders-Sein' und damit an ihrem ursprünglichen biographischen Projekt fest. Die Steigkurve gerät nicht zu einer Vereinnahmung der Erzählerin für etwas, das von der übergreifend angelegten Kontinuität eines Wunsches nach einem „alternativen" Leben abweicht. Besonders die Differenz zu den KollegInnen wird in Form einer Beobachterinnen-Außenposition aufrechterhalten, was einen Vorgriff auf eine spätere professionelle Perspektive darstellt.

Bei der zweiten Aufnahme eines Studiums werden für die damit verbundenen Entscheidungen nur Argumente auf der Basis eigener Relevanzgesichtspunkte ins Feld geführt; gerade der Verwertbarkeitsaspekt fällt nun heraus, das Studium ist von der Notwendigkeit, zu einer arbeitsmarktgerechten Qualifikation zu führen, weitgehend entlastet. Es wird zum Rahmen dafür, verschiedene Interessen in ein Passungsverhältnis zueinander zu bringen. Fachlich-inhaltliche Interessen, der Wunsch nach einem Ortswechsel, die Suche nach einer bestimmten Art sozialer Integration und vor allem das Projekt, sich politisch zu engagieren, können nun integriert und realisiert werden.

Gerade in diesem Kontext konstruiert die Erzählerin jedoch eine Professionalisierung als politische Aktivistin. Beim Wechsel an eine andere Universität werden ihre erworbenen Kompetenzen sichtbar und bilden die Grundlage für eine hochschulpolitische Karriere. Innerhalb der Studierendenvertretung nimmt sie institutionell definierte Positionen und Ämter ein. Bezogen auf ihr Studium im Sinne einer fachlichen Ausbildung ergibt sich ebenfalls eine Situation, in der sie innerhalb der Universität auf der Basis der bisherigen Qualifikation einer Erwerbstätigkeit nachgehen kann. Ihren Zugang zur außeruniversitären politischen „Szene" konstruiert die Erzäh-

lerin als eine weitere Qualifizierung im Sinne eines selbstgesteuerten Lernprozesses, in dem Professionalisierung eng mit dem Aufbauen von Kontakten verbunden ist. Dass die erworbenen Qualifikationen vor allem auf den Rahmen der Universität und der (Hochschul-)Politik bezogen sind, macht das Verlassen dieses Rahmens mit dem Studienabschluss jedoch zu einer verunsichernden Situation; strukturell bedingt erfährt die Erzählerin zudem eine bisher unbekannte Art der Beschränkung ihrer Handlungsfähigkeit.

In Thea Cadenbergs Professionalisierungsprozess gibt es ganz explizite Bezüge zur Frauenbewegung. Nicht nur deren Inhalte, sondern auch ihre Organisationsformen sind Gegenstand der Aneignung durch die Protagonistin. Kontakte zu „Frauenzusammenhängen“ sind ein Teil des Kapitals, auf das sie in ihrer Arbeit und in den Lernprozessen, in die sie sich hineinbegibt, zurückgreifen kann. Insofern bildet die Frauenbewegung vor allem auch einen Rahmen für Thea Cadenbergs Professionalisierungsprozesse. Wichtig ist hier, dass der Protagonistin zum Teil bereits etablierte Infrastrukturen wie Frauenräume und Frauenreferate an den Universitäten zur Verfügung stehen. Insofern ist für die Professionalisierung weniger der Bewegungsaspekt relevant als eine gewissermaßen institutionalisierte frauenpolitische Arbeit.

10.2.4 Intergenerationale Wandlungsprozesse in der Familie Claussen/Cadenberg

Im Vergleich der drei Biographien wird zunächst einmal deutlich, dass das Phänomen der Beruflichkeit ein historisch relatives ist. Grete Claussens Schilderungen ihres Arbeits-Lebens rufen in Erinnerung, dass Beruflichkeit an eine spezifische Wirtschaftsform gebunden ist. Diese ist, obwohl sie in unserer Gesellschaft gegenwärtig und in der jüngeren Vergangenheit die dominante ist, doch nur eine neben anderen und kann mit anderen vermischt sein. Der Stellenwert, der der beruflichen Qualifikation von Frauen und ihrem gleichberechtigten Zugang zum Arbeitsmarkt in der Frauenpolitik beigemessen wird, macht als Strategie auch nur innerhalb dieser ökonomischen Strukturen Sinn.

In den analysierten Biographien hat sich jedoch die Thematisierung von Berufs-Leben über die Generationen hinweg von der Frage der Ökonomie abgelöst. Grete Claussen spricht über ihre Berufstätigkeit, wie auch über andere, dem Erwerb dienende Arbeit, noch unter dem Vorzeichen der Existenzsicherung. Bei Monika Cadenberg ist dies kein leitender Gedanke mehr, in Thea Cadenbergs Ausführungen kommt er zunächst nur als Zukunftsperspektive vor. Der subjektive Stellenwert von Berufsarbeit verlagert sich offensichtlich.

Dabei spielt zum einen die soziale Integration und Anerkennung eine Rolle, die mit der Tätigkeit verbunden ist. Grete Claussen erfährt diese bei

ihrer Erwerbsarbeit als Köchin und Hausangestellte, aber auch in der ehrenamtlichen Tätigkeit als Rotkreuzschwester und bei der Nachbarschaftshilfe in der Landwirtschaft. Bei Monika und Thea Cadenberg ist beides viel stärker mit dem Kontext des Berufs-Lebens verbunden. Für Monika Cadenberg ist der Arbeitsplatz der Ort, an dem sie ihre Qualifikation unter Beweis stellen kann, und Thea Cadenberg verknüpft ganz eng ihre zunehmende Professionalisierung als politische Aktivistin mir der sozialen Einbindung in entsprechende Kreise.

Noch auffälliger als die Verlagerung der subjektiven Bedeutung der beruflichen Tätigkeit auf soziale Integration und Anerkennung ist die ‚Verberuflichung' der gesamten Biographie, wie sie vor allem bei Monika Cadenberg sichtbar wird. Sie umfasst mehrere Aspekte: Zum einen wird die Lebensgeschichte in erster Linie als Berufsbiographie präsentiert; Ereignisse aus anderen biographischen Konstruktionskontexten werden zunächst aus der Perspektive des Berufs-Lebens eingeordnet. Zum anderen werden Logiken aus dem Kontext des Berufs-Lebens auf andere Kontexte übertragen. Auf der Basis einer Identifikation von Arbeit als Berufsarbeit wird Reproduktionsarbeit keineswegs ausgeblendet, sondern analog zur beruflichen Arbeit als professionelle Arbeit konstruiert.

Auch Thea Cadenbergs Biographie erscheint als stark ‚verberuflicht', weil der Kontext des Berufs-Lebens im Sinne des institutionellen Ablaufschemas des Studiums ein wichtiger Rahmen für die Gesamtkonstruktion ist. Der ‚Clou' der Entwicklung, die die Erzählerin beschreibt, ist jedoch eine zunehmende Ablösung von den Strukturen und Logiken des Ausbildungssystems, wie es vor allem die Lehre repräsentiert. Mit einem Studium, das vor allem den Ansprüchen der Protagonistin genügt statt denen des Arbeitsmarktes, instrumentalisiert sie die institutionell geregelte Ausbildung mit ihren spezifischen Freiräumen im Sinne ihres eigenen biographischen Projekts. Der Kontext des Berufs-Lebens wird zum Rahmen, in den ein eigener gesamtbiographischer Entwurf eingeschrieben werden soll. Das Projekt eines „alternativen" Lebens verlangt auch nach Alternativen zu einer an den Erfordernissen des Arbeitsmarkts ausgerichteten Verberuflichung der Biographie. Daraus ergeben sich jedoch auch zusätzliche Unwägbarkeiten für die Einmündung in den Arbeitsmarkt.

Auffällige Differenzen gibt es über die drei Generationen der Familie Claussen/Cadenberg auch, was die ‚Platzanweiserfunktion' von Geschlecht innerhalb der Verteilung von Produktions- und Reproduktionsarbeit bzw. innerhalb eines geschlechtshierarchisch segregierten Arbeitsmarktes anbelangt. Bei Grete Claussen bedeutet die vordergründige Norm der Hausfrauenehe nicht nur eine Zuweisung von Reproduktionsarbeit, sondern auch von Produktionsarbeit in der Landwirtschaft. Im Vergleich zu ihrem Ehemann, der einer arbeitsmarktvermittelten beruflichen Tätigkeit nachgeht, bleibt Frau Claussen damit sozusagen im weniger modernisierten Bereich der für die familiäre Ökonomie notwendigen Arbeit ste-

cken. In der Landwirtschaft sind zwar alle verfügbaren Arbeitskräfte zunächst unter Absehung von der Geschlechtskategorie in den Produktionsbereich einbezogen. Innerhalb gilt jedoch eine geschlechtsspezifische Arbeitsteilung. Diese wird einerseits regelmäßig durchbrochen, andererseits muss ihre Durchbrechung als Ausnahme aufgrund von Sachzwängen legitimiert oder ‚vertuscht' werden. Unter diesen Umständen fällt es der Erzählerin schwer, sich von sich aus offensiv zu ihrer Leistung zu ‚bekennen'; umso wichtiger wird die Anerkennung von außen. Das gleichzeitige ‚Verstecken' und ‚Nachweisen' der eigenen Akteurinnenschaft und ökonomischen Effizienz, die in der biographischen Konstruktion zu beobachten ist, stellt also eine Widersprüchlichkeit dar, die strukturell produziert ist.

Bei Monika Cadenberg führen die Strukturen des geschlechtsspezifisch segregierten Arbeitsmarkts zur Ausbildung des beschriebenen ‚horizontalen' Karrieremodells. Unter Bedingungen, die für Frauen keinen Aufstieg vorsehen, nutzt die Protagonistin die historisch spezifische Situation eines Überangebots von Stellen derselben Hierarchieebene und sammelt Erfahrungen in immer neuen Bereichen. Diese fortgesetzte ‚Verbreiterung' gibt auch das Muster für ihre Professionalisierung in der Erziehungsarbeit ab. Somit kann diese spezifische Art der ‚Verberuflichung' der gesamten Biographie ebenfalls mit der Statuszuschreibung über Geschlecht auf dem Arbeitsmarkt in Verbindung gebracht werden.

In Thea Cadenbergs Lebensgeschichte spielt Geschlecht als soziale Strukturkategorie eine ganz andere Rolle. Zum einen ist in ihren Erzählungen über ihre Ausbildungskarriere gerade nicht von Benachteiligungen aufgrund der Geschlechtszugehörigkeit die Rede, wie es bei ihrer Mutter der Fall war. Besonders in der kaufmännischen Lehre erfährt die Protagonistin sogar eine Privilegierung und Förderung, die ihr als Grundlage für eine firmeninterne Karriere angeboten wird. Zum anderen bewegt sie sich während ihres Professionalisierungsprozesses als politische Aktivistin in Kontexten, die sich die Bekämpfung sozialer Ungleichheit explizit zum Ziel gesetzt haben. Die Thematisierung und Kritik hierarchischer Geschlechterverhältnisse wird damit zum Inhalt der Professionalisierung; eine Politik, die diesen Verhältnissen entgegenwirken will, wird zum Arbeitsfeld der Protagonistin. Damit soll nicht gesagt sein, dass in den Arbeitsfeldern, in denen sie sich bewegt, Geschlecht als sozialer Platzanweiser nicht mehr funktioniert. Es bedeutet aber, dass die Erzählerin dies zum Gegenstand ihrer theoretischen und politischen Auseinandersetzung macht und sich dadurch in ein reflexives Verhältnis zu dem setzt, was gesellschaftliche Realität ist. Nachdem dies auch ermöglichen kann, sich in ein reflexives Verhältnis zur individuell-biographischen Realität zu setzen, könnte es auch die Basis dafür abgeben, sich mit einem „alternativen" Leben in „politischen" und „Frauenzusammenhängen" den dominanten Geschlechterstrukturen zu entziehen und kulturelle Gegenwelten zu schaffen

(wie dies z.B. im Kontext des Zusammen-Lebens mit der Frauen-WG gelingt, vgl. 9.3.2.4). An dieser Stelle ist wiederum der Kontext des Berufs-Lebens mit dem gesamtbiographischen Projekt und anderen Konstruktionskontexten eng verknüpft.

Im Vergleich der drei Generationen der Familie Claussen/Cadenberg ergibt sich, was die Auswirkungen der Einbindung in den geschlechtshierarchisch segregierten Arbeitsmarkt auf subjektiv-biographische Konstruktionen anbelangt, damit zunächst keine lineare intergenerationale Entwicklungsdynamik. Allerdings zeigt sich eine deutliche Abhängigkeit von historischen Gelegenheitsstrukturen. So ist die Entwicklung des horizontalen Karrieremodells bei Monika Cadenberg maßgeblich dadurch bedingt, dass zur entsprechenden Zeit ein Überangebot an Stellen existierte, das den ständigen Wechsel erlaubte. Auch der Professionalisierungsprozess als politische Aktivistin, den Thea Cadenberg konstruiert, setzt bestimmte etablierte Strukturen und „Szenen“ voraus, die Produkt einer historischen Entwicklung sind. Allerdings wird dieser Professionalisierungsprozess von der Erzählerin in hohem Maße als Konsequenz einer individuellen Orientierung konstruiert, die sich über strukturelle Gegebenheiten und die Erfordernisse v.a. des Arbeitsmarktes geradezu hinwegsetzt. Auch Monika Cadenberg stellt ihre horizontale Karriere und die Professionalisierung außerhalb des Erwerbsbereichs als selbstbestimmte Entwicklung dar. Dabei wäre es zu kurz gegriffen, dies als eine Art Schönreden erfahrener Marginalisierung zu interpretieren. Beide Erzählerinnen konstruieren Entscheidungen zu Ungunsten einer Erwerbstätigkeit – die Aufgabe des Familienunternehmens bei Monika und das Ausscheiden aus der vielversprechenden Karriere in der „schicken Firma“ bei Thea Cadenberg – als widerständige Akte gegen eine Vereinnahmung durch Logiken, die zu ihren eigenen nicht passen.

Aus der individuell-subjektiven Perspektive steht also nicht unbedingt die strukturelle Marginalisierung von Frauen auf dem Arbeitsmarkt im Vordergrund, wenn über Erfahrungen in diesem Zusammenhang gesprochen wird. Das stellt nicht die machttheoretische Erklärung der geschlechtshierarchischen Segregation des Arbeitsmarktes in Frage, derzufolge der Kategorie Geschlecht dort eine maßgebliche Platzanweiserfunktion zukommt. Der Zusammenhang erweist sich nur aus der individuell-biographischen Perspektive als wesentlich komplizierter, weil für die individuelle Positionierung im Erwerbsleben zusätzliche Motive in Anschlag gebracht werden, die mit der Logik des Arbeitsmarkts (zumindest vordergründig) nichts zu tun haben. Dies bestätigt, dass der biographische Konstruktionskontext Berufs-Leben nicht einfach mit den Institutionen des Arbeitsmarkts zu identifizieren ist.

10.3 Dimensionen des Vergleichs mit den anderen Fallfamilien

Wenn die am Beispiel der Familie Claussen/Cadenberg rekonstruierten biographischen Konstruktionen im Kontext von Berufs-Leben mit denen in anderen Einzelbiographien verglichen werden, so fällt auf, dass es offensichtlich ein bestimmtes Set von Motiven gibt, die immer wieder mit einer Berufstätigkeit verbunden werden und ihren subjektiven Sinn deutlich machen. Dem soll zunächst am Beispiel der Familie Aschauer/Arndt/Aumann genauer nachgegangen werden (10.3.1).

Darüber hinaus stellt sich angesichts der starken Tendenz der ‚Verberuflichung' der Biographie, wie sie bei Monika Cadenberg und auch ihrer Tochter Thea Cadenberg zu beobachten ist, die Frage nach der Bedeutung des Berufs-Lebens in Biographien, in denen der Kontext des Zusammen-Lebens dominiert. Unter diesem Aspekt soll ein genauerer Blick auf die Biographien von Gunda Bechtel und Marianne Büttner geworfen werden (10.3.2).

10.3.1 Berufstätigkeit im Spannungsfeld verschiedener Motive: Existenzsicherung – biographisches Projekt – Realisierung einer persönlichen Disposition

In der Rekonstruktion des Kontexts Berufs-Leben in der Familie Claussen/Cadenberg wurde deutlich, dass in den drei Einzelbiographien die Motive, die im Zusammenhang der Berufswahl und Erwerbstätigkeit zur Sprache kommen, sehr unterschiedlich gelagert sind. Neben sozialem Kontakt und Anerkennung, die in allen drei Biographien im Kontext des Berufs-Lebens von Bedeutung sind, steht bei Grete Claussen deutlich die Existenzsicherung im Vordergrund. Für Monika Cadenberg ist Beruflichkeit und Professionalisierung als solche ein biographisches Projekt und braucht keine weitere Begründung, auch nicht die des ökonomischen Vorteils. In Thea Cadenbergs Ausbildungskarriere wird die zunächst dominierende Verwertungsperspektive zugunsten eines übergreifenden biographischen Projekts, das auch im Rahmen des Beruf-Lebens verfolgt wird, zurückgestellt. Das Studium wird als Rahmen für die Realisierung einer schon zuvor in der Biographie manifestierten persönlichen Disposition genutzt, die in dem Wunsch nach einem „alternativen" und „politischen" Leben zum Ausdruck kommt.

Die drei Frauen vertreten damit verschiedene Motive, die in der biographischen Konstruktion mit einer qualifizierten Ausbildung und Berufstätigkeit in Verbindung gebracht werden, sozusagen ‚in Reinform'. In anderen Biographien des Samples mischen sich diese Motive stärker und stellen sozusagen drei ‚Pole' dar, zwischen denen sich die Konstruktionen im Kontext von Berufs-Leben bewegen. An den Biographien der Familie Aschauer/Arndt/Aumann soll nun untersucht werden, wie sich diese Pole

zueinander verhalten, wenn die Berufsbiographie nicht so deutlich auf jeweils einen Pol hin ausgerichtet ist, wie in den Biographien der Familie Claussen/Cadenberg, und welche intergenerationalen Wandlungsprozesse dabei zu beobachten sind.

10.3.1.1 Gertrud Aschauer: Berufstätigkeit als Prinzip biographischer Akteurinnenschaft

Gertrud Aschauer berichtet im Zusammenhang ihrer Ausbildung nicht über ein Nachdenken darüber, welchen Beruf sie ergreifen möchte; es gibt keine Geschichten über eine Entscheidungsfindung in dieser Sache. Die Erzählerin stellt vielmehr ihre Entschlossenheit, „ins Kontor“ (5,5) zu gehen, von vornherein in den Vordergrund und reiht verschiedene Episoden aneinander, in denen es darum geht, diesen Entschluss gegen die Einflussnahme durch andere oder gegen widrige Umstände zu verteidigen. In dieser Hinsicht erinnern ihre Schilderungen an die von Monika Cadenberg.

Die erste Episode, in der es um eine Verteidigung der eigenen Pläne geht, ist im Kontext der Erzählung über das Landjahr auf einem Bauernhof angesiedelt.

und dann hatt ich mich ja auch bemüht - also vielmehr ich wollt ja nicht beim Bauern bleiben. nich? wollt ich nicht. ich wollte ins Kontor. dann bekam ich allerdings da eine Blutvergiftung beim Bauern in in dieser Hand nicht? / I: ach je / und=e ja hab war ich musst ich mit nach Oburg hin nich? und dann hör ich nur immer wie die mich gefragt haben was wollen sie denn mal werden. - ich sag ja eigentlich möchte ich mal ins Kontor. / I: mh / ja dann werden wir den Finger erhalten müssen nich? also in diesem nich? der is ja völlig - und haben sie auch. nich? (5,4-13)

Obwohl die Erzählerin zuvor sehr positiv über ihre Zeit auf dem Bauernhof spricht, distanziert sie sich von der Zukunftsperspektive, „beim Bauern [zu] bleiben“, die offensichtlich im Raum steht. Die Distanzierung wird nicht weiter begründet, aber sehr nachdrücklich mit einem eigenen „Wollen“ verbunden. Auch der Plan „ich wollte ins Kontor“ bedarf keiner weiteren Argumente; er steht als ein offensichtlich starker Wunsch und als ein Ziel, das die Protagonistin klar vor Augen hat, für sich.

Die Formulierung des Entschlusses steht jedoch im Kontext einer Situation, in der er gleichzeitig gefährdet ist. Der Verlust eines Fingers würde den Plan in Frage stellen. Aus diesem Anlass wird der Wunsch jedoch ausgesprochen und kann, da er die Anerkennung anderer findet, Einfluss auf das weitere Geschehen nehmen. Mit dem Risiko, das mit dem „Erhalten“ des Fingers eingegangen wird, bekommt die Realisierung des Plans große Bedeutung. Durch das Gelingen der Behandlung ist ein Hindernis beseitigt und gleichzeitig die Lehre als Perspektive bestätigt.

Ihr Festhalten an ihrem Berufswunsch bestätigt die Erzählerin mit der Schilderung weiterer kritischer Situationen. Da ist zunächst die Intervention der Bauernfamilie, auf deren Hof sie während des Landjahres arbeitet: „und dann ham die mich immer bearbeitet bearbeitet ich sollte da bleiben. / I: hm / ich sollte nicht eh also sollte keine Lehre machen. ich würde ganz früh heiraten.“ (5,37-40). Mit dem Angebot wird ein bestimmter Lebensentwurf sozusagen mitgeliefert. Auf die Aussicht auf eine baldige Heirat, die vermutlich eine attraktivere Perspektive als die eines eigenen Erwerbslebens darstellen soll, geht die Erzählerin jedoch gar nicht erst ein. Sie erklärt das Angebot aus dem Eigeninteresse des Bauern heraus, um dann wieder auf das Thema der Lehre zurückzukommen.

Die Suche nach einer Lehrstelle problematisiert die Erzählerin nicht, sondern konstatiert lediglich: „und eh - na und dann hab ich damals mich bemüht um eine Lehrstelle. / I: mh / und hab ich auch bekommen hier in der in Afeld in der Gestraße“ (6,20-22). Sie stellt damit ihre eigene Aktivität und Zielstrebigkeit in den Vordergrund. Eine lineare Weiterentwicklung der Geschichte entlang der Erfahrungen mit der Lehre selbst kommt hier jedoch nicht zustande, weil die Erzählerin zunächst auf eine weitere Hürde eingeht. Ihr Vater verweigert die Unterschrift unter die für den Ausbildungsvertrag nötigen Papiere. Im Sinne der unter 9.2.2.1 beschriebenen Übernahme von Verantwortung entzieht sich die Protagonistin dem Einfluss ihres Vaters, indem sie einen Vormund für sich bestellen lässt, und hält damit weiterhin unbeirrt an ihrem Vorhaben fest.

Erst nachdem diese Episode und eine weitere reflektierende Auseinandersetzung mit der Rolle des Vaters abgeschlossen ist, nimmt die Erzählerin den Faden der Lehre wieder auf. Die Nennung zusätzlicher Details wird nochmals unterbrochen durch die Beschreibung weiterer Hindernisse: Zunächst folgt eine Hintergrundkonstruktion über die mangelnde Schulbildung als Voraussetzung für die Lehre, dann berichtet die Erzählerin ausführlich über ihre Erlebnisse während der Luftangriffe auf Afeld, die während ihrer Lehrzeit stattfinden und diese unterbrechen. Am Ende dieser Geschichte steht jedoch das buchstäbliche ‚Wiederfinden‘ des Arbeitsplatzes in einer Trümmerlandschaft und die improvisierte Wiederaufnahme eines Arbeitsalltags. Erst hier spricht die Erzählerin ausführlicher über die Ausbildung selbst.

Obwohl durch die vielen Hintergrundkonstruktionen und die Wichtigkeit anderer Erlebnisse, z.B. des Bruchs mit dem Vater oder der Luftangriffe, keine zusammenhängende Erzählung über die Lehre zustande kommt bzw. diese gegenüber anderen Themen in den Hintergrund tritt, wird hier sehr deutlich, dass der Erzählfaden der Lehre sich dennoch durchzieht, vielleicht sogar in gewisser Weise die vielen anderen Erzählfäden zusammenhält. In jedem Fall demonstriert die Erzählerin eindrucksvoll ihr Festhalten an einem biographischen Projekt trotz vieler Widrigkeiten. Obwohl sie weder über zugrunde liegende Motive, wie z.B. eine be-

stimmte inhaltliche Interessenlage oder soziale Aufstiegsambitionen Auskunft gibt, noch eine wirtschaftliche Verwertungsperspektive der Erwerbsarbeit einführt, macht sie die Lehre als ihr eigenes Vorhaben konsequent zum Thema.

In einer späteren Interviewpassage wird jedoch gerade die ökonomische Seite der Berufstätigkeit zum Gegenstand einer ausführlichen Auseinandersetzung. Als die Protagonistin ein Angebot bekommt, ihre Berufstätigkeit nach der Geburt ihrer Tochter wieder aufzunehmen, weigert sich ihr Ehemann, dem zuzustimmen. Die Erzählerin reflektiert dies zunächst als einen Akt des „Unterdrückens" (15,30). In der Auseinandersetzung unter dem wirtschaftlichen Gesichtspunkt eignet sie sich ihre Situation jedoch wieder an:

und als wir dann in die Astraße zogen da hab ich denn gedacht - na kannst doch mal versuchen. - also ich wollte dann gerne auch wieder arbeiten als ich ja nur dieses eine Kind hatte nich? / I: mh / ich kriegte ja das zweite noch nicht. - da mussten sie schon damals 48 Mark für n Kindergarten bezahlen. in der Woche. / I: in der Woche? / in der Woche. - nämlich als wir da einzogen musste mein Mann schon das Fünffache von der Miete verdienen. das war früher so. und das waren damals 500 Mark 52. das war viel Geld. nich? und danach mussten sie den Kindergartenplatz auch bezahlen. und denn hab ich mir ausgerechnet - wenn ich wieder ins Geschäft gehe - ich hätte höchstens 250 Mark verdient das war damals das wär n Haufen Geld gewesen. nich? im Monat. ja was hatt ich denn über? - gar nichts. ich hätte immer gut zum Frisör gehen müssen immer mit gut gekleidet und hätt n ganzen Tag - und wär abends abgespannt nach Hause gekommen so ungefähr nich? / I: mh / na und da hab ich s nicht gemacht. / ((hustet)) / und ich hätte das auch nicht gedurft mein Mann hätte auch Theater gemacht kann ich Ihnen sagen. (15,44-16,10)

Die Erzählerin klärt hier im Zusammenhang mit dem Wunsch nach einer Berufstätigkeit zunächst die Vereinbarkeitsfrage; mit der Feststellung, dass sie ja nur „dieses eine Kind hatte", verweist sie, auch unter der Voraussetzung, dass sie alleine für die Betreuung des Kindes zuständig ist, sozusagen auf freie Kapazitäten. Dann macht sie dennoch eine Rechnung darüber auf, in der die Sicherstellung der Kinderbetreuung der wichtigste Posten ist. Die Kosten für einen Kindergartenplatz werden gegen den finanziellen Ertrag einer Erwerbstätigkeit aufgerechnet. Unter Einbeziehung weiterer Kosten und der Auswirkungen auf das eigene Wohlbefinden (und möglicherweise der weiteren Verfügbarkeit für die Familie) fällt die Bilanz negativ aus. Damit stellt sich die Erzählerin auf den Standpunkt, dass sich die Erwerbsarbeit in jedem Fall finanziell lohnen muss. Diesem Argument gibt sie mehr Gewicht als dem eigenen Wunsch. Durch die Klarstellung, dass die Entscheidung letztendlich bei ihrem Mann gelegen hätte, drängt sich jedoch die Lesart auf, dass die Erzählerin mit ihrer Kalkulation des finanziellen Ertrags ein ‚objektives' Argument liefert, mit dem sie sich so-

zusagen leichter mit der Entscheidung abfinden kann, die nicht ihre eigene war.

Die Wirtschaftlichkeitsfrage ist offensichtlich je nach Zusammenhang unterschiedlich bedeutsam, abhängig davon, wie die Verhandlungspositionen der Beteiligten sind. Dafür spricht auch, dass solche Kalkulationen bei der späteren Berufstätigkeit der Protagonistin überhaupt keine Rolle mehr spielen, weder als Argument dafür noch dagegen. Die Berufstätigkeit wird sehr deutlich als Ausweg aus der Krise beschrieben, die die Erzählerin als Folge des Konflikts mit den Schwiegereltern schildert. An die Beschreibung des Verlaufs ihrer psychosomatischen Erkrankung schließt sie als weiteren Auslöser für eine Wende den Tod einer Freundin an und konstruiert folgende Konsequenz:

na das [der Tod der Freundin, C.T.] war denn da und dann das mit meinen Schwiegereltern. und - und da hab ich gesagt so. - jetzt fängste an zu jetzt suchste dir Arbeit und das ich suchte mir gar nicht. hier gegenüber wohnte auch eine - Witwe. / I: mh / das war auch mit Klaus waren die befreundet. und die hatte - die sagte zu mir weißt du was Frau Aschauer das is was für Sie. ich suchte eigentlich nur ne Beschäftigung. so ne kleine. / I: mh / vier Stunden morgens mehr nich. dann bin ich in diesen Plünläden von Peters angefangen. das waren früher richtige Plünläden. da in ich - da hab ich nicht gekauft da warn auf der Esbachallee zwei Stück von den / in diesen Plünladen bin ich nicht reingegangen fing ich da selber an. ((schmunzelnd)) / / I: (lacht) / (23,2-13)

Mit dem demonstrativen Einnehmen einer Handlungsperspektive – „und da hab ich gesagt so." – beendet die Erzählerin das Erzählschema der Verlaufskurve, das zuvor vorherrschte. Sie markiert hier eine Wende, einen neuen Anfang, indem sie sich wieder als aktiv Handelnde darstellt. Dabei scheint zunächst nicht so entscheidend zu sein, was der Inhalt dieser neuen Aktivität ist; warum die Protagonistin den Neuanfang ausgerechnet an einer erneuten Berufstätigkeit festmacht, wird nicht weiter erklärt. Dennoch wirkt dies in sich schlüssig und wird vielleicht gerade deshalb nicht vertieft. Im bisherigen Verlauf des Interviews waren Schilderungen der Ausbildung mit einem expliziten Handlungsschema verbunden, während sich mit der Familiengründung und der Einbindung in neue verwandtschaftliche Zusammenhänge die Verlaufskurve etablierte. Die Familiengründung bzw. die Entscheidung des Mannes wurde als Grund für die Aufgabe bzw. als Hindernis für die Wiederaufnahme der Berufstätigkeit genannt. Von daher macht es auf der individualbiographischen Ebene Sinn, sich von der Verlaufskurve durch die Zuwendung zu einem anderen Konstruktionskontext zu distanzieren, in dem bisher ein Handlungsschema dominierte. Zum anderen wird etwa seit der Zeit, über die die Erzählerin hier spricht (1970er Jahre), im gesellschaftlichen Diskurs die Selbständigkeit von Frauen mit Berufstätigkeit in Zusammenhang gebracht bzw. ihre Selbstständigkeit überhaupt erst wertgeschätzt. Auch die rechtliche Möglichkeit,

ohne Einwilligung des Gatten berufstätig zu sein, besteht seit dieser Zeit (vgl. 2.3.1).

Sehr eindrücklich illustriert die Erzählerin, dass es hauptsächlich ‚ums Prinzip' geht, überhaupt einer außerhäuslichen Tätigkeit nachzugehen. Sie nimmt eine Gelegenheit wahr, die sich ihr sozusagen von selbst bietet, spricht lediglich von einer „Beschäftigung" und macht sehr deutlich, dass das Geschäft, in dem sie arbeitet, nicht einmal als Kundin ihren Ansprüchen genügt hätte. Dieses demonstrative Absehen von der inhaltlichen Seite der „Beschäftigung" oder von Prestigefragen unterstreicht die Wichtigkeit der Tätigkeit an sich.

Durch die eindrückliche Verknüpfung der biographischen Wende mit der „Beschäftigung" wird klar, dass in Gertrud Aschauers Lebensgeschichte die Bedeutung der Berufstätigkeit noch über die eines biographischen Projekts hinausgeht. Sie wird zu einem Prinzip biographischer Akteurinnenschaft überhaupt. Allerdings bezieht sich dies auf die biographische Handlungsfähigkeit insgesamt und weniger auf die Ausgestaltung der Berufstätigkeit selbst. Insbesondere ihre weitere Karriere stellt die Erzählerin als eher zufällig und von ihrer Seite unbeabsichtigt dar. Sie führt ihre schnelle Beförderung zur Filialleiterin auf das Interesse der Vorgesetzten an ihrem zupackenden Verhalten und der Durchsetzungsfähigkeit zurück, die sie an den Tag legt. Die Erzählerin zeigt zwar ihren Stolz auf ihre Leistungen, distanziert sich aber von einer Karriere um der Karriere willen. Das macht sie vor allem an der Entscheidung fest, zunächst wegen der Erkrankung ihres Mannes und später wegen der eigenen Gesundheit eine verantwortliche und gut bezahlte Position zugunsten einer einfachen Verkäuferinnenstelle aufzugeben. Somit bleibt hier die Berufstätigkeit von der Frage der Ökonomie weitgehend abgekoppelt; sie wird sozusagen in den größeren Rahmen anderer ‚ideeller' Ökonomien gestellt.

10.3.1.2 Marlies Arndt: Mehrdimensionale Verschränkung von Berufstätigkeit und Lebensentwurf

Bei Marlies Arndt wird, anders als bei ihrer Mutter, die Berufswahl ganz explizit mit dem Vorhandensein von Neigungen und Talenten und mit der Frage der Lebensplanung verbunden:

mein Vater weil ich so gut in Mathematik war ich mein man muss sich auch ja wirklich mal reinziehen - hat gesagt <u>mach was mit Mathematik.</u> und die Computer kommen in der Zukunft und wollte mir sozusagen einen richtig_e / männertypischen Beruf angedeihen lassen ((lachend)) / und dann denk ich hab ich in Protest / ((lacht)) / hab ich gesagt - will ich aber nicht. mach ich aber nicht. - ich war recht gut in Kunst auch / I: mh / noch und=e hatte von meiner Mutter auch ziemlich viel gelernt an praktischen Geschichten - hab gesagt ich möchte gern auf die Werkkunstschule gehen. / I: mhm / was Brotloses machen / ((lacht)) / und

ehm - - ja. also ich also ich hatte hatte schon immer aber auch son son Flair glaub ich zu solchen Sachen ja? also mir gefielen eh irgendwie so n bisschen eh größere Familien gut. also ich fand diese diese Familie sehr klein also ich fand irgendwie glaub ich so italienische Großfamilien schon immer immer toll und so mehrere Generationen unter einem Dach und - also sowas fand ich schon alles schön und ich fand auch so so Kunst und sowas fand ich auch gut also so bisschen=e ja dieses so Büro sitzen und so fand ich fand ich irgendwie ganz spießig / I: mh / und ganz fürchterlich (12,31-58)

Die Verbindung zwischen bereits sichtbar gewordenen Qualitäten der Protagonistin und einer „Zukunft“ wird hier zunächst vom Vater vertreten. Die Pointe, die die Erzählerin hier macht, ist die Überschreitung einer Geschlechtergrenze, die der Vater mit seinem Vorschlag begeht und die im Kontrast zu der Charakterisierung des Vaters als konservativ steht. Doch das sozusagen Fortschrittliche an der Intention des Vaters ist nicht nur der „männertypische Beruf“, auf den die Erzählerin hier abhebt, sondern es besteht bei näherem Hinsehen schon in der konsequenten Verbindung von Berufswahl und „Zukunft“. Mit der Prognose „die Computer kommen in der Zukunft“ wird gleichzeitig etwas über die potentielle Zukunft der Tochter ausgesagt: Eine Ausbildung in diesem Bereich würde ihre Existenzgrundlage oder sogar eine Karriere absichern. Das, neben dem Verweis auf die schulischen Leistungen und das dahinter vermutete Potenzial, ist das Argument, das hinter dem Vorschlag des Vaters steht. Damit steht im Hintergrund die Vorstellung einer für den gesamten Lebenslauf relevanten Berufsperspektive, nicht nur einer zeitlich beschränkten Erwerbstätigkeit bis zu einer Familiengründung.

Ihre Ablehnung des Vorschlags begründet die Erzählerin mit der grundsätzlichen „Protest“-Haltung gegenüber dem Vater. Ihre Argumente für ihre eigene Wahl folgen jedoch derselben Logik wie die ihres Vaters. Sie verweist auf durch schulische Leistungen nachgewiesene Begabungen und Interessen sowie auf bereits erworbene Erfahrungen und Qualifikationen. Die konkrete Ausbildung, die sie daraus ableitet, zielt jedoch – anders als die vom Vater vorgeschlagene – ausdrücklich nicht auf eine wirtschaftliche Absicherung ab. Die Erzählerin bezieht sich damit auf ein dem Wertesystem des Vaters entgegengesetztes und formuliert demonstrativ einen programmatischen Verzicht auf optimale ökonomische Verwertbarkeit des zu Erlernenden. Die Überzeichnung, die hierin steckt, zeigt eine selbstironische Distanzierung der Erzählerin.

Auch in der Verbindung der Ausbildungspläne mit einer Zukunftsperspektive steckt eine ähnliche Logik wie in der Argumentation des Vaters. In Abgrenzung von ihm zeichnet die Erzählerin ihre eigenen Zukunftsvorstellungen jedoch präzise vor. Paradoxerweise geht sie in dem im Kontext der Berufswahlfrage gezeichneten Lebensentwurf gar nicht auf die Berufstätigkeit ein, sondern bindet das „brotlose“ Künstlerinnendasein in ein Gesamtbild ein, das vor allem von der Frage des Zusammen-Lebens bestimmt

ist. Hier sind also zwei biographische Konstruktionskontexte ineinander verwoben. Dabei ist wiederum die Abgrenzung von der Herkunftsfamilie leitend. Mit dem Verweis auf die ‚Spießigkeit' einer Büroexistenz bezieht sich die Erzählerin wieder auf den Bereich des Berufs-Lebens, ordnet diesen aber gleichzeitig einer gesamtbiographischen Perspektive bzw. der Frage eines generellen Lebensstils unter. Dies trifft auch dort zu, wo sich die Erzählerin mit ihrer Berufsorientierung explizit von dem „Hausfrauendasein" ihrer Mutter abgrenzt.

Im weiteren Verlauf der Lebensgeschichte kollidieren jedoch bei der Realisierung des beschriebenen Lebensentwurfs die beruflichen Perspektiven und die etablierte Form des Zusammen-Lebens. Dies macht die Erzählerin im Zusammenhang des Nachdenkens über eine Trennung von ihrem Ehemann kurze Zeit nach der Heirat deutlich:

und das war eigentlich dann so n Punkt wo ich irgendwie gedacht hab das geht auch nicht mehr ich muss mich jetzt hier wieder scheiden lassen oder ich muss wieder - zurück und auch ich hatte inzwischen sozusagen noch nicht eh - ja so beruflich eigentlich=e außer dass ich eben wie gesagt diese freiberuflichen Sachen gemacht habe da eben kam da auch irgendwie nicht weiter ja? also war auch ziemlich abhängig find ich also wie so davon dass er Geld verdiente und so - und das gefiel mir alles überhaupt nicht. (21,3-9)

Der Umzug nach Gestadt, der mit der Entscheidung für die Beziehung zum späteren Ehemann verbunden war, wird hier als eine berufliche Sackgasse beschrieben. Dies ist zugleich – neben anderen, die zuvor aufgeführt wurden – ein Argument für eine Trennung. Die Lebenssituation als Hindernis für ein berufliches Fortkommen ist dabei nur ein Aspekt, der zeigt, dass der Beziehung keineswegs automatisch die größere Bedeutung beigemessen wird. Die durch die Gesamtsituation bedingte ökonomische Abhängigkeit ist kein Grund, die Beziehung aufrecht zu erhalten, sondern vielmehr ein Argument, die Beziehung zu lösen, um sich die Basis für eine Unabhängigkeit schaffen zu können. Die Unabhängigkeit selbst wird damit zu einem maßgeblichen Wert. Das ist eine grundlegend andere Logik, als die Erzählerin sie auf die Biographie ihrer Mutter anwendet. In deren finanzieller Abhängigkeit sieht sie den Grund für das Weiterbestehen der Ehe der Eltern trotz gravierender Krisen: „gut aber die Ehe meiner Eltern ist natürlich trotzdem zusammengeblieben weil meine Mutter ja wie gesagt auch gar nicht arbeiten war ich weiß nicht wenn sie vielleicht schon von Anfang an arbeiten gegangen wär hätte sie sich vielleicht auch getrennt ja von ihm" (6,15ff).

Nachdem die erste große Krise in ihrer eigenen Ehe auf der Ebene der Partnerbeziehung beigelegt und von den Problemen des beruflichen Fortkommens zunächst keine Rede mehr ist, findet sich die Protagonistin nach der Geburt ihres ersten Kindes erst recht in einer Situation wieder, die sie zuvor abgelehnt hat. Die Erzählerin identifiziert diese Situation als analog

zu dem Hausfrauen-Dasein ihrer Mutter und ergreift die Option eines Studiums über den zweiten Bildungsweg (vgl. 9.2.3.4). Die Begabtensonderprüfung und das anschließende Studium sind als berufliche Weiterentwicklung sozusagen der Ausweg aus einer biographischen Sackgasse, in der das Abweichen von den eigenen Ansprüchen und von einem ursprünglichen und sehr expliziten biographischen Projekt offensichtlich wird. Im Studium spielt neben dem fachlichen und politischen Engagement (vgl. 11.1.1.3; 11.1.1.4) jedoch auch der Aspekt der finanziellen Unabhängigkeit eine Rolle:

also ich hab hab da schon dann auch ziemlich straight eh studiert also jetzt nicht eh gab viele die also als ich da ankam irgendwie schon im fünfunddreißigsten oder vierzigsten Semester waren / ((lacht)) / die man dann auch kennen gelernt hatte die sicher noch viel hoch wichtigere Sachen zwischendrin gemacht haben aber ich wollte dann auch nicht ewig bleiben. also ich wollt dann auch irgendwann fertig sein und endlich endlich dann möglichst auch eh mein eigenes Geld verdienen / ((lacht)) / (26,12-17)

Dass beim „eigenen Geld“ vor allem der Aspekt des „Eigenen“, der Eigenständigkeit und Unabhängigkeit bei der Entscheidung über das eigene Handeln im Vordergrund steht, macht die Erzählerin später an einem markanten Detail klar:

ich hatte hatte sozusagen diese Stelle dann [bei Abschluss des Studiums, C.T.] auch schon - und hab eigentlich ja mein ganzes Geld dann dafür ausgegeben sozusagen für ne Kinderfrau und für n Kindermann noch / ((lacht)) / [...] also es war ja schon dass ich mir das so n bisschen um mich rum geschaffen habe damit ich ehm meine Sachen auch machen kann (28,42ff 29,1)

Das verdiente Geld ist hier ein Mittel zum Zweck, es wird sofort ‚reinvestiert‘, um die Tätigkeit, mit der es verdient wurde, zu ermöglichen. Die Tatsache, dass hier eine Zuständigkeit der Frau für die Kinderbetreuung vorausgesetzt ist und sie sich mit dem erwirtschafteten Geld sozusagen von ihren Pflichten freikauft, wohingegen der Mann, dessen Erwerb für den Familienunterhalt sorgt, der ‚Ernährer‘ bleibt, wird hier nicht problematisiert. Nur die ‚Unwirtschaftlichkeit‘ des Arrangements wird mit einem Lachen kommentiert, das eine gewisse Ironisierung bedeuten könnte. Dass die Unwirtschaftlichkeit jedoch gerechtfertigt ist, vertritt die Erzählerin sehr offensiv mit dem Verweis auf „meine Sachen“. Die Frage, ob die Berufstätigkeit sich überhaupt ökonomisch rechnet, wird hier zurückgestellt gegenüber dem Anspruch auf Berufstätigkeit überhaupt, der als zentraler Bestandteil des Lebensentwurfs mehrmals explizit formuliert wurde. Doch auch hier liegt noch eine Differenzierung vor: Wenn von „meinen Sachen“ die Rede ist, ist der Anspruch möglicherweise sogar noch weitergehend als ein Anspruch auf Berufstätigkeit. Die Formulierung „meine

Sachen“ impliziert, dass die Inhalte der Erwerbstätigkeit auch eine von der Protagonistin bestimmte Qualität haben müssen. Damit wird das „eigene Geld“, das die Realisierung einer solchen Erwerbstätigkeit erlaubt, noch viel mehr zu einer Ressource für Selbstbestimmung.

10.3.1.3 Tina Aumann: Gratwanderung zwischen „Sich-Verwirklichen“ und ökonomischer Unabhängigkeit

Tina Aumann legt, anders als alle Vertreterinnen der älteren Generationen, schon durch die ersten Abschnitte ihres Interviews hindurch eine deutliche Spur zu ihrer späteren Berufsausbildung als Graphikerin. Dies beginnt schon mit der Erzählung über den Kinderladen:

also wir hatten da wirklich - glaub ich ne ne Menge Spaß und jeder konnte sich da verwirklichen - wo er irgendwie Interessen hatte / I: mh / das war jetzt überhaupt kein Zwang also wir waren halt im Kinderladen oder ich war im Kinderladen - und=e da hab ich halt irgendwie tja das machen können was ich so - als als Kind toll fand das waren irgendwie also Birgit hat das irgendwie immer erzählt also s Schönste was ich irgendwie immer gemacht hab war irgendwelche kleinen - Perlen und Ketten und also je kleiner desto besser - dann hab ich da irgendwie mich schon künstlerisch ausgetobt / I: mh / und hatte dann einfach irgendwie immer mein meinen Heidenspaß glaub ich da. irgendwie kreative kleine Ketten und zu basteln und so weiter (3,23-33)

An dieser Stelle wird zum ersten Mal formuliert, was die Erzählerin über das gesamte Interview hinweg als eine Art Programmatik für ihre berufliche Entwicklung rekonstruiert. Sich zu „verwirklichen“ ist der Kern dieser Programmatik. Diese Formulierung benutzt die Erzählerin außer an dieser Stelle nur in Kontexten, wo es um berufliche Tätigkeiten geht, und dann sowohl in Bezug auf sich selbst als auch auf ihre Eltern und ihren Partner. „Sich verwirklichen“ kann übersetzt werden mit der Realisierung eines Potentials oder einer Disposition, die bereits vorhanden ist und die in der Person selbst liegt. Hier geht es zunächst um die „Interessen“ der Kinder im Kinderladen. Für die Protagonistin ist das „Sich-Verwirklichen“ zusätzlich als eine künstlerische Tätigkeit beschrieben; dies könnte so verstanden werden, dass etwas Ungegenständliches, eine Idee oder Vorstellung oder etwas ‚Inneres‘ realisiert und in etwas Gegenständlichem zum Ausdruck gebracht wird. „Sich verwirklichen“ hat damit eine zweifache Bedeutung: Die der Realisierung einer persönlichen Disposition und die des künstlerischen Ausdrucks.

Die Bedingung, an die die Erzählerin die Möglichkeit zur „Verwirklichung“ knüpft, ist ihre Selbstbestimmung. Sich „künstlerisch austoben“ zu können (ein weiteres Motiv, dass sich im Verlauf des Interviews im Kontext der Berufstätigkeit wiederholt), setzt voraus, dass „kein Zwang“ ausgeübt wird. Die künstlerische Tätigkeit ist auf sich selbst bezogen, wie

sich an dem Beispiel des Kettenbastelns zeigt. Sie ist nicht auf das Ergebnis ausgerichtet – auf dieses geht die Erzählerin kaum ein – sondern auf den Umgang mit dem Material („je kleiner desto besser"). Der „Spaß" ist schon mit dem Tun verbunden und das wichtigste ‚Ergebnis' der künstlerischen Betätigung. Die Momente ‚Freiheit' und ‚Spaß' sind eng mit dem Programm des „Sich-Verwirklichen" verknüpft und tauchen auch später wieder in dieser Kombination auf.

In einer anderen Episode rekonstruiert die Erzählerin ihre kindliche Disposition noch stärker in Bezug auf ihre spätere Berufstätigkeit:

also ich weiß noch dass dass ne Mutter also die Veronika mit der wir eben auch so noch heute Kontakt haben / I: mh / dass die immer also ich hab immer meine Schuhe irgendwie damals konnt ich noch keine Schleifen machen und dann sollte ehm sollten halt immer die Eltern oder so wenn die uns dann abgeholt haben mir dann halt die Schuhe zubinden und dann hat irgendwie Veronika versucht mir eine Schleife zu binden die ich dann auch akzeptiert habe weil / I: mh / ich habe natürlich nicht jede Schleife akzeptiert die musste wirklich perfekt sein also - da war ich schon immer sehr perfektionistisch wenns dann eben um gewisse Sachen ging die ehm auch vielleicht was mit Gestaltung zu tun haben. also ich bin eigentlich eher n praktischer Typ ich eh kann halt gut irgendwie eh im kreativen Bereich irgendwie so eh mich mich austoben und da irgendwie auch da weiß ich genau was ich will und was ich gut finde (6,47-7,9)

Anhand dieses Beispiels schreibt sich die Erzählerin Dispositionen und Eigenschaften zu, die sie „schon immer" hatte und die sie jetzt aus ihrer gegenwärtigen Perspektive einer Professionellen einordnet. Damit wird das, was nun die Grundlage ihrer Professionalität ausmacht, stark in ihrer Person als eine Art Anlage verankert, die sozusagen von Kind an auf „Verwirklichung" drängte und der in der Kindheit die Freiheit des Kinderladens und die Bereitschaft der Erwachsenen, darauf einzugehen, entgegen kam. Wenn die Erzählerin in diesem Zusammenhang von Perfektion(ismus) und „Gestaltung" spricht, benutzt sie eher Vokabeln, die sich auf ihre aktuelle professionelle Tätigkeit beziehen könnten und stellt damit eine starke Kontinuität von der Kindheit bis zur Gegenwart her. Mit dem Aufgreifen des Motivs, ein bestimmter „Typ" zu sein, untermauert sie ihre Interpretation. Sie schreibt sich damit ganz grundlegende, unabänderliche Eigenschaften zu, die zugleich ihre persönlichen Ressourcen darstellen. Aus dem „Typ" leiten sich Fähigkeiten ab („ich kann gut..."), die aber gleichzeitig bezogen bleiben auf die „Verwirklichung" eigener, aus der eigenen Person heraus festgelegter Maßstäbe.

Ihre Erfahrungen in der Schule beschreibt die Erzählerin als Konfrontation mit einem System, das diese Fähigkeiten gegenüber der Fähigkeit zur Selbstdisziplinierung marginalisiert und keinen Raum zur Entfaltung lässt. Damit gibt sie der Verwirklichung ihrer persönlichen Dispositionen

jedoch gleichzeitig einen teleologischen Charakter. Sich die Möglichkeit zur Entfaltung wieder zu schaffen, wird zur bestimmenden Perspektive:

ich war eigentlich immer immer froh zu wissen dass ich bald mein Abi hab und dass ich dann irgendwie draußen bin und dass ich dann endlich die Sachen machen kann die ich schon immer machen wollte - ich wusste aber dass ich natürlich das Abitur machen muss damit ich irgendwie auch oder damit ich halt auch studieren kann. / I: mh / also das war dann irgendwie natürlich für mich ganz wichtig - dass ich das dann auch ehm schaffe. um das dann endlich zu machen / ((lacht)) / / I: mh / zu studieren. (8,12-21)

Das Anpeilen des Studiums als Ziel wird hier als bestimmend für das Umgehen mit der unbefriedigenden Schulsituation rekonstruiert. Das Abitur wird zu einer Hürde, die auf dem Weg zum Ziel genommen werden muss. Für die Zeit, von der sie hier berichtet, macht die Erzählerin damit ein Vorgreifen auf die Zukunft zu einer besonders relevanten Größe.

Dass das Studium so eindeutig als Zukunftsperspektive ins Auge gefasst wird, hängt mit der Konstruktion der Ausbildung als Rahmen zur Realisierung persönlicher Dispositionen, also zum „Sich-Verwirklichen" zusammen. Wesentlich ist, „dass ich dann endlich die Sachen machen kann die ich schon immer machen wollte". Dazu ist es offensichtlich gar nicht nötig, die Vorstellung vom Studium zu konkretisieren, etwa einen Studiengang zu nennen. Die Kontinuität und Kohärenz, die hier konstruiert wird, ist so hoch, dass dies angesichts der gelungenen Einmündung in den Beruf der Grafikerin überflüssig ist.

Entsprechend reibungslos stellt sich in der weiteren Erzählung der Übergang vom Abitur zum Studium dar. Ohne weitere Erläuterung reiht die Erzählerin die Erstellung einer Mappe, die Bewerbung an verschiedenen Kunsthochschulen, die Zulassung und den Studienbeginn aneinander. Von Orientierungsproblemen oder einer Entscheidungsfindung, wie sie bei Thea Cadenberg und Tanja Büttner beschrieben werden, ist hier keine Rede.

Gleich im Anschluss evaluiert die Erzählerin ihr Studium als „das Beste was mir passiert ist" (25,45). An anderer Stelle führt sie das näher aus:

dann hab ich dann irgendwie - weiß nicht insgesamt hab ich glaub ich paar Jahre halt studiert mit Diplomarbeit - war immer engagiert hab - viele viele Aktionen mitgemacht Ausstellungen also / I: mh / so da hab ich dann irgendwie endlich das gemacht was ich irgendwie immer wollte und - hab ehm hab da wirklich auch gute Sachen gemacht also so - was natürlich jetzt so im Arbeitsleben manchmal zu kurz kommt - und ja hab eben viel Malkurse und hab irgendwie war ganz kreativ irgendwie. das war hat echt Spaß gemacht (26,29-36)

In dieser Passage werden Motive aufgegriffen, die schon in der Erzählung über den Kinderladen eine Rolle gespielt haben. So gibt es eine deutliche

Analogie im Moment des „Sich-Verwirklichens"; hat die Protagonistin hier „endlich das gemacht was ich irgendwie immer wollte", so wird eine bestimmte Disposition, ein „Interesse" vorausgesetzt. Im Gegensatz zum Kinderladen tritt diese Disposition an dieser Stelle allerdings in Form eines expliziten Wollens zu Tage, das auch eine Vorgeschichte hat. Ein zweites, parallel zu der Kinderladensituation angelegtes Element ist der „Spaß", der sich unmittelbar aus dem Tun ergibt, und die Befriedigung angesichts der eigenen Arbeit. Noch deutlicher als bei den Perlenarbeiten im Kinderladen lässt die Erzählerin hier durchblicken, dass sie auf die Produkte ihres Tuns stolz ist. Zum Dritten wird implizit die Freiheit von Zwängen als Charakteristikum der Situation genannt. Im Vergleich zum „Arbeitsleben", in dem „gute Sachen [...] zu kurz [kommen]", war während des Studiums Gelegenheit dazu. Das Studium kann also auch als ein von äußeren Zwängen z.T. befreiter Raum betrachtet werden.

Hier zeigt sich also zum wiederholten Male eine deutliche Kontinuität in der Konstruktion, die auch weiter aufrecht erhalten wird. Das Moment der „Freiheit" und das der „Verwirklichung" spielen auch bei der Evaluation der beruflichen Situation seit Ende des Studiums eine Rolle:

aber das war dann eben so ehm einfach ehm sehr angewandt dann nicht mehr so frei / ((lacht) / / I: mh / so wies halt is. also - und aber trotzdem - hab ich hab ich das irgendwie ehm kann ich das auch ganz gut also ich kann dann letztendlich auch ehm also ich hab da nicht so das Gefühl also ich kann mich da auch verwirklichen. / I: mh / ne? auch wenn ich dann für die [Bank, C.T.] was mache ehm manchmal ärger ich mich dann auch und würde lieber irgendwie was für ne - für ne Galerie machen oder so / I: mh / oder mich mehr mit mit irgendwelchen schrägen Künstlern umgeben aber - aber irgendwie hab ich jetzt auch nicht unbedingt das Umfeld dass ich jetzt auf einmal also selbst meine Freundinnen vom Studium sind eigentlich nicht jetzt irgendwie sind jetzt nicht total crazy / I: mh / sondern irgendwie alle müssen se irgendwie Kohle verdienen (27,35-49)

Mit der Einmündung in den Arbeitsmarkt muss die künstlerische Qualifikation „angewandt" werden; sie unterliegt damit den Regeln des Marktes und ist auf ein Produkt ausgelegt. Damit geht das Moment der Freiheit, das bislang konstitutiv zum Zusammenhang des „Sich-Verwirklichens" gehörte, weitgehend verloren. Dennoch kann die Erzählerin diesen Maßstab der „Verwirklichung" argumentativ ‚retten', indem sie ihn vom Motiv der „Freiheit" abkoppelt. Das Argument dafür ist zum einen die Feststellung, dass es so, wie es jetzt ist, auch geht, dass der Anspruch auf Verwirklichung auch unter anderen Bedingungen weitgehend erfüllt ist. Zum anderen liegt die Alternative sozusagen sozialräumlich zu fern; die Erzählerin markiert einen Gesichtskreis und definiert über ihre ‚Peer Group' eine Normalität, die gleichzeitig die Alternative außer Reichweite rückt und das Bestehende bestätigt. Das Maß, das neben dem Anspruch auf „Verwirklichung" angelegt wird, ist also das einer geteilten sozialen Realität, die die

Erzählerin nüchtern als die ihre anerkennt. Das dritte Argument, das den Verlust der Freiheit rechtfertigt, ist der Anspruch, mit der künstlerischen Arbeit Geld zu verdienen und der Zwang, die eigene Existenz zu sichern. Dies wird nicht mehr weiter kommentiert, sondern kann als unmittelbar einsichtig stehen bleiben. Das Argument ist eingebunden in einen Erzählstrang, in dem die Erzählerin die Bedeutung ihrer ökonomischen Unabhängigkeit betont. Nachdem sie die Abhängigkeit von ihren Eltern problematisiert hat und großen Wert darauf legt, dass sie durch die Unterstützung ihrer Eltern nicht von ihrem Ehemann abhängig ist, verweist sie in Zusammenhang mit dem Abschluss des Studiums konsequent auf ihre finanzielle Unabhängigkeit. Sie spricht von dem „Gefühl ich muss jetzt ganz schnell irgendwie auf eigenen Beinen stehn und wollte irgendwie auch alle entlasten“ (27,18f). Der eigene Verdienst ist von zentraler Bedeutung bei der Ausbalancierung von Abhängigkeit und Unabhängigkeit in der Partnerschaft (vgl. 9.2.4.3).

In Tina Aumanns Erzählung dominiert insgesamt die Konstruktion der Berufstätigkeit als Konsequenz eines schon früh erkennbaren künstlerischen Talents; die Berufstätigkeit wird also als Realisierung einer vorhandenen Disposition angelegt. Dazu tritt die ökonomische Seite der Berufstätigkeit in Konkurrenz; wenn die Protagonistin mit dem, wozu sie qualifiziert ist, ihre wirtschaftliche Existenz sichern will, muss sie, was ihre künstlerische Freiheit anbelangt, Kompromisse machen.

10.3.1.4 Intergenerationale Wandlungsprozesse

Im Vergleich der Biographien von Gertrud Aschauer, Marlies Arndt und Tina Aumann lässt sich bezüglich der im Sprechen über die Berufstätigkeit verwendeten Motive eine Verschiebung der Gewichte erkennen. Vor allem die Konstruktion der Berufstätigkeit als Realisierung einer schon zuvor vorhandenen Disposition scheint über die drei Generationen hinweg an Bedeutung gewonnen zu haben. Bei der Großmutter spielt dies noch keine Rolle; die Mutter zieht ihre Neigungen als ein Argument unter anderen im Zusammenhang ihrer Berufswahl heran. Die Enkelin schließlich macht ihre Entwicklung vom begeisternd bastelnden Kind bis zur professionellen Grafikerin zu einem zentralen, in sich konsequenten und logischen roten Faden innerhalb ihrer gesamten Biographiekomposition. Dies korrespondiert auch mit dem Eindruck, der bezüglich des „Verwirklichungs“-Motivs bei der Familie Claussen/Cadenberg entsteht: Dort ist ebenfalls in der jüngsten Generation die Realisierung einer persönlichen Disposition – in diesem Fall des „Politisch“-Seins – das zentrale Moment in der Ausbildungskarriere. In beiden Familien kann also von einer zunehmenden Bedeutung des Kontexts Berufs-Leben als Rahmen für die Realisierung von sich schon zuvor in der Biographie manifestierenden, inhaltlich bestimm-

baren Talenten, Neigungen oder Zielen gesprochen werden, denen dadurch eine gesamtbiographische Reichweite verliehen wird.

In Monika Cadenbergs Lebensgeschichte wird die Berufstätigkeit nicht in dieser Weise an schon zuvor manifesten, arbeitsinhaltlich bestimmten Interessen festgemacht. Dennoch stellt der Beruf schon an sich ein biographisches Projekt dar, dessen Umsetzung dem Kontext Berufs-Leben ebenfalls eine gesamtbiographisch zentrale Bedeutung verleiht. Das starke Handlungsschema, das sich bei Monika Cadenberg mit der professionellen Perspektive verbindet, ist bei Gertrud Aschauer und Marlies Arndt nicht so durchgängig vorhanden. Dort ist es vielmehr so, dass Verlaufskurven, die im Kontext des Zusammen-Lebens ihren Ursprung haben, die biographische Akteurinnenschaft bedrohen. Bei beiden ist der Weg in eine Berufstätigkeit zugleich der Ausweg aus einer Verlaufskurve. Noch stärker als bei Monika Cadenberg wird bei ihnen also sichtbar, dass Berufstätigkeit als ein Prinzip oder Garant biographischer Akteurinnenschaft konstruiert wird – und das zunächst ohne Betonung arbeitsinhaltlicher Interessen, die v.a. bei der jüngsten Generation im Vordergrund stehen.

Das Moment der ökonomischen Bedeutung der Berufstätigkeit ist zunächst dasjenige mit der größten Kontinuität über die Generationen hinweg. In allen auf Konstruktionen im Kontext des Berufs-Lebens hin untersuchten Biographien spielt es an irgendeiner Stelle eine Rolle. Gleichzeitig lässt sich bei diesem Motiv zeigen, wie sehr es sich in sich gewandelt hat. Wenn die einzelnen Biographinnen unter der Verwertbarkeitsperspektive über ihre Berufstätigkeit sprechen, so ist von entscheidender Bedeutung, um wessen Existenzsicherung es dabei geht. So spricht Grete Claussen über ihre Erwerbsarbeit im Kontext der Existenzsicherung ihrer (Herkunfts- oder eigenen) Familie und leitet aus der Notwendigkeit die Selbstverständlichkeit ihrer Tätigkeit ab. Gertrud Aschauer findet sich mit dem Verzicht auf eine Wiederaufnahme ihrer Berufstätigkeit zunächst angesichts des Arguments ab, dass diese – bezogen auf das Familieneinkommen – keinen ökonomischen Vorteil bringen würde. Hier ist der Vergleich mit ihrer Tochter Marlies Arndt interessant, weil diese im Zusammenhang ihrer Erwerbstätigkeit eine ganz ähnliche Kalkulation aufmacht. Auch bei ihr bleibt vom Einkommen nichts übrig, wenn es gegen die Aufwendungen für die Kinderbetreuung aufgerechnet wird. Hier wird jedoch gleich der ideelle Wert der Berufstätigkeit mit ‚einkalkuliert'. Das geschieht schließlich auch im weiteren Verlauf der Erzählung von Gertrud Aschauer. Vor dem Hintergrund einer biographischen Krise steigt der ideelle Wert einer außerhäuslichen Tätigkeit so sehr, dass das Argument der Ökonomie gar nicht mehr zur Sprache kommt, ebensowenig wie die Ablehnung des Mannes.

Daneben gibt es jedoch noch einen wesentlicheren Unterschied: Der Bezugsrahmen für die Gesamtkalkulation ist bei Marlies Arndt nicht mehr in erster Linie das Familieneinkommen, sondern ihre eigenständige Exis-

tenzsicherung. Es geht ihr darum, von ihrem Ehemann unabhängig zu sein – ein Motiv, das bei den Großmüttern gar nicht auftaucht. Die Verwertbarkeitsperspektive in Bezug auf die Berufstätigkeit bekommt damit ein ganz anderes Gewicht. Das zeigt sich insbesondere bei Tina Aumann. Für sie ist die Erwerbstätigkeit Garant für eine eigenständige Existenzsicherung und, als Voraussetzung für die Unabhängigkeit von ihrem Ehemann, gleichzeitig die Basis für Gleichheit in der Beziehung. Damit hat die Erwerbstätigkeit von vornherein einen Stellenwert, der nicht, wie v.a. zunächst bei Gertrud Aschauer, davon abhängt, wie sie sich im Familieneinkommen niederschlägt.

Dieser Bedeutungszuwachs der Verwertungsperspektive bringt für die Konstruktionen im Kontext von Berufs-Leben jedoch besonders bei Tina Aumann und Thea Cadenberg auch Probleme mit sich. Die Notwendigkeit, Verwertungsperspektive und Verwirklichung persönlicher Dispositionen in Einklang zu bringen, ist bei ihnen viel dringlicher als bei ihren Müttern und Großmüttern. Angesichts der emphatischen Aufladung, die die Berufstätigkeit als Rahmen für die Realisierung vorhandener Talente und Neigungen erfährt, wird dies zu einer Herausforderung. So verwendet Tina Aumann große Sorgfalt darauf, den von ihr gefundenen Kompromiss zu erklären und zu legitimieren. Thea Cadenberg arbeitet die beiden Aspekte in gewisser Weise durch das Nacheinander von Lehre und Studium ab; die Lehre ist dabei die Konzession an die Notwendigkeit, eine Qualifikation zu erwerben, die eine Existenzsicherung ermöglicht. Danach ist sie von dieser Notwendigkeit entlastet und geht in erster Linie ihren inhaltlichen Neigungen und ihrem biographischen Projekt eines „alternativen“ und „politischen“ Lebens nach. Der argumentatorische Aufwand, den beide Erzählerinnen in Bezug auf dieses Thema betreiben, zeigt insgesamt, wie voraussetzungsvoll ihre Konstruktionen angesichts der Gleichzeitigkeit der beiden Motive sind.

10.3.1.5 Bezug zur Frauenbewegung

Wie im Vorhergehenden ausgeführt, wird vor allem in den Biographien von Gertrud Aschauer und Marlies Arndt der Berufstätigkeit große Bedeutung als Ausweg aus biographischen Krisen und Verlaufskurven zugewiesen, die ihren Ursprung im Bereich des Zusammen-Lebens haben. Das macht Berufstätigkeit generell zu einer Art Prinzip biographischer Akteurinnenschaft. Dies scheint zunächst mit einem zentralen Punkt feministischer Theoriebildung zu korrespondieren: Die Frauenbewegung thematisierte schon früh „den Reproduktionsbereich [...] als zentrale[n] Ort der ökonomischen, psychischen und sexuellen Unterdrückung von Frauen“ (Knafla/Kulke 87: 105). Die Erfahrungen, die die Erzählerinnen schildern, gleichen denen, die in der Frauenbewegung zum Ausgangspunkt einer entsprechenden Theoriebildung gemacht wurden.

Dabei fällt jedoch auf, dass die Erzählerinnen bei der kritischen Reflexion der entsprechenden Lebenssituationen nicht unbedingt die Belastung mit Reproduktionsarbeit in den Vordergrund stellen. So greift Gertrud Aschauer in der Evaluation der Anfangszeit ihrer Ehe zwar ganz deutlich die (historisch jüngere) Terminologie der Frauenbewegung auf, wenn sie formuliert: „und das Schönste war dann noch also wie man sich hat unterdrücken lassen“ (15,30). Sie bezieht dies aber nicht auf ihre Alleinverantwortung für die Familienarbeit, sondern darauf, dass ihr Mann sich weigerte, seine Einwilligung für eine erneute Berufstätigkeit der Protagonistin zu geben. Die Unterdrückung wird darin gesehen, nicht eigenständig entscheiden und keinem Beruf nachgehen zu können.

Marlies Arndt stellt viel deutlicher das „Hausfrauendasein“ und die alleinige Zuständigkeit für die Kinder an sich als eine Zumutung dar. Allerdings ist auch bei ihr der Gedanke zentral, sich davon zu entlasten, um ihre Ausbildung und berufliche Karriere verfolgen zu können. Die „Unterdrückung“ besteht also auch hier wesentlich in der Ausgrenzung aus dem Berufsleben. Damit wird an dieser Stelle eine Akzentsetzung vorgenommen: Im Vergleich zu denjenigen Diskursen der Frauenbewegung, deren Anliegen es war, Arbeit insgesamt und das Verhältnis von Reproduktions- und Erwerbsarbeit zum Thema zu machen, geben die Erzählerinnen dem Zugang zu Erwerbsarbeit allein schon einen entscheidenden Stellenwert.

Dies geschieht umso mehr dort, wo das Motiv der eigenständigen Existenzsicherung hinzukommt. Sie ist bei Marlies Arndt und Tina Aumann der Garant für Selbstbestimmung; finanzielle Unabhängigkeit wird zudem als Voraussetzung für Gleichheit in der Partnerschaft gesehen. Gerade in der Art und Weise, wie dies auch zwischen Mutter und Tochter verhandelt wird (vgl. 9.2.4.3), lässt sich eine Aufnahme des Autonomiegedankens der Frauenbewegung (vgl. 2.3.1) und eine Tradierung dieses Gedankens entdecken.

Auch das Motiv der Realisierung einer persönlichen Disposition in der Ausbildung und beruflichen Karriere weist eine Verwandtschaft zum Autonomiegedanken auf. Leitlinie der beruflichen Entwicklung ist in diesem Modell etwas, das das Individuum hauptsächlich aus sich selbst bezieht; es folgt sozusagen autonom einer Eigengesetzlichkeit. Der Gedanke der Selbstverwirklichung, wie ihn Tina Aumann immer wieder ins Feld führt, speist sich aus diesem Diskurs, der eine große Nähe zu Diskursen der Frauenbewegung aufweist.

Vor dem Hintergrund der Motive der eigenständigen Existenzsicherung und der Selbstverwirklichung erscheint die Verberuflichung von Frauenbiographien an sich schon als ein Emanzipationsprozess. Eine solche Sichtweise hat sich von denjenigen Diskursen der Frauenbewegung, die Reproduktions- und Erwerbsarbeit und deren Verteilung zwischen Frauen und Männern im Zusammenhang sehen, ein Stück weit abgelöst. Dafür knüpft sie an die Tradition der Ersten Frauenbewegung an, für die

der Zugang von Frauen zu Ausbildung und Arbeitsmarkt (selbst über die fundamentale Spaltung in proletarische und bürgerliche Richtungen hinweg) ein gemeinsames zentrales Anliegen war. Entsprechend finden sich politische Strategien für die Integration von Frauen in den Arbeitsmarkt vor allem in stärker institutionalisierten Kontexten wie der gewerkschaftlichen Frauenbewegung, in etablierten Frauenvereinen und Parteien. Die Förderung der Berufstätigkeit von Frauen wurde dadurch eher zum Programm staatlicher Institutionen als zum Markenzeichen der neuen Frauenbewegung. Von daher wird noch darüber nachzudenken sein, ob sich hier möglicherweise eine Kluft auftut zwischen den Wahrnehmungen von Frauen, die sich vor allem über ihre Berufstätigkeit als emanzipiert konstruieren und einer Frauenbewegung, deren Bild in der Öffentlichkeit geprägt ist von ihrem autonomen Flügel, der in erster Linie für andere Themen steht als das der Gleichberechtigung von Frauen auf dem Arbeitsmarkt.

10.3.2 Das Verhältnis von Berufs- und Familienarbeit in nicht-verberuflichten Biographien

Wie insbesondere an der Lebensgeschichte Monika Cadenbergs deutlich wurde, kann der Kontext des Berufs-Lebens in der biographischen Konstruktion auf eine Weise dominieren, die in 10.2.2 als Verberuflichung der Biographie beschrieben wurde. Dabei werden nicht nur zunächst wichtige Stationen des Lebenslaufs konsequent aus der Perspektive der Berufsbiographie eingeordnet. Vielmehr erfährt die Perspektive der Professionalität über den Kontext des Berufs-Lebens im engeren Sinne hinaus eine Ausweitung auf andere Lebensbereiche.

In anderen Biographien, in denen wie bei Monika Cadenberg eine Einbindung sowohl in den Erwerbs- als auch in den Reproduktionsbereich von Bedeutung ist, werden diese in ein anderes Verhältnis gesetzt und wird Berufs-Leben anders konstruiert. Die Biographien von Gunda Bechtel und Marianne Büttner sind hier besonders interessant, weil beide in sehr unterschiedlichem Maße berufstätig waren bzw. sind und in ihren Erzählungen das Ausmaß der Thematisierung der Berufstätigkeit kaum mit dem Ausmaß der tatsächlichen Erwerbstätigkeit korrespondiert.[4]

4 Die Untersuchung konzentriert sich hier auf die Biographien von Großmutter und Mutter, da in der von Tanja Bütter parallel zur Einbindung in den Erwerbsbereich eine Einbindung in den Reproduktionsbereich nicht in dem Ausmaß gegeben ist, dass sich dies in einer entsprechenden Bearbeitung in der biographischen Erzählung niederschlagen würde.

10.3.2.1 Gunda Bechtel: Separierung von Zusammen-Leben und Berufs-Leben

Gunda Bechtel inszeniert ihre Bemühungen um eine Berufsausbildung in ihrer Jugend als eine spannende und dramatische Geschichte, bei der sie selbst ein klares Ziel verfolgt, dessen Realisierung aber immer wieder auf äußere Hindernisse stößt. Sie zeichnet zunächst die Ausgangslage als geradezu katastrophal: Aufgrund des Lehrermangels in der Nachkriegszeit fehlt ihr die Schulbildung; Lehrstellen sind nicht vorhanden. Sie ergreift selbst die Initiative und versucht, durch Hilfstätigkeiten in einem Geschäftshaushalt Zugang zu einer Ausbildung als Verkäuferin zu bekommen. Hier stellt die Erzählerin bereits das Ziel einer qualifizierten Ausbildung in den Vordergrund. Dass sie sich mit der Tätigkeit „wenigstens a bissl mein Essen verdient“ (6,16) ist lediglich ein Nebenprodukt, das angesichts der Nahrungsmittelknappheit von Bedeutung ist. Als sich die Hoffnung auf eine Lehre nicht erfüllt, versucht sich die Protagonistin als Näherin. Dieser zweite Anlauf steht mit einer Episode in Verbindung, die ebenfalls eine dramatische Wendung nimmt: „Gleich am ersten Tag hab ich - so schnell genäht gleich in den Finger bis da rein hab ich mir in den Finger genäht gehabt“ (6,42f). Die Episode bildet die Grundlage für eine Argumentation, derzufolge die Tätigkeit in der Näherei angesichts des Temperaments der Protagonistin ungeeignet ist und nur wieder beendet werden kann.

Im Folgenden rückt die Erzählerin wieder den Aspekt einer qualifizierten Ausbildung ins Zentrum:

dann hab ich in Quheim eine - allerdings in einer Fabrik da war ja nix hab ja keinen Beruf gehabt. / I: mh / da hab ich dann - in einer Elektrozubehörfabrik hab ich dann geschafft - und dann hab ich gesagt naa also ich möchte irgendwie was noch - also - dadurch bi_ hab ich mich bemüht hab gesagt ich möchte noch eine äh äh Schule oder sowas machen / I: mh / und dann möchte ich schauen dass ich zur Bahn oder irgendwohin komm. / I: mhm / dann hab ich mich erstmal gemeldet bin dann nach Estadt da war a großer – Schwabe hat der geheissen der besteht jetzt auch nimmer / I: mh / der war am Nordostbahnhof draussen - da hat auch meine Mutti geschafft / I: mh / und da hat sie mich dann doch untergebracht - und - und von da an äh wie ich dann in Estadt war bin ich dann in die Henke Schule ich weiß nicht die gibts glaub ich heut noch in Estadt ist die / I: mh / da hab ich dann Abendkurse gemacht hab Steno und Schreibmaschine / I: mh / weil das warn damals wenigstens das musste man als Voraussetzung bringen das hab ich dann gelernt und dann hab ich mich bei der Bahn beworben. (6,47-7,7)

Die Erzählerin führt hier die folgenreiche Unterscheidung zwischen der Arbeit „in einer Fabrik“ und einem „Beruf“ ein. Erwerbsarbeit ist für sie nicht einfach Erwerbsarbeit; sie nimmt ganz klar, aber ohne eine weitere Begründung eine Höherbewertung des „Berufs“ vor, den zu erlangen zu

einem Ziel wird, auf das sich die weiteren Aktivitäten ausrichten. Das zitierte Selbstgespräch betont dramaturgisch die Handlungsdisposition der Protagonistin. Dabei bildet wiederum das Erlangen einer weitergehenden Qualifikation die zentrale Perspektive; die inhaltliche Richtung wird erst nach und nach konkretisiert. In „eine Schule oder so was“ oder „zur Bahn oder irgendwohin“ zu gehen, klingt zunächst vage, grenzt jedoch den angestrebten Tätigkeitsbereich schon auf Büro- und Verwaltungstätigkeiten ein.

Die Erzählerin betont im Folgenden vor allem ihre Eigeninitiative und die Investitionen, die sie tätigt, um ihren Plan zu verfolgen. Sie trifft ein Arrangement, in dem sie über unqualifizierte Arbeit ihre Existenz sichern und parallel dazu diejenigen Qualifikationen erwerben kann, die „Voraussetzung“ für eine Ausbildung sind. Sie organisiert damit einen Teil ihrer beruflichen Qualifikation – „Steno und Schreibmaschine“ sind auf ein bestimmtes Berufsbild abgestimmt – in Eigenregie über eine private Schule.

Tatsächlich mündet die Investition in eine Bewerbung „bei der Bahn“, womit noch einmal die innere Stringenz des Erzählten betont wird. Im weiteren Verlauf der Geschichte stellt die Erzählerin ihren Einfluss auf die Geschehnisse allerdings sehr in den Hintergrund. Sie berichtet von Prüfungen und einer Überzahl an Bewerberinnen. Umso mehr Gewicht bekommt ihre Anstellung als einzige Bewerberin aus ihrem Bezirk. Durch eine Anekdote über das Eintreffen der Nachricht an ihrem Geburtstag wird die glückliche Wendung zusätzlich symbolisch aufgeladen und bekommt einen wegweisenden Charakter.

Trotz dieser aufwändigen Konstruktion einer deutlichen Berufsorientierung und eines verheißungsvollen Berufseinstiegs reißt damit der Erzählfaden der Berufsausbildung ganz plötzlich ab. Die Abendschule ist zugleich der Ort, an dem die Protagonistin den Vater ihrer ersten Tochter kennen lernt. Diesen Faden nimmt die Erzählerin hier auf und schildert ausführlich die Geschichte ihrer unehelichen Schwangerschaft, das Scheitern einer Eheschließung mit dem Vater ihrer Tochter und schließlich die späte Heirat mit einem Witwer (vgl. 9.3.1.2).

Auf ihre Berufstätigkeit kommt sie zwischendurch nur im Zusammenhang des endgültigen Bruchs mit dem Vater ihrer ersten Tochter zu sprechen. Die Stelle bei der Bahn wird zusammen mit der Unterstützung durch die Mutter als Grundlage dafür angeführt, das Vorhaben einer Eheschließung aufgeben zu können.

Erst im Anschluss an die Schilderung der nachgeholten Gründung einer vollständigen Kleinfamilie mit einem zweiten gemeinsamen Kind geht die Erzählerin ausführlicher auf ihre Berufskarriere ein.

weiß jetzt nicht was Sie noch wissen wollten - hab ich / I: naja ist ja noch a bissl Zeit vergangen seit 1970 / ((lacht)) / / na naja - ich bin dann wieder weiter in die in die Arbeit gegangen - aber das war damals schwierig heute ist das einfacher - da hats dann geheißen ja als Beamter - wirst du abgefunden. / I: mh / für äh jedes

Jahr äh meinetwegen ein Monatsgehalt ja aber haben wir gesagt was machen wir? dann hab ich ja überhaupt keine Rentenversicherung und nichts / I: mh / also ich muss – weiter_ schaffen. (34,4-12)

Nachdem die Erzählerin zuvor mit einer Evaluation ihrer Beziehung zu ihren beiden Töchtern nach der späten Heirat abgeschlossen hat, wendet sie sich an die Interviewerin. Ohne dass diese den Kontext des Berufs-Lebens ins Spiel bringt, nimmt die Erzählerin das Thema auf, das sie lange zuvor hatte fallen lassen. Der Wechsel in den Kontext des Berufs-Lebens ist offensichtlich vielversprechend für das Vorhaben, ein langes Stück Lebenszeit zu rekonstruieren.

Zunächst bringt die Erzählerin jedoch eine Rechtfertigung dafür, dass sie nach der Heirat weiter berufstätig ist. Sie geht offensichtlich von dem Modell der Versorgerehe aus, demzufolge für sie mit der Eheschließung ein Aufgeben der Berufstätigkeit verbunden gewesen wäre. Was an der Fortsetzung der Berufstätigkeit „schwierig“ war und heute „einfacher“ ist, wird an dieser Stelle nicht klar; die Erzählerin spricht später von der nur langsamen Einführung der Möglichkeit einer Reduzierung der Arbeitszeit zugunsten von Familienarbeit. Mit der Ehe ist also auch die Verantwortung für die Familie verbunden.

Die Entscheidung, weiter berufstätig zu bleiben, stellt die Erzählerin mit Nachdruck als eine gemeinsame Entscheidung des Ehepaars dar. Dabei geht es ganz klar um eine ökonomische Frage; die Erzählerin konstruiert hier sogar gemäß einer ökonomischen Rationalität einen Sachzwang zur Weiterarbeit. Von eigenen Motiven, vielleicht anderen als rein ökonomischen, ist nicht die Rede. Somit wird, obwohl die Realität eine andere ist, die Norm der bürgerlichen Kleinfamilie mit einem Ernährer und einer für die Familie zuständigen Hausfrau nicht in Frage gestellt. Allerdings bekommt damit implizit die ökonomische Sicherheit eine größere Bedeutung eingeräumt als die unbeschränkte Verfügbarkeit der Frau für die Bedürfnisse der Familie.

Im Folgenden bestätigt die Erzählerin zunächst den Anspruch, als verheiratete Frau für die Familie da zu sein, indem sie von der Reduzierung ihrer Arbeitszeit spricht und die ökonomischen Einbußen deutlich macht, die sie damit in Kauf nimmt. Damit entsteht zunächst der Eindruck, dass die Logik der Familienarbeit über die Logik der Berufsarbeit und -karriere dominiert. Doch im Erzählen über ihre Berufstätigkeit lässt sich die Erzählerin immer mehr auf deren Logik ein:

hab allerdings auch keine Chance gehabt dass ich mehr äh n Aufstieg oder oder oder Beförderung sowas war - absolut nicht drin erstens hab ich kein Vitamin B gehabt keine Beziehungen / I: mh / und zweitens hab ich auch nicht den - e_ vielleicht auch nicht unbedingt den Ehrgeiz gehabt ich musste ja jetzt nicht unbedingt - äh - noch mords dazuverdienen mein Mann hat ja auch verdient ne? / I: mh / aber trotzdem es war schon <u>nicht</u> schön wenn die Jungen - sind praktisch

ich hab ein_ n_ a achter Posten das war ein Hauptsekretärposten gehabt - hab ich schaffen müssen die anderen / I: mh / die Jungen sind drauf befördert worden / I: mh / und ich hab die Arbeit gemacht ne? / I: mh / also s_ sind halt auch wie so Drehs oft gemacht worden / I: mh / aber naja ich bin halt als Obersekretärin in Ruhestand gegangen das ist s_ - heut längst vergessen ich hab solche Stöße - Bewerbungen geschrieben / I: ach / nichts durchgegangen. ne? - ich habs damals schon sehr schwer gehabt - (34, 28-48)

Die Thematisierung der Verschlechterung der Beförderungschancen durch die Reduzierung der Arbeitszeit bestätigt zunächst, wie die bereits erwähnten finanziellen Einbußen, die Priorität der Verfügbarkeit für die Familie. Gleichzeitig hat die Beschreibung etwas von einer Entlarvung der Ungerechtigkeit der Beförderungspraxis. Hierin besteht ein Widerspruch zu der Distanzierung, die die Erzählerin durch den Verweis auf ihren Mangel an „Ehrgeiz“ und die prinzipielle Bestätigung des Modells der Versorgerehe vornimmt. Ihre Verurteilung der ungerechten Beförderungspraxis ist zu engagiert, als dass die Betonung ihrer Indifferenz demgegenüber glaubhaft sein könnte. Die Erzählerin spricht sehr ausführlich über das, von dem sie sagt, dass es „heut längst vergessen“ sei. Allein dass sie die „Stöße - Bewerbungen geschrieben“ hat, zeigt außerdem, dass sie durchaus das Projekt eines internen Aufstiegs verfolgt hat.

Die Feststellung, es „damals schon sehr schwer gehabt“ zu haben, ist das Stichwort für eine Erzählkette, in der die Erzählerin ihre berufliche Laufbahn noch einmal nahezu von Beginn an rekapituliert. Gegenstand der Episoden sind die Bemühungen der Protagonistin um den jeweils nächsten Karriereschritt – v.a. die Zulassung zur Beamtenlaufbahn, das erfolgreiche Absolvieren der dafür nötigen Schulungen – und die Hindernisse, die ihr dabei in den Weg gelegt werden. Dabei handelt es sich zumeist um eine Bevorzugung jüngerer und vor allem männlicher Mitbewerber, zu der die Erzählerin allerdings nicht explizit kritisch Stellung nimmt. Es scheint dabei weniger darum zu gehen, die offene Privilegierung der Männer (z.B. „zuerst hats geheißen es werden nur Männer [für die Beamtenlaufbahn, C.T.] genommen“ (34,55)) durch den Arbeitgeber zu hinterfragen, als eine Erklärung für die Verzögerungen in der eigenen Laufbahn zu finden.

In den Episoden zu den Schulungen für die Beamtenlaufbahn spielt daneben der soziale Aspekt eine große Rolle. Es werden immer wieder witzige Anekdoten über Erlebnisse mit anderen BeamtenanwärterInnen eingestreut. Ähnliches gilt für die Schilderung der Tätigkeit als Schalterbeamtin. Dominantes Thema ist hier weniger die Tätigkeit als der Zusammenhalt unter den KollegInnen.

Die Erzählerin begibt sich also über eine weite Strecke des Interviews ganz in den Kontext des Berufs-Lebens hinein, ohne Bezüge zum Kontext des Zusammen-Lebens herzustellen. Mit dem Ende der Erzählkette wechselt sie allerdings wieder ebenso konsequent in den anderen Kontext und

schildert ausführlich ihre Erlebnisse im Zusammenhang mit der Pflege ihres Schwiegervaters.

Allein diese klare Unterteilung des Interviews in Segmente, in denen es entweder nur um Themen aus dem Bereich des Zusammen-Lebens oder aus dem Bereich des Berufs-Lebens geht, weist schon auf ein Konstruktionsmuster hin, das als Separierung der beiden Bereiche bezeichnet werden kann. Die Logiken, die in den beiden Bereichen gelten, sind damit ebenso klar voneinander geschieden. So konsequent, wie die Erzählerin zu Beginn des Interviews der Idee einer beruflichen Qualifizierung und später der einer Beamtenkarriere folgt, so konsequent holt sie in den Passagen, in denen es um die Familiengründung geht, entgegen verschiedener Widerstände die Norm der bürgerlichen Kleinfamilie ein. Die innere Konsistenz der jeweiligen Konstruktionen ist vor allem deshalb möglich, weil die Bereiche innerhalb der Erzählung voneinander getrennt werden und nur wenig Aufmerksamkeit auf ihre Kollision verwendet wird, wie etwa bei der Entscheidung über eine Fortsetzung der Berufstätigkeit nach der Heirat. Dabei wird der Bereich der Berufstätigkeit stark in den Hintergrund verwiesen – wobei sich die Erzählerin als durchaus vertraut mit seinen Logiken ausweist und ihr Agieren zwar verhalten, aber dennoch erkennbar als diesen Logiken angemessen beschreibt.[5]

10.3.2.2 Marianne Büttner: Familien- und Berufsarbeit als Pflicht und Kür

Anders als ihre Mutter erwähnt Marianne Büttner im Verlauf ihrer biographischen Haupterzählung ihre Ausbildung zunächst nur kurz und im Zusammenhang ihrer Heirat. Der Anlass dafür ist, dass ihre Namensänderung zu einer kuriosen Situation führt: „und mir ham dann - da war i - achtzehneinhalb - geheiratet. also ich hab dann Apothekenhelferin glernt und hab dann geheiratet ghabt schon - hab schon andern Namen ghabt aber unter meinem Mädchennamen musst ich noch die Prüfung machen“ (5,24ff). Ansonsten kommt die Ausbildung zunächst nicht vor. Im Nachfrageteil erklärt die Erzählerin, dass die Ausbildung ihr inhaltlich nicht entsprach,

5 Letzteres fällt vor allem im Quervergleich mit der Erzählung von Gertrud Aschauer auf, die in der Konstruktion ihres Berufs-Lebens sehr deutlich auf Logiken zurückgreift, die dem Bereich der Familienarbeit entstammen. Ihren Einstand als Verkäuferin gibt die Protagonistin, indem sie die Personalräume des Geschäfts renoviert. In der Schilderung ihrer Zeit als Filialleiterin betont die Erzählerin den Aspekt der Beziehungsarbeit, in dem sie z.B. von der Sorge für gemeinsame Mahlzeiten am Arbeitsplatz berichtet und das Team als „ne große Familie“ (27,29) bezeichnet. Damit bleibt gleichzeitig eine Fremdheit gegenüber der kaufmännischen Profession erhalten; anders als auf den sozialen Aspekt ihrer Tätigkeit geht die Erzählerin darauf kaum ein und stellt sich lediglich immer wieder als nicht konform mit entsprechenden Konventionen dar (z.B. „ich sah aus wie Frau Müller. wirklich wahr / also mit nem Kittel und=e ((lachend)) / wie ne Putzfrau.“ (25,13)).

und sie sie nur absolviert habe, weil sie in einem Beruf ihrer Wahl keinen Ausbildungsplatz bekommen konnte.

Der Kontext des Berufs-Lebens bekommt im weiteren Verlauf der Haupterzählung dennoch Relevanz:

ja und dann zweieinhalb Jahr später [nach der Geburt der ältesten Tochter, C.T.] is der Sohn geboren - - dann hab i meiner Schwiegermutter gholfen dann a bissl im Geschäft - bissl Buchführung machen und so / I: mh / weil ich an sich net der Typ bin der - also der Hausfrauentyp bin i net. der wo nur zu Hause is. und nur Kinder und - und nur Hausfrau des is - an sich net mei Ding. und dann hab i mir aa wo die Kinder bissl größer warn dann aa - also am Anfang - bevor die Große geboren war war i ja no a bissl in der Apotheke dann und später wie dann die Kinder a weng größer warn - hab i dann Essen auf Rädern ausgfahrn. / I: ach / also bei der Diakonie. weil die Schwägerin da arbeitet und da hab i gsagt Mensch. könnt i da net stundenweis bissl was machen und da bin i eben da dazu kommen. da hab i Essen auf Rädern ausgfahrn. dann hab i - des hat mir dann aber nimmer so gfallen des war irgendwie - ja. s war net so mein Ding dann. oder hats aa net hinghaut mit die Zeiten immer - immer dann des Essen liefern und mittag musst mer kochen oder ich weiß es nimmer an was es lag. jedenfalls hab i des dann aufgegeben und dann hab i Regale aufgfüllt. / I: mh / im Supermarkt. (5,49-6,16)

Dieser Abschnitt stellt einen Bruch gegenüber dem bisherigen Verlauf der Erzählung dar, in dem der Kontext des Zusammen-Lebens – der Heirat und der Gründung einer eigenen Familie – eindeutig dominiert. Angesichts dieser Dominanz und der Marginalität der vorausgehenden Berufstätigkeit und Mithilfe im Familienbetrieb, die die Erzählerin durch die häufige Verwendung des Wortes „bissl“ hier demonstriert, fällt ihre Distanzierung vom „Hausfrau“-Sein sehr pointiert aus. Die Erzählerin beruft sich zum einen darauf, „net der Typ“ dafür zu sein und führt damit das starke Argument einer von vornherein gegebenen, nicht weiter hinterfragbaren grundlegenden Persönlichkeitsstruktur an, die sozusagen ihr Recht fordert und ihrerseits keiner weiteren Rechtfertigung bedarf. Zum anderen betont sie das Defizitäre einer Beschränkung auf Familienarbeit, wenn sie von „nur zu Hause“, „nur Kinder“ und „nur Hausfrau“ spricht. Allerdings impliziert die Ablehnung einer Beschränkung, eines „Nur“, gleichzeitig, dass das angestrebte ein ‚Auch‘ ist, dass es also nicht um eine Ablehnung des „Hausfrau“-Seins geht, sondern dass dieses um etwas anderes ergänzt werden soll.

Der deutlichen Abgrenzung von dem, was für die Erzählerin „an sich net mei Ding“ ist, steht eine sehr eingeschränkte Berufstätigkeit gegenüber. Neben der vermutlich unbezahlten und auf ein „bissl“ beschränkten Mithilfe im Familienbetrieb werden andere hausarbeitsnahe und unqualifizierte Tätigkeiten angeführt. Zeitlich bewegen sich diese im Rahmen dessen, was die Familie zulässt: Die Erwerbstätigkeit ist abhängig vom Alter

der Kinder und „stundenweis"; die Kollision mit den in der Familie relevanten Zeitstrukturen – die Zubereitung des Mittagessens – ist sogar ein Grund für die Aufgabe einer Tätigkeit. Mit der Bestätigung der Norm „und mittag musst mer kochen" folgt die Erzählerin ohne weiteres einer Logik aus dem Bereich der Hausfrauentätigkeit, von der sie sich zuvor mit dem Verweis auf ihren „Typ" distanziert hat. Darin zeigt sich bereits eine Struktur, die sich auch in weiteren Konstruktionen im Kontext des Berufs-Lebens bestätigt: Familienarbeit und Erwerbsarbeit werden einander wie Pflicht und Kür zugeordnet.

Zunächst nimmt die Erzählerin jedoch einen zweiten Anlauf, eine berufliche Karriere zu konstruieren, der sie trotz weiterer Unterbrechungen Konsistenz verleihen kann. Eine erste Spur dazu legt sie gleich im Anschluss an die Erwähnung der unqualifizierten Tätigkeiten als Auswege aus dem ausschließlichen „Hausfrau"-Sein.

in mein Beruf wollt i eigentlich net zurück. s war nie mein Traumberuf. / I: mh / was ich scho immer gern gmacht hab des war halt was Kreatives. / I: mh / ich hab halt dann viel gebastelt aa zu Haus hab - Geschenke selber gmacht scho vo Kind auf. hab i des gern gmacht. dass i - mit Knetgummi gearbeitet mit Salzteig dann mit Fimo Aquarell malen und Seidenmalen und ach was halt alles so / I: mh / kommen is Teddybären gemacht und Puppen gemacht und ah. - für die Kinder auch selber dann - grad für die Tanja. Kleidle genäht / I: oh / wie se so klein war oder - Hosen oder Tauf - Kleidle hab i selber genäht und Taufhose dann fürn Sohn und ah. naja. hat mir Spaß gemacht. / I: mh / (6,18-31)

Die Erzählerin zeichnet hier eine Art private Alternativ-Karriere in einem Bereich nach, den sie nicht zu ihrem Beruf machen konnte. Mit dem Verweis, sie habe „Kreatives" „scho immer gern gemacht", greift sie ein Motiv auf, das bereits in der Analyse der Lebensgeschichte von Tina Aumann beschrieben wurde. Dort wird die Berufskarriere als Einlösung persönlicher Dispositionen konstruiert, auf deren Vorhandensein schon in früheren Phasen der Biographie hingewiesen wird. Die Verwirklichung der kreativen Begabung, wie Tina Aumann sie beschreibt, ist hier über die Ausbildung nicht gelungen und wird in einen anderen Bereich verlagert. Dennoch demonstriert die Erzählerin darin große Expertise. Sie verweist auf die Kontinuität ihres Engagements, auf ihre Vielseitigkeit, die Kenntnis der Konjunkturen im Bereich der kreativen Techniken und Arbeitsmaterialien und führt Beispiele für Projekte an, deren Schwierigkeitsgrad auch für Laiinnen nachvollziehbar ist. Wie auch Tina Aumann bringt sie damit eine unmittelbare Befriedigung in Verbindung.

Ihre erneute Orientierung auf eine Berufstätigkeit, nachdem ihr jüngstes Kind „ausm Gröbsten raus" (8,24) ist, konstruiert die Erzählerin nun auf dieser Basis:

und nach einer Zei_ eh Weile aber hab i angfangen mit - ja. wieder kreativ was zu machen. des hab ich zwar nie aufghört aber - ich hab mich jetzt auf Floristik. also. / I: mh / hab i angfangen des zu machen. und ich hab ne Freundin die hat in Estadt an Laden und die hat dann amal gsagt - die s immer des für sie des gmacht hat die machts nimmer. und ob ob ich des dann machen würde. ne? so zwischendurch a bissl. na hab ich gsagt freilich des mach ich gern und so hat sich des angfangen dass halt ich für sie fürn Laden was gmacht hab / I: mh / und ich hab dann gmerkt also des is - is a super Sache ne? macht mir Spaß (7,27-36)

Der Anfang, der hier beschieben wird, ist nur zum Teil ein tatsächlicher Anfang; die Erzählerin hebt vor allem die Kontinuität mit ihrer bisherigen kreativen Betätigung hervor. Dass diese nun einen anderen Rahmen bekommt, führt sie auf einen Zufall zurück. Nicht sie ist es, die versucht, ihre Begabungen und Vorlieben in eine Erwerbstätigkeit zu überführen, sondern eine Freundin kommt auf sie zu. Die Einmündung in eine Erwerbstätigkeit, die auch mit der fachlichen Bezeichnung „Floristik“ belegt werden kann, bekommt damit einen ganz informellen Charakter; es scheint zunächst mehr um einen Freundschaftsdienst zu gehen als um eine entlohnte Arbeit. Der Charakter einer Geschäftsbeziehung – die Protagonistin macht schließlich etwas „fürn Laden“, nicht für die Freundin – ergibt sich später ebenso ganz von selbst und „hat sich [...] angfangen“, ohne dass es beabsichtigt war. Auch die Erkenntnis „des is – is a super Sache“ erscheint überraschend und unvermittelt; mit der Floristik hat sich sozusagen ein neues kreatives Betätigungsfeld aufgetan, das die Protagonistin durch Zufall entdeckt. Die positive Evaluation bezieht sich damit auf die arbeitsinhaltliche Seite des getroffenen Arrangements; von Umfang, Organisation oder wirtschaftlichem Ertrag der Tätigkeit ist keine Rede. Sie wird vielmehr in erster Linie als eine neue Phase in der Kreativkarriere der Erzählerin konstruiert.

Die Darstellung dieses erneuten Anlaufs wird jedoch gleich wieder von einer Geschichte unterbrochen, in der es um die wirtschaftliche Absicherung der Familie durch den Ehemann der Erzählerin geht (vgl. 9.3.1.3). Die Konstruktion eines eigenen Berufs-Lebens der Erzählerin ist davon weitgehend abgekoppelt. Später nimmt sie jedoch den Faden ihrer in eine Erwerbsarbeit überführten Begeisterung für kreatives Arbeiten insbesondere mit Blumen wieder auf und erzählt von einer Halbtagsstelle in einem Blumenladen, die sie sich aus der guten Erfahrung mit der Arbeit für die Freundin heraus sucht. Trotz der positiven Evaluation – die Erzählerin betont wiederum den „Spaß“ bei der Arbeit (8,49) – bleibt die Tätigkeit eine kurze Episode. Als Folge einer als stressbedingt erklärten Erkrankung beendet die Protagonistin sie nach einem Jahr wieder. Einen Teil ihrer Belastung führt die Erzählerin dabei auch auf ihre Arbeit im Blumenladen zurück:

dann wars halt aa immer - ich hab früh gearbeitet bis um halb 12 - aber - kommt amal a Kunde um fünf vor halb 12 und man bedient n und da kann mer net sagen halb 12 da / packens den halben Strauß ich geh jetz ham ne? ((schmunzelnd)) / also da musst dich amal arg abhetzen und des / I: mh / is halt alles da zusammengekommen. ich war dann immer irgendwo die Zunge is mir bis zum Knie ghängt - kam dann ham und musst dann kochen für fünf Nasen und hab manchmal gar net gwusst / was ich koch ((schmunzelnd)) / / I: mh / weil ich irgendwo net der Typ bin der - lang plant und vorkocht und macht und Dingens ne? und von daher war des dann für mich scho ziemlicher Stress. (9,21-31)

Die Erzählerin beschreibt hier zunächst, welchen Umgang mit Zeit die Arbeit im Blumenladen von ihr erfordert. Sie setzt zwar den Rahmen einer festgelegten Arbeitszeit voraus, im Kontakt mit Kunden wird von ihr aber Flexibilität verlangt. Das macht die Erzählerin sehr drastisch an einer fiktiven Szene deutlich, in der sie sozusagen aus der Rolle einer Verkäuferin fällt; die Absurdität, die sie dieser Szene verleiht, verstärkt die Unhintergehbarkeit des zwischen Kunde und Verkäuferin vorgesehenen Interaktionsmusters.

Den Effekt, den dies für sie hat, beschreibt die Erzählerin als „Abhetzen"; dies stellt sie in die Reihe anderer zuvor beschriebener Belastungen, in denen sie den Grund für ihre Erkrankung sieht. Warum in der Situation ein „Abhetzen" nötig ist, erklärt sich jedoch nicht unmittelbar aus der festgelegten Arbeitszeit, denn sonst hätte die Erzählerin eher auf eine Belastung durch Überstunden sprechen müssen. Was den Stress ausmacht, erschließt sich vielmehr erst im nächsten Schritt der Argumentation: Es ist die rechtzeitige Zubereitung des Mittagessens für die Familie, für die die Zeit durch eine verlängerte Arbeitszeit zu knapp wird. Hier kollidieren also die Zeitstrukturen im Bereich der Berufsarbeit mit denen im Bereich der Familienarbeit, oder noch pointierter gesagt: Das Problem mit der Arbeitszeit im Laden entsteht eigentlich erst durch die Verpflichtung im Kontext der Familie. Beiden sieht sich die Erzählerin hier ausgeliefert, in beiden sieht sie Zwänge gegeben, auf die sie keinen Einfluss hat: „Da kann mer net sagen..." und „musst dann kochen...".

Die Dimension des Problems der Essenszubereitung wird einerseits an der Größe der Familie festgemacht; die abgezählten „Nasen" klingen zwar scherzhaft, machen aber auch die Zahl imposanter, hinter der die einzelnen Personen verschwinden. Andererseits wird mit der Frage „was ich koch" ein Problem aufgegriffen, das von Frauenzeitschriften und Rezeptsammlungen regelmäßig zu einer zentralen Herausforderung des Hausfrauenalltags stilisiert wird. Ihr schmunzelndes Eingeständnis einer Überforderung mit dieser Frage nutzt die Erzählerin nicht nur, um die Dramatik ihrer Stresssituation zu unterstreichen. Sie verbindet damit gleichzeitig eine erneute Distanzierung vom „Typ" der Hausfrau. Gegenüber der von der Erzählerin als geradezu aktionistisch und perfektionistisch karikierten Vertreterin dieses Typs, die „lang plant und vorkocht und macht und Din-

gens“ schreibt sie sich damit selbst implizit Unkonventionalität und Spontaneität zu. Dies wird über das Motiv des „Typs“ wieder als ein grundlegendes Wesensmerkmal konstruiert.

Paradoxerweise wird damit in dieser Argumentation die Perfektionierung der Hausfrauentätigkeit, vor allem die durchorganisierte Essenszubereitung, zur Voraussetzung für eine nicht durch übermäßigen Stress belastete Erwerbstätigkeit. Tatsächlich führt Marianne Cadenberg in ihren Erzählungen über die Wiederaufnahme ihrer Berufstätigkeit ein solches Modell im positiven Sinne vor: Sie beschreibt die durchrationalisierten Arbeitsabläufe zur Sicherstellung eines rechtzeitig fertigen Mittagessens für ihre schulpflichtigen Kinder als Basis für die Vereinbarkeit von Beruf und Familie (vgl. 11.2.2). Marianne Büttner sieht hier bei sich ein Defizit und distanziert sich gleichzeitig von dieser Art, die Hausfrauenpflichten auszufüllen. Sie tut jedoch nicht den Schritt, ihre Zuständigkeit dafür oder wenigstens den offensichtlich starren Rahmen der zeitlichen Abläufe in der Familie zu hinterfragen. Zudem verleiht sie der Anforderung, diesen gerecht zu werden, Priorität gegenüber den zeitlichen Strukturen der Erwerbstätigkeit, was in einer ohnehin angespannten Situation schließlich zur Aufgabe der Stelle im Blumenladen führt. Damit wird zum zweiten Mal deutlich, dass die Erzählerin ihre berufliche Tätigkeit und die Familienarbeit in ein Verhältnis bringt, das als das zwischen Pflicht und Kür beschrieben werden kann. Die Berufstätigkeit ist zwar der Raum, in dem sie Dingen nachgehen kann, die für sie persönlich befriedigend sind. Dieser wird jedoch begrenzt durch die als vorgegeben akzeptierten Pflichten im Rahmen des familiären Zusammen-Lebens, denen zuerst Genüge getan sein muss.

Dennoch wird die Emphase beibehalten, mit der die Erzählerin sich auf den „Blumenberuf“ (14,18) bezieht und über ihren Wunsch, sich kreativ zu betätigen, trotz der wiederholten Unterbrechungen der Erwerbsarbeit eine Kontinuität im Kontext des Berufs-Lebens konstruiert. Einen erneuten Anlauf zur Arbeit in diesem Bereich begründet sie nun explizit mit dem Anspruch, ihr „Hobby zum Beruf“ zu machen (10,23). Damit soll etwas, das den Logiken des Bereichs beruflich organisierter Erwerbsarbeit zunächst entzogen ist, in eben diesen Bereich übertragen werden. Die Annäherung der Erzählerin an diese Logiken bleibt ambivalent:

und ich arbeit etz aa seit- seit dreieinhalb Jahr arbeit ich jetz wieder im Blumenladen - und ich muss sagen das macht mir sehr viel Spaß also ich arbeit jetzt seit dreieinhalb Jahr etz ich kann sagen ich habs etz glernt / I: mh / wie a Lehrling also dreieinhalb Ausbildungsjahre / I: mh / aber - für <u>mich</u> möcht ich eigentlich - noch a Prüfung machen. / I: ja? / ja. - ich möcht an so - an Zettel haben wo draufsteht ich bin glernte Floristin. / I: mh / möcht i an sich für mich haben. <u>nur</u>. ich kann ja jetz net hingehn und kann sagen ich geh jetzele noch auf die Schulbank - oder mach die ganze Ausbildung wo ich n ganzen Tag in die Arbeit gehn muss. des kann ich net machen. aber es gibt die Möglichkeit dass man nach fünf

Jahren wenn mer gearbeitet hat nach fünf Jahren ne Prüfung machen kann. / I: mhm / dann macht mer Blockunterricht und macht Theorie / I: mh / also da mal paar Wochen hintereinander - und dann kann mer praktische und theoretische Prüfung machen / I: mhm / und dann. also - hat mer auch sei Zeugnis in der Hand. / I: mh / und des hab i mir an sich als Ziel vorgnommen. / I: mhm / nur man wird halt jeden Tag älter ne? und / denk ich mir oh ((lachend)) / / I: ((lacht)) / ja. des sind aa so die Dinge wo ich mir so - wünsch und vornehm. (12,46-13,21)

Neben dem „Spaß“ an der Arbeit, den die Erzählerin hier zunächst in den Vordergrund stellt, wird zur Evaluation ein Maßstab herangezogen, der Teil der Logik von Beruflichkeit ist. Über die zeitliche Erstreckung der Tätigkeit wird eine Analogie zu einer Lehre hergestellt, der Form der Ausbildung, über die in dem betreffenden Feld der Zugang zu einer beruflichen Tätigkeit im engeren Sinne institutionell geregelt ist. Die eigene Einschätzung, den Beruf „gelernt“, also eine Professionalisierung vollzogen zu haben, möchte die Erzählerin jedoch auch offiziell bestätigt sehen. Der Qualifikationsnachweis durch eine Prüfung und der „Zettel“, der ihre Profession angibt, wären der Beleg dafür, dass die nicht nach den institutionellen Regeln absolvierte ‚Lehre‘ dennoch in diesem Rahmen anerkannt wird.

Obwohl sich die Erzählerin damit auf eine Logik bezieht, die ihre Relevanz aus den institutionellen Strukturen des Arbeitsmarkts bezieht, diskutiert sie ihr Projekt nicht weiter mit Bezug auf diesen Kontext. Sie spricht nicht darüber, welche Bedeutung eine nachgewiesene berufliche Qualifikation beispielsweise für ihren Zugang zum Arbeitsmarkt, ihre Stellensituation, eine weitere Karriere oder ihre Entlohnung hätte. Dem Qualifikationsnachweis wird lediglich im Rahmen einer individuellen Logik Bedeutung zugemessen. Die Erzählerin betont ausdrücklich, der Nachweis sei „für mich“ und lässt so einen möglichen Anspruch, sich damit weiter in die Strukturen des Arbeitsmarktes hineinzubegeben, unberücksichtigt. Ihre Ambitionen erstrecken sich lediglich auf das persönliche Projekt einer Kreativkarriere, für die der Rahmen, in den sie eingebunden ist – privates Hobby oder Erwerbstätigkeit – zwar von Bedeutung, aber sekundär ist. Selbst der „Zettel [...] wo draufsteht ich bin glernte Floristin“ erhält, obwohl eine Bestätigung von außen, seinen Wert in erster Linie dadurch, dass sich die Erzählerin ihn als ein persönliches Ziel gesteckt hat.

Wie dieses Ziel nun verfolgt werden soll, bringt die Erzählerin in Abhängigkeit von anderen Faktoren. Der übliche Weg einer betrieblichen Ausbildung wird als Möglichkeit ausgeschlossen; dabei reicht der Hinweis auf die eingeschränkte zeitliche Verfügbarkeit, die gar nicht näher erläutert werden muss. Durch die vorhergehenden Schilderungen der Kollisionen zwischen den Zeitstrukturen der Erwerbstätigkeit und denen der Familienarbeit ist klar, dass auch hier das Verhältnis von Pflicht und Kür greift; die Familienarbeit hat Priorität und lässt nur eingeschränkt Raum für das Wei-

terverfolgen einer beruflichen Entwicklung. Zwar hat die Erzählerin eine Alternative parat und zeigt sich informiert über einen für sie gangbaren Weg zu dem formulierten Ziel. Doch je länger sie darüber spricht, desto unverbindlicher werden die Formulierungen, mit denen sie ihre Entschlossenheit immer wieder bekräftigt. Dies trägt eine grundsätzliche Ambivalenz in die gesamte Konstruktion des Projekts hinein.

So bleibt auch hier der Versuch, die Kreativkarriere aus dem privaten Bereich in eine Berufstätigkeit zu überführen, den Logiken des Reproduktionsbereichs unterworfen; die Konstruktion des Berufs-Leben wird nicht durch die Logiken des Erwerbsbereichs dominiert. Durch das Verhältnis von Pflicht und Kür hat der Erwerbsbereich auch keinen Einfluss auf die Gestaltung des Zusammen-Lebens.

10.3.2.3 Intergenerationaler Vergleich

Obwohl Gunda Bechtel fast durchgehend in ihrem erlernten Beruf erwerbstätig war, zeigt sich in ihrer Biographie keine ‚Verberuflichung', wie sie bei Monika Cadenberg deutlich sichtbar wurde. Das Berufs-Leben ist kein maßgeblicher Kontext, von dem aus anderes eingeordnet wird. Vielmehr ist das zentrale biographische Projekt die Einlösung der Norm einer vollständigen Familie (vgl. 9.3.1.2), der mit der ausführlichen Erzählung über den gescheiterten ersten Versuch einer Familiengründung und mit dem Zustandekommen der späten Heirat im Interview viel Raum gegeben wird.

Jedoch widmet die Erzählerin ihrer Berufsausbildung und -karriere eigene Erzählzyklen, in denen sie durchaus berufliche Ambitionen an den Tag legt und sich als kompetent im Umgang mit den Logiken des Erwerbsbereichs erweist. Im Kontext des Zusammen-Lebens dagegen problematisiert sie ihre Berufstätigkeit als Ausfall der maßgeblichen Betreuungsperson für ihre Tochter und stellt nicht die Karriere, sondern die ökonomische Notwendigkeit der Erwerbstätigkeit in den Vordergrund. Die Erzählerin folgt also innerhalb eines Kontexts – Berufs-Leben oder Zusammen-Leben – jeweils unterschiedlichen Logiken; zwischen diesen Logiken gibt es kaum Interferenzen.

Ganz anders stellt sich dies in den Schilderungen von Marianne Büttner dar. Sie konstruiert Berufs-Leben in Abhängigkeit von der Reproduktionsarbeit, mit der sie im Kontext des Zusammen-Lebens Verantwortung für andere übernimmt. Letztere steckt den Rahmen für die berufliche Entwicklung und begrenzt sie dadurch. Das strukturelle Problem der Einbindung von Frauen in zwei Bereiche mit unterschiedlicher Logik nimmt Marianne Büttner auf, indem sie ein Verhältnis von Pflicht und Kür konstruiert. Sie hält an den beruflichen Ambitionen fest und betont ihren großen ideellen Wert, vermeidet aber Kollisionen mit den Erfordernissen der Familienarbeit, in dem sie der letzteren von vornherein Priorität einräumt.

So kommt es nicht zur Aneignung einer professionellen Perspektive, die in ihrer Übertragung auf den Reproduktionsbereich zu einem Zugewinn an Souveränität führen könnte, wie sich dies bei Monika Cadenberg eindrucksvoll zeigt. Marianne Büttner gelingt es nur über den roten Faden der Kreativkarriere und über die wiederholte Negierung des „Hausfrauen-Typs“, eine Kontinuität ihrer beruflichen Ambitionen herzustellen. Dem steht keine entsprechende Einbindung in das Erwerbsleben gegenüber.

Mit dem Muster von Reproduktionsarbeit und Berufsarbeit als Pflicht und Kür einerseits bzw. als sauber voneinander getrennte Bereiche andererseits können zwei Formen beschrieben werden, in denen in „nichtverberuflichten“ Biographien die beiden Kontexte zueinander ins Verhältnis gesetzt werden. Dies hat Folgen für die biographischen Konstruktionen im Kontext des Berufs-Lebens und für die Gesamtgestalt der Biographie. Dabei ist das Muster der Separierung von Berufs- und Familienarbeit, wie es bei Gunda Bechtel vorliegt, dem Muster von Pflicht und Kür offensichtlich überlegen, wenn es darum geht, Konsistenz sowohl im Kontext des Berufs- als auch des Zusammen-Lebens herzustellen.

Dies bestätigt auch ein Seitenblick auf die Biographie von Marlies Arndt, in der sich gewissermaßen eine Entwicklung vom Muster der Abhängigkeit des Berufs vom Reproduktionsbereich hin zu dem der Separierung abzeichnet. Trotz des expliziten biographischen Projekts, das eine Integration von Familie und Berufstätigkeit vorsieht, gerät die berufliche Weiterentwicklung zunächst in eine Abhängigkeit von den Bedürfnissen anderer Familienmitglieder. Der Kollision der bereichsspezifischen Logiken stellt Marlies Arndt jedoch eine aktive Vereinbarungsarbeit gegenüber. Letztere ist die Voraussetzung dafür, in beiden Bereichen in der Form präsent sein zu können, wie es das biographische Projekt vorsieht. In der Folge werden die biographischen Verläufe, anders als im ersten Teil der Erzählung, für beide Bereiche getrennt voneinander weiterverfolgt. Die Erzählerin spricht zunächst über ihre Berufskarriere und stellt dabei ihre professionelle Perspektive in den Vordergrund. Dann kommt sie wieder auf die Familiengeschichte zu sprechen. Die aktive Vereinbarungsarbeit zieht hier offensichtlich eine verstärkte Trennung der Sphären des Berufs-Lebens und des Zusammen-Lebens nach sich. Beides steht nebeneinander, es werden weder Logiken der Familienarbeit für den Bereich der Berufsarbeit in Anschlag gebracht, noch wird aus einer auffällig professionalisierten Perspektive über die Familie gesprochen (obwohl die Erzählerin, anders als Monika Cadenberg, auch über eine formale Qualifikation als Pädagogin verfügt).

In der Separierung der Konstruktionskontexte besteht also eine Ähnlichkeit zwischen den Biographien von Gunda Bechtel und Marlies Arndt, auch wenn die Berufstätigkeit jeweils einen völlig anderen Stellenwert hat und anders in die Gesamtbiographie integriert ist. Für die Selbstverständlichkeit von Erwerbstätigkeit und für eine eigenständige Akteurinnenper-

spektive in diesem Kontext scheint die Separierung eine gute Voraussetzung zu sein. Vermutlich ist dies ein Phänomen, mit dem eher generationsübergreifend gerechnet werden kann; es scheint davon abzuhängen, mit wie viel ökonomischer oder ideeller Notwendigkeit eine Berufstätigkeit ausgestattet werden kann und welche Ressourcen – z.B. in Form einer Ausbildung oder in Form von Kinderbetreuung – dafür aufgebracht werden können.

10.3.2.4 Bezug zur Frauenbewegung

Die Familie Bechtel/Büttner wurde v.a. deshalb ins Sample der Untersuchung aufgenommen, weil hier insbesondere bei Großmutter und Mutter eine besondere Distanz zu den Ideen der Frauenbewegung konstatiert werden kann (vgl. 7.2.2). Dennoch lässt sich in der nachdrücklichen Abgrenzung Marianne Büttners vom „Hausfrauentyp“ eine Verwandtschaft mit Diskursen der Frauenbewegung erkennen. In einer popularisierten Variante feministischer Analysen der Reproduktionsarbeit als Basis der Marginalisierung von Frauen wird die Hausfrau zum Prototyp der unterdrückten, unselbstständigen und in ihrem Horizont beschränkten Frau. Sie wird gleichzeitig zum Antityp, von dem ausgehend der Typ einer ‚modernen‘ Frau konstruiert werden kann. Dieser Typ kann vor allem mit Berufstätigkeit, aber auch mit einer individualisierten und weitgehend entpolitisierten Emanzipiertheit inhaltlich gefüllt werden. Insofern ist dieser Diskurs nur noch lose mit Anliegen der Frauenbewegung verbunden.

Bei Marianne Büttner ist die Distanzierung vom „Hausfrauentyp“ zwar ein integraler Bestandteil der Selbstkonstruktion. Die Herstellung eines konsistenten Berufs-Lebens als Realisierung von etwas, das den Gegenpol zum „Hausfrauentyp“ bilden könnte, gelingt aufgrund des zugrundegelegten Verhältnisses von Familien- und Erwerbsarbeit als Pflicht und Kür nur bruchstückhaft. Dies trägt zwar eine große Spannung in die Konstruktion hinein, verleiht aber der Möglichkeit, sich vom Antityp der Hausfrau distanzieren zu können, eine noch größere Bedeutung. Immerhin liefert es das Argument, um innerhalb einer Gesamtkonstruktion, die von der Verantwortung für andere im Kontext des Zusammen-Lebens dominiert ist, neben der Pflicht auch eine Kür etablieren zu können. Insofern kann der Distanzierung vom „Hausfrauentyp“ durchaus individuell emanzipatorisches Potential zugeschrieben werden.

Einer verbesserten Integration von Frauen in den Arbeitsmarkt wird in frauenpolitischen Zusammenhängen häufig eine große Bedeutung als Strategie zur Beseitigung von Geschlechterhierarchien zugewiesen. Die Biographie von Gunda Bechtel gibt Hinweise darauf, dass diese allein möglicherweise nur von begrenzter Reichweite ist. In Frau Bechtels Fall steht einer sehr weitgehenden Integration in den Erwerbsbereich keinerlei Modifizierung der Verteilung von Reproduktionsarbeit im Kontext des Zu-

sammen-Lebens gegenüber, sobald die Familiengründung gelungen ist. Das hat vor allem damit zu tun, dass für Gunda Bechtels Selbstkonstruktion eine ideologische Position hinsichtlich der Geschlechterfrage leitend ist, die sie im Zusatzfragenteil des Interviews ganz explizit formuliert: „as Schönste was für a Frau is is wirklich Kinder kriegen Kinder erziehn ja? / I: mh / eine gute Atmosphäre in der Famille schaffen - dem Mann es - schön machen“ (71,10).

Das Problem, das in der biographischen Gesamtkonstruktion bearbeitet wird, besteht darin, dieser Vorstellung zunächst gar nicht folgen zu können und später durch die Berufstätigkeit darin eingeschränkt zu sein. Entsprechend tritt die Erwerbsarbeit im Kontext des Zusammen-Lebens als Störfaktor in Erscheinung, der nur durch die Notwendigkeit der Existenzsicherung legitimiert oder ganz ausgeblendet wird. Eine offene Aneignung der Berufstätigkeit als Ressource, vor allem als Basis für eine eigenständige Existenzsicherung und eine damit verbundene Unabhängigkeit auch vom Ehepartner, findet nicht statt.

Damit wird offensichtlich, dass es auch einen entsprechenden ideologischen Rahmen braucht, damit Erwerbsarbeit und die damit verbundene eigene Existenzsicherung zur Ressource werden bzw. sich als solche entfalten können. Dieser Rahmen muss den Wert von Unabhängigkeit markieren – so wie es mit dem Autonomiegedanken in der Zweiten Frauenbewegung gegeben ist. Darin wird deutlich, welch große Bedeutung der Übernahme des Autonomiegedankens im Motiv der Berufsarbeit als Basis einer eigenständigen Existenzsicherung zukommt, wie es oben in den Biographien von Marlies Arndt und Tina Aumann rekonstruiert wurde.

11 Anders leben. Kontexte für die Selbstkonstruktion als Akteurin eines Wandels sozialer Verhältnisse

also so auf allen möglichen Ebenen - und eben
auch auf dieser Politebene und dann diese
Kinderladenebene – und dann natürlich tierisch viel
gelesen über Erziehung und freie Erziehung / I: mh
/ und dieses und jenes also jedenfalls haben wir
alles ganz anders gemacht als unsere Eltern
Marlies Arndt (25,34-38)

und ich fand mich auch so anders als alle andern
ich hatte meine rot gefärbten Haare die hatt ich eh
immer seit ich ehm sechzehn bin oder so und ich
war schon einfach ökig zu der Zeit
Thea Cadenberg (10,37-39)

Neben den Konstruktionskontexten, in denen sich über Generationen hinweg Wandlungstendenzen zeigen, die oft nur im Vergleich sichtbar werden, gibt es Kontexte, in denen sich Erzählerinnen ganz explizit als Akteurinnen von Veränderung konstruieren. Etwas ‚anders zu machen' oder ‚anders zu sein' ist ein wichtiges Motiv, um eine Lebensgeschichte zu einer ganz individuellen Geschichte zu machen. In der Abgrenzung vom Gegebenen wird die Eigensinnigkeit biographischer Konstruktionen sozusagen explizit vorgeführt.

Konstruktionskontexte, in denen es darum geht, ‚anders zu leben', lassen sich in einer für das Erkenntnisinteresse der vorliegenden Studie wichtigen Hinsicht voneinander unterscheiden: Die eigene Akteurinnenschaft

wird von den Erzählerinnen in sehr unterschiedlichem Maße als politische Akteurinnenschaft dargestellt. Zum einen wird das Gegebene, demgegenüber in Abgrenzung ein ‚Anders-Leben' konstruiert wird, mehr oder weniger als Ausdruck einer übergreifenden gesellschaftlichen Struktur gedeutet. Zum anderen zielt das eigene Bedürfnis, etwas zu verändern, abgesehen vom individuellen Interesse in unterschiedlichem Ausmaß auch auf die Veränderung dieser sozialen Verhältnisse.

Die Aufmerksamkeit richtet sich im Folgenden zunächst auf Biographien, in denen sich die Erzählerinnen als explizit „politisiert" (Thea Cadenberg, 16,16) darstellen, oder anders gesagt, in denen sie sich als explizit politische Subjekte konstruieren. Dezidiertes politisches Engagement und entsprechende Handlungsfelder – von denen gleich noch detaillierter die Rede sein wird – sind hier zentrale Kontexte der biographischen Konstruktion.

Daneben werden aber auch in Biographien, in denen Politik keine zentrale Rolle spielt, Kontexte fokussiert, in denen sich die Erzählerinnen als Trägerinnen eines Wandels konstruieren, dem über den individuell-biographischen Horizont hinaus Bedeutung verliehen wird. Dies entspricht dem Anspruch, den Blick nicht nur auf Protagonistinnen der Frauenbewegung zu richten, sondern auch eine Sensibilität dafür zu entwickeln, wie sich Wandlungsprozesse im Leben von Frauen darstellen, die zwar von Ideen der Frauenbewegung inspiriert sein mögen, aber ohne eine direkte Bezugnahme auf oder einen unmittelbaren Kontakt zur Bewegung zustande kommen konnten.

11.1 Politik als Kontext: Die „politisierten" Biographien von Marlies Arndt und Thea Cadenberg

Die Forderung nach einer angemessenen Repräsentanz von Frauen in der Politik ist eine der „Traditionslinien" (Gerhard 1995: 247), die die Neue Frauenbewegung mit ihrer Vorläuferin verbindet. Wo es in der ersten Frauenbewegung um das Erstreiten des Wahlrechts für Frauen ging, geht es heute um den Anteil und Einfluss von Frauen in Parlamenten, Kabinetten und Parteien. Nach wie vor erweist sich, trotz großer Veränderungen, die Unterrepräsentanz von Frauen an den Schalthebeln der Macht als schwer zu überwinden.

In der herkömmlichen Forschung zu politischer Partizipation findet dies, wie Brigitte Geißel (1999) betont, über die bloße Feststellung hinaus kaum Resonanz; statt einer „systematische[n] Analyse des Geschlechts als gesellschaftliches Organisations- und Strukturierungsprinzip" würden Spekulationen „über ‚Rollenerwartungen', ‚partizipationshemmende Sozialisation von Mädchen', ‚Doppelbelastung' und ‚Verpflichtungen innerhalb

der Familie'" die Diskussion bestimmen (ebd.: 22f). Entsprechenden, die komplexen Zusammenhänge vereinfachenden Defizithypothesen begegneten feministische Forscherinnen u.a. mit dem Verweis auf Ausschlussmechanismen in den Institutionen der parlamentarischen Demokratie und auf eine eng mit stereotypen Männlichkeitskonstruktionen verbundene politische Kultur (z.B. Kulke 1996; Schöler-Macher 1994).[1]

Gegenüber der Fokussierung von Institutionen der parlamentarischen Demokratie bei der Frage nach Ausmaß und Chancen der Partizipation von Frauen wurde jedoch von feministischer Seite auch eine Erweiterung der Perspektive eingefordert, die politisches Engagement von Frauen außerhalb der herkömmlichen institutionalisierten Bereiche überhaupt erst sichtbar macht. In der feministischen Theorieentwicklung war es ebenso wie in der politischen Praxis der Frauenbewegung zentral, das Verständnis von Politik über das der institutionalisierten, als androzentrisch analysierten Formen hinaus zu erweitern:

„Feministische politische Theorie und Praxis – national wie international – grenzen sich vom klassischen, ‚herrschenden' Politikbegriff in mehrfacher Weise eindeutig und selbstbewusst ab: a) durch die Einbeziehung des Privaten als unbedingt politisierungsfähig und -notwendig – von der geschlechtshierarchischen Arbeitsteilung bis zur privaten Gewalt; b) durch die Dezentrierung staatlicher, formalisierter und/oder institutioneller Politiken als zentrale Form des Politischen – kontrastierend werden nicht verfasste, nicht institutionalisierte Partizipationsformen systematisch einbezogen; c) durch die Zurückweisung eines in erster Linie beschreibenden Verständnisses von Politik – kontrastierend wird der Politikbegriff stark normativ als ‚Herrschaftskritik' aufgeladen" (Holland-Cunz 2004: 468).

Damit wird es möglich, neben den „konventionellen" auch „unkonventionelle" (ebd.: 471) Formen der Partizipation als Formen politischer Akteurinnenschaft zu erfassen, wie sie vor allem auch in der Frauenbewegung entwickelt wurden.

Darüber hinaus hat sich die Fragestellung hinsichtlich der politischen Partizipation von Frauen mittlerweile erweitert: Neben der Frage, was ihre Beteiligung verhindert, wird verstärkt der Frage nachgegangen, wie Frauen dazu kommen, sich politisch zu betätigen – ob nun parteipolitisch oder in weniger institutionalisierten Kontexten. Dazu wurden eine Reihe von Studien vorgelegt, die sich aus der Subjektperspektive mit den Erfahrungen von Frauen sowohl in Parteien und parlamentarischen Gremien (Geißel 1999; Schöler-Macher 1994; Penrose 1993) als auch in sozialen Bewegungen (Höschele-Frank 1990; Miethe 1999) auseinandersetzen. Biogra-

1 Ein Überblick über die Diskussion um die Gründe der Unterrepräsentanz von Frauen in der institutionalisierten Politik findet sich bei Geißel (1999).

phische Zugänge spielen dabei eine wichtige Rolle (vgl. Miethe/Roth 2000; 2005).

Im Blick auf die folgenden Rekonstruktionen zweier ‚politisierter' Biographien steht ebenfalls die Frage nach dem Zustandekommen und der gesamtbiographischen Bedeutung der politischen Akteurinnenschaft im Vordergrund. In beiden Fällen geht es vorwiegend um „unkonventionelle Partizipation" (Holland-Cunz 2004: 471) in bewegungsförmigen Kontexten. Auch hier, insbesondere in der Frauenbewegung, wurde und wird immer wieder die Frage gestellt, warum Frauen sich nicht an der Bewegung beteiligen; in Diskussionen über den Stand der Frauenbewegung und ihre Zukunft wird aktuell insbesondere immer wieder die Sorge darüber formuliert, dass gerade junge Frauen kein Interesse an Frauenpolitik zeigten und insgesamt unpolitisch seien. Hier soll jedoch zunächst nicht fokussiert werden, warum sich Frauen nicht politisch betätigen, sondern wie es in den untersuchten Biographien zu einem politischen Engagement kam. Es geht also darum, ein Konzept davon zu entwickeln, was es positiv heißen kann, ‚politisch' zu sein.

Politisierung wird hier nicht, etwa im Sinne von Claußen/Geissler (1996), als politische Sozialisation verstanden, innerhalb derer relevante Felder und Instanzen mit einem spezifischen Einfluss auf das Zustandekommen einer politischen Einstellung und ggf. Aktivität auszumachen wären. „Politisiert" (worden) zu sein, wird vielmehr als eine Selbstbeschreibung im Sinne eines in vivo codes aus dem empirischen Material übernommen (Thea Cadenberg 16,16). Dieser erscheint geeignet, die Selbstkonstruktion als politisches Subjekt im Rahmen und in Wechselwirkung mit der biographischen Gesamtkonstruktion und anderen biographischen Konstruktionskontexten zu erfassen.

In den beiden Biographien, die nun genauer untersucht werden sollen, steht Politisierung nicht nur in engem Zusammenhang mit den Konstruktionskontexten Zusammen-Leben, Berufs-Leben und weiteren biographisch wichtigen Kontexten. Der Unterschied zu den anderen untersuchten Biographien ist vor allem, dass das Projekt, aktiv auf Gesellschaft Einfluss zu nehmen und einen Wandel herbeizuführen, und das Engagement in Bewegungs- und anderen politischen Kontexten bei Marlies Arndt und Thea Cadenberg zu einem eigenen Lebensbereich wird.

11.1.1 Marlies Arndt: „Man hat wahnsinnig viel bewegt" (25,45f)

Marlies Arndts Biographie könnte sich auch in Publikationen finden, die sich über die Erinnerungen von Protagonistinnen der 68er-Bewegung und den Anfängen der Frauenbewegung annähern und etwa das „Porträt einer rebellischen Frauengeneration" (Kätzel 2002; vgl. auch Bude 1995) zeichnen. Marlies Arndt sagt von sich, sie sei „schon ziemlich nahe dran"

(24,17) gewesen an Ereignissen und Personen, die auch heute noch mit der Studenten- und beginnenden Frauenbewegung verbunden werden. Dennoch soll diese Verbindung im Folgenden nicht im Vordergrund stehen; in Marlies Arndts Erzählung nimmt diese Zeit keine privilegierte Stellung ein. Das programmatische Abweichen von gesellschaftlichen Vorgaben und die Suche nach alternativen sozialen Kontexten sind schon zuvor und auch noch danach ein bestimmendes Moment der Biographie. Es gibt mehrere, mehr oder weniger explizit „politische“ Kontexte dafür, ‚anders zu leben‘.

11.1.1.1 „Protest“ und „Widerstand“ gegen autoritäre Strukturen in Familie und Schule

Wie bereits in 9.2.3.1 beschrieben, rekonstruiert Marlies Arndt das Zusammen-Leben in ihrer Herkunftsfamilie zum großen Teil aus einer reflektierend-analytischen Perspektive heraus. Sie identifiziert eine Verteilung von „Rollen“ (4,36) zwischen ihren Eltern und stellt diese als Komplementarität von „Hausfrau“ (2,25) und „Familienernährer“ (4,42) dar. Als einen zentralen Bestandteil dieser Rollenverteilung zeichnet die Erzählerin das autoritäre Auftreten ihres Vaters nach, der „einmal die Woche [...] dann erzogen [hat] - am Wochenende“ und „Stubenarrest“ verhängte (3,42ff), der von der Mutter dann wieder unterlaufen wurde. So wird die Autorität des Vaters hinterfragbar, was die Erzählerin als ein wichtiges Moment ihrer Entwicklung markiert.

Dem geht jedoch in der Darstellung der Kindheit schon eine Art intuitive Renitenz voraus, mit der die Protagonistin sich in der Grundschulzeit über die Regeln der Eltern hinwegsetzt und beispielsweise ohne diese zu informieren Freundinnen nach Hause begleitet, deren Mütter berufstätig sind, um dort unbeaufsichtigt zu sein. Dieser intuitiven Renitenz folgt später die offene „Auseinandersetzung“ mit dem Vater:

und mein Vater wie gesagt ging eben arbeiten und war der Familienernährer wie zu alten Zeiten - und - ja. war eigentlich mehr so der Verbale. mit dem konnte man diskutieren er wusste also dadurch dass er eben in ner Schiffsmaklerfirma / ((atmet ein)) / arbeitete auch also war er auch also von der Schulbildung ehm etwas gebildeter als meine Mutter und wenn der Krieg nicht gewesen wär hätte er sicher auch Abitur gemacht oder sowas aber das ist dann eben - eh nicht gelaufen also jedenfalls war er mehr der Intellektuelle und meine Mutter - mehr diejenige die für die praktischen Dinge des / Lebens zuständig war ((schmunzelnd)) / und so hat er sich dann eigentlich auch immer eingebracht. also oder auch also er war auch - eben wie gesagt er hat mich auch nicht eh nicht geschlagen oder so war eben nicht von dem Typ aber er hat er war verbal eben relativ gut und darüber kann man ja auch ziemlich viel Macht ausüben nich also / I: mh / aber ich - dadurch hat man eben auch relativ viel gelernt. also - sich auseinanderzusetzen und

so also ist ja dann doch immer noch anders glaub ich als wenn man körperlich da san_ sanktioniert wird. (4,41-3,5)

Der Ausgangspunkt für die Charakterisierung des Verhältnisses zwischen Vater und Tochter ist auch hier die Verteilung der „Rollen" zwischen den Eltern, die dem Vater eine Position an der Spitze der Familienhierarchie sichert, welche die Erzählerin gleichzeitig als Anachronismus interpretiert. Im zweiten Schritt legt die Erzählerin dieser Rollenverteilung und dem Vater-Tochter-Verhältnis jedoch die spezifischen persönlichen Ressourcen des Vaters zugrunde. Diese resultieren aus seiner beruflichen Tätigkeit und seinem Bildungsgrad. Diese Diagnose wird kondensiert in einer Typisierung als „mehr so der Verbale" bzw. „mehr der Intellektuelle", die mit der Zuordnung der Mutter über ihr Zuständig-Sein „für die praktischen Dinge" polarisiert wird.

Die generelle Charakterisierung des Vaters wird anschließend explizit auf die Frage nach dem Verhältnis zwischen Vater und Tochter bezogen. „Mit dem konnte man diskutieren" gilt nicht nur generell, sondern auch in Bezug auf dieses Verhältnis. Die Ressourcen, die der Vater aus anderen Bereichen seines Lebens bezieht, hat er auch in die Familie „eingebracht". Dies gilt jedoch, wie an dieser Stelle deutlich wird, v.a. für den Konfliktfall bzw. für den Fall der Disziplinierung der Tochter durch den Vater. Der offensichtlich naheliegenden Variante der körperlichen Gewalt wird die Variante des Vaters gegenübergestellt. Zwar identifiziert die Erzählerin den Einsatz seiner – überlegenen – „verbalen" Fähigkeiten auch als Ausübung von „Macht." Aus seinem Verzicht auf körperliche Gewalt und die Möglichkeit, „sich auseinanderzusetzen" rekonstruiert sie jedoch einen Lernprozess: Die Konfliktbearbeitung mit „verbalen" Mitteln lässt zu, dass sich auch die zunächst Schwächere zunehmend die Mittel aneignet, auf die es in der Auseinandersetzung ankommt. Auch die Fähigkeit, sich überhaupt und auch außerhalb der Vater-Tochter-Beziehung „verbaler" Mittel zur Konfliktbearbeitung oder zur Machtausübung zu bedienen, dürfte hier als Ergebnis des Lernprozesses unterstellt sein.

Der Konflikt um die Disziplinierung der Tochter durch den Vater wird jedoch nicht nur auf diesem Weg der offenen „Auseinandersetzung" geführt. Der Begeisterung der damals Zwölfjährigen für einen Modestil, den die Erzählerin als „Jean-Seberg-Nummer"[2] bezeichnet und der mit einer Absage an konventionelle Weiblichkeitsbilder der damaligen Zeit verbun-

2 Jean Seberg (1938-1979) wurde berühmt als Hauptdarstellerin in Jean Luc Goddards „Außer Atem" (1959), einem Schlüsselfilm der Nouvelle Vague (vgl. Bawden (Hg., 1983): 696f). Ihr Markenzeichen war der Kurzhaarschnitt, der in der Frisurenmode schnell aufgegriffen wurde. Seberg galt als ein Gegenmodell zu den damaligen feminin gerundeten, langhaarigen Hollywoodstars.

den ist – „die Frauen mit diesem ganz kurzen Haar und diesen patentgestrickten Pullovern in der Größe und=e den Ballerinaschuhen“ (7,2f) – folgt ein radikaler Eingriff in das bisherige äußere Erscheinungsbild:

und eh dann habe ich immer so bisschen mittellange Haare gehabt eigentlich und mal n Pferdeschwanz oder so Sachen und dann kam eben diese Zeit und dann hab ich irgendwie / ((atmet ein)) / mir die Haare so kurz geschnitten mit meiner Freundin zusammen - und da war mein Vater war völlig. völlig fertig / ((lacht)) / wie man sowas machen könnte. aber auch da hat er mir nicht mal n paar runtergehauen aber es war / irgendwie er fand das ganz schrecklich ((lachend)) / und es war war schon so dass ich manchmal - also ich glaube mich schon auch ziemlich extrem so verhalten habe ja? also dass so - ja. dass ich einfach irgendwie so so mit der Hälfte war ich irgendwie nie zufrieden ja? also wenn schon denn schon ja? dann musst ich musst ich das auch irgendwie richtig mitmachen und dann musste das auch von oben bis unten irgendwie stimmen ja? - - ehm vielleicht auch oft in Protesthaltung gegen gegen meinen Vater da - wo ich irgendwie dachte der kommt hier einmal die Woche vorbei und dann - es war ja wirklich diese Abfrageerziehung. fürchterlich ja? (7,15-27)

Der neue Haarschnitt ist hier nicht nur dadurch symbolisch aufgeladen, dass damit Geschlechterkonventionen irritiert werden. Diesen Aspekt thematisiert die Erzählerin auch gar nicht. Das Haareschneiden mit der Freundin ist vielmehr in erster Linie ein Affront gegen die Eltern, weil es ihrer Kontrolle entzogen ist; es findet nicht nur heimlich statt, sondern ist auch nicht mehr ohne weiteres rückgängig zu machen. Während zuvor davon die Rede ist, dass die Protagonistin sich „die Zöpfe erstmal abschneiden durfte“ (7,14ff), übernimmt sie hier selbst die Kontrolle über ihr Erscheinungsbild und meldet damit sozusagen den Anspruch auf Selbstbestimmung über ihren Körper an.

Hinter der Schilderung der Reaktion des Vaters steht das Bewusstsein, dass auch er den Anspruch auf Kontrolle stellt. Die Erwartung einer körperlichen Strafe illustriert die Größe des Affronts. Doch die Art der Reaktion des Vaters verlagert den Konflikt von der Frage danach, wer die Kontrolle über das Erscheinungsbild der Tochter hat, sozusagen auf seine persönliche Erschütterung angesichts der vollendeten Tatsache selbst; er findet die neue Frisur „ganz schrecklich“.

Bei der Analyse ihrer Motive für ihr „extremes Verhalten“ stellt die Erzählerin zwar zunächst ihren Perfektionismus in den Vordergrund, der sich offensichtlich auch sehr auf das konsequente „Mitmachen“ einer Mode bezieht; die Formulierung „dann musste das auch von oben bis unten irgendwie stimmen“ kann als ein sehr körperbezogenes Bild dafür gelesen werden. Hier läge die Motivation alleine schon in dem Reiz, eine bestimmte Mode, einen Stil bruchlos zu verkörpern. Die Erzählerin führt jedoch eine weitere Interpretation an: die „Protesthaltung“ gegen den Vater. Somit wäre das konsequente „Mitmachen“ einer Mode nicht nur Selbst-

zweck, sondern auch Instrument einer diesmal nicht verbalen, sondern symbolisch vermittelten Auseinandersetzung mit dem Vater. Der eigene Körper bzw. dessen Kultivierung wird zu einer Zone, die der Machtausübung des Vaters demonstrativ entzogen wird und als ein in Opposition zu seinen Vorstellungen ‚gestaltetes' Territorium „Protest" signalisiert. Der „Protest" wird sozusagen ‚verkörpert'.

Der Nachsatz, in dem die Autorität des Vaters dekonstruiert und ihm aufgrund seiner Abwesenheit und der fragwürdigen Erziehungsmethoden die Berechtigung zur Kontrolle abgesprochen wird, macht deutlich, dass zwischen den Inhalten des Protests und dem Inhalt dessen, wogegen protestiert wird, keine Korrespondenz bestehen muss.

Das Moment der Selbstkultivierung wird auch in anderen Zusammenhängen, in denen es um Kontrollansprüche des Vaters geht, als eine Art Programm präsentiert. So schildert die Erzählerin, sie habe ihre notorische Unpünktlichkeit

so kultiviert [...] dass ich dann irgendwie festgestellt habe wenn ich 10 Minuten zu spät komme dann is n riesen Donnerwetter / ((atmet ein)) / dass ich das dann bisschen für mich / genutzt habe ((schmunzelnd)) / und gesagt habe 10 Minuten sinds eh immer. weil das krieg ich / nicht hin ((schmunzelnd)) / pünktlich zu sein - also kann ich ja auch eigentlich gleich ne halbe Stunde später kommen (8,28-32)

Hier wird der vom Vater verlangten Kultur der Pünktlichkeit eine andere Kultur entgegengesetzt, die ihren eigenen Regeln folgt. Die zu erwartenden Sanktionen sind der Preis dafür, sich einen eigenen Freiraum zu schaffen. Es kann hier also von einer kultivierten Rebellion die Rede sein, insofern der Protest nicht einfach die Form einer Verweigerung gegenüber der väterlichen Autorität annimmt, sondern den Weg der ‚Selbstkultivierung' einschlägt und über eine alternative Kultur zum Ausdruck kommt.

Eine andere Form des Umgangs mit einer von der Protagonistin als unberechtigt entlarvten Autorität – im Folgenden geht es um die eines Mathematiklehrers – bezeichnet die Erzählerin als „Widerstand":

der stand immer so da pfiff die Mädchen immer nach vorne und dann oder ach alle die einfach schlecht waren aber es waren eben zu der Zeit auch so n / I: mh / also es war schon selten ein ein dass Mädels eh in Mathematik besser waren als Jungs. ja? und=e nun war ich aber eine eben der Besten dann da in der Klasse und dann=e zitierte er die immer an die Tafel ja? und dann mussten die da immer ihre mh - Sachen aufschreiben / I: mh / ihre Gleichungen und / ((atmet ein)) / da bin ich zu oft aus der Klasse geflogen ja? weil ich hab dann immer hinten gesessen und hab dann immer schon / ((lacht)) / in Zeichensprache denen Tipps gegeben / I: mh / und so - bin ich stand ich öfters vor der Tür in der Schule. und ich hab s eben auch nie=e zu richtig guten Noten gebracht - weil der irgendwie ehm da hab ich dann auch schon wieder sowas wie Widerstand produziert ich glaube

gegen diesen Typen - das waren dann auch so Ecken wo mein Vater dann mal zur Schule gehen wollte da musstest du dann irgendwie drei Zentimeter Rand rechts lassen und durftest oben erst da und da anfangen zu schreiben und so ja? und ich hatte das mathematisch=e also ich hatte selten Fehler in den Aufgaben - aber ich kann mich erinnern ich hab extra nur zwei Zentimeter Rand gelassen oder hab oben ganz oben angefangen zu schreiben oder so und daher kriegte ich eben immer Punkteabzug. (9,50-10,19)

In dieser Szene wird zunächst das Handeln des Lehrers als geradezu despotisch dargestellt. Er „pfiff die Mädchen immer nach vorne", wie man es sonst nur mit einem Hund tun würde. Die Erzählerin erklärt dann zunächst das Zusammenfallen der Zugehörigkeit zum weiblichen Geschlecht mit schlechten Leistungen im Fach Mathematik als historisches Phänomen. Damit kann sie ein ganzes Theoriegebäude unterstellen, das eine biologistische oder begabungspsychologische Erklärung verneint und etwa benachteiligende sozialisatorische Faktoren verantwortlich macht. Die Szene, die sie nun weiter ausführt, liefert sozusagen gleich noch einen Beleg dafür, wie Mädchen an der Entwicklung mathematischer Fähigkeiten gehindert wurden. Mangelndes Können wird hier zum Anlass für gezielte Bloßstellung genommen; schwächere SchülerInnen und insbesondere Mädchen werden zur Zielscheibe des Lehrers und seines Despotismus und sind gezwungen, vor den anderen ihre Schwäche vorzuführen.

Die Protagonistin fällt aus der Matrix, die dieser künstlichen Inszenierung insbesondere weiblicher Unfähigkeit zugrunde liegt, heraus; sie ist zwar ein Mädchen, aber trotzdem „eine der Besten". Als solche schaltet sie sich in die Szene ein: Sie nutzt ihren Vorteil zu Gunsten der Schwächeren und torpediert deren Vorgeführt-Werden. Das bringt ihr Sanktionen ein, da sie sozusagen das Spiel nicht nach den Regeln mitspielt, die der Lehrer aufgestellt hat. Auch der in der Institution Schule geltende Kausalzusammenhang von guten Leistungen und guten Noten wird durchbrochen. Der „Widerstand", von dem hier die Rede ist, stellt damit eine Verweigerung gegenüber einem Funktionieren gemäß den geltenden Regeln dar. Am Beispiel der schlechteren Noten wegen der Nichteinhaltung von Formalien wird zudem die Absurdität und Dysfunktionalität von nur auf Disziplinierung abzielenden Regeln veranschaulicht. Neben der Weigerung, das vorgegebene Spiel mitzuspielen, ist das Ziel des Widerstands also, die Unsinnigkeit der Spielregeln zu entlarven – allerdings auf eigene Kosten.

Im Gegensatz zum „Protest" in Form einer ‚kultivierten Rebellion' schafft der „Widerstand" keine eigenen Gestaltungsfreiräume, die der Reichweite einer als unberechtigt disqualifizierten Autorität entzogen wären. Dazu sind offensichtlich die Regeln zu stark institutionalisiert und das Machtgefälle zu groß. Allerdings geht es hier noch viel mehr als in den Auseinandersetzungen mit dem Vater um grundlegende Fragen von Gerechtigkeit, und in diesem Sinn ist die Protagonistin die moralische Siegerin der Episode.

Von dieser Voreinstellung in Form einer Art genereller Skepsis gegenüber Autorität und der prinzipiellen Neigung zu einer Gegenbewegung dazu, die in den zitierten Interviewpassagen konstruiert wird, wird im Folgenden vor allem der Strang der kultivierten Rebellion weiter verfolgt.

11.1.1.2 Berufswahl und Werkkunstschulzeit: Die Opposition gegen das Kleinbürgertum der Eltern und ihre Kontextualisierung in der Künstlerszene

Bei ihrer Schilderung der Wahl ihrer Berufsausbildung verbindet die Erzählerin die Momente des „Protests“ gegen ihren Vater und der Absage an die Lebensform der bürgerlichen Kleinfamilie mit der Vision einer künstlerischen Tätigkeit und einer alternativen Lebensform (vgl. 9.2.3.2). Der Besuch der Werkkunstschule mit dem Ziel, Kostümbildnerin zu werden, ist auch ein Gegenentwurf zu einer „spießigen“ (12,46) Büroexistenz. Entsprechend eröffnet sich mit dem Kontakt zu Theaterleuten und KünstlerInnen, der durch ihren ersten Freund zustande kommt, sowie auf Reisen nach Amsterdam zunächst die gewünschte Gegenwelt:

und da hab ich halt eben die tollsten Leute kennen gelernt ja? die irgendwie=e schon Trips geschluckt hatten und die andern / I: mh / machten dieses und der eine saß in der Querflöte eh mit der Querflöte in der Ecke und dann - eh und dann rauchten sie Haschisch und es war irgendwie überhaupt alles und ich hab da immer so bisschen hab eigentlich nicht viel dazu gesagt fand die Leute eigentlich in der Regel eigentlich immer sehr nett - aber konnte mich da natürlich auch noch nicht so einbringen weil das für mich irgendwie auch mehr so Kuck-Welt war. das hab ich dann später mit 18 19 so hier in Gestadt in der Studentenzeit war das dann anders aber - im Grunde genommen war ich ja auch eigentlich noch relativ jung. / I: mh / also zwischen sechzehn und achtzehn hat sich das eben alles abgespielt als ich da eben einfach auch diese Leute kennen gelernt hab. (16,29-42)

Das Milieu, das die Erzählerin hier beschreibt, wird vor allem über den dort üblichen Umgang mit Drogen charakterisiert; an anderer Stelle steht im Vordergrund, dass es sich bei den Agierenden vor allem um Künstler handelte. Diese spezielle Mischung repräsentiert eine antibürgerliche Gegen- oder Subkultur, die sich demonstrativ über Konventionen, ja Gesetze hinwegsetzt. Obwohl sich die Erzählerin lediglich als aufgrund ihres Alters naiven Zaungast darstellt, dem außer dem „Nett“-Sein der neuen Bekanntschaften kein geeigneter Beurteilungsmaßstab zur Verfügung steht, scheint der bloße Zugang zu einer solchen Szene eine Art Initiationscharakter zu haben. In jedem Fall bringt die Erzählerin den Kontakt zur Künstlerszene in einen gedanklichen Zusammenhang mit ihrem Kontakt zur Studentenbewegung. Der Vergleich, den sie zieht, bezieht sich auf ihre eigene Aktivität innerhalb der Szene, auch die Möglichkeit, sich „einzu-

bringen“ und damit auf den Grad der Zugehörigkeit. Dass der Grad des Involviertseins in die beiden Szenen verglichen werden kann, setzt voraus, dass beide Situationen etwas miteinander zu tun haben. Dabei könnte es sich um den Charakter des kulturellen Gegenentwurfs handeln, um die demonstrative Abkehr von Konventionen und die Ausweitung des Möglichen auf bislang tabuisierte Bereiche – also in gewisser Weise das Moment der (kultivierten) Rebellion.

11.1.1.3 „Kontakt“ zur Bewegung und Festhalten an eigenen biographischen Projekten

Die Studentenbewegung führt die Erzählerin anfangs ebenfalls nicht als etwas ein, an dem sie sich aktiv beteiligt, sondern als etwas, womit sie später in Gestadt in „Kontakt“ kommt:

da hab ich kurz bei der [Firma, die Theaterkostüme herstellt, C.T.] gearbeitet - irgendwie als Schneiderin hab ich da dann irgendwie Tütüs genäht und so Sachen - und da ging das aber eigentlich auch schon da war dann diese Schah-Demonstration und da ging das eigentlich so mit dieser Studentenbewegung hier schon los - und dann hab ich auch eh - ja. es waren schon gegenüber war auch schon ne Wohngemeinschaft dann da und eh - da hat man einfach also viel Kontakt eben auch schon mit Studenten gehabt / I: mh / und diese Sachen. und dann eh - - war eigentlich auch damit sozusagen meine Berufsgeschichte auch n bisschen ins Wanken geraten ja? dass ich irgendwie sagte naja - in Zeiten wie diesen da kann man doch nicht hingehen und irgendwie eh für den Opernstar den echten Pelz zusammennähen damit der da nur an der Bühne lang flitzt - also jedenfalls hörte man das so von allen möglichen Seiten trotzdem hab ich ehm aber versucht nochmal weiter hier in die Richtung zu gehen hab dann also frei für die Oper ganz viel genäht (21,8-20)

Die Erzählerin zeichnet hier zunächst als Hintergrund einer beruflichen Entscheidung eine Kulisse aus historischen Ereignissen. „Schah-Demonstration“ und „Studentenbewegung“ sind Stichworte, die sie nur zu nennen und nicht weiter zu erläutern braucht, weil sie als ‚historische Daten‘ für sich stehen und mit viel geteiltem Wissen und starken Bildern verbunden sind. Die Ereignisse, von denen die Rede ist, sind in ihrer Historizität aber zugleich etwas, das wie von selbst „los geht“; die Erzählerin stellt sich nicht als am historischen Geschehen beteiligt dar, sondern als eine Zeugin, die aus der Distanz zur Kenntnis nimmt, was geschieht, und dem aber sehr wohl eine Bedeutung für sich selbst verleiht.

Diese Bedeutung ist vermittelt über den sozialen „Kontakt“ zu Nachbarn, die als „Wohngemeinschaft“ und als „Studenten“ näher am historischen Geschehen positioniert, vielleicht sogar als Akteure qualifiziert werden. Auch dies ist nicht weiter erläuterungsbedürftig; die „Wohngemeinschaft“ ist in diesem Zusammenhang eine Manifestation gesellschaftskriti-

schen Denkens und Handelns, und „Studenten“ sind keineswegs nur Menschen, die an einer Universität eingeschrieben sind, sondern repräsentieren eine politische Bewegung mit bestimmten Inhalten. Was unausgesprochen an gesellschaftskritischen und politischen Inhalten hinter diesen Labels steht, ist es auch, woran die Erzählerin das „Wanken“ ihrer „Berufsgeschichte“ festmacht. Warum genau „man doch nicht hingehen und irgendwie eh für den Opernstar den echten Pelz zusammennähen“ kann, wird nicht erläutert, sondern nur mit den „Zeiten wie diesen“ begründet. Es gäbe eine ganze Reihe von Möglichkeiten, welches Argument genau hinter dem Zusammenhang steht, den die Erzählerin hier aufmacht. Es könnte die Ablehnung eines elitären bürgerlichen Kulturbetriebs ebenso sein wie das Motiv, das eigene Engagement besser dem revolutionären Aufbruch zu widmen als dem ‚Establishment‘. Die Ungenauigkeit der Erzählerin kann als Hinweis darauf gelesen werden, dass hinter ihrem Statement ein ganzes Set ausgearbeiteter Argumentationen als Teil eines Diskurses stehen, an dem sie in irgendeiner Form teilgenommen hat, und dessen sie sich zur Rekonstruktion ihrer biographischen Entscheidungen bedienen kann. Auf diese Weise macht sie implizit klar, dass sich der „Kontakt“ zur „Studentenbewegung“ auf ihr Verständnis ihres eigenen Handelns und auf ihr Handeln selbst ausgewirkt hat. Damit macht sie sich nach wie vor nicht zu einer Protagonistin, aber doch zu einem Teil der Bewegung.[3]

Den Einfluss des Bewegungsdiskurses auf die eigene Biographie differenziert die Erzählerin noch stärker. Die kritische Anfrage an ihre berufliche Tätigkeit wird anderen in den Mund gelegt, und mit dem – zwar modifizierten – Festhalten an der eingeschlagenen „Richtung“ treten die Beteiligung an der Bewegung und das biographische Projekt der beruflichen Entwicklung wieder ein Stück weit auseinander.

Diesem Muster folgt auch eine andere Episode, die zeitlich nach der Geburt der ersten beiden Kinder einzuordnen ist. Die Erzählerin spricht in einer Hintergrundkonstruktion zunächst über die Zusammensetzung und das weitere Umfeld einer Wohngemeinschaft, in der sie mittlerweile lebt (und damit die Praxis der Studentenbewegung teilt), und nennt in diesem

3 Hinsichtlich der Bedeutung des direkten „Kontakts“ mit politischen AktivistInnen für die eigene Politisierung gibt es eine interessante Parallele mit der Biographie von Monika Cadenberg. Diese beschreibt ebenfalls autoritäre Strukturen in ihrer Herkunftsfamilie und in der Schule und ihren Widerstand dagegen. Es folgen jedoch zunächst keine Geschichten einer Politisierung, entsprechende Milieus spielen in der Erzählung keine Rolle. Doch im Zusammenhang mit ihren frauenpolitischen Vorstellungen spricht die Erzählerin davon, sich nach der Verrentung den Grauen Panthern anschließen zu wollen. Dies begründet sie mit dem Eindruck, den der direkte Kontakt mit einer Gruppe vor Ort bei ihr hinterlassen hat: „Ich hab das mal hier in Tefurt gesehen da sind lauter äh – ältere aktive Frauen drin [...] das hab ich mal äh mitgekriegt dass hier so ne Versammlung war und das fand ich also so toll – äh – das fand ich irgendwie klasse und da hab ich gedacht – das is was für dich später mal“ (37,32-49).

Zusammenhang einige prominente Namen der Studentenbewegung. Sie resümiert: „Wir [...] waren schon ziemlich nahe dran“ (24,17). Damit unterstellt sie, dass es eine Art Zentrum der Aktivität der Bewegung gab, einen Kern von ProtagonistInnen, auf die sich die historischen Ereignisse konzentrierten, die die Bewegung (auch medial) repräsentierten bzw. mit denen die Bewegung identifiziert wurde. Das Modell eines solchen Zentrums, dem man näher oder ferner stehen konnte, nutzt die Erzählerin an dieser Stelle, um sich für jemanden, der das Erzählte nur aus der (zeitlichen oder sozialen) Ferne beurteilen kann, zu positionieren. Ihre Positionierung als „ziemlich nahe dran“ impliziert ein Zweifaches: Zum einen markiert die Erzählerin, dass sie sich selbst nicht dem unterstellten Zentrum der Bewegung, den im historischen Rückblick mit der Bewegung identifizierten Kreis der ProtagonistInnen im engeren Sinne zuzählt. Zum anderen macht sie durch die Metapher der Nähe jedoch ein sehr exklusives Verhältnis zu diesem unterstellten Zentrum und den sich daran kristallisierenden historischen Ereignissen deutlich.

In der folgenden Episode, die vor diesem Hintergrund geschildert wird, geht es wieder um den Einfluss des „Kontaktes“ zur Bewegung auf eigene biographische Entscheidungen:

und auch mit unserm ersten ehm mit dem einen Kinderladen - warn wir eben schon mit ziemlich - linken und auch ziemlich frauenbewegten / I: mh / ehm Frauen dann - zusammen. also es war war dann schon dass ich da also über diese Ecke auch eben viel viel mit Frauen zusammen - eh war die - ja. die eigentlich auch n bisschen in der Frauenbewegung aber am Anfang eigentlich eher auch in dieser politischen. also eigentlich eher in diesen K-Gruppen. ja? also was schon am Anfang bisschen Problem war - weil=e da musste ich mich schon ziemlich durchboxen ja? also erstmal war ich natürlich wunderbar - weil ich war Schneiderin also am liebsten in die Fabrik direkt und schon mal Flugblätter verteilen - weil so nah an der Basis war nur ich / ((lacht)) / und da hab ich aber gesagt hab ich da gesagt nee. also das will ich alles überhaupt nicht mach ich auch gar nicht ich mach jetzt mein Abitur (24,17-27)

Auch hier wird, wie bei der beiläufigen Erwähnung des Lebens in der WG, nicht die eigene Aktivität beim Aufbau von alternativen Infrastrukturen des Zusammen-Lebens in den Vordergrund gestellt. Die Bezugnahme auf den Kinderladen dient nicht der Darstellung des eigenen Aktivistin-Seins, sondern der Positionierung innerhalb der Bewegung. Zunächst steht wieder das Moment des „Kontakts“ im Vordergrund. Über die Personen, mit denen die Protagonistin „zusammen“ ist, sind bestimmte ideologische Richtungen präsent. Die Zuordnung der Protagonistin zu diesen Richtungen wird über das Maß oder die Intensität des Kontakts bestimmt; dabei werden en passant Differenzierungen und Entwicklung der Bewegung angedeutet, die auch nur mit einem gewissen Maß an (für Nachgeborene historischem) Hintergrundwissen verständlich sind.

Die Zugehörigkeit zu den genannten Gruppen wird nun nicht weiter gefüllt, z.B. über die Konkretisierung einer gemeinsamen politischen Praxis, sondern in Bezug auf die individuelle biographische Situation problematisiert. Nicht ein gemeinsames Handeln der Gruppe wird thematisiert, sondern eine interne Auseinandersetzung zwischen der Gruppe und der Protagonistin. Die Erzählerin beschreibt den Versuch ihrer Instrumentalisierung durch die Gruppe. Sie entspricht, anders als die anderen, den ideologischen Vorstellungen von den TrägerInnen der Revolution; als deren „Basis" sollen FabrikarbeiterInnen, das ‚Proletariat' gewonnen werden, dem die IdeologInnen selbst nicht angehören. Die Erzählerin deckt hier in gewisser Weise den Widersinn dieser Vorstellungen auf, kommentiert oder kritisiert dies aber nicht, sondern stellt das biographische Projekt in den Vordergrund, an dem die Protagonistin trotz ihrer Verbundenheit mit dem ideologischen Diskurs festhält.

11.1.1.4 Engagement in eigener Sache mit politischer Tragweite

Am Beispiel der Kinderladengründung zeigt sich jedoch auch der umgekehrte Zusammenhang. In einer weiteren Interviewpassage bringt die Erzählerin die Gründung des Kinderladens mit der Überwindung einer biographischen Krise in Verbindung; in einer Situation, in der sich die Protagonistin ungewollt in dem von ihr eigentlich entschieden zurückgewiesenen „Hausfrauendasein" wiederfindet, ist der Kinderladen das Projekt, mit dem die eigene biographische Handlungsperspektive wiedergewonnen werden kann. Auch das Leben in Wohngemeinschaften wird als ein Arrangement dargestellt, das es der Protagonistin ermöglicht, eigene berufliche Ziele zu verfolgen (vgl. 9.2.3.2). Hier geht es also um ein Engagement in eigener Sache – ohne dass jedoch in unmittelbarem Zusammenhang die biographische Krise als Folge einer auf gesellschaftlichen Strukturen basierenden Benachteiligung reflektiert wird, obwohl die entsprechenden Diskurse in der Bewegung deutlich diese Richtung haben. An anderer Stelle setzt die Erzählerin jedoch explizit „politisches" Engagement und Kinderladenarbeit zueinander in Beziehung. Sie erwähnt zunächst ihre Beteiligung an den Anfängen eines später bekannt gewordenen Kulturprojekts, ohne dies weiter auszuführen, und kommt dann auf die anderen Bereiche ihres Engagements zu sprechen:

ja. und bei den Vorläufern [des Kulturprojekts, C.T.] da waren wir eben auch noch aktiv mit. also so auf allen möglichen Ebenen - und eben auch auf dieser Politebene und dann diese Kinderladenebene - und dann natürlich tierisch viel gelesen über Erziehung und freie Erziehung / I: mh / und dieses und jenes also jedenfalls haben wir alles ganz anders gemacht als unsere Eltern / I: mh / aber was ich=e denke was auch wirklich=e richtig spannend war eh ich möchte wirklich nicht einen Tag von dieser Zeit missen obwohl man manchmal bis morgens um drei ja? gesessen hat und das jede Woche irgendwie diese - Kinderladenbe-

sprechung und es ging nie um Kinder. es ging immer um Politik ja? es ging wi_ / ((lacht)) / die Leute in wurden in Kinderladen auch eh eh mehr wegen ihrer politischen Meinung aufgenommen und nicht weil das Kind da vielleicht gut reinpasste / ((lacht)) / also es war schon war schon wirklich=e ne ganz spannende Zeit und man hat wahnsinnig viel bewegt - - und es hat mir also das fand ich schon auch wirklich sehr sehr toll. (25,34-46)

Wenn die Erzählerin hier von der Errichtung des Kulturzentrums ebenso als einer „Ebene" ihrer Aktivität spricht wie von der „Politebene" und der „Kinderladenebene", so markiert sie damit die Zusammengehörigkeit der verschiedenen Bereiche als Teile eines Ganzen. Dabei sind „Ebenen" nicht unbedingt als hierarchisch angeordnete Schichten zu verstehen, sondern können auch unterschiedliche Plattformen der Aktivität und Artikulation sein, von denen aus ein komplexes Anliegen angegangen wird. Damit sind die „Ebenen" gleichzeitig verschränkt, und diese Verschränkung stellt die Erzählerin an den „Kinderladenbesprechungen" dar. Auch wenn mit dem Kinderladen zunächst der Begriff „Erziehung", die Reflexion darüber und eine bestimmte Programmatik in Verbindung gebracht werden, ist dabei etwas anderes „richtig spannend". Die „Kinderladenbesprechungen" zeichnen zum einen „diese Zeit" aus; sie selbst werden durch die damit verbundene Anstrengung und zugleich das hohe Anregungspotential und die Intensität charakterisiert, die die Beteiligten bis tief in die Nacht hinein fesseln konnten. Zum anderen geben sie der gemeinsamen Aktivität einen anderen Fokus, die „Politik". Auch wenn die Erzählerin diese Verschiebung des Fokus selbstironisch als für das erzieherische Anliegen wenig funktional karikiert, macht sie damit klar, dass der Kinderladen als politisches Projekt verstanden wurde und dies das eigentlich „Spannende" daran war. Die selbstironische Kritik erstreckt sich vor allem auf die naive Verknüpfung von politischen Zielen mit einzelnen Menschen, den Kindern oder ihren Eltern, und die Instrumentalisierung des Kinderladens als Schauplatz für Auseinandersetzungen um theoretische politische Positionen. Insgesamt bringt die Überschneidung der „Ebenen" hier die positiv gewertete „Spannung" hinein.

Das Resümee „man hat wahnsinnig viel bewegt" schließt daran direkt an. An dieser Formulierung ist interessant, dass das Subjekt des Bewegens „man" ist und nicht etwa das kollektive „Wir". Etwas zu „bewegen" wird damit zu einer fast unpersönlichen Tätigkeit, die eher mit der „spannenden Zeit" zu tun hat, in der es möglich und üblich war, etwas zu „bewegen". Die Metapher des Bewegens selbst passt sehr gut zu dem vorher Beschriebenen. Im Vordergrund steht die Entstehung einer Dynamik, die bisher Feststehendes verrückt; dabei ist nicht in erster Linie das Erreichen eines zuvor formulierten Ziels entscheidend, etwa der Aufbau einer neuen Struktur oder das Einnehmen einer bestimmten Machtposition. Bewegung bedeutet, dass Impulse, die gegeben werden, sich fortsetzen und zu Verände-

rung führen; deshalb benötigt die Erzählerin hier auch nicht die Aufrechnung des Erreichten als Beleg für den Erfolg des Unternehmens.

Dennoch schreibt sie an anderer Stelle bei der Bilanzierung dem Projekt Kinderladen bzw. „Erziehung" eine ganz bestimmte Intention zu, die durchaus gesellschaftspolitisch-utopische Tragweite besitzt:

ich finde dass diese ganze Kinderladenzeit also mein viele sagen ja so diese antiautoritäre Erziehung ich finde dass ich sehr autoritär war ja? / I: mh / also nur in anderer Richtung. / I: mhm / im also wenn Jan sagte das is meine Schaufel dann hab ich gesagt das ist unsere Schaufel. ja? also ich mein das ist ja auch ne Form von Autorität ja? / I: mhm / wenn man dann sagt das ist meins nein das gehört uns allen. da dürfen alle mit spielen / ((lacht)) / also von daher denk ich immer es war war auch autoritär genauso wie andere Erziehung eben auch bloß dass man irgendwie ehm ja was anderes damit verfolgt hat / ((lacht)) / ja? sie sozusagen zu etwas eh sozialeren oder anderen Wesen machen wollte / I: mh / / ((atmet ein)) / ja. das war eh ehm dann die Ära (29,32-45)

Die Erzählerin setzt sich hier rückblickend mit der Programmatik der „Kinderladenzeit" auseinander, für die sie das populäre Label der „antiautoritären Erziehung" zurückweist. In einer kleinen Szene führt sie die Form von „Autorität" bildlich vor, die sie in ihrer eigenen Praxis des Erziehens erkennt. Damit geht sie auf eine reflektierte Distanz zu dem Begriff „antiautoritär" und setzt an seine Stelle eine andere Programmatik. Was die Kinderladenerziehung ausmacht, ist nicht der Verzicht auf Ausübung von Autorität. Die Frage nach Autorität wird hier auf die Ebene des ‚Wie' des Erziehens verlagert, die einem bestimmten Ziel untergeordnet ist: die Kinder „sozusagen zu etwas eh sozialeren oder anderen Wesen [zu] machen". Damit wird eine Intention benannt, die von der Perspektive des ‚Gesellschaftlichen' mitbestimmt ist; Kinder zu „sozialeren Wesen" machen zu wollen, kann auch als das Anliegen interpretiert werden, dadurch eine Veränderung der Gesellschaft herbeizuführen. Insofern wäre eine Erziehung in diesem Sinne als politische Einflussnahme zu verstehen.

Dies korrespondiert mit Einschätzungen, die es auch in der Frauenbewegung über die gesellschaftspolitische Tragweite von Kindererziehung gab. So argumentierte Helke Sander in ihrer Rede bei der SDS-Delegiertenkonferenz 1968

„daß wir uns weigern, unsere Kinder weiterhin nach den Prinzipien des Konkurrenzkampfes und Leistungsprinzips zu erziehen, von denen wir wissen, daß auf ihrer Erhaltung die Voraussetzung zum Bestehen des kapitalistischen Systems überhaupt beruht. - Wir wollen versuchen, schon innerhalb der bestehenden Gesellschaft Modelle einer utopischen Gesellschaft zu entwickeln" (zit. nach Schlaeger 1988: 18).

Dass ein gesellschaftspolitischer Anspruch mit dem eigenen Engagement verbunden wurde, zeigt sich in der Evaluation, die die Erzählerin im Nachfrageteil zu ihren Erfahrungen mit der Frauenbewegung vornimmt:

bei uns war die Bewegung glaub ich eher in den in den Köpfen. - wir haben ja auch nicht keine Strukturen sozusagen. also. wir haben uns dann unsere eigenen Strukturen vielleicht für unsere Kinderläden oder für unsere Wohnsituation geschaffen oder so aber - bis ins Arbeitsleben sind wir da nicht so richtig vorgedrungen. (41,42-45)

Neben der individuellen „Emanzipation“ und „Unabhängigkeit“ (41,33f), die die Erzählerin zuvor als Ziel der Frauenbewegung nennt, wird hier als Messlatte für den Erfolg der Bewegung der Anspruch angelegt, gesellschaftliche „Strukturen“ zu verändern. Der Aufbau eines gegenkulturellen Kontextes wird hier zwar als Erfolg in diesem Sinne bewertet, doch die Erzählerin macht vor allem auf dessen Grenzen aufmerksam. Die verändernde Wirkung der Bewegung endete bei den Strukturen des Arbeitsmarktes und, wie die Erzählerin an anderer Stelle ergänzt, der institutionalisierten Parteipolitik.

Unklar bleibt hier, ob die Erzählerin die Begrenztheit des Erreichten auf die Hartnäckigkeit von Strukturen zurückführt, oder ob sie auch die Strategie, sich „eigene Strukturen“ zu schaffen, in Frage stellt. Der Aufbau alternativer Kontexte des Zusammen-Lebens und der Kindererziehung schließt gut an das in ihrer Jugend entwickelte Modell der kultivierten Rebellion an; auch hier ist die Strategie der Kultivierung – etwa der Gesellschaft als solche durch eine veränderte Erziehung der nachfolgenden Generation – ein wesentlicher Zug des Engagements für Veränderung. Doch als eine Form von Politik, die sich nicht direkt auf bestehende Strukturen bezieht, sondern eine Gegenkultur dazu schafft, erscheint die Strategie der Kultivierung zumindest im Rückblick zu begrenzt.

11.1.1.5 Politische Perspektive und Berufs-Leben

Für die weitere Entwicklung des politischen Engagements der Erzählerin ist charakteristisch, dass es zunehmend in stärker institutionalisierte Kontexte überführt und vor allem mit dem biographischen Konstruktionskontext des Berufs-Leben verbunden wird. Dies beginnt mit dem Studium:

an der Uni hab ich dann ehm ja. eigentlich nach pf s war eigentlich schon während während der kleinen Matrikelzeit - ich hab mich da erst so n bisschen - fand das wunderbar dieses Studieren ja? weil man auch noch nicht so s war nicht so zielgerichtet auf irgendetwas. ich hab dann so kulturanthropologische Seminare gemacht und s fand ich alles hochspannend / ((lacht)) / und interessant hab dann aber ehm danach ziemlich straight=e war also durch die zwei Kinder also ich hab jetzt auch nicht nicht ewige eh ehm Streikzeiten da noch mitgemacht und halt

viel Frauen. Frauengeschichten gemacht dann in der Uni. hatte dann ne Professorin - eh die machte Bildungsöko_ Ökonomie und=e die hat dann auch so Frauenseminare angeboten und dann hab ich / I: mh / aber - da auch viel mit Frauen - Sachen zu tun gehabt hab meine Magisterarbeit dann auch über Mädchen - eh sozial benachteiligte Mädchen irgendwie und Beruf geschrieben / I: mh / ja. - das war so diese Unizeit war eigentlich auch - spannend und aufregend. also ich finde also wenn ich manchmal so zurückdenke ich bin immer sehr – was wir alles wirklich so bewegt haben und gemacht haben und - (25,46-26,12)

Die Erzählerin unterscheidet hier zwei Phasen ihres Studiums: Eine erste, in der sie noch „nicht so zielgerichtet auf irgendwas“ studierte, und eine zweite, in der sie „ziemlich straight=e war“. Hier ist besonders die Schilderung der zweiten Phase von Interesse, in der auch eine politische Perspektive mitläuft. Zum einen findet sich in der Argumentation für das „straighte“ Studieren ein ähnliches Muster wieder wie an anderen Stellen, an denen es um ein Festhalten an eigenen biographischen Projekten geht. Dort werden von anderen Seiten Ansprüche einer bestimmten, weitergehenden Art politischen Engagements an die Protagonistin herangetragen, die sie jedoch zurückweist. Die Beteiligung an „ewige[n] [...] Streikzeiten“ würde ebenfalls dem Erreichen der persönlichen Ziele unter den ohnehin durch die Kinder erschwerten Bedingungen entgegenstehen. Die Protagonistin orientiert sich nicht an dem, was vielleicht politisch wünschenswert wäre, sondern an ihren Möglichkeiten.

Die „Frauengeschichten“, die ebenfalls eine politische Angelegenheit sind, zählen jedoch zu dem „straighten“ Studium. Die Erzählerin konkretisiert sie zunächst über ein vorhandenes Studienangebot; das politische Interesse kann also innerhalb etablierter Infrastrukturen der Universität verfolgt werden. Es ist einer Professorin und einem Fach zuordenbar und es werden Lehrveranstaltungen dazu angeboten. Dieses politische Interesse liegt damit nicht mehr quer zu den vorhandenen Strukturen, sondern lässt sich in sie überführen. Ob dies auch für die anderen „Frauen-Sachen“ zutrifft, bleibt offen; da sie eigens erwähnt werden und diffus bleiben, stehen sie vermutlich für ein Interesse und Engagement, das nicht in universitären Strukturen zu verorten ist und sich daher nicht so einfach benennen lässt. Dass die Protagonistin damit „zu tun gehabt“ hat, zeigt den Ernstcharakter der Angelegenheit an. Es geht um mehr als einen „Kontakt“; wenn man mit etwas zu tun hat, so ist das nicht beliebig, sondern hat etwas von Zuständigkeit für eine Aufgabe.

Das Thema der Magisterarbeit stellt die Erzählerin hier als Konsequenz dieses „Zu-Tun-Habens“ mit „Frauen-Sachen“ dar. Damit wird wiederum ein eigenes politisches Thema in vorgegebene universitäre Strukturen überführt. Seine Bearbeitung bekommt einen von der Institution geregelten Rahmen, dadurch erhält das Thema aber auch eine bestimmte Reputation. Wissenschaft und Politik werden pragmatisch, möglicherweise auch programmatisch miteinander verknüpft. Ein eigenes Thema im Rahmen

der Magisterarbeit zu ‚verwerten' und umgekehrt die Magisterarbeit für ein eigenes Interesse zu nutzen, ist zudem Teil der biographischen Strategie eines „straighten" Studierens.

Die Evaluation am Ende der Passage greift ein Motiv auf, das zunächst dem wenig verwertungsorientierten Studienbeginn zugeschrieben wurde. Nun charakterisiert die Erzählerin das gesamte Studium als „spannend", auch die „straighte" Phase. In der Fortführung der Evaluation liegt der Schwerpunkt jedoch nicht auf „interessanten", vielleicht etwas exotischen Studieninhalten, sondern darauf, etwas „bewegt" zu haben. Es geht also um eine eigene produktive Aktivität („gemacht"). Auffällig erscheint, dass damit dieselbe Vokabel aufgegriffen wird, wie im Zusammenhang des Kinderladens bzw. der Kinderladensitzungen. Diesmal formuliert die Erzählerin persönlicher, es ist von einem nicht näher erläuterten „Wir" statt einem unpersönlichen „Man" als Subjekt des „Bewegens" die Rede.

Eine Konkretisierung erhält dieses „Bewegen" vor allem durch die Schilderung eines „Modellprojekt[s] [...] für benachteiligte Jugendliche" (26,20f). Gegen Ende des Studiums bindet die erwähnte Professorin die Protagonistin wegen ihres Magisterarbeitsthemas in das Projekt ein. Sie erhält eine Stelle im Rahmen einer wissenschaftlichen Begleitung, deren Ansatz die Erzählerin als „Handlungsforschung" (26,48) beschreibt. Sie bezieht sich damit auf ein Konzept, das durch seine Verbindung mit der Kritischen Theorie auch eine politische Programmatik beinhaltet. Auch hier gelingt es also, eine politische Perspektive in einen anderen biographisch relevanten Bereich einmünden zu lassen.

Darauf, dass auch die Berufstätigkeit als politisch relevant erachtet wird, weist implizit auch die folgende Passage hin:

> ehm also ich war immer so n bisschen auch außerhalb dann noch von meiner Arbeit und diesen Dingen auch noch n_ in so Gruppen aktiv also hier wie gesagt halt in der Friedensbewegung nochmal und - ja. und war auch immer viel also so diese ganzen Frauengeschichten da sind eigentlich auch immer noch so n paar - von übrig. also wir treffen uns viel noch so. also auch mit den alten Arbeitskolleginnen oder jetzt Sonntag war ich auch grade wieder bei einer - also da ist immer schon noch so n Zusammenhalt da. also von dem vom Studium her und auch was wir so damals meinten bewegt zu haben. (30,38-44)

Zu Beginn dieser Passage werden „Arbeit und diese[n] Dinge[n]" auf der einen und „so Gruppen" und „Friedensbewegung" auf der anderen Seite quasi in einem Atemzug genannt; wenn letztere Bereiche politischen Engagements „außerhalb" der Berufstätigkeit – hier geht es um das Modellprojekt – angesiedelt werden, so setzt das voraus, dass auch der Berufstätigkeit eine politische Dimension zugeschrieben wird.

Was die Betätigungsfelder „außerhalb" anbelangt, so fällt auch hier wieder der geringe Grad an Konkretisierung auf. Mit „so Gruppen", „Friedensbewegung" und „Frauengeschichten" ist offensichtlich ausreichend

viel gesagt, weil die Erzählerin davon ausgeht, auf das Vorstellungsvermögen der Rezipientin zählen zu können. Tatsächlich sind es Begriffe, zu denen zumindest stereotype Bilder kollektiv verfügbar sind. Hinter den mittlerweile historischen Labels wird jedoch, sobald die Erzählerin sie benutzt, keine individuelle Erfahrung mehr sichtbar. In der Verkürzung geht die Differenziertheit und Nachvollziehbarkeit verloren. Möglicherweise liegt aber auch in der Verfügbarkeit von Bildern und historischen Labels ein Grund, warum sich die Erzählerin nicht auf eine größere Ausführlichkeit einlässt: Sie würde Gefahr laufen, nur etwas zu wiederholen, was als ohnehin bekannt gilt und worüber ‚ZeitzeugInnen' schon viel gesprochen und Bilder erzeugt haben. Die Bezeichnung „Frauengeschichten" ist eine gewisse ironische Distanzierung von ‚der' Geschichte ‚der' Frauenbewegung. Obwohl die Erzählerin damit an die historisch gewordene Bewegung anschließt, nimmt sie ihre eigene Beteiligung damit wieder ein Stück weit aus der Aura des Historischen heraus.

Dabei gibt es gerade zu den „Frauengeschichten" einen aktuellen Bezug, wobei „übrig" eher nach Relikten aus vergangenen Zeiten klingt. Dass sich die früher an „Frauengeschichten" Beteiligten nun „noch so" treffen, markiert den Verlust des ursprünglichen Kontexts. Dieser Kontext besteht zum einen in den politischen Aktivitäten, zum anderen in der gemeinsamen Berufstätigkeit und dem Studium. Beides überschneidet sich hier, wie schon zuvor deutlich wurde. Das Engagement in der Frauenbewegung hatte seinen Rahmen zumindest zum Teil innerhalb der Universität und des Modellprojekts. Auch das Motiv des „Bewegens" wird wieder in diesem Kontext angesiedelt, das „Wir" als Subjekt des Bewegens bekommt mit den ehemaligen Arbeits- und Studienkolleginnen ein Gesicht. Hier steht als Ergebnis des gemeinsamen „Bewegens" jedoch der interne „Zusammenhalt" an erster Stelle; das darüber hinaus Erreichte erfährt eine Relativierung, indem es an die subjektive Sicht der Beteiligten gebunden wird. Die Behauptung, etwas bewegt zu haben, wird zurückgenommen und die eigene Objektivität in dieser Hinsicht in Frage gestellt. Anders als an Stellen, an denen die Erzählerin ihre Begeisterung darüber zeigt, was „man" bewegt hat oder was „wir" bewegt haben, ist es hier offensichtlich nötig, sich gegen einen Nostalgieverdacht zu verwahren oder gar damit zu kokettieren.

Insgesamt zeigt sich an den Treffen mit ehemaligen Studien- und Arbeitskolleginnen, dass neben der Überführung der politischen Aktivität in andere Kontexte (v.a. den beruflichen) die Kontinuität mit den Zeiten des „Bewegens" über die Beschreibung persönlicher Beziehungen hergestellt wird. Mit weiteren Möglichkeiten einer Fortsetzung des politischen Engagements und seiner Übertragung in einen anderen Kontext nach Verlust des ursprünglichen setzt sich die Erzählerin auseinander, weist sie für sich jedoch zurück:

ehm so weit dass ich dann irgendwie zu den Grünen gegangen bin oder in irgend ne Partei eingetreten ist es eigentlich nie gekommen. fand ich irgendwie auch nicht - ich glaube ich war nicht gern in in so Organisationen und / I: hm / das war mir dann wieder zu eng. ich fand das schon in der Friedensbewegung zum Teil - eh schwierig. eh ja weil eh das das war dann ir_ also ich=e glaub ich hab dieses Problem damit wenn eh wenn man dann anfangen muss aus irgendwelchen Gründen so in eine Richtung zu denken ja? also wenn man nicht so - ehm das andere eigentlich nicht mehr zulassen kann. / I: mh / weil die Richtung irgendwie da langgeht. und=e das haben diese Organisationen oder dieses diese Sachen ja / I: mhm / in sich. also ich kann ja nicht alles gut finden. oder alles schlecht finden sondern es is=e gibt ja immer eine bestimmte Richtung und da deswegen glaub ich hab ich mich nie so - eh bin ich nie irgendwo Mitglied geworden / ((lacht)) / (30,46-31,19)

Die Gründung der GRÜNEN wird nicht nur in Theorien der Neuen Sozialen Bewegungen als Institutionalisierung der Studenten-, Frauen-, Friedens- und Umweltbewegung innerhalb fester Strukturen betrachtet (vgl. Brand 1987: 31). Die Popularität dieser Sichtweise ist es möglicherweise, die es der Erzählerin nahelegt, sich mit der Möglichkeit eines Parteieintritts auseinanderzusetzen und zu erklären, warum sie diesen quasi vorgezeichneten Weg nicht vollzogen hat. Die Formulierung, es sei „soweit nie gekommen“, unterstellt zudem, dass die Parteimitgliedschaft eine Art endgültige Form oder Konsequenz politischen Engagements, zumindest ein sichtbarer Ausweis dafür ist. In der Auseinandersetzung mit dieser Möglichkeit argumentiert die Erzählerin wieder nach einem bekannten Muster. Sie stellt der Logik der politischen Betätigung oder anderen von außen kommenden Ansprüchen eine eigene (biographische) Orientierung gegenüber, die das Argument gegen das Sich-Einlassen auf eine vorgezeichnete Logik ist.

Interessanterweise kommt in der weiteren Argumentation zu den Dynamiken der Partei- oder Bewegungspolitik eine grundsätzliche Haltung zum Tragen, die die Erzählerin schon an früheren Stellen des Interviews verdeutlicht hat. Schon in der Schilderung ihrer Auseinandersetzung mit dem autoritären Verhalten des Vaters oder dem Despotismus des Lehrers machte die Erzählerin eine generell autoritätskritische Haltung deutlich, womit sie die Basis für die Konstruktion einer politischen Orientierung legte. Diese Haltung wird nun erneut aufgegriffen in Form einer Verweigerung gegenüber Zwängen, wie sie in „Organisationen“ entstehen. Hier nimmt die Erzählerin zusätzlich eine analytische Perspektive ein, aus der heraus sie Strukturgesetzmäßigkeiten der Institutionalisierung von Bewegungen formuliert, die mit ihrer individuellen Haltung nicht in ein Passungsverhältnis gebracht werden können. Der „Widerstand“ bezieht sich damit auf autoritäre Strukturen generell, auch wenn sie innerhalb politisch engagierter und eigentlich anti-autoritär orientierter Kreise auftreten.

11.1.1.6 Resümee

Marlies Arndt macht die Beschreibung autoritärer Strukturen im sozialen Umfeld ihrer Kindheit zum Ausgangspunkt der Rekonstruktion ihrer politischen Orientierung. Sie stellt ihre Reaktion darauf zunächst als eine intuitive Renitenz dar. Der „Protest“ gegen den Vater und der „Widerstand“ in der Schule werden später jedoch auch mit einem Durchschauen der autoritären Struktur und einem Hinterfragen der Legitimität der Machtausübung verbunden. Im Fall des Vaters sieht die Erzählerin dies dadurch begünstigt, dass mit ihm offene verbale Auseinandersetzungen möglich waren. Sowohl die Kritik am Vater als auch die am Lehrer wird außerdem auf die Wahrnehmung von geschlechtsspezifischer Machtverteilung zurückgeführt: Die starke Position des Vaters basiert auf einer traditionellen „Rollenverteilung“ in der Familie, der Lehrer agiert nach einem Schema, in dem Mädchen systematisch diskriminiert werden.

Die intuitive Renitenz wird dann in eine kultivierte Rebellion überführt: Die Protagonistin manifestiert ihren Anspruch auf Selbstbestimmung, indem sie ihren Umgang mit Zeit und ihr äußeres Erscheinungsbild auf eine Weise „kultiviert“, die nicht den Vorgaben des Vaters entspricht, diese sogar offen verletzt. Damit ist, trotz Sanktionen, die Schaffung eines eigenen Gestaltungsspielraums verbunden. An diese Selbstkultivierung als Form des Protests knüpft die Erschließung weiterer Räume an, die einen Kontext für die Opposition zur Herkunftsfamilie und deren Lebensstil aufmachen. Die Wahl der Ausbildung auf der Werkkunstschule ist zugleich eine Absage an das kleinbürgerliche Herkunftsmilieu. Der Kontakt zur Künstlerszene eröffnet Einblicke in eine Welt, in der ganz offen mit Konventionen gebrochen wird.

In gewisser Weise erscheint der Kontakt zur Studentenbewegung als eine Fortsetzung der Verbindungen zur Künstlerszene. Damit erfolgt der Zugang zur politischen Rebellion ebenfalls über die Verbindung mit Kultur. Die Bewegung erscheint in der Erzählung zunächst als eine Art Ereignis im sozialen Umfeld der Protagonistin; die zunehmende eigene Beteiligung der Protagonistin wird über diesen unmittelbaren Kontakt, ein „Zu-tun-Haben“ mit bestimmten Leuten konstruiert.

Das Verhältnis von eigenen biographischen Projekten und der Beteiligung an der politischen Bewegung nimmt die Erzählerin immer wieder als Thema auf. Zum einen markiert sie Punkte, an denen sie gegen die Dynamik der Bewegung, von der sie sich erfasst sieht, an eigenen Projekten wie dem Studium festhält. Zum anderen sind Engagement in eigener Sache und ein weitergehender gesellschaftspolitischer Anspruch in ihren Aktivitäten miteinander verschränkt. So ist die Kinderladengründung gleichzeitig Teil des Auswegs aus einer biographischen Krise – u.a. weil mit der Organisation der Kinderbetreuung ein Studium möglich ist – und dem Programm einer Veränderung der Gesellschaft durch die Veränderung von

Erziehung verpflichtet. Das eigene Tun bekommt also einen weiter gefassten Kontext, wird argumentativ in größeren politischen Zusammenhängen verortet.

Im weiteren Verlauf der Lebensgeschichte bleibt das als politisch verstandene eigene Tun nicht ausschließlich an den Bewegungskontext gebunden, sondern wird in andere, stärker institutionalisierte Kontexte überführt. Das Studium und die Berufstätigkeit stellen solche Kontexte dar, in denen wiederum das soziale Moment eines gemeinsamen „Bewegens" von großer Bedeutung ist. Den Wechsel in den ebenfalls stärker institutionalisierten Kontext von Parteipolitik lehnt die Erzählerin dagegen ab – interessanterweise unter Bezugnahme auf autoritätskritische Motive, auf deren Basis sie schon die intuitive Renitenz in ihrer Jugend konstruiert hatte.

11.1.2 Thea Cadenberg: „Politisch. Irgendwie so als – magisches Wort" (7,49)

Wollte man Thea Cadenberg in ein Generationenmodell der Frauenbewegung einordnen, wie es etwa von Stoehr (1995) vorgelegt wurde (vgl. 3.2), so wäre sie aufgrund ihres Alters der sogenannten „Angebotsgeneration" (ebd.: 101) zuzuordnen. Die folgenden Rekonstruktionen werden ein weiteres Mal zeigen, wie begrenzt solche Typisierungen sind. Zwar spielen „Angebote" der von der Frauenbewegung geschaffenen institutionellen Strukturen eine große Rolle in dieser Lebensgeschichte, die über weite Strecken als eine Suche nach Kontexten, in denen sich die Erzählerin als politisches Subjekt erfahren kann, konstruiert ist. Wie sich im Folgenden zeigen wird, umfasst eben diese Selbstkonstitution als politisches Subjekt jedoch mehr als eine Nutzung von Vorgefundenem – nämlich aktive Gestaltung und Einflussnahme.

11.1.2.1 Faszination des „Alternativen"

Wie Marlies Arndt legt auch Thea Cadenberg bereits in den Erzählungen über ihre Jugend ‚Spuren', die auf ihr späteres „Politisiert"-Werden (16, 17) zulaufen. Sie tut das mit deutlicheren Bezugnahmen auf politische Inhalte und vor allem in anderer Form als Marlies Arndt. Zu Beginn des Interviews erzählt sie von ihrer eigenen ‚Spurensuche' nach der Entstehung ihres „Politisch"-Seins:

dann hab ich auch viel so mich immer so n bisschen öko gefühlt / ich hab gestern noch in meinen alten Unterlagen gewühlt ((schmunzelnd)) / und hab gedacht hab ich mir eigentlich nur eingebildet ich hätte mich so öko und alternativ gefühlt oder hab ich auch mich irgendwie hab ich mich so verhalten. hab dann gesehn dass ich mir ganz viel Greenpeace-Broschüren angefordert hatte und auch sonst irgendwie ehm ich hab noch so andere Sachen gefunden ich weiß es gar nicht mehr genau - also zumindest - hab ich mich zumindest irgendwo mal informiert

also so - ich hab nie was getan tatsächlich aber ich war so - man könnte ja mal dies und jenes eigentlich tun. (2,38-45)

Die Erinnerung, sich „öko gefühlt“ zu haben gibt in ihrer Unkonkretheit Anlass zur Schilderung eines aktuellen Rekonstruktionsversuchs der eigenen Vergangenheit. Es wird nach handfesten Belegen für etwas gesucht, worauf das erinnerte Gefühl referiert; in der Retrospektive ist fraglich geworden, ob das Gefühl berechtigt oder nur „eingebildet“ war. Der Maßstab, der für die Berechtigung des Gefühls angelegt wird, ist das „Verhalten“. Damit wird ein gegenwärtiger reflektierter Anspruch an die Vergangenheit herangetragen. Was zum Vorschein kommt, ist ein Zwischending, das die Erzählerin halb kritisch, halb wohlwollend bewertet, nämlich die Informiertheit und die Option „man könnte ja mal dies und jenes eigentlich tun.“ Dies macht die Erzählerin an etwas ganz Materiellem fest: In den „Greenpeace-Broschüren“ konkretisiert sich symbolisch der Inhalt der Vokabel „öko“. Sich so zu „fühlen“, konnte mit dem Rückgriff auf vorhandene Labels und Programme von existierenden Institutionen verbunden werden. Der Beginn einer politischen Sensibilität lässt sich damit als ein zaghaftes Sich-Ausstatten mit Informationen und Programmatiken rekonstruieren, die das Eintreten für ein bestimmtes politisches Anliegen konkreter machen. Es ist also etwas vorhanden, an dem sich – damals und im Rückblick – ein „Sich-öko-Fühlen“ festmachen lässt.

Diese sorgfältige Suche nach den Wurzeln oder ersten Anzeichen einer politischen Orientierung zeigt, dass die Erzählerin dem, was sie hier grundgelegt sieht, große Bedeutung beimisst. Auch eine weitere Episode, an die sie sich anlässlich des Interviews wieder erinnert, hebt die Erzählerin als „was total Wichtiges“ (6,13) hervor. Die Episode handelt von der Bekanntschaft mit einer anderen 14jährigen, die sie als „total cool“ und „irgendwie so frauenengagiert“ beschreibt (5,2). In der dazugehörigen Hintergrundkonstruktion über die unterschiedlichen schulischen Umgebungen der beiden Mädchen taucht bereits ein Muster auf, das im Zusammenhang mit der Entwicklung einer politischen Orientierung immer wieder relevant gemacht wird:

in Tefurt gabs zwei Gymnasien / I: mh / wir waren das nette adrette spießige evangelische elitäre - und die andern waren halt so das rote Gymnasium - und das hat mich schon auch immer fasziniert so. ich hab Leute gekannt die sahen alle toller aus das war alles so - alternative Schluffis irgendwie auch Frauen mit gefärbten Haaren und sowas also ganz anders als bei uns. (4,30-35)

In dieser Hintergrundkonstruktion werden die Differenzlinien zwischen dem Gymnasium, das die Protagonistin besucht, und dem anderen Gymnasium einerseits als politische Differenzlinien („elitär“ vs. „rot“) und zugleich über sehr konkrete stilistische Merkmale des äußeren Erscheinungsbilds der SchülerInnen identifiziert („adrett“ und „spießig“ vs.

„Schluffis“ und „Frauen mit gefärbten Haaren“). Die Wertung der Erzählerin ist eindeutig. Das „Nette“ der eigenen Schule wird ironisiert, der Stil der anderen Schule wird explizit als „faszinierend“ und „toller“ gewertet. „Faszinierend“ scheint hier schon das „Alternative“, die Abweichung an sich zu sein; allerdings ist auch klar, dass die äußerlichen Selbstinszenierungen eine politische Positionierung bedeuten und inhaltliche Botschaften enthalten, die jedoch keine weitere Erläuterung erfahren.

Die Bekannte, deren Einführung der Anlass für die Hintergrundkonstruktion ist, nimmt die Protagonistin in das örtliche Jugendzentrum und zu einem Seminar „Frauen Männer Körpersprache“ mit (5,2ff).

und es waren nur diese ganzen coolen - Frauen da - halt vom andern Gymnasium - ich glaub es war nur für Frauen ich weiß es gar nicht mehr die sind mir zumindest in Erinnerung geblieben - und ich konnts die ganze Zeit nicht fassen echt dass ich mit denen da sein durfte so dass ich so / I: mh / in diesem in diese Welt auf einmal reingekommen bin. ja dann haben wir da auch viel gemacht und ich fands auch ganz spannend und dann abends zusammen gekocht und so und - dann war auch noch Party ja. (5,8-16)

Die Erzählerin zeigt sich hier von dem Erlebnis des Seminars nachhaltig beeindruckt; im Vordergrund stehen jedoch wiederum nicht dessen Inhalte, etwa Einsichten über Strukturen des Geschlechterverhältnisses, die eine ‚politisierende‘ Wirkung hätten haben können. Es sind vielmehr „diese ganzen coolen Frauen“ und damit die (vorübergehende) Zugehörigkeit zu ihnen, die die Protagonistin faszinieren. Die Erzählerin fasst dies mit der Metapher einer „Welt“, zu der sie unvermutet einen Zugang erhält, den sie als Privileg begreift. Der Zugang zu dieser Welt beschränkt sich nicht auf Anwesenheit, sondern im gemeinsamen Tun ist von einem „Wir“ die Rede, dem die Protagonistin sich zurechnen kann.

Diese Zugehörigkeit bleibt jedoch begrenzt und geht mit dem Kontakt zu der Bekannten wieder verloren. Die Erzählerin beendet die Episode mit einem aufschlussreichen Bild:

also es war so als wenn ich so die Tür geöffnet hätte aber es hat nicht ganz geklappt und ich bin wieder wieder / I: mh / rausgefallen so und musste erstmal echt noch n paar Jahre warten. bis das nochmal so weit ging. (5,23-27)

Mit dem Bild der Tür wird die Raummetaphorik wieder aufgegriffen, derer sich die Erzählerin in ähnlicher Weise mit dem Bild einer anderen, neuen „Welt“ bedient hat. Wie in der Episode über das Seminar ist hier der Auslöser für die Begegnung mit Neuem nicht ihre eigene Aktivität, sondern die metaphorische Tür öffnet sie wie von Zauberhand und gibt den Blick auf einen Raum frei, der jedoch nicht dauerhaft betreten werden kann. Ebenfalls ohne selbst Einfluss darauf nehmen zu können, ist die Protagonistin „wieder rausgefallen“. Das jahrelange Warten auf ein erneutes Öff-

nen der Tür und ein Vordringen in den faszinierenden Raum muten fast mythologisch an. Darin liegt auch ein schicksalhafter Zug; dass sich der Zugang wieder eröffnent, wird an dieser Stelle sozusagen zur Verheißung.

Erzählerisch wird damit eine Spur zu Späterem gelegt; die Protagonistin hat mittlerweile Zugang zu dieser Art von Räumen. Die Episode erlangt im Nachhinein Bedeutung, weil sie sich als Hinweis auf die später eingeschlagene Richtung lesen lässt, und wird nun als eine Art richtungweisende Markierung oder Meilenstein für die Dramaturgie der biographischen Erzählung eingesetzt.

Eine weitere Episode, die diesen Charakter eines Meilensteins bekommt, weil sie auf Späteres verweist, schildert die Erzählerin im Zusammenhang eines Aufenthalts in Lateinamerika nach Beendigung ihrer Lehre, wo sie unter anderem die Familie eines ehemaligen Austauschülers besucht.

und hatte dort auch zum ersten Mal ehm - so das war halt die Familie eh war halt sehr sehr reich - und ich hab dort zum ersten Mal verstanden was eigentlich diese ganze Dritte-Welt-Problematik will. also hab gesehn dass es da ziemlich schlimm und arm aussieht und diese Familie war mir ziemlich schnell klar die haben schon ne Ausnahmestellung die gehören zu den absoluten upper Tausend nicht mal Zehntausend wahrscheinlich - und ich hab halt in der Zeit ehm - war ich mit nem Schwarzen auch befreundet nem schwarzen Amerikaner - und ich bin bei der Familie nur am Anfang gewesen dann war ich allein unterwegs und dann nochmal am Ende und hab das denen dann irgendwann in meinen Reisebeschreibungen so erzählt was ich alles gemacht hab und die haben mich unterbrochen und haben gesagt ehm - wie n Schwarzen. ich sag ja eh n Schwarzen. und das fanden die halt ganz ganz schlimm und meinten wie mir sowas einfallen könnte und wie ich denn sowas tun könnte mich mit nem Schwarzen abgeben - und das war für mich auch n ganz krasser Moment wo ich so gedacht hab / I: mh / okay. also ich hab vorher gehört das es rassistisch Rassismus gibt - aber ne? das war einfach abstrakt ich hab noch nie jemanden vorher gesehn der sowas sagt. (15,2-17)

Die Erzählerin rekonstruiert hier sozusagen ein Schlüsselerlebnis – ein Ereignis, durch das sich ihre gewohnte Sicht der Dinge einschneidend ändert. Diese Veränderung konzentriert sich in dem „ersten Mal“ bzw. dem „krassen Moment“; sie wird nicht als ein Prozess rekonstruiert, sondern als eine quasi blitzartige Erkenntnis. Diese kommt aufgrund der Massivität der Kontraste zustande, die die Protagonistin wahrnimmt. Die allgemeine Armut auf der einen und die „Ausnahmestellung“ der reichen Gastfamilie auf der anderen Seite machen ihr plötzlich etwas begreiflich, was zuvor als „diese ganze Dritte-Welt-Problematik“ nur eine theoretische Einsicht war. Ebenso ist es mit dem Rassismus, von dem die Protagonistin „vorher gehört“ hat, und der nun in der Ablehnung des schwarzen Freundes durch die Gastfamilie exemplarisch ganz offen zutage tritt. Was zuvor „abstrakt“

war, wird nun konkret und persönlich, und die Erzählerin ist auch ganz persönlich involviert.

Die Involviertheit der Erzählerin ist in beiden Fällen, dem des Gefälles zwischen Reich und Arm und dem des Rassismus der Weißen, kompliziert gelagert. Die Protagonistin ist nicht selbst von Armut oder Rassismus betroffen. Sie steht zunächst auf der Seite der Profiteure; als Gast bei einer reichen Familie und als Weiße wird sie von den RassistInnen akzeptiert und ebenfalls zu einem rassistischen Verhalten aufgefordert. Ihre Positionierung erfolgt jedoch durch die Aufmerksamkeit für die „Dritte-Welt-Problematik", die die ungerechte Verteilung von Reichtum skandalisiert, und die Ablehnung von Rassismus. Das politische Statement speist sich nicht aus der eigenen Betroffenheit oder Verteidigung von Privilegien, sondern beruht auf einer theoretischen Überzeugung, die angesichts der konkreten Manifestierung von Ungerechtigkeit und Rassismus durch den unmittelbaren Erfahrungsbezug aktiviert wird.

Als Grundlage eines Politisierungsprozesses, um den es hier geht, unterscheidet sich dies von der zuvor beschriebenen Faszination von „alternativen" und „linken" Personen und Kontexten. Die geschilderte Erfahrung ist anders als etwa bei der Berührung mit einer alternativen Szene ganz klar eine negative, bedrückende und empörende. Es ist aber auch keine Erfahrung einer unmittelbaren eigenen Betroffenheit von Diskriminierung oder Unterdrückung, die häufig als Motor politischen Engagements unterstellt wird. Es ist die Empörung über die Diskriminierung und Unterdrückung anderer, die hier zum Schlüsselerlebnis wird.

11.1.2.2 „Politisiert" durch „Kontakt"

Im weiteren Verlauf des Interviews ist es vor allem die ‚Verheißung' einer faszinierenden Welt und der Zugehörigkeit zu ‚alternativen' Kreisen, an die die Erzählerin anknüpft. Das Motiv des „Politisch"-Seins wird zunächst im Kontext des ersten Anlaufs zu einem Studium weitergeführt:

aber witzigerweise war dreiundneunzig gleich dieser große Studentenstreik. / I: ah ja / da bin ich gleich reingeraten weil ich halt immer schon Lust hatte - mich politisch zu betätigen. aber ich wusste nie wie. ich hab einfach nie n Einstieg gefunden. aber es war immer im Kopf ich will - will was machen. politisch. irgendwie so als - magisches Wort. und da hab ich mich gleich ziemlich reingestürzt also Plakate mit gemalt und dann da ich fands einfach schon toll mit den andern - ja s waren vor allem so so Freaks die da halt auch ehm mit Pallituch und sowas und Hängepullovern - da halt ehm auch Plakate gemalt haben ich fand einfach die Atmosphäre und von den Leuten das das sind eigentlich die mit denen ich zu tun haben will. (7,45-8,3)

Das mittlerweile ‚historische' Ereignis des „großen Studentenstreiks" wird hier zur konkreten Gelegenheitsstruktur, in der die Erzählerin die Realisie-

rung einer Disposition verortet. Diese Disposition, sich „politisch zu betätigen“, führt sie zwar ausführlich ein, füllt sie aber inhaltlich nicht näher. Die Formulierung „politisch. irgendwie so als - magisches Wort“ trifft diesen Sachverhalt sehr gut, weil es sowohl die inhaltliche Leerstelle als auch die Anziehungskraft des nicht genauer zu Definierenden einfängt. Obwohl sich das „Politisch“-Sein im Folgenden vor allem im Tun konkretisiert und implizit auch klar wird, dass es eine bestimmte inhaltliche Ausrichtung hat, auch wenn diese unbenannt bleibt, steht hier wieder die soziale Integration im Vordergrund. Dabei fungiert, wie schon zuvor, ein bestimmtes äußeres Erscheinungsbild mit einschlägigen Accessoires als Erkennungszeichen. Die Beschreibung eines bestimmten Habitus und eine konkrete politische Aktivität werden hier einander zugeordnet. Die äußerliche Manifestation des „Politisch“-Seins über bestimmte Symbole bzw. über diesen Habitus, das politische Engagement und die Zugehörigkeit zu einer Gruppe, die dann nicht mehr nur über das gemeinsame politische Anliegen, sondern auch eine „Atmosphäre“ definiert ist, sind hier untrennbar miteinander verwoben.

Nach dem Abbruch des Studiums schildert die Erzählerin die Ausbildung als Kauffrau und die damit verbundenen Auslandserfahrungen vor allem unter dem Aspekt ihres „Anders“-Seins, ihrer Abweichung von den „Normalos“ (12,2) und der Bestätigung dieser Abweichung durch andere (vgl. 10.2.3.2). Danach wird das Label „politisch“ wieder zur Orientierung für die weitere Entwicklung aufgenommen. Bei der Entscheidung für ein Studium bzw. einen Studienort ist dies ein wichtiges Argument: „Und vor allen Dingen wurde so gesagt Aberg ist ne ganz linke politische Uni. ich so ja. ich will einfach endlich mal sowas - / I: mh / Kontakt dazu kriegen“ (14,26ff). Mit diesem „Kontakt dazu kriegen“ wird ein Programm formuliert; dieses geht davon aus, dass das „Politische“, das zuvor als „magisches Wort“ eine nicht näher zu identifizierende Versprechung beinhaltete, an einem bestimmten ‚Ort‘ tatsächlich auffindbar ist.

Dass der „Kontakt“ hier gezielt gesucht werden soll, stellt einen interessanten Unterschied zur ‚politischen Biographie‘ von Marlies Arndt dar, in der der „Kontakt“ ebenfalls eine zentrale Rolle spielt. Jedoch geht bei ihr das politische Interesse nur zum Teil der Suche nach Kontakten voraus (wie etwa im Fall der Kinderladengründung). Den Beginn ihrer Politisierung konstruiert sie eher als auf zufälligen Kontakten zu ganz konkreten Menschen beruhend, aus denen heraus eine gemeinsame politische Praxis entsteht. Thea Cadenberg dagegen folgt in ihrer Formulierung eher einem intentionalen Schema, das in gewisser Weise eine Politisierung oder zumindest eine politische Sensibilisierung bereits voraussetzt; ihr fehlen lediglich Anknüpfungspunkte für eine inhaltliche Konkretisierung und soziale Verankerung des „Politischen“, um aus dem „magischen Wort“ eine Realität zu machen.

Die Schilderung des Studienbeginns in Aberg orientiert sich an diesem Programm und beschreibt mehr oder weniger seine Einlösung. Die Erzählerin hält zunächst fest: „S war ganz toll. es war wie ichs mir vorgestellt hab“ (15,38) und belegt dies mit ihrer Auswahl von Seminaren, unter denen „eigentlich nur so politische Sachen was weiß ich dritte Welt The_ Thematik ganz viel Lateinamerika“ (15,41f) sind, und mit der erfolgreichen Suche nach einem „politische[n] Tutorat“ (15,43), das sich als „Einstieg eigentlich in die richtigen - Leute so in Aberg“ (15,47) erweist. Damit kann, wie in 10.2.3.3 beschrieben, ein Passungsverhältnis zwischen Ausbildung, Konkretisierung des biographischen Projekts eines politischen Engagements und sozialer Zugehörigkeit hergestellt werden.

Der „Kontakt“ bekommt jedoch auch eine Eigendynamik, die über das intentional Anvisierte hinausgeht:

ehm die [Mitglieder des politischen Tutorats, C.T.] waren halt auch feministisch drauf das war zum ersten Mal so aaah / ((lacht)) / da irgendwie da sind welche. und der Witz war es tat mir auch so gut mit Frauen zu tun zu haben weil ich hatte in meiner WG sehr viel Männer - / I: mh / war hat sich halt so ergeben und irgendwann hab ich gemerkt das is komisch. und in diesem Tutorat ehm waren halt fast nur Frauen und einfach auch frauenbewusste Frauen und das war so wie - wow - fallen lassen. s war so richtig gut mal - ehm - ja einfach mal wieder so - so normal sein zu können oder so. auch so anregend mit den_ mit denen zu sein. (15,50-16,8)

Die Identifizierung der Tutoratskolleginnen als „feministisch drauf“ wird hier wie eine Entdeckung einer seltenen, bislang nur vom Hörensagen bekannten Spezies inszeniert, was dem Ganzen auch eine gewisse Komik verleiht. Es setzt voraus, dass die Protagonistin durchaus eine Vorstellung davon hat, was „feministisch“ bedeutet, allerdings in einer abstrakten Form, der jetzt sozusagen die personifizierte Form („welche“) gegenübergestellt wird. Dabei bleibt jedoch eine Spannung bestehen zu der Beschreibung der entsprechenden Personen als „auch feministisch drauf“; sie sind nicht einfach die Feministinnen, wie sie, bildlich gesprochen, ‚im Buche stehen‘ und entsprechen nicht einfach einem Typus, von dem sich die Protagonistin aus dem sprichwörtlichen ‚Buche‘ eine abstrakte Vorstellung gemacht hat. „Feministisch“ ist nur ein Teil ihrer Charakterisierung, und sie sind nicht einfach Feministinnen, sondern sie sind so „drauf“, nehmen also eher eine bestimmte Haltung ein. Damit ist die Metaphorik der Entdeckung einer seltenen Spezies in sich relativiert.

Bei der Erklärung des „Witzes“, der Pointe dieser Entdeckung wird dann nicht mehr auf die Kategorie „feministisch“ Bezug genommen, sondern diese wird sozusagen übersetzt und mit einer bestimmten Erfahrung konkretisiert. Die Übersetzung, die in der Beschreibung der Erfahrung geleistet wird, ist das Relevantmachen der Geschlechterkategorie und die explizite Bezugnahme auf Frauen in einem positiven Sinn. Erfahrungen im

privaten Bereich (WG) bzw. ‚private' Empfindungen in einem (halb-)öffentlichen Bereich (Tutorat an der Universität) werden über die Geschlechterkategorie sortiert und kontrastiert. Das macht die „komischen" Gefühle, die mit der Gegenwart von Männern verbunden sind, deutbar und in bestimmter Weise relevant. Über die weitergehende Kategorisierung der Frauen, mit denen die Erzählerin gute Erfahrungen verbindet, als „frauenbewusst" wird eine reflexive Ebene eingezogen, die die Erklärung für die guten Erfahrungen liefert. „Frauenbewusst" könnte hier als ein anderes Wort für „feministisch" gelesen werden; es stellt jedoch neben der Kritik an einem hierarchischen Geschlechterverhältnis noch deutlicher die positive Identifizierung und reflektierte Bezugnahme auf die Gemeinsamkeit von Frauen in den Vordergrund.

Diese Reflektiertheit und Programmatik bildet in der Konstruktion der Erzählerin die Grundlage für einen sozialen Kontext, an dem sie in einer überraschenden Entspanntheit partizipieren kann. Wiederum geht es hier um eher ‚private' Empfindungen, obwohl „frauenbewusst" ebenso wie „feministisch" in erster Linie politische Kategorien sind. Doch dies spiegelt möglicherweise schon die programmatisch enge Verbindung von Persönlichem und Politischem wider, die in diesen Ansätzen mitgedacht ist. Das persönliche Empfinden im Kreise anderer, die mit diesem Ansatz operieren, kann sozusagen als Bestätigung des Erfolgs ihrer ‚Mikropolitik' gelesen werden.

Die ‚privaten' Empfindungen bringt die Erzählerin jedoch auch mit der anderen Seite der Programmatik, mit einer politischen Aktivität in Verbindung:

also ich glaub ich bin in dieser Zeit in wenigen Monaten von von Null auf Hundert politisiert worden - ehm grade auch diese Frauensachen es gab da n Frauenraum an der Uni und irgendwie bin ich dann halt auch durch die Frauen da hingekommen - und fand das halt immer schon eigentlich spannend aber ich hab da nie richtig Kontakt gehabt. und da hab ich mich dann echt gleich ganz reingestürzt. so ja und dann mitmachen und so und - hab im Grund auch schon nach vier Monaten selber in der Uni gestanden und Kaffee ausgeschüttet für die Nächsten - weiß ich nicht für irgendwelche Diskussionsveranstaltungen oder so also war gleich so alles mitmachen. (16,16-22)

Die Erzählerin reflektiert hier ihre Erfahrungen ganz explizit als ein „Politisiert-Werden" und verwendet damit einen Begriff, der mit einem bestimmten Genre von Geschichten verbunden ist. Menschen, die von sich sagen, sei seien politisiert (worden) oder etwas habe sie politisiert – im Zusammenhang mit Personen sind nur Satzkonstruktionen möglich, in denen diese das Objekt sind – können in der Regel darüber Auskunft geben, aus welchem Anlass oder durch welche Erfahrungen sie zu politisch denkenden und agierenden Menschen wurden. Dahinter steht ein Konzept der Genese eines Selbstverständnisses als politisches Subjekt in einer konkre-

ten biographischen und ggf. historischen Situation, in der eine Art Initialzündung geschieht und Bewusstwerdungsprozesse auslöst. Dieses Geschehen gilt damit als reflexiv zugänglich und datierbar.

Auch hier wird mit diesem Konzept gearbeitet. Dabei verwundert es zunächst, dass von einer Politisierung „von Null auf Hundert“ die Rede ist, nachdem die Erzählerin schon zuvor immer wieder ihre Sensibilität und ihr Interesse an „Politischem“ betont hat. Was sie hier beschreibt, unterscheidet sich jedoch in zwei wesentlichen Punkten vom Vorhergehenden: Es existiert ein tragfähiger sozialer Bezug zu Personen, die „Politisches“ repräsentieren, und die Protagonistin wird selbst zur Akteurin. Damit ist das Vorgezeichnete realisiert, die zuvor formulierten Wünsche werden eingelöst.

Der erste Schlüsselbegriff in diesem Zusammenhang ist „Kontakt“. Was zuvor gefehlt hat, bedingt nun die Politisierung. Zu den „Frauensachen“ und dem „Frauenraum“ entsteht ein Kontakt durch ganz konkrete Personen, durch „die Frauen“, von denen zuvor die Rede war. Alles wird miteinander verbunden durch einen inhaltlichen Bezug, der mit dem Label „Frauen“ überschrieben, aber nur unzureichend konkretisiert ist. Es weist auf eine dahinterstehende Programmatik hin, die zuvor in Zusammenhang mit dem Begriff „frauenbewusst“ umschrieben wurde. Der Bezugspunkt der Politisierung liegt also im weitesten Sinne in einer kritischen Auseinandersetzung mit bestehenden Geschlechterverhältnissen und in dem Bemühen um deren Veränderung u.a. durch die positive Bezugnahme auf die Kategorie „Frauen“.

Der zweite zentrale Begriff ist „mitmachen“. Die Erzählerin illustriert ihn, indem sie mit dem Bild des „Reinstürzens“ und der Betonung des kurzen Zeitraums der Entwicklung die Dynamik ihrer Aktivität veranschaulicht. Das Beispiel des Kaffeeausschanks bei „irgendwelchen Diskussionsveranstaltungen“ macht eher die sinnliche und soziale Qualität des Aktivseins anschaulich als seine politisch-inhaltliche Seite; es zeigt aber auch, dass die Aktivität als Mit-Machen auf etwas bereits Vorhandenes bezogen ist, an das die Protagonistin anschließen und darin eine der Funktionen ausfüllen kann, mit der sie als Neuling nicht gleich im Rampenlicht steht. Das Mit-Machen findet innerhalb eines bestehenden Kontexts statt, der über Personal („die Frauen“), Infrastrukturen („Frauenraum“) und eine etablierte Praxis des Politik-Machens („Diskussionsveranstaltungen“) verfügt. Die Protagonistin greift darauf zurück und wendet sich ihrerseits an „die Nächsten“, die ebenfalls damit in „Kontakt“ kommen.

Dieser Rückgriff auf Vorhandenes erweist sich auch, was die Inhalte der politischen Positionierung betrifft, als Strukturmerkmal des Zusammenhangs, den die Erzählerin beschreibt. Sie berichtet von einer „Frauenru_ gruppe / I: mh / so wo wir halt feministische Texte gelesen haben drüber geredet haben so was macht das mit uns und können wir uns das vorstellen“ (17,25ff). Das beschriebene Vorgehen unterscheidet sich deutlich

vom Konzept der Consciousness Raising Groups, das Ende der 1970er Jahre in der Frauenbewegung Verbreitung fand. Dieses zielte darauf ab, bei den Erfahrungen der Einzelnen anzusetzen, diese in der Gruppe zu vergleichen und schließlich zu theoretisieren (vgl. Allen 1972; Wagner 1973). Die Praxis, die die Erzählerin hier beschreibt, geht den umgekehrten Weg. Es wird von „feministischen Texten“ ausgegangen und ein Abgleich mit eigenen Erfahrungen versucht; der Auseinandersetzung mit Theorien wird sogar ein Einfluss auf das eigene Erleben oder auf die Herstellung von Erfahrung zugeschrieben („was macht das mit uns“). Ähnlich wie die Möglichkeit eines Rückgriffs auf bestehende Infrastrukturen besteht also hier die Möglichkeit der Rezeption von verfügbaren Inhalten, Theorien oder Programmatiken.

11.1.2.3 „Politisch“ als Orientierungsmaßstab für Zusammen-Leben und Berufs-Leben

Die Kategorie „Frauen“, auf die die Erzählerin zuvor in der Beschreibung ihrer „Politisierung“ Bezug nimmt, erhält im Folgenden auch eine Relevanz für andere Entscheidungen:

ja ich bin dann umgezogen hab dann lange gesucht und bin dann tatsächlich in ner Frauen-WG und zwar in ner explizit Frauen-WG ehm f_ also lesbisch bisexuell hetero so ungefähr also ehm haben sie mich halt damals gefragt was also es wär schon wichtig zwei von ihnen leben ganz klar lesbisch und das wär schon so ne WG wo auch nicht nur - jetzt die ganze Zeit Männerbesuch toll sei also es wär schon - mit Einschränkungen. und für mich war das aber alles toll ich wollte bloß / I: mh / ich wollte voll auch in diese Frauenszene rein. (16,27-33)

Mit der Erwähnung des Umzugs scheint nach der Geschichte der Politisierung zunächst ein anderer Kontext aufgemacht zu werden, nämlich der des Zusammen-Lebens, ein in der klassischen Zweiteilung eher dem Privaten zugeordneter Kontext. Doch schon der unmittelbare Anschluss an das Politisierungsthema und die Hervorhebung der Kategorie „Frauen“ verweist darauf, dass beides miteinander assoziiert ist. Der Verweis, dass es sich bei der sorgfältig ausgewählten neuen WG um eine „explizit Frauen-WG“ handelt, macht deutlich, dass das Zusammen-Leben mit Frauen hier Programm ist und einen bestimmten Hintergrund hat, der mit der „Politisierung“ in Zusammenhang steht. Zu der affirmativen Bezugnahme auf Frau-Sein als Grundlage des Zusammen-Lebens kommt die Thematisierung von sexueller Orientierung als eine zusätzliche, noch exklusivere gemeinsame Zentrierung auf die Kategorie „Frauen“ hinzu. Mit der Erklärung ihrer Motivation, über die WG Zugang zur „Frauenszene“ zu bekommen, wird die WG und die Positionierung der Erzählerin noch deutlicher in den Zusammenhang einer bestimmten Programmatik gestellt, die Privates mit Politischem verbindet. Durch den Verweis auf die „Frauenszene“ verortet die

Erzählerin das, worüber sie spricht, im Rahmen einer ganz bestimmten Ideologie, die sie aber nicht näher zu erläutern braucht, weil sie (mindestens bei der Interviewerin) Hintergrundwissen darüber unterstellen kann, das mit den verwendeten Begriffen verbunden ist.

Das Label „Frauen-“ erhält in dieser Passage eine Art Orientierungsfunktion, es wird sozusagen zum Kompass für die Bewegung in eine bestimmte Richtung, die nicht nur in einem im engeren Sinne politischen Kontext stattfindet, sondern auch in anderen wie dem Kontext des Zusammen-Lebens. Über die Kategorie „Frauen-“ werden auch andere Teile des Lebens „politisiert“, bekommt die Politisierung eine ‚ganzheitliche‘ Dynamik. Wie ein Kompass orientiert „Frauen-“ die Suche nach sozialen Räumen, in denen gemeinschaftlich eine politische Programmatik lebbar und praktizierbar wird. Interessant ist dabei, dass dafür nicht in erster Linie etwa negative Erfahrungen als Motivation genannt werden, sondern die Zustimmung zu einem ideologischen, politischen Programm, positive Erfahrungen mit seiner Umsetzung oder eine Faszination.

Ähnlich wie „Frauen-“ organisiert auch das Label „politisch“ die Erklärung von Motiven für erzählte Handlungen und die Evaluation von Erfahrungen. So resümiert die Erzählerin ihren Studienaufenthalt in Spanien unter diesem Aspekt: „Ich hab mich für die falsche Stadt entschieden. [...] da=e war nix los da war politisch nix los obwohl ichs verzweifelt gesucht habe“ (19,41ff). Das „Politische“ wird jedoch nicht nur im Rückblick zur Erklärung der Erfahrungen relevant gemacht, sondern es wird, ebenso wie oben „Frauen-“, auch als Leitfigur des damaligen Handelns eingeführt: Die Protagonistin hat es „verzweifelt gesucht“. Die Erzählerin macht die Suche nach Räumen, in denen politische Perspektiven auf bestehende Realitäten in eine soziale Praxis umgesetzt werden, zum roten Faden ihrer Erzählung, bewertet und ordnet von diesem Motiv aus ihre Erlebnisse und macht sie dadurch zu Erfahrungen.

Darauf aufbauend kann die Erzählerin einen Entwurf formulieren, wie sie leben möchte, was sie tun möchte und was nicht, mit welchen Leuten sie zusammen sein möchte und welchen Erfahrungen sie sich aussetzen will. Das gilt auch in Spanien wieder für die Suche nach einer Wohngemeinschaft, also sozusagen kontextübergreifend. In der WG, in die die Protagonistin letztendlich einzieht, „wohnten halt ne ältere Deutsche, die war so - über 30 und nen knapp 50jähriger Spanier und beide sahen total alternativ aus ja? und die Wohnung war auch so richtig schön alternativ. und ich hab mich gleich wohlgefühlt“ (20,1-3). Die Entscheidung gegen eine andere WG wird folgendermaßen begründet: „Das war so ne total gefühllose - langweilige Studi-WG und ich hab gedacht vielleicht hab ich mir mit denen auch gar nichts zu sagen und das sind vielleicht so ganz normale Spanierinnen“ (20,8-10). „Alternativ“ versus „normal“ dient hier, ebenso wie „politisch“, als eine Art Raster, das eine Bewegung im sozialen Raum orientiert bzw. im Rückblick die Motivation dazu erklärt. „Alterna-

tiv"-Sein als gemeinsame Basis ist der Garant für ein Gelingen des Zusammen-Lebens, und dies wird hier ausdrücklich auf der emotionalen Ebene festgemacht: Es geht der Erzählerin darum, sich „wohlzufühlen", bzw. kann ihrer Erfahrung nach Zusammen-Leben nicht funktionieren, wo dafür keine Gefühle aufgebracht werden. Damit wird eine Brücke von der Programmatik des „Alternativen" mit ihren vielen, u.a. politischen Dimensionen zur Qualität konkreter zwischenmenschlicher Beziehungen geschlagen.

In der weiteren Schilderung der WG belegt die Erzählerin die Tragfähigkeit dieser Orientierung an der Kategorie „alternativ" und die des Brückenschlags zur persönlichen Beziehungsebene. Sie resümiert zunächst: „Wir waren einfach auf einer Wellenlänge" (20,21). Dann charakterisiert sie ihre MitbewohnerInnen aber vor allem über ihre explizit politische Vergangenheit – die Mitbewohnerin als eine der „Frauen aus dieser 80er Bewegung" (20,25) und den Mitbewohner als politisch Verfolgten der Franco-Diktatur. Politisch-Sein und zwischenmenschliche Beziehung sind hier also aufs Engste verknüpft.

Die Kategorie „alternativ" wird auch noch in anderen Kontexten zur ‚Sortierung' von InteraktionspartnerInnen herangezogen. So erfolgt darüber eine Charakterisierung der beiden wichtigsten Freundinnen, die die Protagonistin während ihres Spanienaufenthalts gewinnt: Obwohl „die beiden [...] längst nicht so alternativ wie ich" (21,18) und „überhaupt nicht feministisch irgendwie engagiert" (21,23f) sind, rekonstruiert die Erzählerin als Grundlage der Freundschaft eine gemeinsame Art, mit den Zumutungen geschlechterstereotypisierender Interaktionsschemata zwischen spanischen Männern und ausländischen Studentinnen umzugehen. Das Beispiel der Freundinnen macht deutlich, dass die Kategorisierung sozialer Beziehungen nach der Ausprägung einer gemeinsamen weltanschaulichen Basis zwar in unterschiedlichen Kontexten Anwendung findet. Gleichzeitig ist sie aber relativ flexibel, und es können auch dort Anschlussmöglichkeiten gesucht werden, wo keine einschlägige „politische" Orientierung der BeziehungspartnerInnen vorhanden ist.

Das Orientierungsmuster wird im weiteren Verlauf auch im Zusammenhang einer erneuten Studienortwahl verwendet; bei der Suche nach für die Protagonistin und ihren Freund geeigneten gemeinsamen Studienorten fällt Süddeutschland zunächst mit dem Argument weg, dass „man immer so sagt in Süddeutschland is alles so - konservativ und spießig da kann man einfach nicht hingehen" (23,15-17). Auf der Suche nach einer sozialen Verortung in der neuen Stadt dient das Orientierungsmuster im positiven, produktiven Sinn wiederum als eine Art „Kompass":

ja ich hab natürlich in Debrücken wusst ich viel mehr noch was ich will und hab mir echt gezielt meine Leute gesucht. also ich glaub das war so der dritte Anlauf nach Ausbildung oder nach Habeck Studium dann Aberg wo ich schon besser wusste und in Debrücken war klar / I: mh / ich will politische Zusammenhänge

ich will Frauenzusammenhänge und - ehm ja. dann hab ich das wirklich so - / so gesucht ((schmunzelnd)) / in der Uni und hab auch echt - ja ich mein ich bin super zufrieden ich hab einfach wirklich sehr sehr viel nette Leute kennen gelernt (24,50-25,7)

An dieser Stelle wird der Aspekt der Suche nach politischen Kontexten, der bisher schon implizit einen roten Faden der Erzählung bildete, auf einer selbstreflexiven, theoretisierenden Ebene als eine Art Muster oder eine Logik der bisherigen Erfahrungen prägnant auf den Punkt gebracht. Die Erzählerin übersetzt ihre bisherigen Erfahrungen in das Bild des „Anlauf"-Nehmens. Jede der drei genannten Stationen war ein solcher Anlauf mit dem Ziel, einen dem „magischen Wort" oder der faszinierenden „Welt" entsprechenden sozialen Kontext zu finden. Mit den Anläufen verbindet sie einen Lernprozess, in dessen Verlauf sie Wissen darüber erworben hat, wie sie an ihr Ziel gelangen kann. Als Ergebnis dieses Lernprozesses wird ein explizites Wissen über das Ziel formuliert: Es erhält seine Konkretisierung in der Formulierung „ich will politische Zusammenhänge ich will Frauenzusammenhänge", womit das an den vorhergehenden Passagen rekonstruierte Orientierungsmuster knapp auf den Punkt gebracht ist. An diese Zielformulierung schließt sich eine Strategie an; die Klarheit darüber, worum es geht, ermöglicht eine effektive Suche. Die Intentionalität des eigenen Handelns wird hier sehr hervorgehoben. Dies unterscheidet die Passage deutlich von anderen, in denen zwar von erwünschten Kontakten die Rede ist, diese sich aber nicht oder eher zufällig von selbst ergeben. Die positive Evaluation unterstreicht die stark handlungsschematische Konstruktion.

Der weitere Verlauf der Erzählung über das politische Engagement in Debrücken kann als Geschichte einer Professionalisierung als Aktivistin beschrieben werden. Die Protagonistin begibt sich unter Nutzung ihrer Vorerfahrungen in bestimmte Szenen und Institutionen hinein, knüpft gezielt Kontakte und Netzwerke, weiß diese als Ressourcen zu nutzen und bewegt sich souverän darin. Das „Politisch"-Sein wird zum Teil auch in institutionelle Strukturen überführt (vgl. 10.2.3.4).

11.1.2.4 „Lateinamerikasolidaritätsarbeit" und Befähigung zu politischem Handeln

Einer anderen Logik als der der Professionalisierung v.a. in der Studierendenvertretung und der Frauenarbeit folgt die Erzählung über den Einstieg in die Lateinamerikasolidaritätsarbeit. Die Erzählerin stellt ihren ersten Kontakt zu einem Verein, der Menschenrechtsbeobachtung in Lateinamerika organisiert, als eine glückliche, fast schicksalhafte Fügung dar und spricht im Hinblick auf ihr nach wie vor andauerndes Engagement von einem „Einschnitt" (38,39). Der erste Aspekt, auf den die Erzählerin unter dieser Überschrift eingeht, sind die daraus hervorgegangenen „tiefe[n]

wichtige[n] Beziehungen“ (28,44). So stellt sie auch bei der Schilderung des ersten Seminars, das sie bei dem Verein im Rahmen ihrer eigenen Vorbereitung auf einen Menschenrechtsbeobachtungseinsatz erlebt, ihre Begeisterung über das außergewöhnliche Engagement der SeminarteilnehmerInnen in den Vordergrund. Ihre Reflexion über den möglichen Einsatz als Menschenrechtsbeobachterin selbst rekonstruiert die Erzählerin folgendermaßen:

darüber hats das war echt nochmal so wusch - nochmal so ne richtige Welle von - aha das geht auch noch und - nochmal dieses - [lateinamerikanisches Land] auch so ich kann da hingehen als Menschenrechtsbeobachterin das hätte ich ja nie gedacht - ich - so - ohne jegliche Vorausbildung für sowas - aber es hat auch ganz viel ausgelöst ich hatte unglaubliche Angst vor dieser Sache weil - du gehst halt auf so n Dorf - mitten in die Pampa - am besten noch über irgendwelche Schleichwege an irgendwelchen Militärkontrollen vorbei in nen Gebiet das hochgradig militarisiert ist wo Morde an der Tagesordnung sind - und wo du als menschliches Schutzschild für die Leute dort vor Ort fungierst. (29,10-17)

Im Vordergrund steht hier zunächst die unerwartete Möglichkeit, einen politischen Auftrag zu übernehmen, den die Erzählerin für wichtig hält. Die Einbindung in den Verein gibt ihr die Gelegenheit, selbst in diesem Sinne aktiv zu werden. Es wird eine Art Befähigung oder Autorisierung zu einem politischen Handeln konstruiert, von dem die Protagonistin nicht gedacht hätte, dass sie die Voraussetzung dafür erfüllt.

Die Funktion der Menschenrechtsbeobachterin wird angesichts der normalerweise notwendigen „Vorausbildung“ auf einem hohen Niveau angesiedelt. Auch die Bezugnahme auf Menschenrechte an sich stattet den Auftrag mit einer hohen Legitimität aus. Auf internationaler Ebene zumindest rhetorisch weithin geteilte Vereinbarungen und grundlegende politische Regeln sind die Basis des Auftrags; mit einer öffentlichen, möglicherweise auch institutionell abgesicherten Anerkennung ist zu rechnen.

Auf der anderen Seite steht jedoch das Risiko, das mit dem Auftrag verbunden ist. Die Erzählerin muss gegen die Möglichkeiten, mit denen sie ein Auftrag als Menschenrechtsbeobachterin ausstattet, das Risiko aufrechnen, selbst zum Opfer der Gewalt zu werden, deren Öffentlichmachen Ziel ihres Auftrags ist. Für diesen Teil der Mission steht die Bezeichnung „menschliches Schutzschild“. Anders als bei der „Beobachterin“ spielt hier auch der Aspekt der eigenen Verletzlichkeit eine Rolle. Die kurze Skizze des geplanten Einsatzortes macht die Bedrohung deutlich. Hier geht es nicht mehr um die Einhaltung von Rechten, sondern darum, demonstrativ die Konsequenzen für jemanden zu verschärfen, der die Rechte anderer verletzt. Damit steht die eigene Integrität auf dem Spiel.

Im weiteren Verlauf der Erzählung rücken zunächst die mit dem Vorhaben verbundenen Ängste in den Vordergrund; die Entscheidung für den Einsatz verbindet die Erzählerin in hohem Maße mit der Entscheidung, mit

einer anderen, bereits erfahreneren Seminarteilnehmerin zusammen zu reisen. Vor allem angesichts der ausgestandenen Ängste spricht sie von einem „echte[n] Meilenstein für mich in meiner Entwicklung“ (29,39f). Daneben fallen die Auskünfte über den Einsatz selbst sehr knapp aus und stehen auch unter diesem Vorzeichen: „Es ist nix passiert es lief alles super glimpflich ab es war überhaupt kein Problem ich bin von keiner Schlange und nichts gebissen - aber - du hast die ganze Zeit unter unglaublicher Spannung gelebt“ (29,43-45). Erst auf Nachfrage schildert sie den Aufenthalt in einem Dorf Aufständischer ausführlicher und macht deutlich, dass sie als Menschenrechtsbeobachterin inmitten des Elends weitgehend zur Untätigkeit verurteilt war und ihre bloße Anwesenheit als Schutz vor militärischen Übergriffen auf die Dorfbevölkerung im Vordergrund stand. Daraus erklärt sich, dass das Aushalten der Spannung die eigentliche Herausforderung des Einsatzes darstellte. Die Erzählerin formuliert als dessen Programm: „Ja wir sind einfach nur da das das ist die Aufgabe von den Beobachterinnen eigentlich. / I: mh / einfach nur da sein und ihnen das Gefühl geben wir sind mit ihnen. und ihnen passiert in der in der Zeit nichts. und wir nehmen an ihrem Kampf teil“ (37,28ff). Das zentrale Motiv des Engagements lässt sich also als Solidarität beschreiben. Diese ist hier zunächst nicht wechselseitig, sondern das „Wir“, dem die Protagonistin angehört, nutzt seine privilegierte Position, um sich in einem gewaltförmigen Konflikt, in den es zunächst gar nicht involviert ist, auf die Seite der (potentiellen) Opfer zu stellen.

Ihr Einsatz als Menschenrechtsbeobachterin wirkt sich jedoch auch für die Protagonistin selbst aus:

> ja und dann bin ich halt wiedergekommen und ich hatte unglaublich viel Power - also weil das - gibt total viel da zu sein. weil das ist der Hammer. bin echt so - gesprüht - und wollte natürlich ganz viel Sachen auch in Angriff nehmen dann wieder in Debrücken noch viel mehr - Lateinamerikasolidaritätsarbeit machen und so wo ich einmal gesehen hab wie die Leute dort leben - ich glaub das lässt niemanden kalt. (30,17f)

Die Erzählerin beschreibt hier einen geradezu euphorischen Zustand nach ihrer Rückkehr vom Menschenrechtsbeobachtungseinsatz. Ähnlich wie durch die überraschende Gelegenheit, als Menschenrechtsbeobachterin zu fungieren, geht es hier um die Ermöglichung der Selbstrealisierung als politisch handelndes Subjekt. Die Erzählerin benutzt hier das Bild angesammelter Energie, die sich in weitere Aktivitäten entlädt („gesprüht“). Die Energie wird bezogen aus der unmittelbaren Erfahrung in dem ansonsten nicht nur geographisch weit entfernten sozialen Feld, auf das sich das politische Engagement bezieht. Insofern beruht die Solidarität doch nicht auf einer einseitigen Beziehung, weil die Erzählerin durch das, was sie in diesem Rahmen tun konnte, eine weitere Befähigung zu politischem Handeln erfährt. „Da zu sein“ und zu sehen, wo die Solidarität ankommt, „gibt total

viel“, die Motivation dazu, weitere „Lateinamerikasolidaritätsarbeit“ zu machen.

Dabei bleibt allerdings zweideutig, woraus genau die „Power“ der Protagonistin sich speist. Wenn die Rede davon ist, dass es „total viel [gibt] da zu sein“, so hört sich das nach positiven Erfahrungen an, z.B. nach der Erfahrung, mit dem eigenen Engagement etwas erreichen zu können oder eine Bereicherung durch den Kontakt mit Menschen zu erfahren, die auf beeindruckende Weise Widerstand gegen ihre Marginalisierung leisten. Allerdings ist davon auch in den detaillierteren Ausführungen der Erzählerin kaum die Rede, sondern eher von den katastrophalen Lebensbedingungen und der Bedrohung der Betroffenen durch militärische Übergriffe. Die Begründung „wo ich einmal gesehen hab wie die Leute dort leben“ scheint eher darauf hinzuweisen.

Offensichtlich geht es in dem Ausschnitt jedoch darum, dass die emotionale Betroffenheit von der erlebten Not anderer produktiv umgesetzt werden konnte. Wie in der Episode über den ersten Aufenthalt in Lateinamerika und die Konfrontation mit dem Rassismus und dem enormen Gegensatz von Arm und Reich spielt auch hier das unmittelbare Erleben und die eigene emotionale Involviertheit eine wichtige Rolle. Im Fall der Menschenrechtsbeobachtung gelingt es der Protagonistin jedoch, daran unmittelbar mit einem politischen Handeln anzuschließen. Offenbar macht dies die begeisterte Bilanz des Projekts aus, in der nicht nur zählt, was an politischen Zielen erreicht werden konnte, sondern inwiefern die Protagonistin sich überhaupt als politisch handelndes Subjekt erleben kann. Dafür ist sie auf das angewiesen, was ihr die Erfahrung vor Ort „gibt“; es bleibt also nicht bei der ‚Einbahnstraße‘ einer Solidarität im rein altruistischen Sinne.

11.1.2.5 Resümee

Die Kontinutiät eines politischen Interesses, dessen Entwicklung und Konkretisierung Gegenstand ausführlicher Erzählungen ist, bildet ein zentrales Moment der Kohärenz in Thea Cadenbergs Lebensgeschichte. Die Erzählerin rekonstruiert wichtige Erlebnisse in ihrer Jugend aus dieser Perspektive. Das politische Interesse bleibt dabei inhaltlich zunächst vage; die Faszination dafür ist vor allem eine für das „Andere“ und „Alternative“. Konkreter fassbar wird dies anhand bestimmter Menschen und Gruppen, die dieses Alternative habituell und symbolisch über ein abweichendes äußeres Erscheinungsbild inszenieren.

Entsprechend bedeutet die Suche nach Möglichkeiten, sich selbst als politisches Subjekt zu konstituieren, vor allem eine Suche nach entsprechenden Kontakten, nach den „richtigen Leuten“ und sozialen Kontexten, die sich über eine gemeinsame politische Orientierung und Aktivität definieren. Diese Suche wird immer zielgerichteter, je mehr die Erzählerin im Kontakt mit entsprechenden Szenen ihre eigenen politischen Interessen

konkretisieren und in eine Praxis umsetzen kann. Die Orientierung, die sie darüber gewinnt, legt sie auch einer aktiven Gestaltung des Zusammen-Lebens mit anderen zugrunde. Ebenso nimmt ihr politisches Engagement die Form einer Professionalisierung an und ist somit gleichzeitig dem Kontext des Berufs-Lebens zuzurechnen.

Die Kontexte für „anders Leben" erweisen sich also als vielfältig. Politische Kontexte im engeren Sinne sind dabei Frauenpolitik, vor allem an der Universität, und „Lateinamerikasolidaritätsarbeit." Diese unterscheiden sich deutlich darin, wie „anders Leben" jeweils konstruiert wird. Im Falle des frauenpolitischen Engagements ist vor allem die Logik der Suche nach sozialen Räumen für eine eigene politische Praxis leitend. Die Protagonistin eignet sich vorgefundene Räume und Infrastrukturen ebenso wie feministische Theorien an und erfährt dabei eine „Politisierung". Dies führt zu einer Ausweitung des politischen Programms auf andere Lebensbereiche, insbesondere den des Zusammen-Lebens.

Das Engagement in der Lateinamerikasolidaritätsarbeit unterscheidet sich davon schon darin, wie die Erzählerin ihre Motivation rekonstruiert. Bei der frauenpolitischen Arbeit steht die Einbindung in soziale Kontexte, die sich über die Bezugnahme auf die Kategorie „Frauen" definieren, im Vordergrund; die Erzählerin verbindet damit vor allem Positives. Von eigenen Diskriminierungserfahrungen spricht die Erzählerin dort, wo sie Politik in ihrem eigenen Interesse als Frau macht, kaum. Dagegen ist in dem Politikfeld, in dem sie sich für die Interessen anderer einsetzt, die unmittelbare Erfahrung ein zentrales Motiv. Dass sie zur Zeugin von Diskriminierung und Marginalisierung bestimmter Personengruppen wurde, führt die Erzählerin als wesentliche Triebfeder ihres Engagements an. Zugleich spielt hier auch eine Rolle, dass sie durch eine Organisation und durch den direkten Kontakt mit den Menschen, für die sie sich einsetzt, ein Mandat bekommt, das ihre Handlungsorientierung als politisches Subjekt verstärkt.

11.1.3 Marlies Arndt und Thea Cadenberg – Vertreterinnen zweier politischer Generationen?

Im Vergleich der Biographien von Marlies Arndt und Thea Cadenberg fallen zunächst einige Gemeinsamkeiten auf. Bei beiden wird die Basis für eine Selbstkonstruktion als politisches Subjekt mit einer Widerständigkeit gegenüber Vorgefundenem und einer Affinität zum Abweichenden gelegt. Zwar manifestiert sich die Widerständigkeit in Thea Cadenbergs Festhalten am eigenen „Anderssein" v.a. während der Lehre zaghafter als sie es in Marlies Arndts „Protest" gegen ihren autoritären Vater und den despotischen Lehrer tut. Die Logik ist jedoch eine ähnliche. Dies betrifft vor allem auch die Bedeutung der Faszination, die beide Erzählerinnen mit „Szenen" verbinden, in denen die Abweichung vom Mainstream offensiv zelebriert wird. Die Beschreibungen des „anderen Gymnasiums" oder der

an den Studentenstreiks Beteiligten bei Thea Cadenberg und die Eindrücke von den Künstlerparties bei Marlies Arndt lassen eine ähnliche Haltung der Erzählerinnen zu dem Geschilderten erkennen. In beiden Fällen ist es außerdem so, dass die eigene Zugehörigkeit zu der entsprechenden Szene zunächst nicht gegeben ist, aber angestrebt wird.

Bei beiden Erzählerinnen spielt weiterhin die Entwicklung alternativer Praxen oder gar Kulturen eine große Rolle, die über die Verfolgung politischer Ziele im engeren Sinne hinausgeht. Dies lässt sich schon daran festmachen, dass in beiden für die äußere Manifestation der eigenen Einstellung körperliche Inszenierungen eine Rolle spielen. Die kultivierte Rebellion gegen bevormundende Autoritäten bei Marlies Arndt ist ganz wesentlich eine körperliche Selbstkultivierung. Die politischen Szenen, zu denen Thea Cadenberg Zugang sucht, werden zunächst mehr über ihre habituelle Abweichung und symbolisch aufgeladene Accessoires charakterisiert als über bestimmte politische Inhalte. Sie selbst macht ihre Einstellung ebenfalls über die „rot gefärbten Haare“ und das „ökige“ Aussehen deutlich. Diese Manifestation des Politischen in einer bestimmten Kultur scheint bei beiden für die Annäherung an eine politische Praxis zentral zu sein. Sie führt möglicherweise wesentlich über die Faszination des „Coolen“ (Thea Cadenberg, 5,9), an dem man selbst teilhaben möchte, über die Neugier auf vielleicht Abenteuerliches und über die Möglichkeit, biographischen Eigensinn zu konstituieren.

Dass das bloße Angezogensein von gegenkulturellen Szenen jedoch noch nicht ausreicht, zeigen ebenfalls beide Biographien. „Kontakt“ ist in beiden dort, wo es um die Entwicklung der eigenen politischen Aktivität geht, ein Schlüsselwort. Bei Marlies Arndt scheint dieser Kontakt eher zufällig zustande zu kommen und zieht dennoch ein zunehmendes Involviertsein der Protagonistin nach sich. Dies ist bei ihr gleichzeitig eine Ressource; beispielsweise mit der Kinderladengründung werden sowohl persönliche als auch politische Ziele verfolgt. Bei Thea Cadenberg ist die gezielte Suche nach Kontakt die Strategie, um sich Räume zu eröffnen, in denen sie sich als politisches Subjekt erfahren kann. Auch hier bekommt das durch Kontakte Initiierte eine Eigendynamik, die die Erzählerin als ein „Politisiert-Werden“ beschreibt.

Das Einnehmen einer politischen Perspektive wird hier jedoch nicht nur mit dem Angewiesensein auf entsprechende soziale Kontexte verbunden, sondern führt auch zur Produktion von gegenkulturellen Zusammenhängen. „Alternative“ Praxen werden gesucht, die über das politische Engagement im engeren Sinne hinausgehen. Es ist kein Zufall, dass beide Erzählerinnen gezielt die Wohngemeinschaft als Form des Zusammen-Lebens wählen. Politisches und Privates werden von beiden teils programmatisch, teils pragmatisch miteinander verbunden.

Dies setzt eine reflexive Bewegung voraus, in der die politische Perspektive auch auf das eigene Leben gerichtet wird. Dies kommt ebenfalls

in beiden Lebensgeschichten zur Sprache. Die Selbstreflexion ist Gegenstand von Diskussionen in politischen Gruppen; dies betrifft allerdings vor allem das Feld der Frauenbewegung. Besonders in der Verknüpfung von Privatem und Politischem, die in deren Programmatik enthalten ist, bekommt damit auch die Veränderung der eigenen Praxis, das eigene ‚anders Leben' die Bedeutung einer politischen Praxis.

Diese Verknüpfung und die Bedeutung, die der Veränderung von Kultur eingeräumt wird, gilt als ein wichtiges Kennzeichen der Neuen Sozialen Bewegungen (vgl. z.B. Brand 1987: 33f). Obwohl sich beide Erzählerinnen auch in stärker institutionell gerahmten Kontexten politisch betätigen – Marlies Arndt in ihrer Berufstätigkeit und Thea Cadenberg etwa in hochschulpolitischen Gremien und in einer Menschenrechtsorganisation – beziehen sie sich stark auf diese Programmatik. Dennoch liegt in der Rolle, die der Bewegungskontext jeweils spielt, ein zentraler Unterschied zwischen den beiden Lebensgeschichten. Im Vergleich fällt auf, dass Thea Cadenberg auch in den Politikbereichen, die ihren Ursprung v.a. in der Frauenbewegung haben, viel stärker auf etablierte Infrastrukturen zurückgreifen kann. Die politischen Tutorate, die universitären Frauenreferate oder der Frauenraum, die für sie eine große Rolle spielen, findet sie bereits vor. Ebenso kann die Frauengruppe, in der sie ihr feministisches Selbstverständnis reflektiert, auf eine Bandbreite vorhandener Literatur zurückgreifen, in der unterschiedliche Ansätze miteinander konkurrieren.

Dies sollte nun nicht vorschnell als Bestätigung für das Vorhandensein einer „Angebotsgeneration" (Stoehr 1994: 101) in Bezug auf die Frauenbewegung gelesen werden. Die vorgefundenen Infrastrukturen und theoretischen Instrumentarien stellen nicht nur ein „Angebot", sondern auch eine Herausforderung dar, sich zu den darin aufgegriffenen politischen Themen ebenso zu positionieren, wie zu der Art und Weise, in der etwa soziale Ungleichheit dort problematisiert wird. Damit ist das Vorgefundene zwar relevant für ein mögliches generationales Profil der Jüngeren, aber auf wesentlich komplexere Weise als mit einem reinen Angebotscharakter.

Ein weiterer Unterschied zwischen Marlies Arndt und Thea Cadenberg spiegelt sich darin, wie die beiden Erzählerinnen prinzipiell ihre politische Akteurinnenschaft bzw. deren Entwicklung konstruieren. Für Thea Cadenberg ist zunächst „Politisch"-Sein an sich schon das Projekt, um das es ihr geht. Bei ihr steht mehr die Selbstkonstitution als politisches Subjekt im Vordergrund der Darstellung, von den jeweiligen konkreten politischen Anliegen, etwa der Veränderung bestimmter sozialer Strukturen, ist weniger die Rede. Die Erzählerin bezieht sich weiterhin mit ihrer Faszination für etwas, das sie mit „politisch. irgendwie so als - magisches Wort" umschreibt, auf eine bestimmte Praxis einer existierenden Szene. Das „Alternative", wonach sie sucht und das sie auch selbst verkörpert, muss nicht erfunden werden, sondern ist in Form gegenkultureller sozialer Zusammenhänge gewissermaßen etabliert. Interessanterweise bringt die Erzähle-

rin Vorlieben, die sie für bestimmte politische und gegenkulturelle Kontexte hat, mit einer Generationszuordung in Zusammenhang: „Also ich hab mich immer eher mit Älteren verstanden und grade mit diesen Frauen aus dieser 80er Bewegung irgendwie is das einfach eine Wellenlänge“ (20, 24ff). Die eigene Zuordnung findet damit unter Bezugnahme auf Vorhandenes statt.

Bei Marlies Arndt dominiert dagegen dort, wo sie über sich selbst als politische Akteurin spricht, die Terminologie des „Bewegens“. Sie ordnet sich damit nicht nur dem zu, worauf sich Thea Cadenberg im Rückgriff bezieht. Etwas zu „bewegen“ ist bei ihr auch weniger mit bereits etablierten Formen politischer Betätigung verbunden. Zwar setzt es ebenfalls den „Kontakt“ zu bestimmten Szenen voraus; ebenso ist auch bei Marlies Arndt von einer Auseinandersetzung mit Literatur – etwa über „freie Erziehung“ – die Rede. Im Bilde des „Bewegens“ steht aber weniger eine als soziale Gruppe fest umrissene politische Bewegung im Vordergrund als die Bezugnahme auf Gegebenheiten, die verändert werden sollen. Die Einflussnahme wird mehr über das bestimmt, woran die Akteurinnen sich abarbeiten, und vor allem über das, was sie an neuen Formen des Zusammen-Lebens, der Kindererziehung oder auch des Politikmachens selbst entwickeln.

In dem Anspruch, der mit dem „Bewegen“ und dem „Politisch“-Sein jeweils verbunden wird, findet sich ein weiterer Unterschied. In Marlies Arndts Rekonstruktion ihres Bewegungsengagements spielt neben dem konkreten Engagement in eigener Sache ganz explizit die Einflussnahme auf gesellschaftliche Entwicklungen in einem umfassenden Sinn eine Rolle; es kommt sozusagen eine Gesellschaftsutopie als Fluchtpunkt der entwickelten Gegenkultur darin vor. Bei Thea Cadenberg mag das auch der Fall sein, es bleibt aber weitgehend implizit. In ihrer Beschreibung steht ein punktuelleres und konkreter auf bestimmte, enger umrissene Problemlagen bezogenes politisches Engagement im Vordergrund. Es erhält seinen weiteren Horizont dadurch, dass es in einem geographischen Sinne global ausgerichtet ist.

Damit geht einher, dass Thea Cadenbergs politisches Engagement zu einem geringeren Teil als bei Marlies Arndt als Vertretung unmittelbarer eigener Interessen konstruiert wird. Bei Marlies Arndt ist die Konstruktion politischer Akteurinnenschaft zum Teil sogar mit der Schilderung einer Erfahrung von struktureller Marginalisierung als Frau verbunden. Bei Thea Cadenberg dagegen steht, wie bereits erwähnt, die Selbstkonstitution als politisches Subjekt an sich im Vordergrund; sogar im Bereich der Frauenpolitik bleibt ein Engagement in eigenem Interesse weitgehend implizit, Verweise auf erfahrene Benachteiligung fehlen weitgehend. Dagegen wird das Engagement in Lateinamerika mit Erfahrungen der Marginalisierung und Diskriminierung anderer und mit dem Motiv der Solidarität verknüpft.

Die Gewichtungen in der Darstellung sind hier also verschieden. Das verweist darauf, dass das Anliegen ‚anders zu leben' auch in Kontexten, die als explizit politische verstanden werden, sehr unterschiedliche Umsetzungen erfahren kann. Daraus ergibt sich die Konsequenz, dass es nicht nur darum gehen kann, wie ‚politisch' oder ‚unpolitisch' ältere oder jüngere Frauen sind oder wie sie ‚politisiert' werden können, weil dies sehr Unterschiedliches bedeuten kann und zunächst in seiner Differenziertheit wahrgenommen werden muss. Ein Teil dieser Differenziertheit hat, wie es an Marlies Arndt und Thea Cadenberg deutlich wurde, mit Generationslagerungen zu tun. Es macht einen Unterschied, ob die Konstitution als politisches Subjekt im Rahmen des Aufbruchs einer Bewegung stattfindet oder ob es andere Bezugskontexte dafür gibt. Ebenso gilt es zunächst die Frage zu stellen, in welchem Verhältnis die Wahrnehmung von Herrschaftsstrukturen aus der Perspektive eigener Betroffenheit und aus der Perspektive der Solidarität mit anderen als den Opfern von Marginalisierung jeweils zueinander stehen. Gerade die Vorstellung von eigener Betroffenheit als Voraussetzung einer Politisierung, wie sie gerade in der Frauenbewegung vorhanden ist, stellt vor diesem Hintergrund möglicherweise eher eine problematische Engführung dar, was an anderer Stelle noch zu erläutern sein wird (vgl. 12.4).

11.2 Kontexte, in denen die Geschlechterfrage als Politikum gilt: Akteurinnenschaft in der individuellen Durchsetzung eigener Interessen

Im Blick auf einen Bereich des gesellschaftlichen Lebens ist die Sensibilität für geschlechtsspezifische Benachteiligung offenbar größer als bei anderen: Die schlechteren Chancen von Frauen auf dem Arbeitsmarkt und, in Verbindung damit, die Frage der Vereinbarkeit von Familie und Beruf (die zumeist nur als Angelegenheit von Frauen betrachtet wird), werden auch unabhängig von einer expliziten ideologischen Nähe zur Frauenbewegung als Probleme wahrgenommen. So unterschiedlich generell die Einschätzungen über die Verwirklichung von Gleichberechtigung sind und so fern es vielen Frauen liegen mag, eigene Erfahrungen als Diskriminierung zu deuten – über die Kritik an der besseren Entlohnung und den größeren Karrierechancen von Männern besteht eine weitgehende Einigkeit. Dies zeigen nicht nur quantitative Untersuchungen wie die Studie „Frauenin-teressen und Frauenpolitik" des Instituts für Demoskopie Allensbach (2000), in der 86% der befragten Frauen im Bereich der Entlohnung und 70% im Bereich der beruflichen Aufstiegschancen die Gleichberechtigung nicht verwirklicht sehen (vgl. ebd.: 8). Auch in differenzierteren Auseinandersetzungen gerade junger Frauen mit dem Gleichheitsanspruch kann der Einschätzung, selbst keine Diskriminierung erfahren zu haben, durchaus

die Empörung über die als anachronistisch empfundene Marginalisierung von Frauen auf dem Arbeitsmarkt gegenüberstehen (vgl. Thon 2004; 2007).

Ähnlich liegt der Fall bei der Vereinbarkeitsfrage, die angesichts des demographischen Wandels wieder ins Zentrum frauenpolitischer Diskussionen rückt und gerade auch in der Lebensplanung jüngerer Frauen von zentraler Bedeutung ist (vgl. Geissler/Oechlse 1996; Keddi et al. 1999). Bis hinein in die eher feuilletonistisch-essayistischen Annäherungen an die „Generation Ally“ (Kullmann 2002) bekommt diese Frage außergewöhnliche Prominenz. Dennoch scheint das Dilemma, das sich darin immer wieder zeigt, nicht zu einer Politisierung junger Frauen zu führen; diese wird von frauenbewegter Seite häufig für den Zeitpunkt prognostiziert, an dem die an Gleichbehandlung gewöhnten jungen Frauen bei der Familiengründung sozusagen mit der vollen Härte des weiterbestehenden Patriarchats konfrontiert werden.

Beide Bereiche, die bestehende Benachteiligung auf dem Arbeitsmarkt und die Vereinbarkeitsfrage, könnten also Einzelne dazu herausfordern, die eigenen Erfahrungen und das eigene Handeln in Relation zu setzen zu gesellschaftlichen Bedingungen, die als nicht akzeptabel gelten. Bei Marlies Arndt und Thea Cadenberg zeigte sich, wie diese Relation als eine politische, auf die Veränderung von Bedingungen auf der gesellschaftlichen Ebene gerichtete konstruiert werden kann. Im Folgenden werden Beispiele dafür analysiert, wie sich einzelne Frauen als Akteurinnen eines Veränderungsprozesses sozialer Verhältnisse konstruieren, ohne ihr Handeln in einem explizit politischen Kontext zu verorten. In den Geschichten, die sie über die Durchsetzung eigener Interessen gegen geschlechtsspezifische Barrieren beim Zugang zum Arbeitsmarkt erzählen, spielt jedoch das Innovationspotential des eigenen Beispiels eine wichtige Rolle.

11.2.1 Tanja Büttner: Vordringen in eine Männerdomäne

Im Zusammenhang der Nachfrage zu ihren Forderungen für eine erneute Frauenbewegung markiert Tanja Büttner zunächst ihre Distanz zur bestehenden. Sie formuliert die Befürchtung, dass es dort lediglich darum gehe, „die Männer unterzubuttern“ und die Geschlechterhierarchie umzukehren (25,6f), markiert aber gleichzeitig ihre Sympathie für das Anliegen, etwas gegen die Marginalisierung von Frauen auf dem Arbeitsmarkt zu tun. Über den Anspruch „dass Frauen wirklich des Gleiche können und des Gleiche wert sind und - ehm des Gleiche dürfen und so wie Männer“ (25,34f) kommt sie zu einem Beispiel aus ihrer eigenen Erfahrung, das sie dann sehr ausführlich erläutert.

also wie gesagt ich war halt immer voll der Fußballfan / I: mh / und alles und hab mir halt gedacht wie ich dann auch so in Richtung Journalistik halt gegangen bin hab ich mir gedacht - des wär eigentlich traumhaft ein Praktikum bei [der Sport-

redaktion einer Tageszeitung, C.T.] zu machen. / I: mh / und die sind ja auch in Estadt hab ich mir gedacht Mensch da muss ich irgendwie schaun dass ich des - hinkrieg. ja und dann hab ich des wahrscheinlich aber nur deswegen geschafft weil ich die - Sekre_ weil die Sekretärin die eine Chefsekretärin von [der Tageszeitung, C.T.] die Tochter von einem Schulfreund von meinem Vater is. / I: mh / und dann hat die halt dort a weng auch also ich hab mich halt beworben und die hat halt dann auch a weng gsagt ja und so ich kenn die und die - die kann des und so und nehmt die doch - und dann weiß ich im Nachhinein auch noch dass die dann auch gesagt haben sie haben mich auch deswegen genommen - weil - se gedacht haben ach die sieht ja ganz hübsch aus - also ich hab da auch /auf dem Foto ((lachend)) / wo ich mich beworben hatt hatt ich halt lange Haare / I: mh / und weng so rötlich gefärbt halt vielleicht so ähnlich wie meine Schwester so / I: mh / und - und dann ham se eben des haben die mir auch ganz ehrlich gesagt sie haben mich also klar weil die Gabriele so heißt die Sekretärin da halt auch gesagt hat ehm mit der könnt ihrs mal versuchen und / ((atmet aus)) / und so aber halt auch weil se sich gedacht haben ja - naja wieso eigentlich net mal so ne Frau und so / I: mh / ich war dann wirklich seit - Jahrzehnten also da gibts eine Reda_ Redakteurin dort bei [der Sportredaktion der Tageszeitung, C.T.] also eine einzige Frau - die macht aber auch kein Fußball - und die - hat damals auch dort Volontariat gemacht. / I: mh / und des is und des war aber dann seit Jahr_ Jahren - war des die einzige Frau dort / I: mh / und dann kam endlich ich / ((lacht)) / (25,43-26,24)

Das Erreichen des Ziels, das hier als „traumhaft“ bezeichnet wird, verbindet die Erzählerin zunächst mit Vokabeln, die ihre eigene Aktivität in den Vordergrund stellen: Etwas „hinzukriegen“ bzw. zu „schaffen“ setzt vor allem eigenes Engagement voraus. Das steht in einer ganz offensichtlichen Spannung dazu, wo sie den tatsächlich entscheidenden Faktor ansiedelt, der zur Verwirklichung ihres Vorhabens führte. Er liegt nicht bei ihr selbst, sondern bei einer anderen Person, die in ihrem Sinne Einfluss nimmt. Die Beziehungen, die ihr den Zugang zum angestrebten Praktikum ermöglichten, sind ein Glücksfall. Mit dem Wissen darum verbindet die Erzählerin zugleich das Bewusstsein, dass sie es „nur deswegen geschafft“ hat, es also nicht in ihrer eigenen Hand lag, ihr Ziel zu erreichen. Das stellt zwar ihre Qualifikation nicht in Frage, zeigt jedoch, dass diese nichts wert ist, wenn sich nicht jemand dafür verbürgt, wie es die Chefsekretärin getan hat.

An dieser Stelle wird – außer aus dem zuvor aufgerufenen Kontext der Frage der Gleichheit von Frauen und Männern – noch gar nicht deutlich, dass das Geschlecht der Protagonistin ein Problem auf dem Weg zum Wunschpraktikum darstellt. Es bleibt offen, ob es generell sehr schwierig ist, bei der Sportredaktion einen Praktikumsplatz zu ergattern, oder ob es das vor allem für Frauen ist. Erst in der weiteren Rekonstruktion der Gründe für den Zugang zum Praktikum spielt das Geschlecht eine Rolle. Statt einer Ausgrenzung wird zunächst eine Art positive Diskriminierung konstruiert. Diese fußt jedoch auf einem hierarchisierenden Muster: Frau-

en bekommen dann Zugang, wenn sie sich durch besondere Femininität auszeichnen, die für Männer als Männer und nicht als Kollegen oder Arbeitgeber attraktiv erscheint. Aus ‚Weiblichkeit' kann also Kapital geschlagen werden, insofern damit Entscheidungsträger in ihrer ‚Männlichkeit' angesprochen werden können.

Dass dieses stereotype Muster gegriffen hat, wird als Gegenstand von Vertraulichkeiten „im Nachhinein" in Szene gesetzt. Das Kriterium, um das es hier geht, ist also keines, über das ohne weiteres offen verhandelt würde; in der Art, wie darüber gesprochen wird, schwingt mit, dass seine Legitimität angreifbar ist. In der Tat ist die Attraktivität der Bewerberin in den Augen der auswählenden Männer ein Kriterium, dessen objektive Unangemessenheit außer Frage steht. Das „ganz ehrliche" Mitteilen, dass die Beziehungen und die weibliche Attraktivität die Gründe für die Auswahl waren, grenzt angesichts des Ausgangs der Geschichte an das Eingeständnis eines Fehlers – nämlich des Fehlers, mit einer wirklichen fachlichen Qualifikation nicht gerechnet zu haben.

Mit dem Resümee der Entscheider „wieso eigentlich net mal so ne Frau" wird zum ersten Mal deutlich gemacht, dass tatsächlich das Geschlecht der Bewerberin ein Problem darstellt. Die Beziehungen und die Attraktivität der Bewerberin waren nötig, um aus dem „eigentlich net" ein „wieso eigentlich net" zu machen, also den generellen Vorbehalt gegen Frauen aufzuweichen. Eine solche Formulierung wäre unsinnig, bestünde die gängige Praxis nicht darin, sonst keine weiblichen Bewerberinnen anzunehmen. Dies macht die Erzählerin im Anschluss auch ganz massiv deutlich; die Sportredaktion wird als Männerdomäne beschrieben, in der Frauen kaum weniger repräsentiert sein könnten. Dass die Männerdomäne eine solche ist, weil sie sich auch aktiv gegen Frauen abschottet, bleibt in der ganzen Passage sehr implizit und wird nur darin deutlich, dass die Erzählerin ihren eigenen Zugang als durch glückliche Zufälle begründet darstellt. Mit dem Resümee „und dann kam endlich ich" greift sie jedoch die anfängliche Erzählhaltung des Handlungsschemas wieder auf. Ihr Auftreten ist nicht nur angesichts der Unterrepräsentanz von Frauen spektakulär, sondern auch aufgrund seiner Folgen:

und dann war eben der Witz. dass se dann auch gesehn haben und mir des auch gesagt haben dass sie überrascht waren also wie viel ich gewusst hab / I: mh / dass ich so kompetent war also scho allein in dem ganzen Fußballzeug dass ich so viel gewusst hab und dass ichs halt so auch irgendwie dass ichs ja dass se halt einfach gesehn haben ich habs drauf / I: mh / und ich sie konnten mich da - gleichwertig behandeln also des hab ich - denen schon auch gezeigt dann auch gleich also ich / I: mh / hab mir auch dacht die Chance muss ich jetz nutzen und schon allein halt wirklich um zu beweisen dass auch Frauen im Fußball oder so oder im Sportjournalismus sag mer so dass des überhaupt kein - kein Problem is und dass es wirklich <u>nur</u> auf nur auf Kompetenz ankommt / I: mh / und des - war mir dann auch total wichtig dass die mir des auch gesagt haben dann also dass

die mir des auch ehrlich gesagt haben - dass sie da überrascht waren und dass sie jetz des aber sehn (26,24-40)

In der Dramaturgie der Erzählung ist hier der Höhepunkt erreicht: Was zuvor implizit blieb, wird nun in Form eines offenen Eingeständnisses inszeniert. Die Vorbehalte gegen Frauen werden dort ausgesprochen, wo sie durch die Protagonistin bereits widerlegt sind und von ihrem Gegenüber als Irrtum eingestanden werden. Indem die Männer ihrer Überraschung über die Kompetenz der Protagonistin Ausdruck verleihen, geben sie zu, dass sie ihr diese nicht zugetraut hätten. Die Überzeugung vom Gegenteil hat offensichtlich viel mit der unmittelbaren Einsehbarkeit, mit nicht anders interpretierbaren Fakten zu tun; die Männer haben es „halt einfach gesehn" und konnten angesichts der Tatsachen nicht an ihrem Vorurteil festhalten. Die Stärke des Arguments der Erzählerin liegt in seiner Offensichtlichkeit und Eindeutigkeit.

Aus der Perspektive der Männer, die die Erzählerin hier zitiert, ist der Nachweis ihrer Kompetenz die Basis dafür, sie „gleichwertig behandeln" zu können. Der Grundsatz der Gleichheit wird hier sozusagen in sein Gegenteil verkehrt und die Beweislast umgekehrt. „Gleichwertig" behandelt und nicht aufgrund von Vorurteilen diskriminiert zu werden ist kein Anspruch, von dem zunächst ausgegangen werden kann. Erst ist der Beweis zu erbringen, dass die Vorurteile unbegründet sind, um eine Gleichbehandlung möglich zu machen. Diejenigen, die die Definitionsmacht haben, entscheiden auch darüber, wer „gleichwertig behandelt" werden kann und wer nicht.

In der rückblickenden Formulierung der Intention, den nötigen Beweis anzutreten, wird das zuvor implizite Ausgehen von einem Vorurteil gegen Frauen in der Sportredaktion offener benannt. Dass „Frauen im Fußball" von den männlichen Kollegen zuvor als „Problem" betrachtet wurden, sagt die Erzählerin erst an dieser Stelle und nicht am Beginn der Episode. Erst das von den Kollegen selbst eingestandene Vorurteil wird referiert; an der Stelle, wo die Erzählerin das Feld zum ersten Mal charakterisiert, bleibt das Vorurteil, mit dem sie offensichtlich gerechnet hat, implizit. Es ist interessant, dass es der Erzählerin so darauf ankommt, nicht selbst als vorurteilsbehaftet – nach dem Motto: männliche Sportjournalisten sind frauenfeindlich – in Erscheinung zu treten, also keine Vorurteile über die Vorurteile anderer zu verbreiten, sondern höchstens mit Fakten (eine einzige Frau in der Redaktion) aufzuwarten, aus denen von anderen weitergehende Schlüsse gezogen werden können. In der Darstellung der Erzählerin erfolgt also nicht nur eine Distanznahme von den Vorurteilen, die ihr entgegengebracht werden, sondern auch vom Operieren mit Vorurteilen an sich.

Den Erfolg ihrer Bemühungen um die Entkräftung der Vorurteile weist die Erzählerin nach, indem sie einen Lernprozess ihrer Kollegen konstruiert. Als Grundlage für diesen Nachweis zitiert sie die Kollegen; deren Selbstauskunft und das Eingeständnis einer vorhergehenden Fehleinschät-

zung verweisen darauf, dass ihre eigene neue Einsicht beeindruckend war. In der wiederholt betonten Wertschätzung des Eingeständnisses der Kollegen macht die Erzählerin deutlich, dass es hier nicht nur um ihre eigene Wahrnehmung geht, sondern um einen Lernprozess, den sie bei den Kollegen angestoßen hat.

Von besonderem Interesse in dieser Passage ist außerdem, dass die Erzählerin sich hier nicht als nur in eigener Sache handelnd darstellt, sondern einen weiteren Horizont wählt. Ihr Tun soll dem Nachweis dienen „dass auch Frauen im Fußball oder so oder im Sportjournalismus sag mer so dass des überhaupt kein - kein Problem is“. Sie steht hier also für Frauen im Allgemeinen, oder zumindest für solche, die über die „Kompetenz“ verfügen, auf die es „ankommt“. Mit derselben Logik der Generalisierung, aufgrund derer sie als Frau beinahe keinen Zugang zu diesem Praktikum bekommen hätte, soll das Vorurteil ausgehebelt werden.

Im weiteren Verlauf wird der Erfolg dieses Unternehmens bestätigt:

und dann / I: mh / lustigerweise nach mir ham die jetzt immer wieder Frauen genommen auch als Praktikantinnen und so. / I: mh / und - und und jetzt is sogar ne Volontärin jetzt da die se wieder genommen haben und des find ich schon cool also des / I: mh / und des - weil des hat dann die Sekretärin eben auch gesagt ja wenn du jetzt aber auch net so gut gewesen wärst dann hätten dann dann - wär des halt auch wieder son Ding gewesen naja gut also das war wohl ein Missgriff / I: mh / da mit der Frau und so jetzt nehm mer lieber wieder unsere Jungs irgendwie da wissen mer was mer haben oder so (26,40-27,2)

Die Erzählerin zeigt hier ihren Stolz darüber, dass ihr Engagement nicht nur ihr selbst zugute gekommen ist, sondern sich die Folgen auch auf andere und zudem dauerhaft auswirken. Mit der Veränderung der Praxis in der Sportredaktion geht die Logik der Generalisierbarkeit auf: Die Protagonistin, die zunächst wegen eines generellen Vorurteils gegen Frauen eigentlich keinen Zugang bekommen hätte, hat als Einzelne ihre Kompetenz unter Beweis gestellt und damit nachgewiesen, dass es mit Frauen generell „kein Problem“ gibt. Die Logik der Generalisierbarkeit hätte sich aber auch gegen das Anliegen verkehren können. Wäre die Protagonistin individuell den Beweis ihrer Kompetenz schuldig geblieben, so hätten die Kollegen daraus gleich Schlüsse auf die Inkompetenz von Frauen generell gezogen. Sie hätte ihnen ein Argument dafür geliefert, sich als Team weiter in der Weise und entlang der Kategorie Geschlecht statt entlang der Kategorie Kompetenz zu reproduzieren, wie sie es zuvor getan hatten. Die Inszenierung dieser Information als Gegenstand eines vertraulichen Gesprächs zwischen der Sekretärin und der Protagonistin belegt wiederum die Brisanz der Logik der Generalisierbarkeit. Sie ist eine Regel, nach der nicht nur die Öffnung des Mikrokosmos Fußball-Redaktion funktionieren kann, sondern auch die Abschottung dieser Männerdomäne gegen Frauen.

So ist es auch diese Logik selbst, die sich gegen die Marginalisierten wendet, da sie die Definitionsmacht in jedem Fall bei den Etablierten belässt.

Dennoch kann die Erzählerin auf dieser Basis ihrem individuellen Engagement große Tragweite verleihen; an dieser Stelle wird eine Veränderung von festgefahrenen Praktiken konstruiert, die zwar auf glücklichen Umständen basiert, in der Hauptsache aber durch die individuelle Leistung einer einzelnen Protagonistin zustande kam. Dabei läuft der Anspruch, einen Beweis der Gleichwertigkeit von Frauen generell anzutreten, allerdings mit; das individuelle Tun hat, obwohl es primär ein Handeln in eigener Sache ist, zugleich einen strukturell orientierten Horizont, weil dieser auch bei der Entstehung des zu bearbeitenden individuellen Problems eine Rolle spielt. Gäbe es keine generellen Vorbehalte gegen Frauen, so wäre der Zugang zum Arbeitsfeld Fußballjournalismus gar kein Problem gewesen. Da die Erzählerin die strukturelle Ursache des Problems sieht, siedelt sie in ihrer Interpretation ihr Handeln gleichzeitig auch auf dieser Ebene an.

Die Geschichte des Praktikums in der Sportredaktion ist, wie bereits erwähnt, durch die Positionierung der Erzählerin gegenüber der Frauenbewegung gerahmt. Als Fazit zieht sie das Postulat, dass die Geschlechtszugehörigkeit „einfach nimmer so die Rolle jetz einfach spielt sondern dass mer halt lieber schaut wie is der Mensch und dann oder im Beruf was kann der“ (28,13ff). Wie eine solche Forderung Realität werden könnte, ist Gegenstand ihrer Antwort auf die Frage nach ihren eigenen Erfahrungen mit der Frauenbewegung. Unter dem Vorbehalt, dass ihre Wahrnehmung möglicherweise nur auf medial vermittelten „Klischees“ beruhe (28,30), nimmt die Erzählerin noch einmal ihre ablehnende Haltung gegenüber einer pauschalen Unterstellung frauenfeindlichen Verhaltens bei Männern auf. Hier zeigt sie sich jedoch auch ambivalent:

und ich hab halt manchmal des Gefühl dass eben manchmal diese diese Emanzipationsbewegung dass die da halt irgendwie weiß net übers Ziel hinausschießt oder so / I: mh / oder dann plötzlich alles umdrehn will und des - und plötzlich sagt - ja irgendwie halt - also nee und des des find ich dann auch des passt mir dann auch net. / I: mh / aber ja also wie gesagt ich - - also ich weiß halt ich denk mir halt vielleicht isses trotzdem besser mer übertreibts dann in der Hinsicht dass überhaupt was passiert. / I: mh / als dass mer als dass mer dann eben gar nix sagt weil des is dann auch net gut. - - also weil ich bin auf jeden Fall jemand also ich hasse überhaupt Ungerechtigkeit also wenn ich des Gefühl hab irgendwas is ungerecht dann könnt ich also total aus / der Haut fahren ((lachend)) / oder so oder da möcht ich dann auch was auch was tun. oder so. / I: mh / und drum glaub ich aber eben auch dass ich ein ganz gutes - Gefühl dafür hab einfach / I: mh / wenn da was wenn ich da ungerecht behandelt werd und wenn das was einfach dran liegt dass ich ne Frau bin oder gehts eben um mich als Mensch dann isses was anderes oder halt um meine Kompetenz in im Beruf oder so / I: mh / dann isses was anderes. aber wenn ich des Gefühl habe es is - eh ich werd da irgendwie als

Frau eh ich glaub des merk ich auch und ich glaub da - würd ich mich auch wehren. (29,47-30,19)

Obwohl die Erzählerin sich hier noch einmal von dem unterstellten Ziel einer Umkehrung der Machtverhältnisse zwischen Frauen und Männern distanziert, sieht sie dennoch im „Übertreiben“ eine legitime politische Strategie. Das Relevantmachen der Kategorie Geschlecht, wie sie es in der Frauenbewegung gegeben sieht, passt nicht zum Programm der Erzählerin, diese Relevanz zu reduzieren. Doch sie sieht auch die Notwendigkeit, „dass überhaupt was passiert“, und insofern kann sie dem Agieren der Frauenbewegung, wie sie es wahrnimmt, etwas abgewinnen. Dass die Distanz dazu durchgängig erhalten bleibt, zeigt sich an der unpersönlichen Formulierung: Es ist von einem „mer“ (man) die Rede. Indem die Regel „besser mer übertreibts [...] dass überhaupt was passiert“ als eine allgemeine aufgestellt wird, ist sie ein Stück weit von der zur Debatte stehenden Praxis der Frauenbewegung abgelöst.

Auf diese Weise kann die Erzählerin auch eine Verbindung zu sich selbst herstellen. Sie beschreibt sich als eine Person, die prinzipiell „Ungerechtigkeit“ ablehnt und bereit ist, dagegen aktiv zu werden. Dies bezieht sich nicht mehr auf die Anliegen der Frauenbewegung, es lässt aber gleichzeitig die Interpretation offen, dass es hier generell um „Ungerechtigkeit“ gegen wen auch immer geht, gegen die man im öffentlichen Raum „was tun“ muss.

Dies verengt sich wieder, sobald die Erzählerin auf das Geschlechterthema zurückkommt. Es geht nur noch darum, was passieren würde, wenn sie selbst „als Frau“ benachteiligt würde. Der Verweis auf die Sensibilität dafür und die Bereitschaft sich zu „wehren“ sind die individuelle Antwort auf eine mögliche „Ungerechtigkeit“. Anfangs ging es noch um die Angemessenheit politischer Strategien der kollektiven Akteurin „Emanzipationsbewegung“. Nun bearbeitet die Erzählerin das Problem, auf die „Ungerechtigkeit“ im Geschlechterverhältnis angemessen zu reagieren, mit einer Verschiebung ihres Fokus. Sobald dieser auf der individuellen Ebene liegt, erscheint das Problem lösbar. Obwohl die Erzählerin hier die Notwendigkeit politischen Handelns anerkennt, sieht sie sich nicht in diesem Sinne als Akteurin. Dies korrespondiert auch mit der Pointe der zuvor erzählten Geschichte, in der durch den individuellen Einsatz der Protagonistin in eigener Sache auch Chancen für andere Frauen entstanden.

11.2.2 Monika Cadenberg: Bewältigung der Vereinbarkeitsproblematik

Wie am Beispiel von Marlies Arndt gezeigt wurde, können sich in der Thematisierung der Vereinbarkeit von Familie und Beruf pragmatische und explizit politische Motive miteinander verbinden. Marlies Arndt stellt das Leben in Wohngemeinschaften und die Gründung eines Kinderladens

einerseits als ein Arrangement vor, das es ihr erlaubt „meine Sachen auch [zu] machen“ (29,1). Andererseits sind sie mit einer gesellschaftspolitischen Idee verbunden (vgl. 11.1.1.4)

Bei Monika Cadenberg gibt es eine ähnliche Verbindung, die jedoch anders gelagert ist. Zunächst steht die individuelle Bewältigung der Vereinbarkeitsarbeit im Vordergrund. Im Zusammenhang mit der Wiederaufnahme ihrer Berufstätigkeit geht die Erzählerin darauf ausführlich ein:

und ich muss sagen - ich find das auch immer sehr wichtig eh - zu arbeiten aber andererseits - nicht so viel also eh - ich hab ich hab ja immer auch hingekriegt dass ich die Kinder nicht vernachlässigt hab. ich war also mittags wenn sie aus der Schule kamen - war ich zu Hause. ich hab also damals mir einen - ganz tollen Herd gekauft den ich programmieren konnte - ich hab morgens um sechs mein Essen gemacht - es gab dann sehr viel Aufläufe - oder Reis und und irgendwas Kurzgebratenes - und ich konnte meine Platten und meinen Herd programmieren - das hab ich alles vor - das war alles morgens um sieben war mein Essen immer fertig. und wenn wir mittags nach Hause kamen war das Essen heiß. - und eh - / das haben immer alle haben immer gesagt ((schmunzelnd)) / dass du das machst und dass dein Herd und dass dir das eh nicht anbrennt und hast so du keine Angst dass dass die Wohnung auf eh [...] ich sag nö. - also ich hab also der Technik immer volli_ völlig vertraut ne? und ja dadurch wenn die um Viertel nach eins aus der Schule kamen war ich auch da - und wir konnten uns an Tisch setzen und brauchten nur grad alles aus m Backofen zu nehmen ne? (6,10-22)

Die Schilderung steht von vornherein unter dem Vorzeichen eines potentiellen gravierenden Vorwurfs, nämlich dem, dass berufstätige Mütter ihre Kinder „vernachlässigen“. Die Erzählerin greift dem geschickt vor, indem sie gleich von Anfang an betont, sie habe es „immer auch hingekriegt dass ich die Kinder nicht vernachlässigt hab“. Ihre Auseinandersetzung mit der Vereinbarkeitsfrage ist die Beweisführung dazu. Deren erstes Element ist die regelmäßige Anwesenheit nach Schulschluss der Kinder. Das zweite Element ist die Geschichte über den programmierbaren Herd, mit der nachgewiesen wird, dass sogar ein warmes Essen bereitstand, wenn die Kinder von der Schule kamen.

An dem programmierbaren Herd macht die Erzählerin zudem ihr Geschick und ihre Findigkeit deutlich, mit der es ihr gelungen ist, allen Anforderungen an sie gerecht zu werden. In ihrer Darstellung tauchen erst gar keine Probleme oder Konflikte auf; alles erscheint generalstabsmäßig geplant und überaus ausgeklügelt. Die Kombination aus einer Umstrukturierung des Tagesablaufs und der Nutzung moderner Technik führt ganz reibungslos zu dem erwünschten Ergebnis: „wenn wir mittags nach Hause kamen war das Essen heiß.“ Alles ist so, als wäre eine Hausfrau den ganzen Vormittag zu Hause gewesen und hätte sich um das Mittagessen für die Familie gekümmert. Die Protagonistin entkommt jedoch dieser Zeitstruktur und schlägt einen für die Berufstätigkeit freien Vormittag heraus,

indem sie sich technische Errungenschaften zueigen macht. Dabei macht sie ihre dafür nötige Leistung auch deutlich sichtbar. Technisches Wissen, Organisationstalent und frühes Aufstehen sind die Voraussetzungen, um einen reibungslosen Ablauf zu gewährleisten.

Zur Bestätigung des Erfolgs ihres Arrangements lässt die Erzählerin Außenstehende zu Wort kommen. Sie äußern Bewunderung, aber auch Skepsis, der die Protagonistin jedoch standhalten kann. Die Außenwahrnehmung ist in der Darstellung der Herd-Episode zum einen so wichtig, weil damit der Erfolg der eigenen Vereinbarungsbemühungen sozusagen objektiv bestätigt wird. Zum anderen wird die Protagonistin dadurch zu einer Art Trendsetterin, zu einer Person, die etwas Außergewöhnliches, Mutiges, vielleicht sogar Modellhaftes und vor allem Neues tut. Sie erregt Aufmerksamkeit als Protagonistin einer Modernisierung, die zunächst in der Nutzung des technischen Fortschritts besteht, die aber Voraussetzung für ein neuartiges Arrangement ist, das eine Berufstätigkeit bei voller Erfüllung der Hausfrauenpflichten erlaubt.

Letzteres ist besonders kennzeichnend für die Argumentation von Marianne Cadenberg: Dass jemand zu Hause sein muss und ein Essen auf dem Tisch zu stehen hat, wenn die Kinder von der Schule kommen, wird nicht zur Disposition gestellt. Es geht darum, diese Standards aufrechtzuerhalten, um die Kinder „nicht zu vernachlässigen“. Die Veränderung besteht darin, auf welche Weise die Standards eingelöst werden und wie dabei noch zusätzlicher Spielraum für eine eigene Erwerbstätigkeit geschaffen wird.

Der Grundsatz ihrer Verfügbarkeit für ihre Kinder ist der Kern eines Programms, das Monika Cadenberg auch als ein politisches Programm mit dem Anspruch auf gesellschaftliche Entwicklung formuliert. Auf die Frage nach den ihrer Ansicht nach von einer erneuten Frauenbewegung zu vertretenden Forderungen nennt sie generell „mehr Gleichstellung von Frauen“ (35,29) und erklärt in diesem Zusammenhang ihre Absicht, sich in Zukunft politisch zu betätigen: „ich hab auch immer gesagt wenn ich mal – nicht mehr berufstätig bin gehe ich zu den Grauen Panthern“ (35,30f). Die Forderung nach „mehr Gleichstellung“ konkretisiert sie zunächst in der Forderung nach gleicher Entlohnung von Frauen und Männern im Beruf. Dann greift sie die frauenpolitische Forderung nach Ganztagsschulen auf und distanziert sich davon. Dabei bemüht sie sich, deutlich zu machen, dass hinter ihrem Festhalten am Standard der häuslichen Kinderbetreuung kein unreflektierter Traditionalismus hinsichtlich der Geschlechterrollen steht. Sie betont an mehreren Stellen, dass es darauf ankäme, die Betreuung der Kinder durch deren eigene Eltern zu gewährleisten – „ob Mutter oder Vater wäre letztendlich egal“ (35,40) und müsse von ihnen selbst ausgehandelt werden. Eine volle Berufstätigkeit beider Elternteile in Familien interpretiert sie als Ergebnis entweder der Notwendigkeit, gezwungenermaßen zum Familieneinkommen beitragen zu müssen, oder von über-

steigerten Ansprüchen an den Lebensstandard. Daraus leitet sie ein politisches Programm ab:

da würd ich schon für kämpfen dass man sagt so – die ersten sechs Lebensjahre meinetwegen – zack sollte sollten die Frauen – die sollten nich dabei verblöden ne? das mein ich nich sondern äh vielleicht irgendwo zwei drei Stunden oder vielleicht kann man sich abwechseln mit m Partner aber – die sollten nich gezwungen werden zu arbeiten – um Geld zu verdienen – für dieses tolle Leben sondern dass man das irgendwie – finanziert oder irgendwie macht – damit se sich wirklich ihren Kindern widmen können und auch die Kinder was von denen haben und die Eltern auch was von denen haben – und da muss man irgendwelche Lösungen finden – dass man vielleicht halbtags arbeitet entweder morgens oder abends und dass die Partner sich dann abwechseln können das das fänd ich also ganz wichtig dass man da was tun würde – das fänd ich schon richtig – äh – wichtig und – ich glaube dann gäbs auch die Probleme mit der Pisastudie nich mehr – wenn sich die Eltern n bisschen mehr um Kinder kümmern könnten (36,36-47)

Die Erzählerin fordert hier eine Freistellung von Müttern junger Kinder von der Erwerbsarbeit. Sie setzt zunächst zu der Formulierung einer sehr rigorosen Regel an: Abhängig von einer festzulegenden Altersgrenze der Kinder sollen Frauen nachdrücklich („zack“) von dieser Regelung erfasst werden. Was genau sie sollen – etwa zu Hause bleiben – , wird hier nicht mehr gesagt, weil die Erzählerin beim Sprechen vermutlich merkt, dass ihr Duktus dem von VerfechterInnen traditioneller Rollenbilder à la ‚Die Frau gehört ins Haus‘ ähnelt. Deshalb unterbricht sie sich und formuliert zunächst auch den Anspruch auf eine gleichzeitige Berufstätigkeit, um nicht zu „verblöden“. In ihrer Argumentation werden zwei zentrale Aspekte der Berufstätigkeit voneinander unterschieden und getrennt, nämlich der Erwerbsaspekt und der Aspekt der persönlichen – hier v.a. intellektuellen – Bereicherung. In der Regelung, die die Erzählerin vorschlägt, soll die Berufstätigkeit nur dem Letzteren dienen und von der ökonomischen Notwendigkeit entlastet und dadurch zeitlich reduziert werden. Wiederum bringt die Erzählerin den Erwerb hier mit einem Zwang in Verbindung, von dem sie die Frauen freisetzen will.

In zwei weiteren Punkten distanziert sie sich von der traditionellen Geschlechterrollenideologie: Indem sie von einem „Abwechseln“ bei der Kinderbetreuung spricht, bezieht die Erzählerin die Väter mit ein, was auch bei ihnen eine Reduzierung der Arbeitszeit erfordern würde. Zum Zweiten stellt sie neben den Gewinn, den die Kinder von der Verfügbarkeit der Eltern haben sollen, auch den Gewinn, den die Eltern aus dem Zusammensein mit den Kindern ziehen können.

Die AdressatInnen dieser Forderungen bleiben in den Formulierungen der Erzählerin uneindeutig. Vor allem das unpersönliche ‚Man‘ lässt in seiner Allgemeinheit an einen Appell an ‚die Politik‘ oder ‚den Staat‘ den-

ken. Obwohl zwischendurch der Eindruck entsteht, dass es Sache der Eltern ist, Regelungen zur häuslichen Betreuung ihrer Kinder zu finden, indem sie sich „abwechseln“, bleibt es dieses „Man“, das „da was tun“ und einen entsprechenden Rahmen schaffen soll. Insbesondere die Forderung, „dass man das irgendwie – finanziert“ erinnert an gängige familienpolitische Modelle wie das des Erziehungsgeldes ebenso wie an feministische Forderungen z.B. der umstrittenen Kampagne „Lohn für Hausarbeit“.

Für die Notwendigkeit solcher Maßnahmen wird das Argument eines gesellschaftlichen Problems ins Feld geführt: Wie bereits in anderem Zusammenhang (vgl. 10.2.2.5) führt die Erzählerin das in der Öffentlichkeit breit diskutierte schlechte Abschneiden deutscher SchülerInnen in der PISA-Studie auf deren Vernachlässigung durch ihre Eltern zurück. Damit macht sie die Freistellung von Eltern für die Kinderbetreuung sozusagen zum Anliegen der Zukunftsfähigkeit einer ganzen Gesellschaft. Sie greift hier auf eine Argumentationsstrategie zurück, die sie auch in Verbindung mit ihrer Professionalität als Erzieherin verfolgt hat. Ihre Devise „reden reden reden“, die sie zum Prinzip ihrer Hausaufgabenbetreuung macht und als Erfolgsmodell darstellt, wird mit dem Verweis auf die Notwenigkeit besserer häuslicher Kinderbetreuung angesichts der PISA-Ergebnisse ebenfalls zu einem generalisierbaren Programm zur Überwindung einer als dramatisch dargestellten gesamtgesellschaftlichen „Misere“. Eine ähnliche Erweiterung und Übertragung einer eigenen Praxis erfolgt auch hier: Das eigene Modell der Vereinbarung von Berufstätigkeit und trotzdem optimaler Kinderbetreuung wird zum politischen Programm.

Dieses Programm verbindet die Erzählerin, wie eingangs erwähnt, mit der Absicht, sich im Ruhestand aktiv in einer Partei zu engagieren. Damit nimmt sie einerseits Bezug auf das etablierte System von Parteipolitik und parlamentarischer Demokratie. Das Ziel ist, das von ihr formulierte Programm etwa in Form gesetzlicher Regelungen umzusetzen. Andererseits nennt sie mit den GRAUEN[4] eine Partei, die im bestehenden Parteiensystem eine Außenseiterrolle spielt. Dies korrespondiert mit der vernichtenden Kritik, die sie an anderer Stelle an den etablierten Parteien übt. Insgesamt ist ihre Vorstellung von Politik damit dennoch mit diesem Rahmen und mit „konventionellen“ (Holland-Cunz 2004: 471) Formen politischer Partizipation verbunden. Das bedeutet umgekehrt, dass der eigenen Praxis der Vereinbarung von Beruf und häuslicher Kinderbetreuung, obwohl die Erzählerin sie als modellhaft darstellt, keine explizit politische Dimension verliehen wird, sondern dem Privatbereich zugerechnet bleibt. Darin besteht ein wesentlicher Unterschied etwa zu Marlies Arndt, die die Kinder-

4 Die Erzählerin spricht von den „Grauen Panthern“; so lautet der Name des Seniorenschutzbundes, aus dem die Partei DIE GRAUEN hervorgegangen ist. Dass die Erzählerin dennoch die Partei meint, wird an anderer Stelle deutlich, wo sie die Grauen Panther explizit als eine solche bezeichnet.

betreuung im Kinderladen zugleich als Voraussetzung für ihre Berufstätigkeit und als politisches Handeln versteht.

11.2.3 Resümee

Tanja Büttner und Monika Cadenberg schildern in den analysierten Episoden Erfahrungen aus Kontexten, die als alltägliche Schauplätze des Geschlechterkampfes gelten. Dies trifft insbesondere auf die Chancengleichheit auf dem Arbeitsmarkt zu, um die es bei Tanja Büttner geht. Doch auch die sogenannte Vereinbarkeitsproblematik, bei der im öffentlichen Diskurs immer wieder die Ansprüche von Müttern auf eine befriedigende Berufstätigkeit und die Bedürfnisse von Kindern zueinander ins Verhältnis gesetzt werden, ist ein Thema, bei dem es eine zunehmende Sensibilität für seine politische Dimension gibt.

Dies ist jedoch zunächst nicht die dominante Perspektive, aus der heraus sich die Erzählerinnen mit ihren Erfahrungen auseinandersetzen. Im Rahmen der Geschichten, die erzählt werden, steht die individuelle Konfrontation mit konkreten Konfliktlagen im Vordergrund. Dem entsprechen die Problemlösungsstrategien, die die Erzählerinnen präsentieren und mit denen sie eine erfolgreiche Durchsetzung eigener Interessen verbinden.

Daneben, besonders in den eher theoretisierenden Passagen, verleihen sie ihren jeweiligen Problemlösungsstrategien jedoch eine Bedeutung, die über den Horizont ihrer individuellen Situation hinausgeht. Tanja Büttner nennt Konsequenzen für andere Frauen, die sich bei der Sportredaktion bewerben, in der sie ihr Praktikum gemacht hat. Monika Cadenberg sieht sich aufgrund der Reaktionen anderer auf ihr Haushaltsmanagement als Trendsetterin. Ihr Vereinbarungsarrangement präsentiert sie als verallgemeinerbares Modell, von dem sie sich die Lösung gesellschaftlicher Probleme verspricht.

Vor dem Hintergrund der Analysen zu „Politik“ als Konstruktionskontext für eine Akteurinnenschaft im Sinne der Veränderung sozialer Verhältnisse und vor allem aufgrund des öffentlichen politischen Interesses an den Fragen der Chancengleichheit auf dem Arbeitsmarkt und der ‚Vereinbarkeitsproblematik‘ bleibt jedoch zu fragen: Inwiefern stellen die Erzählerinnen das Verständnis ihres Handelns noch auf einer anderen Ebene in einen politischen Rahmen?

Zunächst verstehen beide Erzählerinnen, auch wenn zumindest Monika Cadenberg ein politisches Engagement in Aussicht stellt, ihr in den Episoden geschildertes Handeln nicht als politisches Handeln – wohl aber als Einflussnahme auf soziale Verhältnisse. Sie sehen sich selbst aktiv an Veränderungen in ihrem Umfeld beteiligt; dass sie selbst geschafft haben, ‚anders zu leben‘, soll es auch anderen möglich machen.

Die eigene ‚andere‘ Praxis wird dabei mit sehr grundsätzlichen und allgemeinen Ansprüchen verbunden, die dem Ganzen doch eine politische

Dimension verleihen: Die Erzählerinnen legen ihrer individuellen Verteidigung der eigenen Interessen die allgemeinen Prinzipien der Gleichheit und Gerechtigkeit zugrunde, und dies nicht nur explizit bei der Formulierung ihrer politischen Standpunkte. Implizit sind diese Prinzipien auch schon die Basis für die Durchsetzung der eigenen Interessen, wie sie in den Episoden geschildert wird. Beide Protagonistinnen bringen ihr Umfeld durch ihre Leistung und ihr Engagement dazu, ihnen die Gleichheit zuzugestehen, die sie beanspruchen. Tanja Büttner überzeugt die Kollegen von ihren Fähigkeiten, und Monika Cadenberg sorgt dafür, dass sie der ihr ideell sehr wertvollen Berufstätigkeit (vgl. 10.2.2.3) nachgehen kann, obwohl sie zwei Kinder betreut. Ihr Handeln beinhaltet also insofern eine politische Dimension, als es die individuelle Einlösung allgemeiner Prinzipien zum Ziel hat, deren Realisierung eigentlich Gegenstand von Politik sein müsste.

Wo die Erzählerinnen unabhängig von ihrem eigenen Handeln über sozialen Wandel als Ergebnis explizit politischer Einflussnahme theoretisieren, ist das Subjekt des Veränderns ein unpersönliches „Man“. Damit kann die Frauenbewegung (Tanja Büttner) oder die Parteipolitik (Monika Cadenberg) gemeint sein; in beiden Fällen ist die Distanz offensichtlich groß. Dabei vollziehen die Erzählerinnen in Bezug auf dieses „Man“ unterschiedliche Bewegungen: Monika Cadenberg eignet es sich in gewisser Weise an, weil sie, über die Erweiterung ihrer individuellen Vereinbarkeitsstrategie zu einer allgemeinen Lösungsstrategie für gesellschaftliche Probleme, ihre Ideen zum Anliegen dieses „Man“ macht. Dazu passt auch der Plan, sich in Zukunft parteipolitisch zu betätigen. Tanja Büttner dagegen macht erst das „Man“ zum Subjekt von Veränderung („dass überhaupt was passiert“), spricht von dem Anspruch auf Gerechtigkeit aber nur noch als etwas, für dessen Einlösung sie selbst garantieren muss, indem sie sich individuell gegen Ungerechtigkeit „wehrt“. Möglicherweise hat diese Sicht der Dinge mit dem Erfolg der in der vorausgehenden Episode geschilderten Strategie zu tun, von der ja auch nicht nur die Protagonistin selbst profitiert hat. Insofern ist aus ihrer Perspektive vermutlich das Engagement in eigener Sache der greifbarere und vielversprechendere Weg zu Veränderungen.

Das Verhältnis von Veränderung sozialer Verhältnisse und Politik ist also hier nur schwer zu bestimmen; die beiden Dinge fallen jedenfalls nicht zusammen. Die Akteurinnenschaft, die die Erzählerinnen für sich selbst konstruieren, lässt sich als eine Akteurinnenschaft im Sinne einer Veränderung oder Verschiebung von Geschlechtergrenzen, v.a. was den Zugang zum Arbeitsmarkt anbelangt, verstehen. Beide Erzählerinnen sehen sich, wenn nicht an der Beseitigung, so doch an der Minderung von Barrieren beteiligt, die bislang eine befriedigende Berufstätigkeit von Frauen erschwerten. Doch ein explizit politisches Engagement wird anderswo angesiedelt – in Parteien oder der Frauenbewegung, zu denen sich

die Erzählerinnen noch einmal eigens und in Abwägung der zuvor geschilderten Erfahrungen eher theoretisch positionieren. Auch wenn politische Einflussnahme als vielversprechend für die Veränderung sozialer Verhältnisse angesehen wird, leitet sich daraus nicht unbedingt ein eigenes Aktivwerden in einem explizit politischen Kontext ab. Die persönliche Akteurinnenschaft im Sinne der Entwicklung individueller, aber verallgemeinerbarer Problembewältigungsstrategien steht demgegenüber im Vordergrund.

11.3 Generationenbeziehungen als Kontext

Neben den Kontexten, in denen die Veränderung sozialer Verhältnisse in erster Linie als politisches Projekt begriffen wird oder die individuelle Einflussnahme mehr oder weniger mit einer politischen Dimension in Zusammenhang gebracht wird, gibt es einen weiteren Kontext für die Konstruktion von Akteurinnenschaft im Bezug auf die Veränderung sozialer Verhältnisse, der kaum mit politischen Herangehensweisen in Verbindung steht. Er wird in den Interviews viel breiter thematisiert als die bereits angeführten Kontexte. Wie sich im Material zeigt, sind intergenerationale Beziehungen als Kontexte der Konstruktion von Akteurinnenschaft im Sinne eines sozialen Wandels von großer Relevanz.

Dass eine intergenerationale Perspektive Aufschluss über soziale Wandlungsprozesse verspricht, ist auch einer der Ausgangspunkte der vorliegenden Untersuchung. Dabei geht es nicht nur darum, im Generationenvergleich Unterschiede sichtbar und Generationen voneinander abgrenzbar zu machen, wie dies etwa Elisabeth Beck-Gernsheim (1983) versucht, um den von ihr konstatierten bedeutenden Individualisierungsschub im weiblichen Lebenszusammenhang sichtbar zu machen. Vielmehr stand bislang die Rekonstruktion von komplexen, nicht linearen und zum Teil widersprüchlichen Prozessen von Tradierung und Transformation zwischen miteinander verknüpften Biographien im Vordergrund.

Inwiefern dabei die Generationenbeziehungen im engeren Sinne „als Orte der Tradierung und Veränderung von Weiblichkeit“ (Bürmann/Micus-Loos 2002: 101) gelten können, war seit Beginn der Frauenforschung Thema. So wurden Erziehung und geschlechtsspezifische Sozialisation, die Kinder in der Familie erfahren, immer wieder als zentraler Bereich der Herstellung geschlechtlich identifizierter Individuen untersucht (vgl. ebd.: 102ff). Auch bei der stärker an der sozialstrukturellen Ebene interessierten Frage nach dem Wandel der Geschlechterverhältnisse hat sich der Blick auf die intergenerationale Interaktion als aufschlussreich erwiesen. In den Forschungsprojekten von Claudia Born und Helga Krüger zum Wandel geschlechtsspezifischer Lebensführung wurden quantitative und qualitative Daten von in den 1930er Jahren geborenen Frauen, ihren Ehepartnern

und Kinder erhoben (vgl. Born/Krüger/Lorenz-Meyer 1996; Krüger 1997; Krüger/Born 2000; Born 2001). Durch diesen in der Lebenslaufforschung eher unüblichen Zugang gelang es, in mehrfacher Hinsicht nachvollziehbar zu machen, inwiefern die untersuchten Frauen der Müttergeneration als Akteurinnen eines Wandels im Geschlechterverhältnis gesehen werden müssen: Sie haben für sich nicht nur eine durch den hinterherhinkenden normativen Wandel verdeckt gebliebene deutliche Berufsorientierung realisiert und waren bereits in einem unerwarteten Maße erwerbstätig; daneben

„haben die Frauen die Weiterentwicklung über die Generationengrenze in Richtung neuer Geschlechterrollen aktiv vorangetrieben, und zwar als Erweiterung und Angleichung für beide Genusgruppen. Ihre Söhne haben sie mehrheitlich an die Familienarbeit herangeführt und ihr damit das Stigma der Unmännlichkeit genommen [...]. Ihren Töchtern haben sie die Erwerbsarbeit nicht nur als wichtiges Element auch weiblicher Lebensführung nahe gebracht sondern sie, auch vor dem Hintergrund eigener Erfahrung um deren Bedürfnis nach möglichst großer Kontinuität in der Berufsarbeit wissend – wenn nötig und möglich –, auch bei deren Realisierung (z.B. durch Betreuung der Enkelkinder) unterstützt“ (Born 2001: 37).

Damit entsteht bereits ein differenzierteres Bild von Generationeninteraktionen, das nicht nur mit einer Abgrenzung der jeweils jüngeren von der älteren Generation als Prinzip gesellschaftlichen Wandels oder gar Fortschritts rechnet. Eine Vielfalt relevanter Interaktionsmuster innerhalb der „Generationenbeziehungen als Orte der Tradierung und Veränderung von Weiblichkeit“ zeigte sich auch in dem dieser Untersuchung zugrunde liegenden Material. Dabei spielt das dem dominanten alltagstheoretischen Generationsverständnis entsprechende Motiv „Nicht wie meine Mutter werden“ (Marlies Arndt, 13,17; vgl. 9.2.3.2) eine große Rolle. Daneben werden, wie im Folgenden zu zeigen sein wird, auch solche intergenerationalen Auseinandersetzungen relevant, in denen etwa Veränderungen bei der Mutter auf den Einfluss der Tochter zurückgeführt werden.

Vor allem aber wird im vorliegenden Material deutlich, dass in den Biographien der befragten Frauen der Bereich der Generationenbeziehungen ein prominenter Kontext der Selbstkonstruktion als Akteurin eines Wandels ist. So werden etwa Richtungsentscheidungen für das eigene Leben sozusagen in einem Dialog mit der anderen Generation inszeniert, in dem die angestrebte Differenz (oder Übereinstimmung) zum Thema gemacht wird. Entsprechendes wurde bereits an der Biographie von Marlies Arndt deutlich; darin ist die Bezugnahme auf die Biographie der Eltern bzw. vor allem der Mutter eine erzählerische Figur zu Formulierung eigener, alternativer Entwürfe. Da die Kritik am Leben der Mutter als Ausgangspunkt für Veränderungen im eigenen Leben bzw. ein ‚anderes Le-

ben‘ ein so vertrautes Motiv ist, soll zunächst dieser Faden aufgenommen werden.

11.3.1 „Hausfrauendasein“ der Mutter als Negativfolie und Gegenstand der Auseinandersetzung

Bei Marlies Arndt stellt, wie bereits beschrieben, besonders das „Hausfrauendasein“ der Mutter einen Gegenstand der Abgrenzung dar (vgl. 9.2.3.2). So auch bei Monika Cadenberg:

dann hab ich manchmal gesagt es ist langweilig. ich will nicht nur Hausfrau sein. und dann bin ich ganze Tage angefangen zu arbeiten. was natürlich auch nachher erforderlich war da Thea anfing zu studieren - eh ne? das das kostet ja auch schrecklich viel Geld und jetzt Nicole studiert also es hat ja immer Geld gekostet auch ne? und eh - nee das muss ich sagen da haben haben wir also sehr viel Glück gehabt und dass ich das hingekriegt habe. Gut ich hab meine Mutter immer - die war immer da aber andererseits denk ich manchmal - sie hat sehr viel - nicht mitgekriegt. sie hat diese sozialen Kontakte im Beruf nicht mitgekriegt - sie hat zwar immer irgendwelche Freundinnen oder Nachbarinnen gehabt aber - so da so ne Erfüllung wie ich meinetwegen im Beruf gehabt hab die hat sie nie gehabt. / I: mh / und ich denke das ist auch wichtig. dass man dass man das auch als Frau erlebt nicht nur n Mann der seinen Job hat sondern auch ne Frau muss irgendwas haben - hier - das kann ich - dafür krieg ich Geld und da bin ich gut drin in dem Job ne? das kann man nicht nur als Hausfrau oder so machen ne? und - das das hab ich damals immer schon - immer gesagt nee. was Mutti da macht - (6,33-47)

An die Entscheidung, wieder ganztags zu arbeiten, schließt die Erzählerin zunächst eine Reihe von Argumenten an – die ‚subjektive‘ Langeweile, damit den Hinweis auf ‚objektive‘ freie Kapazitäten und reduzierte Inanspruchnahme durch Kinder und Haushalt und die ‚objektive‘ finanzielle Notwendigkeit. Dann wird relativ unvermittelt der Vergleich mit der Mutter eingeführt. Sie steht zunächst für die Norm oder Optimalvorstellung, dass eine Mutter jederzeit präsent zu sein hat; diese wird an sich nicht hinterfragt oder kritisiert. Der Anspruch wird vielmehr einem anderen gegenübergestellt und erst dadurch relativiert. Schon mit dem Wort „andererseits“ wird klar, dass es hier um eine Konkurrenz von (möglicherweise schwer zu vereinbarenden) Ansprüchen geht. Diese werden zunächst aus der Perspektive der Mutter formuliert bzw. es wird ein Defizit bei ihr festgestellt hinsichtlich von Dingen, die nicht mit ihrer Funktion für andere, sondern mit eigenen Bedürfnissen zu tun haben. Die Erzählerin unterstellt hier zwei Dinge als ganz basale und generalisierbare Bedürfnisse: „soziale Kontakte“ und „Erfüllung“. Mit dem Begriff „soziale Kontakte“ nimmt sie Bezug auf sozialwissenschaftliche Diskurse – in einer popularisierten Form –, die Bedingungen des Mensch-Seins reflektieren, den Menschen

als ein soziales Wesen definieren und daraus ableiten, was Voraussetzungen eines gelingenden Lebens sind. Die Erzählerin geht hier allerdings weiter, sie akzeptiert nicht soziale Kontakte an sich, wie sie bei der Mutter zu Nachbarinnen und Freundinnen bestehen, sondern argumentiert mit einer ganz bestimmten Form sozialer Kontakte, nämlich denen im Beruf. Dies führt sie nicht weiter aus, es wird jedoch deutlich, dass sie den sozialen Kontakten im Beruf eine andere Wertigkeit zumisst. Aus der Erklärungsnot heraus, die offensichtlich mit dem Zugeständnis vorhandener Kontakte der Mutter im nicht-beruflichen Umfeld entsteht, führt die Erzählerin noch ein anderes Argument an. Es ist das Motiv der „Erfüllung" durch den Beruf. Damit begibt sie sich auf eine noch stärker wertende, moralische Ebene, was die Beurteilung eines gelingenden Lebens betrifft. Während soziale Kontakte eher etwas Basales sind, ist „Erfüllung" etwas, das mit weitergehenden Vorstellungen von Lebenssinn und -glück zu tun hat. Dass dies der Mutter vorenthalten wurde bzw. sie es nicht angestrebt hat, bringt ein gewisses Maß an Tragik und Pathos in die Schilderung. Solch gewichtige Fragen eines gelingenden Lebens oder eines Lebens, in dem Möglichkeiten eingelöst oder nicht eingelöst wurden, verleihen den Ansprüchen, die die Erzählerin für sich formuliert und als verwirklicht präsentiert, größere Legitimität.

Ganz konsequent nimmt sie in ihrer weiteren Argumentation einen normativen Standpunkt ein. Es ist von einem „Man" die Rede; sie formuliert nicht mehr mit konkretem Bezug auf das Leben ihrer Mutter oder auf ihre eigenen Vorstellungen, sondern referiert allgemeingültige Maßstäbe. Diese werden nicht nur abgelöst von der Person, sondern auch abgelöst von historischen Umständen, also zeitlos formuliert. Die Erzählerin macht ihre eigene Positionierung zwar über einen Generationenvergleich deutlich und benutzt dazu das Motiv des „Nicht wie meine Mutter werden", um eine von ihr realisierte Veränderung deutlich zu machen. Ihren Standpunkt beschreibt sie jedoch gerade nicht als einen aktuell zeitgemäßen und damit zeitabhängigen, sondern als einen, der sich prinzipiell auf das Leben der Mutter zurückprojizieren ließe. Der Anspruch, dass auch eine Frau über eine Berufstätigkeit ihre eigene Kompetenz erleben und Anerkennung erfahren muss, macht vor den historischen Bedingungen, die das vielleicht nicht zugelassen haben, nicht Halt.

Unter der Voraussetzung der Gültigkeit dieses generellen Anspruchs nimmt die Erzählerin dies als Maßstab für das Verhalten ihrer Mutter. Sie macht sie selbst dafür verantwortlich, dass ihr die „sozialen Kontakte" und die Anerkennung nicht zuteil wurden und kritisiert „was Mutti da macht". Ihre kritische Haltung datiert die Erzählerin zeitlich zurück („damals schon immer") und verleiht ihr damit eine Bedeutung für ihre eigenen bereits getroffenen Lebensentscheidungen. Es selbst anders zu machen wird so zum Ergebnis der Auseinandersetzung mit dem von der Mutter Vorgelebten. Gleichzeitig wird vor dem Hintergrund des von der Mutter Repräsentierten

die Akteurinnenschaft der Erzählerin hinsichtlich einer Veränderung des Vorgefundenen umso deutlicher.

Auf die Aufforderung hin, ihr eigenes Leben mit dem ihrer Mutter zu vergleichen, konstruiert auch Tanja Büttner die intergenerationale Beziehung als einen Ort, an dem Veränderungen verhandelt werden:

ich seh des halt nur einfach auch d_ die Unterschiede dass sie sich schon voll noch so in der in der klassischen Frauenrolle auch drin sieht irgendwie / I: mh / dass dass sie halt zum Beispiel dafür sorgen muss dass was / zu Essen da is ((lachend)) / oder dass ein Essen auf m Tisch steht wenn die Männer heimkommen oder - solche Sachen ne? irgendwie oder dass oder da hab ich mich früher auch oft mit ihr gestritten und überhaupt also dass halt immer des - naja wenn halt auch im Haushalt was zu helfen is dann kommen scho erst mal die Mädels und helfen / I: mh / und dann vielleicht mal der Bruder und und so und - ich fand des jetzt auch net so des Argument dass er dann schon gearbeitet hat und dass ich halt zum Beispiel / I: mh / nur also Abi gemacht hab oder so weil ich immer gesagt hab ja hallo ich mein des is auch ne Arbeit auch wenn ich denken muss / oder wenn ich da was machen muss ((lachend)) / oder halt auch im Studium oder so - war des auch manchmal total schwierig dann irgendwie zu sagen ich brauch jetz Ruhe und ich brauch jetz Zeit zum Lernen und / I: mh / da kann ich jetz auch net dauernd hier rumhupfen und da alles mögliche - und so (21,20-38)

Anders als Monika Cadenberg markiert die Erzählerin die Zeitgebundenheit dessen, was sie an ihrer Mutter kritisiert. Die „klassische[n] Frauenrolle“, in der die Mutter „noch so drin“ ist [5], ist ein Anachronismus. Als „klassisch“ werden zwar Dinge bezeichnet, die über lange Zeit hinweg Maßstäbe setzen und ihren Wert bewahren. Sie stammen aber immer aus einer Zeit, die eigentlich schon vorbei ist. Das steckt vor allem in Formulierungen wie „noch immer“.

Wenn die Erzählerin hier von einer „Rolle“ spricht, macht dies deutlich, dass sie etwas im Auge hat, das der Person, um die es geht, in gewisser Weise äußerlich bleibt und damit veränderbar oder potentiell austauschbar ist. Es ist nichts, was so sein muss und nicht anders sein kann. Darüber hinaus verweist die Terminologie auf einen Diskurs, der eine aktuell zunehmende Auflösung starrer Rollen annimmt und damit das Festhalten an einer Rolle als ein Relikt aus vergangenen Zeiten qualifiziert. Das Beispiel des für die von der Arbeit kommenden Männer gedeckten Tisches, das die Erzählerin für die Ungebrochenheit der Frauenrolle bei ihrer Mutter anführt, kann unkommentiert stehen bleiben und wird ganz selbst-

5 Hier besteht eine Diskrepanz zwischen der Wahrnehmung der Tochter und der Selbstwahrnehmung der Mutter, die sich als „kein Hausfrauentyp“ bezeichnet (6,3). Allerdings konzediert auch die Mutter im Hinblick auf die Frage der „Rolle“: „Ich leb an sich schon in am Rollenverständnis noch - des a Stück weit traditionell vielleicht is“ (23,18f), was ihre Selbstbeschreibung in sich brüchig macht.

verständlich mit einem Lachen quittiert. Die Erzählerin kann hier ein (generationales?) Einverständnis darüber voraussetzen, dass die Szene etwas stereotyp Rückwärtsgewandtes hat.

Der Ansatzpunkt der Kritik an der Mutter ist also bei Tanja Büttner gerade nicht ein mit überzeitlicher Gültigkeit ausgestatteter Maßstab wie etwa der einer ‚guten Mutter', dem ein ebenso grundsätzlicher Anspruch auf „Erfüllung" entgegengesetzt wird, sondern die zeitliche Relativität von Maßstäben. Die „Frauenrolle" der Mutter ist deshalb angreifbar, weil sie als überholt gilt. Anders als Monika Cadenberg schildert Tanja Büttner außerdem auch eine direkte Auseinandersetzung mit ihrer Mutter, in der es um die verwendeten Maßstäbe und ihre Gültigkeit geht. In der geschilderten Szene wehrt sich die Tochter dagegen, dass der Maßstab der „Frauenrolle" auf sie angewandt wird. Die Korrelation von „Mädels" und „im Haushalt helfen" ist damit Gegenstand der Auseinandersetzung. Allerdings beruft sich auch die Mutter offensichtlich nicht mehr auf die naive Einteilung von Frauen- und Männerarbeit. Das „Argument" lautet, dass der Bruder aufgrund seiner Erwerbstätigkeit von der Hausarbeit verschont bleiben soll. Gegen diese verfeinerte Form einer Reproduktion der geschlechtsspezifischen Arbeitsteilung wendet die Erzählerin die Ernsthaftigkeit ihrer eigenen Tätigkeit ein: Das Lernen für Abitur und Studium soll mit der Berufstätigkeit des Bruders auf eine Ebene gestellt werden. Damit verlagert sich die Auseinandersetzung um die geschlechtsspezifische Heranziehung der Hausarbeit auf ein anderes Feld; es geht darum, der Mutter die Bedeutung des eigenen Lernens klarzumachen, die diese offensichtlich nicht einschätzen kann.

Direkt im Anschluss kommt die Erzählerin wieder auf die Relativierbarkeit der Vorstellungen der Mutter zurück:

> und des war aber für sie irgendwie - is des schon eher so noch - aber ich glaub dass / ich sie da bisschen beeinflusst hab also ich glaub dass ich ((lachend)) / / I: mh / also dadurch dass ich da halt immer drauf bestanden hab dass was - dass des doch eigentlich nur so - so so eh - halt mal irgendwie übermittelt worden is dass es so sein muss aber dass des noch kein Grund is dass es immer so so bleiben muss oder so - und glaub ich schon dass ich auch oder dass ich zum Beispiel da vielleicht auch ein bisschen dazu beigetragen hab dass se auch gesagt hat nee sie muss wieder arbeiten oder so weils / I: mh m / weil ihr da auch halt die Decke auf n Kopf gefallen is daheim und des kann ich auch voll gut verstehn und des könnt ich auch net - also denk ich mal immerzu daheim hocken. (21,38-49)

Hier schreibt sich die Erzählerin selbst einen Einfluss auf die Orientierungen der Mutter zu. Diese geben nicht nur einfach eine Negativfolie ab, sondern sind Gegenstand der Kommunikation und damit selbst in einen Veränderungsprozess eingebunden. Ihren eigenen Part in diesem Veränderungsprozess markiert die Erzählerin mit dem Argument der Zeitgebundenheit von Normen. Sie setzt der von der Mutter vertretenen Norm nicht

wie Monika Cadenberg allgemeingültigere Maßstäbe gegenüber, die auch für die Mutter schon hätten gelten müssen. Der ‚objektive' Standpunkt, den sie hier einnimmt, ist der eines Relativismus. Mit dem formalen Argument, dass Tradition „noch kein Grund is dass es immer so so bleiben muss" wird eine überzeitliche Gültigkeit von Normen generell in Frage gestellt und nicht eine Norm durch eine andere ersetzt. Damit wird jedoch, anders als bei Monika Cadenberg, keine Auseinandersetzung um den Inhalt der Norm geführt; es wird unterstellt, dass es für die Norm, dass Frauen die Hausarbeit machen, keine anderen Argumente gibt als das der Tradition. Dabei wurde die Mutter in der oben beschriebenen Szene mit einem Argument zitiert, das die Einbindung in Erwerbsarbeit zum Ausschlusskriterium für die Heranziehung zur Hausarbeit macht.

Dennoch postuliert die Erzählerin einen Erfolg ihrer Argumentationsstrategie: Die Aufnahme einer Erwerbstätigkeit durch die Mutter ist der Beleg dafür. Als ein weiteres Argument wird ins Feld geführt, dass die Beschränkung auf die Hausarbeit für die Mutter unbefriedigend war. Es klingt fast, als habe sie sich ohnehin in ihrer Situation als Hausfrau nicht wohlgefühlt, diese aber aufgrund ihres Festhaltens an der „klassischen Frauenrolle" nur verlängern können und lediglich ein einleuchtendes Argument gebraucht, um etwas an ihrer Situation zu ändern. Mit dem Verweis darauf, dass das in ihrem Sinne ‚normgerechte' Leben der Mutter unbefriedigend war, greift die Erzählerin hier nun doch noch ein inhaltliches Motiv auf, das auch Monika Cadenberg offensiv ins Feld geführt hatte. Die Hausfrauenexistenz als solche wird als isolierend, einengend und zu arm an Anregungen kritisiert, was letztlich der Grund ist, sie hinter sich zu lassen. In diesem Beispiel wird jedoch ein Veränderungsprozess konstruiert, den nicht erst die Tochter in Abgrenzung von der Mutter vollzieht, sondern einer, der aufgrund der intergenerationalen Auseinandersetzung auch bei der Mutter greift.

11.3.2 Erziehungspraxis der Eltern als Ressource für Veränderung

Auch wenn das „Hausfrauendasein" der Mutter als Leitbild für das eigene Leben so nachdrücklich abgelehnt wird, kann dem eine große Wertschätzung des erzieherischen Verhaltens beider Eltern gegenüber stehen. Einige Erzählerinnen sehen in der Erziehung und der Unterstützung, die sie erfahren haben, gerade die notwendigen Ressourcen, die ihnen ein ‚anderes Leben' als das, das die Eltern selbst führen, ermöglichen. So erwähnt Marlies Arndt, welche großen Freiräume ihre Mutter, die als Jugendliche ihrer Einschätzung nach selbst „wenig Spaß" (37,27) hatte, ihr in Sachen Ausgehen gewährte. Ebenso schätzt sie die Toleranz, die ihre Eltern ihrem „Hin- und Herflippen" zwischen Afeld und Gestadt entgegenbrachten (vgl. 9.2.3.3). Tina Aumann bringt die Finanzierung ihre Studiums durch ihre

Eltern, die ihr die Unabhängigkeit von ihrem Ehemann sicherte, mit den Erfahrungen ihrer Mutter in Zusammenhang, der eine finanzielle Eigenständigkeit zu Beginn ihrer Ehe fehlte (vgl. 9.2.4.3). Thea Cadenberg beschreibt ein Drängen ihrer Eltern auf eine Verselbstständigung der jugendlichen Tochter und die „liberale" Haltung (39,8), was spätes Nachhausekommen und erste Freunde anbelangt; sie interpretiert dies als Reaktion insbesondere ihrer Mutter auf die elterliche Strenge, mit der sie selbst als Jugendliche konfrontiert war.

Der Umgang der Eltern mit der Frage des abendlichen Ausgehens und insbesondere mit möglichen ersten sexuellen Beziehungen der Töchter scheint hier als besonderer Prüfstein für die erzieherische Kompetenz der Eltern herangezogen zu werden. Noch stärker als Thea Cadenberg bewertet Tina Aumann den Umgang ihrer Eltern mit ihren ersten Liebesbeziehungen als besonders beispielhaft für die von ihr sehr positiv empfundene Erziehung (vgl. 9.2.4.2):

das war einfach alles ganz ganz offen so / I: mh / ne? also ich musste das nicht verstecken und ich hatte dann irgendwie meinen Freund und wir sind dann händchenhaltend zur Schule gegangen und also ich mein wir waren natürlich auch schon irgendwie in der sechsten Klasse oder so / I: mh / und der hat dann auch bei mir übernachten können und - also es war überhaupt kein Stress das so ich weiß noch dass es bei andern irgendwie irgendwie undenkbar war / I: mh / und und wir haben einfach irgendwie jetzt da überhaupt nichts Schlimmes gemacht sondern das war irgendwie einfach ganz okay dass dass wir da irgendwie so ne so ne kleine Teenagerliebe hatten / I: mh / aber ohne dass was passiert ist oder dass unsere Eltern uns da einfach auch vertraut haben so ne? / I: mh / und und das is irgendwie also so das das hat es echt irgendwie ganz toll gemacht auch ne? also wo wo ich auch weiß dass dass da einfach viele mich dann auch irgendwie beneidet haben dass das irgendwie da da einfach ehm keine Probleme gibt. / I: mh / also wir haben haben es trotzdem nie irgendwie überspannt. also oder oder auch auch also ich. und und Jan auch nicht. / I: mh / also das hätt ich ja auch mitbekommen ne? weil wir haben haben halt über alles geredet und uns wurde das eigentlich immer alles erlaubt aber wir haben haben auch genau gewusst dass ehm dass erst dann auch was passiert wenn ichs auch wirklich <u>will</u> oder so also sei es jetzt mit irgendnem Mann oder mit m irgendn da war ich ja noch kleiner n Junge dann=e hatt ich das auch im Griff so ne? / I: mh / und das wussten eigentlich auch meine Eltern und dadurch wer_ gabs gabs da irgendwie keine Verbote ehm und das das funktionierte gut. das würd ich dann auch letztendlich - ehm auch auch meinen Kindern so vermitteln. (12,10-41)

Die Beschreibung des „offenen" Umgangs mit dem Thema zwischen Eltern und Kindern funktioniert hier im Wesentlichen über eine Absetzung von dem, was als Regelfall elterlichen Verhaltens unterstellt wird. Die hier betonte Offenheit steht im Gegensatz zu dem Tabu, mit dem Sexualität traditionell belegt ist, wenn es um die Erfahrungsräume von Kindern geht. Sie gelten in den erzieherischen Vorstellungen vieler Erwachsener als

Räume, die von erwachsenen Realitäten wie dem Erleben von sexueller Intimität abgeschirmt werden müssen.

Die Erzählerin folgt selbst einem anderen Konzept: Sie nimmt das Eingehen von ersten Liebesbeziehungen während des Heranwachsens als gegeben und vergleicht die Bereitschaft von Erwachsenen, diese zu akzeptieren. Für die Heranwachsenden besteht der Unterschied darin, ob sie ihre Beziehungen „verstecken" müssen oder „offen" und öffentlich führen können. Mit der Einlassung, sie und ihr Freund seien zum Zeitpunkt der Beziehung „schon irgendwie in der 6. Klasse" gewesen, macht sie allerdings auch ein Kriterium relevant, das von Erwachsenen häufig in Anspruch genommen wird, um eine Grenze zwischen einem geschützten kindlichen Erfahrungsraum und dem ‚Erwachsenenleben' zu ziehen: Die Teilhabe der Heranwachsenden an etwas, das sonst nur Erwachsenen zugestanden wird, ist verknüpft mit dem Alter und einer damit unterstellten Reife. Auch die Klarstellung, dass es sich in ihrem Fall um eine „kleine Teenagerliebe [...] aber ohne dass was passiert ist" handelte, also gar nicht um eine sexuelle Beziehung im engeren Sinne, der der Argwohn und die Verbote anderer Eltern gelten, bezieht sich auf die Wahrnehmung durch diese anderen Eltern. Die Klarstellung ist ein Argument gegen die Annahme einer prinzipiellen Gefährdung von Jugendlichen und insbesondere Mädchen durch Sexualität, die dem Verhalten vieler Eltern zugrunde liegt.

Vor diesem Hintergrund wird die Erziehungspraxis der Eltern der Erzählerin zugleich als plausibel und als Ausnahmefall charakterisiert. Die Freiräume, die ihre Eltern ihr zugestanden haben, markiert sie ganz deutlich als ein Privileg, das eine Besonderheit des eigenen Elternhauses im Unterschied zum allgemein Üblichen darstellt. Der Tolerierung selbst des Übernachtens stehen der „Stress" und das Tabu in anderen Familien gegenüber. Der Neid vieler anderer macht die Singularität der eigenen Erfahrungen besonders ersichtlich.

Die ‚Fortschrittlichkeit' in der Frage der Freiräume für erste Liebesbeziehungen verbindet die Erzählerin mit einem erzieherischen Prinzip ihrer Eltern, das sie schon an anderer Stelle (vgl. 9.2.4.2) beschrieben hat: Es geht den Eltern um eine Basis des Vertrauens und um Kommunikation statt Kontrolle. Die Pointe der Geschichte ist schließlich, dass die Erzählerin darin die Grundlage für die Entwicklung ihres selbstbestimmten Umgangs mit Sexualität sieht. Das Vertrauen der Eltern beruht gleichzeitig auf der Voraussetzung „dass erst dann auch was passiert wenn ichs auch wirklich will" und macht die Selbstbestimmung der Tochter möglich, indem es ihr den Freiraum gibt, der anderen vorsorglich erst gar nicht zugestanden wird.

Dass sie dies ‚anders (er-)leben' kann als viele Gleichaltrige, ist an dieser Stelle nicht in erster Linie das Projekt der Protagonistin, sondern das ihrer Eltern. Dennoch eignet es sich die Erzählerin hier als eine Besonderheit an, die ihr Aufwachsen ausgemacht hat und die in dem Wandel be-

gründet liegt, den ihre Eltern im Vergleich zu ihrem Umfeld vollzogen haben. In dem Statement, dass sie das „auch meinen Kindern so vermitteln" würde, steckt damit sowohl das Moment der Tradierung als auch das der Veränderung. Es handelt sich sozusagen um die Weitergabe der Möglichkeit, ‚anders zu leben'.

Tanja Büttner charakterisiert den strengen Erziehungsstil ihrer Eltern ebenfalls u.a. über den Umgang mit dem Thema Sexualität: Es wäre „überhaupt unmöglich gewesen dass eh überhaupt dran zu denken dass ich vielleicht mal bei dem [Freund, C.T.] übernachten könnte" (9,28f). Was andere von den Eltern auferlegte Grenzen anbelangt, stellt die Erzählerin das Ringen um Kompromisse mit den Eltern in den Vordergrund:

es war aber auch wirklich so also objektiv im Vergleich auch zu den andern - auch aus der Klasse oder so hab ich immer weniger gedurft. immer. also=e es war egal eigentlich was war aber wenn die bis dann und dann irgendwie wohin durften dann durfte ich halt - ne halbe Stunde weniger oder ne Stunde weniger oder so. aber jetz auch net weil die Eltern deswegen gefragt hätten wie lang dürfen die und deswegen darfst du jetzt weniger sondern des haben die halt sich so eingebildet des muss so und so sein - und dann - also glaub ich wars auch wars auch nicht so dass wenn die dann gehört haben die andern die dürfen viel länger dass se dann noch irgendwie gesagt hätten na gut dann darfst du halt - naja ich glaub vielleicht vielleicht wars schon so aber wenn ich halt / heut seh wies bei meiner Schwester ist ((schmunzelnd)) / / I: mh / die die entweder kann die des besser oder meine Eltern sagen auch manchmal sie haben nimmer den Nerv wie damals. / I: mh / also damals da - / ((lacht)) / haben sie halt doch vielleicht noch Nerven wie Drahtseile gehabt haben gesagt nee. so is des und fertig - und sie halt jetzt sie - also tut halt so lang rum und ach bitte und komm und die andern und überhaupt und die Eltern sagen zwar immer die andern sind kein Maßstab aber - aber dann also ihr wird dann doch immer noch was zugegeben oder okay und nachgegeben (9,7-27)

Hier bezieht die Erzählerin für ihre Kritik den Standpunkt des in dem für sie wichtigen sozialen Umfeld allgemein Gültigen. Der „Vergleich" mit den KlassenkameradInnen macht ihre Einschätzung „objektiv". Das Zurückbleiben hinter diesem Standard bedeutet eine zeitliche Verzögerung in der Bereitschaft der Eltern, der Tochter mehr Freiheiten zuzugestehen; dies passt in das Muster, das die Erzählerin auch im Zusammenhang mit der „klassischen Frauenrolle" der Mutter zeichnet. Das Problem wird wiederum dort geortet, wo die Eltern nicht bereit sind, eine Relativität von Normen anzuerkennen (vgl. 9.3.1.4). Sie weigern sich, die Wahrnehmung anderer – der Tochter und der Eltern der KlassenkameradInnen – in ihre Beurteilung einzubeziehen und halten stattdessen an feststehenden Prinzipien fest. Dies erklärt die Erzählerin zwar in erster Linie, um nicht den Eindruck eines Despotismus der Eltern entstehen zu lassen. Sie greift damit aber zu einer ähnlichen Argumentation wie im Zusammenhang mit der

Verknüpfung von Hausarbeit und Frau-Sein: Etwas muss nicht so bleiben, wie es ist, weil es seit langem verbürgt scheint. Hier lautet das analoge Argument: Etwas muss nicht so sein, wie die Eltern es sich „einbilden“ – die anderen zeigen, dass es auch anders sein kann. Allerdings führt die Auseinandersetzung mit den Eltern in diesem Fall zunächst zu keinem befriedigenden Ergebnis, zumindest zu keinem, das die Empörung der Erzählerin über die Strenge ihrer Eltern in ihrer Erinnerung relativiert hätte. Erst die Schwester kann eine Veränderung herbeiführen. Diese wird allerdings nicht als Lernprozess konstruiert, wie im Zusammenhang der „klassischen Frauenrolle“ angedeutet, sondern mit dem Nachlassen der Widerstandskraft der Eltern und dem größeren Maß an Beharrlichkeit bei der Schwester begründet. Obwohl die Eltern rhetorisch an der Absolutheit ihres Standpunkts bzw. dessen Nichtrelativierbarkeit durch „die anderen“ festhalten, verändert sich de facto die Praxis.

Hier ist also die Erziehung durch die Eltern nicht die Ressource, die es den Töchtern ermöglicht, ‚anders zu leben‘. Aber die Töchter werden, was die Toleranz der Eltern und die Vorstellungen von Geschlechterrollen anbelangt, zu Initiatorinnen von Veränderungen bei den Eltern. Auch so kann eine Akteurinnenschaft bezüglich eines Wandels im unmittelbaren Umfeld konstruiert werden.

In einem anderen Kontext jedoch stellt auch Tanja Büttner die Erziehungspraxis ihrer Eltern auf überraschende Weise als Ressource für sich dar. Auf die Frage nach persönlichen Erfahrungen mit der Frauenbewegung hin erzählt sie von einer Mitschülerin und deren frauenbewegter Mutter, von deren provozierendem Auftreten sie sich distanziert. Hier kommen als Argument Erfahrungen in der eigenen Familie zum Zuge:

also ich hab da nie das irgendwie die Notwendigkeit irgendwie gesehn. also vielleicht auch weil ich mich - vielleicht auch in der Familie oder so hab ich mich nie wie gesagt es war zwar immer alles streng und mei Vater ach und meine Tochter und so und - und ich will ja bloß net dass dir was passiert oder so aber ich hab in der Familie immer des Gefühl gehabt dass wir alle gleichwertig waren / I: mh / dass des von daher keine Frage war bist du jetzt Mädel oder bist du Junge oder so oder da war nie dass er er jetzt da der Chef war oder so oder dass er bevorzugt worden wäre oder so des war nie so. und vielleicht hab ich deswegen - da immer genug Selbstbewusstsein gehabt irgendwie - (28,40-48)

Für die Begründung ihrer Distanz zu der von der Mitschülerin und deren Mutter repräsentierten Frauenbewegung benutzt die Erzählerin zwei Argumente, die geradezu als Topoi innerhalb der Auseinandersetzung besonders junger Frauen mit dem Emanzipationsdiskurs gelten können (vgl. Thon 2004; 2007). Dies ist zum einen die Zurückweisung einer „Notwendigkeit“ eines eigenen Emanzipationsprozesses bzw. eines entsprechenden politischen Engagements mit dem Argument einer fehlenden eigenen Betroffenheit von der durch die Frauenbewegung kritisierten Diskriminie-

rung. Dabei wird eine Logik unterstellt, in der eine eigene Akteurinnenschaft in diesem Zusammenhang nur aus persönlichen negativen Erfahrungen mit einer offenen, nicht anders interpretierbaren Benachteiligung aufgrund des Geschlechts resultieren kann. Dies mag mit dem hohen Stellenwert zusammenhängen, den die nicht unproblematische Kategorie der Betroffenheit in Kombination mit der Betonung der subjektiven Sicht von Frauen in der Politik der Frauenbewegung erhalten hat. Wenn die Basis eines gemeinsamen Emanzipationsbestrebens und entsprechender Politik die Wahrnehmung einer ebenfalls gemeinsamen zumindest potentiellen und strukturellen Unterdrückung als Frauen ist, so erschwert das denjenigen den Zugang, die sich aus irgendwelchen Gründen nicht in einer Opferposition sehen. Gleichzeitig macht die Betonung der subjektiven Perspektive auch die individuelle Wahrnehmung, keine Diskriminierung erfahren zu haben, zum schlagenden Argument gegen ein Sympathisieren mit der Bewegung bzw. gegen die „Notwendigkeit" eines eigenen Engagements. Der Kurzschluss ‚Ich fühle mich nicht diskriminiert, deshalb brauche ich auch keine Frauenbewegung' ist insofern ein Topos, der nicht nur mit einem möglicherweise individualisierten Politikverständnis der jungen Generation zu tun hat. Bestimmte Elemente im Politikverständnis der Frauenbewegung können dem entgegenkommen und zu einer Art Abschottung gegenüber der Art von Problembewusstsein, das in der Frauenbewegung vielfach als Grundlage politischen Handelns betrachtet wurde, führen.

Verbunden mit dem Topos des Fehlens einer eigenen Diskriminierungserfahrung als Begründung für die Distanz zur Frauenbewegung wird hier ein zweiter Topos angeführt. Mit der Schilderung der Familiensituation – und nicht etwa von Situationen in der Öffentlichkeit, in Institutionen wie der Schule, der Wahrnehmung von Geschlechterstereotypen in den Medien etc. – wird ein Bereich fokussiert, dem auch die Aufmerksamkeit feministischer Theoriebildung galt: Die Erzählerin unterstellt hier, dass geschlechtsspezifische Sozialisation in der Familie eine wesentliche Grundlage der Geschlechterungleichheit ist. Mit der Bezugnahme auf ein (populärwissenschaftliches) Modell geschlechtsspezifischer Sozialisation kann ein Problembewusstsein im Sinne der Frauenbewegung demonstriert werden; indem jedoch für die eigene Familie eine Relevanz der von feministischer Seite kritisierten Muster zurückgewiesen wird, werden gleichzeitig individuell die Existenz eines Problems und ein entsprechender Handlungsbedarf auf der persönlichen Ebene negiert. Das ausreichende „Selbstbewusstsein", das die Erzählerin sich attestiert, ist sozusagen der Nachweis dafür, dass sie in ihrer Sozialisation keine den traditionellen Geschlechterstereotypen entsprechende Prägung erfahren hat. „Selbstbewusstsein" gilt gleichzeitig als Basis, die eigenen Interessen auch gegen mögliche Diskriminierungen individuell durchsetzen zu können. Wiederum tritt damit eine einzelne subjektive Disposition gegenüber strukturellen Ungleichhei-

ten in den Vordergrund, und wiederum ist es das Fehlen eines persönlichen Mangelempfindens, das als Argument gegen eine am Strukturellen interessierte politische Perspektive ins Feld geführt werden kann.

Interessant ist in der zitierten Interviewpassage, dass der Topos der Abwesenheit einer stereotyp-geschlechtsspezifischen Sozialisation offensichtlich eine Eigendynamik bekommt, die ihn über die Widersprüche zu anderen Interviewstellen sozusagen hinwegträgt. Die Spannung zu der paternalistisch-behütenden Haltung ihres Vaters, die sie in Zusammenhang mit der Strenge der Eltern mehrmals zum Thema gemacht hat, hat die Erzählerin hier noch im Blick. Sie löst sie auf, indem die das „Gefühl [...] dass wir alle gleichwertig waren“ zum dominanten erklärt und dem Vater die Position eines „Chefs“ abspricht. Mit der Aussage, dass es „keine Frage war bist du jetzt Mädel oder bist du Junge“ begibt sie sich jedoch in einen offenen Widerspruch zu der an anderer Stelle kritisierten stärkeren Heranziehung der Töchter zu Hausarbeiten (vgl. 9.3.1.4). Möglicherweise korrespondiert das jedoch damit, dass die Erzählerin von einer Gleichwertigkeit aller Familienmitglieder spricht, dass also nicht von einer Gleichheit die Rede ist. Vermutlich wird hier ein Modell der gleichen Anerkennung in der geschlechtsspezifischen Verschiedenheit zugrundegelegt, wie es auch in der religiös inspirierten Programmatik der Mutter zum Ausdruck kommt. Dies würde die Argumentation wieder stimmig machen, weil der Anspruch auf Gleichwertigkeit mit der Abwesenheit einer Hierarchie der unterschiedlichen Rollen in der Familie als eingelöst betrachtet werden kann.

Angesichts dieser Möglichkeit einer ideologischen Absicherung ihrer Positionierung – in Abgrenzung zur Frauenbewegung und in der Anlehnung an einen religiös inspirierten Geschlechterdiskurs – wird das Vertrauen plausibler, das Tanja Büttner trotz verschiedener Kritikpunkte an der Erziehungspraxis ihrer Eltern in diesem Punkt demonstriert. Was die Einlösung des Gleichberechtigungsgrundsatzes anbelangt, sieht sie sich durch die Erziehung ihrer Eltern mit weitreichenden Ressourcen in Form von Selbstbewusstsein und Anerkennung ihrer Gleichwertigkeit ausgestattet.

Im Vergleich mit der Schilderung Tina Aumanns fällt jedoch die stark schematische und auf stehende Topoi zurückgreifende Argumentation auf. So legt sich die Vermutung nahe, dass auch das Vertrauen auf die eigene Erziehung als Garant für ein ausgeglicheneres Geschlechterverhältnis – oder zumindest die bessere Durchsetzbarkeit eigener Interessen im bestehenden – ein weiterer Topos ist, der auch geeignet sein kann, andere Interpretationsmöglichkeiten der eigenen Erfahrung zu verstellen.

11.3.3 Trennung der Sphären zwischen den Generationen als Ergebnis von und Bedingung für Lernprozesse

Ein wichtiges Motiv im Zusammenhang des Nachdenkens über Veränderungen sozialer Verhältnisse und die eigene Positionierung darin ist im vorliegenden Interviewmaterial die Auseinandersetzung mit ‚Fehlern' oder schlechten Erfahrungen der Eltern bzw. der Erzählerinnen mit ihren Eltern. Monika Cadenberg operiert hier mit dem Konzept des „Lernens". In der folgenden Passage geht es darum, sich als Eltern zu Lebensentscheidungen der Kinder zu verhalten; zuvor ist von einer Berufsentscheidung der Tochter die Rede, die die Erzählerin für problematisch hält.

tja das is nun mal so die Kinder gehen vielleicht manchmal nicht die Wege die man sich als Eltern wünscht - aber - ich denke - an langer Leine laufen lassen - is gut und wenn man noch Kontakt mit denen hat - können alle zufrieden sein und das is ganz wichtig denk ich - weil - wir habens gesehen hier mit meinen Schwiegereltern - was nicht schön war was für alle Teile nicht schön war und daraus haben wir glaub ich auch gelernt - dass wir gesagt haben - äh wir akzeptieren die - wir verstehen vielleicht nicht alles - oder - wollens auch nicht verstehen weil wir s irgendwie nicht verstehen können - aber wir akzeptieren das einfach ne? und ich hab auch gesehen diese schwierige Beziehung bei meinem Bruder mit seiner zweiten Frau und - äh - mit meinen Eltern dieser dieser ganze Stress da wo ich immer gesagt habe oh Gott hoffentlich passiert uns das sowas nicht - äh - ich weiß nicht was was mir noch alles mit meinen Kindern oder äh deren Kindern passiert bloß - man - bemüht sich - aus diesen Fehlern zu lernen ne? und - äh das nich - nich die gleichen Fehler zu machen sondern dass man dann einfach mal sagt - ruhig äh - halt dich mal zurück ne? - und äh - das denk ich ist schon ganz wichtig (34,13-26)

Die Strategie „an langer Leine laufen lassen", um auf jeden Fall den „Kontakt" zu den Kindern halten zu können, wird hier als Ergebnis eines Lernprozesses konstruiert. Als dessen Basis werden zum einen eigene schlechte Erfahrungen herangezogen; die Erzählerin bezieht sich hier auf die zuvor ausführlich geschilderte Geschichte über die Aufgabe des von den Schwiegereltern übernommenen unrentablen Familienbetriebs, die einen Abbruch aller Kontakte von Seiten der Familie des Mannes zur Folge hatte. Dabei stellt sie nicht das eigene Leiden unter diesen Sanktionen in den Vordergrund, sondern bezieht „alle Teile" ein. Das macht die Argumentation stärker und glaubwürdiger, da es damit nicht mehr nur darum geht, etwas um der Kinder willen anders zu machen als die eigenen (Schwieger-)Eltern, sondern auch darum, selbst anders mit den Kindern verbunden bleiben zu können. Auf dieser Grundlage und als Ergebnis eines „Lernens" wird die Maxime des unbedingten „Akzeptierens" formuliert. Subjekt des Lernens ist hier nicht die Erzählerin allein, sondern ein „Wir", mit dem sie und ihr Mann gemeint sind. Die Erzählerin konstruiert hier sowohl eine

gemeinsame Betroffenheit des Paares von der Reaktion der Schwiegereltern auf die Geschäftsaufgabe, als auch ein gemeinsames Aufstellen der Maxime des unbedingten Akzeptierens. Es geht hier also nicht um einen individuellen Lernprozess, sondern um einen gemeinsamen, vielleicht auch dialogischen („wir haben gesagt“).

Der zweite Anlass, den die Erzählerin für den Lernprozess anführt, ist nichts, wovon sie selbst unmittelbar betroffen gewesen wäre, sondern das sie „gesehen“, sozusagen aus einer gewissen Distanz mitverfolgt hat. Es geht um das ebenfalls zuvor geschilderte Zerwürfnis zwischen ihren Eltern und ihrem Bruder und dessen Frau. Dieses stellt die Erzählerin als etwas dar, das „passiert“ bzw. passieren kann, das sich also nicht unbedingt abwenden lässt. Die Partnerwahl eines Kindes entzieht sich dem Einfluss der Eltern. Dennoch macht die Erzählerin die Eltern für das Zerwürfnis mitverantwortlich und spricht von „Fehlern“. Daraus gilt es wiederum zu „lernen“; als Ergebnis wird ein Imperativ formuliert, der anders als die Maxime des „Akzeptierens“ fast autosuggestiv anmutet. „Ruhig äh – halt dich mal zurück“ lautet sozusagen die Formel für Fälle, in denen der Versuch einer Einflussnahme kontraproduktiv erscheint und vielleicht auch kein Akzeptieren mehr möglich ist.

Im weiteren Verlauf des Interviews werden die „Fehler“ der Eltern als ein „Sich-Einmischen“ (34,28) in die Angelegenheiten der jungen Generation konkretisiert. Daraus zieht die Erzählerin aus ihrer eigenen elterlichen Perspektive Konsequenzen. Gleichzeitig formuliert sie auch aus der Perspektive der potentiell von der Einmischung der Elterngeneration Betroffenen Strategien, sich dem zu entziehen:

ich denke daraus hab ich hab ich auch was gelernt ne? dass ich - sagen würde ph - halt mich zurück aber total wenn ich mal Enkelkinder kriege ne? das is immer - die müssen da selber mit fertig werden die jungen Leute wir ham ja auch irgendwelche Situationen gehabt und ham die gemeistert ne? - also - - genau wie für mich nie in Frage als äh als die Kinder als d_ die Thea damals klein war - das ich äh - meine Schwiegereltern da als Babysitter nehme oder meine Mutter (34,40-45)

Mit dem „Sich-Zurückhalten“ auf Seiten der Eltern und dem „Selber-mit-fertig-Werden“ auf Seiten der Kinder führt die Erzählerin das Modell einer Trennung der Sphären zwischen den Generationen ein, das sie als Ergebnis ihres Lernprozesses angesichts intergenerationaler Konflikte in ihrer Familie ausweist. Das Modell beinhaltet jedoch gleichzeitig eine Vorstellung davon, dass die Trennung der Sphären bei den Jüngeren Lernprozesse ermöglicht, die von den Erfahrungen der Älteren unabhängig sind. Dadurch, dass sie ihre Probleme selbst lösen, erlangen sie nicht nur Unabhängigkeit von den Eltern, sondern gelangen zu einer eigenen ‚Meisterschaft‘ im Umgang mit problematischen „Situationen“.

Das Modell der Trennung der Sphären taucht in Monika Cadenbergs Argumentationen zu Lebensentscheidungen häufig auf und wird an anderer Stelle sogar noch konkreter. Vor allem ist die Trennung der Sphären auch eine materiell-räumliche. Ausgehend vom Beispiel ihrer Mutter, die auf dem Hof der Schwiegereltern ganz fraglos deren Pflege übernehmen musste, stellt sie ihre eigene Haltung in der Frage des Zusammenwohnens heraus:

und was für mich auch ganz klar war - du ziehst nie mit deinen Schwiegereltern in eine Wohnung oder so ne Wohngemeinschaft ne? - das hab ich aber kommt überhaupt nicht in Frage eh - man muss - man muss wenigstens sich Schuhe anziehen um zu denen zu gehen. nie so in einem Haus hab ich damals schon immer gesagt und ehm hat sich bewahrheitet. obwohl Nicole heute mit ihrem Freund oben wohnt aber ich denke - eh - wir respektieren uns jeder klopft an / I: mh / und wenn er reinkommt und man man ist auch nicht permanent dann da. ne? das fänd ich auch ganz schlimm. weil ich denke man muss sich zusammenraufen und - hat vielleicht auch mal ne Meinungsverschiedenheit wenn man jung ist (7,16-25)

Die Erzählerin betont hier zunächst ihre eigene Kompromisslosigkeit in Form eines Imperativs an sich selbst. Sie stellt eine Faustregel dafür auf, die eindeutig die räumliche Distanz zwischen den Sphären der zwei Generationen festlegt („man muss wenigstens sich Schuhe anziehen...“). Das inhaltliche Prinzip dieser rein formalen Bestimmung wird in Beschäftigung mit der Ausnahme von der Regel deutlich. Das Zusammen-Leben mit der Tochter und ihrem Freund in einem Haus weicht deshalb nicht vom Grundsatz der Trennung der Sphären ab, weil über den gegenseitigen Respekt Distanz aufrechterhalten wird und die Grenzen gewahrt bleiben. Dadurch, dass man „nicht permanent dann da“ ist, bleibt es bei zwei unterscheidbaren Sphären, zwischen denen es einen geregelten Übergang und kein Ineinander-Übergehen gibt. Die Trennung von der Sphäre der Eltern ist die Bedingung dafür, sich „zusammenzuraufen“ und als Paar zu konstituieren. Daran schließt die Erzählerin mit dem Bericht über die Entscheidung, nach ihrer Hochzeit nicht in das Haus der Schwiegereltern einzuziehen und einer Szene aus dem gemeinsamen Arbeitsalltag im Geschäft der Schwiegereltern an:

und dann gab es natürlich auch mal Meinungsverschiedenheiten zwischen meinem Mann und mir und wenn er sagte - wir dekorieren das Fenster so und ich sagte so - und mein Schwiegervater immer - nein - eh um Gottes Willen streitet euch nicht streitet euch nicht und dann hab ich gesagt doch man muss das doch mal durchdiskutieren - neinneinneinnein. eh dann machen wir das dann dann macht ihr das nicht mehr. also d_ so so nach dem Motto - um Gottes willen nicht laut werden das das waren die überhaupt nicht gewöhnt. irgendwas auch mal verbal auszudiskutieren ne? das war mein Mann überhaupt nicht gewöhnt -

und=e das hat er im Nachhinein auch gesagt das hat er erst durch mich gelernt (7,32-39)

Der Kontext der Entscheidung für eine eigene Wohnung macht diese Geschichte zum Beispiel dafür, dass es nötig ist, sich der Einflusssphäre der Schwiegereltern zu entziehen, um als Paar eine eigene Art und Weise des Zusammen-Lebens zu entwickeln. Diese stellt gegenüber den Normen, die der Schwiegervater für den Umgang miteinander vertritt, eine Veränderung dar. Während er das „Streiten" mit einem Tabu belegt und in dem von ihm dominierten Bereich verhindert, definiert die Erzählerin „Streit" in „Durchdiskutieren" um. Die Entscheidungsfindung wird damit als notwendige Konfrontation unterschiedlicher Perspektiven konkretisiert. Dieses anspruchsvolle Verfahren muss jedoch erst gelernt werden. Wiederum konstruiert die Erzählerin die Abgrenzung einer eigenen Sphäre des jüngeren Paares als Voraussetzung oder Möglichkeitsraum für einen Lernprozess (diesmal beim Partner) und die Entwicklung einer Paarkultur, die sie von der des älteren Paares unterscheidet.

Das Motiv der Ermöglichung des Neuen durch die Distanzierung von der Sphäre der Eltern findet sich auch bei Marlies Arndt:

ich denke dass der Einfluss zum Beispiel eh oder die Abhängigkeit die Abhängigkeiten auch also so wenn ich bei meiner Mutter seh von ihren Schwiegereltern und=e - ja dass eh oder von der Meinung der Schwiegereltern oder - dass wir da auch eh mehr Möglichkeiten hatten so unsere Kinder einfach=e zu erziehen wie wir wollten. / I: mh / wir haben sie natürlich auch weniger in Anspruch genommen. also ich=e hätte meine meiner Mutter ich finde dass sie wirklich ne gute Mutter ist. ich hätte ihr nie meine Kinder gegeben. (37,34-40)

Marlies Arndt bringt am Beispiel ihrer Mutter die Grundlage der möglichen Einflussnahme der Schwiegereltern noch stärker auf den Punkt, indem sie die „Abhängigkeit" benennt. Offensichtlich ist hier jedoch von zweierlei Abhängigkeiten die Rede. Zum einen spielt die Erzählerin vermutlich auf die wirtschaftliche Abhängigkeit ihrer Eltern zu Beginn der Ehe an, als die junge Familie nach dem Krieg im Haus der Schwiegereltern wohnte. Die Abhängigkeit „von der Meinung der Schwiegereltern" ist davon zu unterscheiden, und es bleibt offen, ob sie auf der (zeitweiligen) ökonomischen Abhängigkeit basiert, oder andere Gründe hatte. In jedem Fall bleibt die Möglichkeit der Trennung der generationalen Sphären hier rückgebunden an die konkreten sozialen Verhältnisse, die ein kompromissloses Einfordern einer notwendigen Selbstständigkeit, wie es bei Monika Cadenberg gelingt, auch verhindern können.

Für sich selbst markiert Marlies Arndt daher im Vergleich mit ihrer Mutter einen nicht selbstverständlichen Zugewinn an „Möglichkeiten". Es fällt auf, dass diese ausgerechnet am Beispiel der Kindererziehung festgemacht werden und nicht etwa an den eigenen Chancen hinsichtlich der

Ausbildung oder Berufstätigkeit. Möglicherweise ist es für die Erzählerin insofern naheliegend, als auch sie die Einflussnahme ihrer Großeltern zu spüren bekam. Interessant ist, dass auch in der Argumentation von Monika Cadenberg einer der kritischen Punkte der Einflussnahme der ältesten Generation auf das Leben der mittleren die Erziehung der jüngsten ist. Damit bekommt das Thema Erziehung der eigenen Kinder in der intergenerationalen Auseinandersetzung bzw. in der Konstituierung eigener Sphären eine besondere Brisanz.

Auffällig ist bei Marlies Arndt ebenso wie bei Monika Cadenberg aber auch die Verknüpfung der Möglichkeit, selbst über wichtige Dinge wie die Erziehung der eigenen Kinder entscheiden zu können, mit der Frage der Kinderbetreuung. Nicht angewiesen zu sein auf die Unterstützung der Großeltern wird damit zur wichtigen Ressource für Veränderung.[6]

Auch Marianne Büttner konstruiert einen intergenerationalen Lernprozess, der etwas mit einer Trennung der Sphären der Generationen zu tun hat. Im Zusammenhang mit der aktuellen beruflichen Umorientierung ihres Sohnes entwickelt sie unter Bezugnahme auf eine eigene Erfahrung eine Argumentation, die stärker auf inhaltliche Effekte einer Trennung der Sphären ausgelegt ist als bei Monika Cadenberg und Marlies Arndt:

und ich würd aa sagen also ma sollt sich als junge Leut so was ich so von mir etzala reden kann würd ich scho sagen geht erst naus und schaut euch die Welt an und - schaut erscht amal was einem persönlich gfällt. und erst amal selber - ja. selber a Persönlichkeit werden. / I: mh / wie etz bei mir wars ja scho a Stückele so - dass ich ja. aus m Elternhaus rauskommen bin - und in die Ehe rein. / I: mh / also mein Mann mit sechs Jahr älter - über sechs Jahre älter - war ja auch schon a Persönlichkeit - wo mer sich aa wieder a Stück weit formen lässt. sag ich jetzt amal / I: mh / erst waren die Eltern - waren formend und waren erziehend und wo man halt einfach seine - ja Dinge mitkriegt und dann - der Mann - in meinem Fall dann - also es war keine Unterbrechung da wo ich sag da war i etz amal zwei drei Jahr hab mei eigene Wohnung ghabt oder war zu Haus gewohnt aber hab mei eigene - ja war allein für mich. / I: mhm / und - ich hab dann aa ziemlich lang gebraucht dass i also selbstbewusst war. oder mir mei eigene Meinung bild. oder auch was sagen trau. / I: mh / ich war zwar nie so schüchtern. so - aber - dass ich mei Meinung dann auch vertreten kann - (15,24-42)

6 Auf der Seite von Marlies Arndts Mutter Gertrud Aschauer tritt in Verbindung mit der Trennung der Sphären das Motiv des Akzeptierens von unterschiedlichen Orientierungen in Lebensentscheidungen in Erscheinung. Sie spricht von Meinungsverschiedenheiten zwischen ihr und ihrer Tochter und macht die räumliche Distanz für das gute Verhältnis verantwortlich: „also wenn ich da ich würde mehr rummotzen. und das eh also und das is nicht gut. ne? und deshalb is schon immer besser jeder für sich. ich fahr da gerne hin ich fahr auch gerne wieder nach Hause ne? / I: hm / ich könnt da ja einziehen wenn ich will. also / I: hm / könnt ich ja. will ich nicht. ne?“ (68,33-39)

Der Rat an „junge Leut“ und, in dem gegebenen Kontext, damit auch an die eigenen Kinder, den die Erzählerin hier formuliert, legt ebenfalls verschiedene Sphären zugrunde. Dem „Elternhaus“ steht „die Welt“ draußen gegenüber; sie ist der Ort, um eine „Persönlichkeit [zu] werden“. Damit bekommt die Distanzierung, gerade auch die räumliche (die „eigene Wohnung“), ein ganz bestimmtes Ziel. Es wird aber, anders als bei Monika Cadenberg und Marlies Arndt, auch unterstellt, dass es im Elternhaus nicht unbedingt möglich ist, eine „Persönlichkeit [zu] werden“, und dass auch die Ehe – zumindest die mit einem älteren Mann – keine dem Elternhaus gegenüberzustellende eigene Sphäre ist, in der die Selbstbestimmung im Vordergrund steht. Mit der Ehe konstituiert sich hier, anders als v.a. bei Monika Cadenberg, keine Sphäre, in der ein gemeinsames ‚Es-anders-Machen‘ oder Sich-Durchsetzen des Paares gegen die Elterngeneration wesentlich ist. Vielmehr sind beide Kontexte, das Elternhaus und die Ehe, von Fremdbeeinflussung der Protagonistin durch die jeweiligen Beziehungspartner geprägt. Bei beiden steht das „Formen“ im Vordergrund, dessen „Unterbrechung“ nötig gewesen wäre, um eine „Persönlichkeit [zu] werden“. Diese „Unterbrechung“ konstruiert die Erzählerin als eine räumliche Trennung, die Schaffung einer Sphäre des „Allein für mich“-Seins. In diesem Für-sich-Sein sieht die Erzählerin die Grundlage dafür, eine eigene Sicht der Dinge zu entwickeln und darin auch eine Sicherheit zu haben, um diese als eigene „Meinung dann auch vertreten“ zu können.

Interessant ist dabei, dass die Erzählerin davon ausgeht, Selbstbewusstsein erst aus einem von der Familie unabhängigen Leben beziehen zu können, während ihre Tochter Tanja Büttner argumentiert, ihr Selbstbewusstsein als gleichwertige Frau gerade in der Familie vermittelt bekommen zu haben. Auch findet eine Veränderung nicht in der Kritik an den Eltern und der Auseinandersetzung mit ihnen statt wie bei Tanja Büttner. Es ist die Distanzierung vom erzieherischen „formenden“ Zugriff durch die Schaffung einer eigenen Sphäre, die sich diesem entzieht. Damit steht weniger die Veränderung, weniger ein ‚Anders-Leben‘ als ein ‚eigenes Leben‘ im Vordergrund der Konstruktion. Allerdings bildet die Perspektive einer Veränderung zwischen den Generationen hin zu einer verstärkten Orientierung auf die eigene „Persönlichkeit“ hin den Hintergrund; der Ratschlag an die „jungen Leut“ zielt darauf ab, gegenüber den eigenen Erfahrungen eine Veränderung herbeizuführen. Damit übernimmt auch Marianne Büttner in Bezug auf ihre eigenen Kinder die Funktion einer Akteurin von Veränderungsprozessen im Kontext intergenerationaler Beziehungen.

11.3.4 Resümee

Das Motiv „Nicht wie meine Mutter werden“ scheint zunächst eher ein Stereotyp der intergenerationalen Interaktion aufzugreifen, das fest zum Inventar eines naiven Verständnisses vom Wechsel der Generationen als

Prinzip sozialen Wandels gehört. Ein quasi naturhafter Drang zur Abgrenzung von der Vorgängergeneration wird darin für Innovation schlechthin verantwortlich gemacht. Auch die Distanzierung junger Frauen von ihren Müttern wurde gerade im Zusammenhang der Veränderung von Geschlechterverhältnissen immer wieder pauschal zu einem Prinzip der Erneuerung erhoben und führte zu blinden Flecken, wie sie die Studie von Born/Krüger/Lorenz-Mayer (1996) aufgedecken konnte. Die Töchter der in dieser Studie untersuchten Frauengeneration wurden wiederholt als Trägerinnen des Wandels im Geschlechterverhältnis – namentlich einer verstärkten Berufsorientierung – identifiziert, während tatsächlich bereits die Müttergeneration diesen Wandel aktiv betrieben hatte.

Wenn sich nun im vorliegenden Material zunächst eine Verwendung des Motivs „Nicht wie meine Mutter werden“ abzeichnet, wie sie auch für die Verkennung der Leistungen der von Born/Krüger/Lorenz-Mayer untersuchten Frauen mit verantwortlich war, so lohnt sich dennoch ein zweiter Blick. Zwar kann mit der Abgrenzung von der eigenen Mutter als „nur Hausfrau“ eine Wahrnehmung ihrer Person einhergehen, die ihrer Selbstwahrnehmung widerspricht. Doch abgesehen davon hat die Verwendung dieses Motivs bei den jeweiligen Töchtern eine ganz spezifische Funktion. Es stellt eine Negativfolie zur Verfügung, die der eigenen Orientierung und der argumentativen Untermauerung des eigenen biographischen Handelns dient. Ebenso wie schon bei Marlies Arndt sichtbar wurde, dass die Negativfolie des Lebens der Mutter eine Ressource für das Verfolgen eigener biographischer Projekte darstellt, zeigt sich bei Monika Cadenberg die große Bedeutung einer abgrenzenden Bezugnahme auf die Bindung der Mutter an Haus und Hof: In der theoretisierenden und normativen Auseinandersetzung damit wird die Legitimität des eigenen Modells der Vereinbarung von Beruf und Familie hergestellt. Die Verwendung der Negativfolie hat also für die eigene biographische Konstruktion eine produktive Funktion.

Bei Tanja Büttner geht die Bedeutung der Auseinandersetzung mit der Negativfolie der von der Mutter repräsentierten traditionellen Rollenteilung sogar noch über den Rahmen der eigenen biographischen Konstruktion hinaus. Die Auseinandersetzung findet explizit in der intergenerationalen Beziehung statt, macht die Relativität von Normen sichtbar und hat schließlich auch Folgen für die Mutter. Damit wird die Herstellung einer Negativfolie nicht nur für die jüngere Generation produktiv, sondern sie bekommt eine hohe reflexive Qualität, und die Auswirkungen gehen in zwei Richtungen, nämlich auch von der jüngeren zur älteren Generation. Was also zunächst nach einem pauschalen Abgrenzungsmodell klingt, kann in sich weit komplexer sein.

Daneben bestätigte sich im Material die Beobachtung von Born/Krüger/Lorenz-Mayer, dass die Mütter auch insofern zu Protagonistinnen eines Wandels im Geschlechterverhältnis wurden, als sie in diesem Sinne

Einfluss auf ihre Kinder nahmen. In der vorliegenden Studie trifft dies nicht nur auf die älteste Frauengeneration zu, die altersmäßig in etwa der von den Autorinnen untersuchten Gruppe entspricht. Das Muster wiederholt sich vielmehr auch bei der mittleren Generation, die ebenfalls versucht, ihren Töchtern etwas zu ermöglichen, das für sie selbst außer Reichweite war. Allerdings sind es im vorliegenden Material in erster Linie die jeweiligen Töchter, die von den Ressourcen sprechen, die ihnen ihre Mütter oder beide Eltern zur Verfügung stellten. Dabei kann die Distanzierung vom Hausfrauendasein der Mutter durchaus neben der Wertschätzung der Möglichkeiten stehen, die von den Eltern eröffnet wurden. Allerdings liegt insbesondere in dem stereotypen Vertrauen darauf, dass die Eltern allein schon durch den Verzicht auf eine geschlechtsspezifische Erziehung die Basis für die Erfüllung des Gleichheitsanspruchs gelegt haben, auch die Gefahr einer Verengung der Diskussion um geeignete Strategien zur Minimierung von Geschlechterhierarchien.

Neben den Aushandlungen um die Negativfolie eines überholten Frauenleitbildes steht nun aber nicht nur die Weitergabe von Ressourcen, für die die unmittelbare Interaktion innerhalb von Generationenbeziehungen eine große Rolle spielt. Ein möglicherweise konkurrierendes, letztendlich aber doch wohl eher ergänzendes Modell ist das einer Trennung der Sphären zwischen den Generationen. Hier scheint es zunächst weniger um bestimmte, zwischen den Generationen kontroverse oder tradierte Inhalte zu gehen; vielmehr wird die Trennung der Sphären sozusagen als formale Voraussetzung für die Entwicklung eines ‚anderen' eigenen Lebens dargestellt, unabhängig davon, um welche Gemeinsamkeiten oder Unterschiede es inhaltlich geht. Dennoch beinhaltet das Modell der Trennung der Sphären auch eine normative Setzung im Hinblick auf Generationenbeziehungen generell: Der Herstellung eines ‚anderen' eigenen Lebens – eines bestimmten Zusammen-Lebens mit dem Partner, eines eigenen Erziehungsstils, einer eigenen „Persönlichkeit" und der dazu nötigen Unabhängigkeit von Eltern oder Schwiegereltern – wird ein eigener Wert beigemessen. Vermutlich ist es kein Zufall, dass dies insbesondere die mittlere der hier untersuchten Generationen so betont (auch wenn in der Töchtergeneration der Auszug aus dem Elternhaus durchgängig als biographisch wichtiger Schritt markiert ist). Es muss hier nicht auf Generationencharakterisierungen Bezug genommen werden, die bei diesen Frauen insbesondere einen „Anspruch auf ein Stück eigenes Leben" (Beck-Gernsheim 1983) diagnostizieren. Aber vielleicht bildet sich darin eine Generationslagerung ab, in der sich die Chancen von Frauen auf Unabhängigkeit vergrößert haben und die Bedeutung von Unabhängigkeit auch als Voraussetzung für eine Akteurinnenschaft im Sinne eines Wandels sozialer Verhältnisse besonders sichtbar wurde.

Teil IV

Fazit

Wir müssen neue Formen der Subjektivität
zustandebringen, indem wir die Art von
Individualität, die man uns jahrhundertelang
auferlegt hat, zurückweisen.
Michel Foucault (1987: 250)

12 Über den Zusammenhang zwischen Frauenbewegung und intergenerationalem Wandel von Geschlechterkonstruktionen

An dieser Stelle gilt es nun, die aus der empirischen Studie gewonnenen Erkenntnisse an die Ausgangsfrage nach dem Zusammenhang zwischen der Frauenbewegung und dem intergenerationalen Wandel von Geschlechterkonstruktionen rückzubinden.[1] Zunächst einmal bleibt sicherlich eines festzuhalten: Im vorgelegten Vergleich der Biographien von Frauen aus drei Generationen wurde ein beeindruckendes Ausmaß sozialen Wandels sichtbar. Zwischen dem, was die Großmütter als junge Frauen an Möglichkeiten hatten, und der Lebenssituation ihrer Enkelinnen heute scheinen buchstäblich Welten zu liegen. Dieser Eindruck entsteht nicht nur dadurch, dass in dem vorgestellten Sample durchweg ausgesprochene ‚Gewinnerinnen' entsprechender Entwicklungen repräsentiert sind, denn auch an ihnen wird gleichzeitig die Resistenz deutlich, mit denen sich hierarchisierende Geschlechterverhältnisse nach wie vor reproduzieren können. Dieses widersprüchliche Bild lässt sich um den Aspekt ergänzen, dass auch in den hier rekonstruierten Biographien der Wandel in manchen Bereichen nicht so gravierend ist wie häufig dargestellt, weil sich schon bei der Großmüttergeneration ‚modernere' Orientierungen finden, als ihr lange zugestanden wurden. Dennoch: Der Wandel ist unübersehbar. Das macht die Bilanzen der Frauenbewegung angesichts des Überdauerns traditioneller Strukturen in wesentlichen Bereichen nicht weniger uneindeutig, es muss

1 Da hier die Anknüpfung an die theoretischen Diskussionen und empirischen Analysen der vorausgehenden Kapitel im Vordergrund stehen soll, wird auf Literaturverweise weitgehend verzichtet, es sei denn, es wird auf Inhalte Bezug genommen, die bisher noch keine Erwähnung gefunden haben.

aber ebenso Teil der Bilanz sein wie die Forderung nach einer Fortsetzung der Kritik.

Um nun noch einmal pointierter nach dem Zusammenhang von Frauenbewegung und Wandel von Geschlechterkonstruktionen zu fragen, sollen im Folgenden aus der in Teil III beschriebenen Vielzahl der Aspekte von Veränderungen zwischen den Generationen diejenigen herausgegriffen werden, bei denen eine besondere Nähe zu politischen Anliegen und theoretischen Analysen der Frauenbewegung besteht. Intergenerationale Wandlungstendenzen in diesen Bereichen sollen dazu noch einmal stärker abstrahierend, von konkreten empirischen Fällen ein Stück weit abgelöst nachgezeichnet und verdichtet werden. Dazu sind Kondensierungen nötig, in denen mögliche gegenläufige, aber weniger charakteristische Tendenzen übergangen werden müssen, die am empirischen Material noch gleichzeitig sichtbar zu machen waren. Die Unterschiede zwischen Generationen, über die im Folgenden gesprochen wird, erzeugen Eindrücke von Generationsgestalten, die möglicherweise Typisierungen nahekommen. Dies soll jedoch nicht die Pointe des Gesagten sein, vielmehr geht es um Tendenzen zwischen und über Generationen hinweg. Aussagen über solche Tendenzen sind als Konstruktionen zweiten Grades zu verstehen, die an empirische Analysen rückgebunden sind und im Dialog mit der Empirie einen Schlüssel zur Rekonstruktion von Phänomenen anbieten.

Ausgegangen wird dazu von denjenigen Wandlungstendenzen, die im Generationenvergleich identifizierbar waren und die zugleich aus der Perspektive der Frauenbewegung von besonderem Interesse sind (12.1). In einem zweiten Schritt werden noch einmal intergenerationale Dynamiken in den Blick genommen, die sich in der empirischen Studie als besonders relevant und produktiv für einen Wandel von Geschlechterkonstruktionen erwiesen haben (12.2). Dies ergibt sich aus der eingangs formulierten Aufmerksamkeit für intergenerationale Interaktionen als bevorzugte ‚Orte' der Entstehung und des Sichtbarwerdens von Veränderungsprozessen. Anschließend ist auf das Verhältnis von Frauenbewegung und intergenerationalem Wandel von Geschlechterkonstruktionen im engeren Sinne einzugehen (12.3). Hier wird unterschieden, an welchen Stellen geradezu von einem direkten Aufgreifen oder einer Verarbeitung von Themen und Ideen der Frauenbewegung in biographischen Konstruktionen die Rede sein kann, und wo eher Korrespondenzen zwischen den identifizierten Wandlungsprozessen und den von der Frauenbewegung angestrebten Veränderungen im Geschlechterverhältnis bestehen. Dabei wird sich zeigen, dass paradoxerweise mit den Korrespondenzen ein Auseinanderklaffen zwischen aktuellen Wandlungsprozessen und traditionellen Anliegen der Frauenbewegung einhergeht. Dies berührt, wie schließlich zu zeigen sein wird, eines der zentralen Elemente des Politikverständnisses der Frauenbewegung, nämlich die Relationierung von Persönlichem und Politischem

(12.4). Aus den vorgelegten empirischen Analysen ergeben sich dafür einige neue Perspektiven.

12.1 Im Generationenvergleich identifizierbare Wandlungstendenzen

Ein zentrales Anliegen der Frauenbewegung, das sich durch mehrere ihrer Politikbereiche zieht, war und ist die Problematisierung des herkömmlichen Verhältnisses von Öffentlichkeit und Privatheit, insbesondere von Produktions- und Reproduktionsbereich (vgl. 2.3.2). In der empirischen Untersuchung lassen sich Wandlungsprozesse, die für dieses Verhältnis von Bedeutung sind, zunächst besonders augenfällig im Konstruktionskontext des Zusammen-Lebens identifizieren. Hier zeigt sich, dass die Lebensform Familie mit der von ihr traditionell hergestellten spezifischen Relation von Produktions- und Reproduktionsbereich in den Biographien der Mütter- und Töchtergeneration nicht mehr dieselbe unerbittliche Eigendynamik entfaltet, die für die Biographien der Großmütter kennzeichnend ist. Diese Eigendynamik, die mit einer Einschränkung biographischer Handlungsspielräume verbunden ist und bis in eine Verlaufskurve führen kann, hat in den untersuchten Familien über die Generationen hinweg abgenommen.

Das hat zum einen damit zu tun, dass sich Lebensabschnitte ohne eine bestimmte Art der Einbindung in eine Familie, in denen folglich diese Eigendynamik nicht greift, verlängert haben. Zum anderen ist das nicht hinterfragbare und alternativlose ‚Müssen', das für die Großmütter mit dem Zusammen-Leben in einer Familie verbunden war, zumindest optional der Möglichkeit einer Verweigerung gegenüber diesem ‚Müssen' (wie etwa bei Marlies Arndt und Monika Cadenberg) oder einer Suche nach Alternativen (wiederum v.a. bei Marlies Arndt, aber auch bei Thea Cadenberg) gewichen. Das Zusammen-Leben als Familie verliert deshalb nicht an Bedeutung, es erfährt jedoch eine Definition, die enger und individueller an die biographische Konstruktion gebunden ist. Die Auswirkungen des Sich-Einlassens auf die durchaus als möglicherweise problematisch eingeschätzte Lebensform werden als bewusste Entscheidung (Monika Cadenberg) oder als Kompromiss (Marlies Arndt) konstruiert. Auf diese Art lässt sich die Einbindung als Mutter in die Familie offensichtlich besser mit der Aufrechterhaltung eines biographischen Handlungsschemas verbinden. Die Diskursivierung der Lebensformfrage, die mit dieser Entwicklung bereits einhergeht, und die auch mit der Wahrnehmung von Lebensformalternativen verknüpft ist, prägt vor allem das Bild bei der Töchtergeneration. Charakteristisch dafür sind, v.a. im Vergleich mit der Großmüttergeneration, die Denkbarkeit und das faktische Vorhandensein von Alternativen.

Die Zuweisung von Reproduktionsarbeit an Frauen, die strukturell in engem Zusammenhang mit der Lebensform Familie steht (und in diesem Sinne auch von der Frauenbewegung theoretisiert wurde, vgl. 9.1), wird von den Erzählerinnen in ihren Biographien vor allem als Frage einer persönlichen Verantwortung konstruiert. Hier lässt sich ein qualitativer Wandel beobachten: Neben der zunächst fraglosen Verantwortung für andere im Modus des ‚Müssens' gewinnt bei den jüngeren Generationen im Kontext des Zusammen-Lebens die Verantwortung für sich selbst an Bedeutung. Dies gilt auch, wenn das Zusammen-Leben familiär organisiert ist. Fürsorge wird zunehmend als Gegenseitigkeit von Verantwortung füreinander konstruiert. Diese Konstruktion ist jedoch voraussetzungsvoll und fragil; sie beruht darauf, dass keine Abhängigkeiten zwischen den Beteiligten bestehen bzw. dass Ressourcen- und Machtverhältnisse zwischen den Zusammen-Lebenden ausgeglichen sind. So soll verhindert werden, dass in der Lebensform strukturell angelegte Abhängigkeiten, wie sie etwa in der Ehe durch die Unterhaltsverpflichtung des verdienenden gegenüber dem nicht-verdienenden Partner bestehen, zum Zuge kommen.

Zu dieser Verschiebung im Verhältnis von Verantwortung für sich selbst und für andere im Kontext des Zusammen-Lebens kann es unter anderem durch die Strategie der Trennung der Sphären zwischen den Generationen (vgl. 11.3.3) kommen. So wird die Möglichkeit einer einseitigen Verantwortung für andere, beispielsweise für die potentiell pflegebedürftigen (Schwieger-)Eltern, begrenzt. Die Übernahme von Verantwortung gegenüber den eigenen Kindern, die zwangsläufig von ihren Eltern abhängig sind, lässt sich dagegen so konstruieren, dass die Erziehung vor allem als biographisches Projekt der Mutter definiert ist.

Der wichtigste Faktor für die Absicherung, Aufrechterhaltung oder Wiedergewinnung von biographischer Handlungsfähigkeit ist jedoch, wie in den vorgenommenen Rekonstruktionen immer wieder deutlich gemacht, ein anderer. Angesichts der potentiell problematischen Eigendynamiken institutionalisierter Lebensformen, insbesondere der Familie, ist in vielen Biographien das Berufs-Leben der Konstruktionskontext, aus dem sich die eigene biographische Handlungsfähigkeit speist. So war in den rekonstruierten Biographien die Unterbrechung von Verlaufskurven im Kontext des Zusammen-Lebens durch die Re-Etablierung eines Handlungsschemas in Bezug auf das Berufs-Leben möglich (Gertrud Aschauer und Marlies Arndt); oder die Erziehungsarbeit wurde auf eine Weise verberuflicht und als professionelle Arbeit konstruiert, die aus ihr nicht mehr nur eine Arbeit auf Basis der Verantwortung für andere macht, sondern ein biographisches Projekt (Monika Cadenberg). Auch kann die Berufstätigkeit als Basis für eine eigenständige Existenzsicherung zugleich die Voraussetzung für Gleichheit in der Partnerschaft darstellen. Als solche soll sie dafür garantieren, dass im Zusammen-Leben keine Abhängigkeit entsteht, mit der

möglicherweise ein Verlust von Handlungsautonomie einhergeht (Tina Aumann).

In den untersuchten biographischen Konstruktionen ist somit über die Generationen hinweg Berufstätigkeit zunehmend zum maßgeblichen Prinzip und zur Garantin biographischer Akteurinnenschaft geworden. Es ist jedoch nicht nur die eigenständige Existenzsicherung durch Erwerbsarbeit, die Unabhängigkeit und Gestaltungsraum für die eigene Biographie eröffnet. Die Berufstätigkeit hat ihren Stellenwert schon darin, dass sie etwa ein Entkommen aus einer Hausfrauenehe oder einer biographischen Krisensituation oder generell die Realisierung von etwas ‚Eigenem' ermöglicht.

Dies, soviel sei an dieser Stelle bereits vorweggenommen, korrespondiert durchaus mit einem der zentralen Gedanken der Frauenbewegung, nämlich mit der Forderung nach Autonomie als Unabhängigkeit von Frauen gegenüber Männern, hier vor allem ihren Lebenspartnern oder auch Vätern oder Schwiegervätern. Auf diese Korrespondenz wird unter Punkt 12.3 noch intensiver eingegangen.

Eine Korrespondenz des beobachteten intergenerationalen Wandels mit der Autonomieforderung der Frauenbewegung lässt sich noch in anderer Hinsicht feststellen. Selbstbestimmung wird unter anderem konstruiert als ein Sich-Absetzen von etwas, das als überkommene Geschlechternorm unterstellt wird. Dies betrifft zunächst ebenfalls in erster Linie den Kontext des Zusammen-Lebens. Im Bereich des Berufs-Lebens werden von vornherein Ausmaß und Grenzen von Selbstbestimmung deutlicher von den historisch unterschiedlichen Arbeitsmarktlagen abhängig gemacht. Hier ist zudem die mögliche Diskriminierbarkeit als Frau viel deutlicher Bestandteil der Rekapitulation.

Im Bereich des Zusammen-Lebens dagegen haben, wie oben gezeigt, Fraglosigkeiten abgenommen und sind Alternativen denkbar geworden. Erzählungen, in denen dies deutlich wird, stehen häufig entweder in Zusammenhang mit der Markierung und expliziten Relativierung und Ablehnung überkommener Normen, was nicht selten unter Bezugnahme auf die jeweils ältere Generation geschieht. Oder es zeigt sich durch die sorgfältige Begründung von Entscheidungen an Stellen, wo in den Biographien der älteren Frauen weitgehende Selbstverständlichkeiten herrschten, dass die entsprechenden Normen offensichtlich nicht mehr problemlos funktionieren. Die Diskursivierung der Lebensformfrage, die in den jüngeren Generationen verstärkt zu beobachten ist, kann als Ausdruck dessen gelten.

Entscheidungen, die bei älteren Frauen noch als Entsprechung zu einer Norm konstruierbar waren (auch wenn sie eine nachträgliche Infragestellung erfahren wie bei Gertrud Aschauer und Marianne Büttner), werden nun als Akte einer Wahl konstruiert, die Begründungen erfordern; damit werden Entscheidungen zugleich dem Anspruch nach zum Gegenstand von Selbstbestimmung. Der Anspruch, dass es sich bei einer Entscheidung um einen Akt der Selbstbestimmung handeln soll, wird eingeholt, indem

die eigenen Motive dafür in differenzierter Weise nachvollziehbar gemacht werden. Dies gilt nun sowohl für Entscheidungen, die sich von Normen absetzen, wie dies bei Marlies Arndt oder Thea Cadenberg der Fall ist, als auch für Entscheidungen, die äußerlich eine Norm bestätigen, wie in Monika Cadenbergs Installation des Kleinfamilienmodells oder Tanja Büttners Anerkennung der Lebensform ihrer Eltern als Maßstab für sich selbst. Beides ist von einem großen argumentatorischen Aufwand begleitet, der verdeutlichen soll, dass es sich dabei eben nicht um eine von Normen geleitete, sondern um eine eigene und selbstbestimmte Entscheidung handelt. Dies ist zugleich etwas qualitativ anderes, als es für die Großmüttergeneration etwa bei Gertrud Aschauer als Einwilligung in Fremdestimmung beschrieben wurde. Es bleibt jedoch fraglich, ob mit dem Nachweis der Selbstbestimmtheit von Entscheidungen nicht lediglich einer neuen Norm Genüge getan wird. Ebenso ist zu fragen, ob dort, wo eine selbstbestimmte Entscheidung für die Übernahme von Konventionen konstruiert wird, im Ergebnis nicht doch häufig die Stabilisierung des dominanten Geschlechterverhältnisses überwiegt, und welche Folgen das hat (vgl. 12.3).

12.2 Relevante Dynamiken intergenerationaler Interaktionen

In den vorgelegten biographischen Rekonstruktionen konnte gezeigt werden, dass intergenerationale Beziehungen einen wichtigen Kontext für die Konstruktion von Akteurinnenschaft hinsichtlich der Veränderung sozialer Verhältnisse darstellen. So wird über das Heranziehen des Lebens der Mutter eine Negativfolie produziert, die eine Ressource für eigene Entscheidungen und biographische Kurskorrekturen sein kann. Das Motto „Nicht wie meine Mutter“ betrifft dabei inhaltlich v. a. das „Hausfrauendasein“, umfasst aber auch die Abgrenzung vom patriarchalen Geschlechterarrangement der Eltern bzw. von der Dominanz des Vaters in der Familie (wie bei Marlies Arndt, Monika Cadenberg und Tanja Büttner). Wie sich besonders bei Marlies Arndt und Monika Cadenberg zeigt, kann die Verwendung einer solchen Negativfolie in Bezug auf die eigene Biographie ein kritisches Potential beinhalten und im positiven Sinne produktiv gemacht werden. Allerdings hat der positive Effekt seinen Preis: Die von der jeweils jüngeren Generation produzierten Bilder ihrer Mütter entsprechen keineswegs deren Selbstkonstruktionen. Es bleibt unsichtbar, inwiefern auch sie sich bereits vom Klischee des Hausfrauendaseins distanziert haben.

Weiterhin fällt auf, dass die Strategie, das Hausfrauendasein der Mutter als Negativfolie zu nutzen, vor allem bei der mittleren Generation anzutreffen ist; unter den Töchtern spricht nur Tanja Büttner auf ähnliche

Weise von ihrer Mutter, hier scheint das Muster sozusagen um eine Generation versetzt zu sein. Thea Cadenberg und Tina Aumann stellen lediglich eher wertneutral ihre Einbindung in die Vereinbarungsarrangements ihrer Mütter dar und nutzen diese weder als Negativfolien noch als Vorbilder. Es ließe sich also mutmaßen, dass das Muster „Nicht wie meiner Mutter" generationsspezifisch ist. Damit stellt sich einmal mehr die Frage, ob das immer wieder bemühte Erklärungsmuster einer zwangsläufigen und quasi naturwüchsigen Abgrenzung der jüngeren von der älteren Generation tatsächlich als ein überdauernder Motor gesellschaftlichen Wandels betrachtet werden kann.

Bei den Angehörigen der jüngsten Generation tritt als ein Konstruktionsmuster intergenerationaler Wandlungsprozesse stärker die positive Bezugnahme auf Ressourcen in den Vordergrund, die sie durch die Erziehung ihrer Eltern – nicht nur ihrer Mütter – vermittelt sehen. Dies kann auch bei der mittleren Generation der Fall sein oder neben die Ablehnung des Hausfrauendaseins der Mutter bzw. des autoritären Gehabes des Vaters treten, wie das bei Marlies Arndt der Fall ist.

Insbesondere bei der jüngsten Generation wiederum werden die durch die Erziehung vermittelten Ressourcen als ‚Selbstbewusstsein' und als ein Gleichheitsanspruch beschrieben, der die Basis dafür bildet, ein selbstbestimmtes Leben zu führen – d.h. besipielsweise sich von Konventionen absetzen, sich gegen Diskriminierung durchsetzen oder generell ‚anders leben' zu können. Das daraus resultierende Vertrauen in die individuelle Einlösbarkeit von Gleichheits- und Selbstbestimmungsansprüchen ist an anderer Stelle zu problematisieren (vgl. 12.3).

Hier soll zunächst noch ein weiterer Punkt hervorgehoben werden, der ebenfalls die Ausstattung der jeweils jüngeren Generation mit Ressourcen durch die Eltern betrifft, sich aber häufig nicht unmittelbar, sondern erst in der Zusammenschau der Interviews einer Familie zeigt. Mütter in allen Generationen des Samples hatten und haben offensichtlich für ihre Töchter häufig ‚modernere' Ansichten oder weitgehendere Ambitionen, als sie für sich selbst realisieren konnten; auch die Ansichten und Ambitionen, in denen Väter ihre Töchter unterstützt haben, scheinen über diejenigen hinauszugehen, die sie ihren Frauen zugestanden hätten (so etwa die Ausbildung in einem technisch-naturwissenschaftlichen Zukunftsberuf, den Marlies Arndts Vater ihr angedeihen lassen will, oder die Verselbstständigung, die Tanja Büttners Vater ihr mit der Anschaffung eines eigenen Autos vorschlägt). Es zeigt sich immer wieder, dass die jeweils ältere Generation die jüngere bei der Realisierung von Optionen, die sie selbst nicht hatte, aktiv unterstützt. Dies wird jedoch nur zum Teil in Form einer Art Programmatik explizit ausgesprochen, wie dies etwa Marianne Büttner in Bezug auf die Möglichkeit eines eigenständigen Lebens vor einer Familiengründung tut. Dass hier häufig Unterstützung vorhanden ist, wird nur nebenbei und ganz unprätentiös erwähnt, ohne selbst Gegenstand einer fokussierteren

Auseinandersetzung zu sein. Erst im intergenerationalen Vergleich wird dann sichtbar, dass die Unterstützung für die nächste Generation genau dort ansetzt, wo die Elterngeneration selbst ein Defizit empfunden hat – wiederum ohne dass daraus eine Programmatik abgleitet würde. So spricht Marlies Arndt davon, dass sie während ihres ‚Hin- und Herflippens' zwischen den Wohnorten und zwei möglichen Partnern durchaus Rückhalt bei ihren Eltern gehabt habe – während bei Gertrud Aschauer das Eingehen ihrer Ehe geradezu als Schicksalsschlag konstruiert wird, dem sie sich nur fügen kann. Ein anderes Beispiel ist Thea Cadenberg, die von der großen Toleranz ihrer Eltern spricht, was das Ausgehen in ihrer Jugend betraf; ihre Mutter beklagt sich dagegen über die Strenge ihres Vaters. In beiden Fällen wird zwischen den schlechten Erfahrungen der Mütter und ihrem Verhalten gegenüber den Töchtern kein offener Zusammenhang hergestellt. Etwas anders liegt der Fall bei Tina Aumann, die die finanzielle Unterstützung, die sie auch noch nach ihrer Eheschließung von ihren Eltern erhält, auf die Abhängigkeitserfahrung ihre Mutter zurückführt. Marlies Arndt selbst spricht von diesen negativen Erfahrungen, leitet daraus aber keine Programmatik in Bezug auf ihre Tochter ab.

Es ist schwer zu beurteilen, ob es vor allem die Reflexion eigener Erfahrungen eines Mangels an Ressourcen oder Handlungsspielräumen ist, die auf Seiten der jeweils älteren Generation zu einer veränderten Haltung gegenüber bestimmten Fragen führt und sich in einer gezielten Unterstützung der jeweils jüngeren Generation auswirkt. Die dargestellten Zusammenhänge könnten so interpretiert werden, dass sich die jeweils ältere Generation mit ihren Erfahrungen auseinandergesetzt hat, möglicherweise unter dem wie auch immer gearteten Einfluss der Frauenbewegung und ihres Anspruchs auf Selbstbestimmung. Daraus könnten ‚modernere' Ansichten und ein Bewusstsein dafür entstanden sein, dass für die Realisierung entsprechender Ambitionen Ressourcen und Unterstützung nötig sind, die in der Konsequenz den jeweiligen Töchtern gezielt gewährt werden. Das würde diejenigen Strategien der Frauenbewegung untermauern, die auf eine Bewusstwerdung setzen – sei es, dass es um eigene Unterdrückungserfahrungen geht oder um die Notwendigkeit von Frauensolidarität.

Allerdings fällt in den analysierten biographischen Erzählungen auf, dass die eigenen schlechten Erfahrungen und die daraus gezogenen Konsequenzen im Hinblick auf die jeweils nachfolgende Generation kaum theoretisiert werden. Sichtbar wird in der Zusammenschau der Biographien einer Familie vor allem, dass de facto eine Unterstützung der jüngeren Generation erfolgt. Es ist also die Frage, ob ein Bewusstsein für die eigene Benachteiligung bei der jeweils älteren Generation, auf das etwa die Frauenbewegung abzielte, eine notwendige Voraussetzung für Veränderungsprozesse ist, die sich auf diesem Wege vollziehen. Möglicherweise wäre eine entsprechende Deutung erfahrener Begrenzungen sogar kontraproduktiv, weil es nur die Diskrepanz zwischen dem sichtbar machen würde,

was die jeweils ältere Generation für die jeweils jüngere als angemessen betrachtet, für sich selbst aber gar nicht realisiert hat oder realisieren kann. Die eigentlich ‚moderneren' Ansichten und Ambitionen müssen so nicht als Maßstab an das eigene Leben angelegt werden. Dies würde in gewisser Weise mit der Logik des „unentdeckten Wandels" korrespondieren, wie ihn Born/Krüger/Lorenz-Meyer (1996) rekonstruiert haben; wichtige Veränderungen können sich auch vollziehen, ohne explizit thematisiert zu werden. Möglicherweise kann es je nach Situation zunächst auch förderlich für Veränderungsprozesse sein, wenn sie ohne Programmatik und offene Auseinandersetzungen unbemerkt geschehen – also ohne eine Bewusstwerdung im Sinne einer expliziten Reflexion von Erfahrungen und eher implizit unterhalb der Schwelle der offenen Thematisierbarkeit.

Interessanterweise besteht in Bezug auf den beschriebenen Zusammenhang eine enge Verknüpfung von Tradierung und Transformation. Vordergründig ist es die jüngere Generation, die etwas anders macht als ihre Eltern. Allerdings beruht die Möglichkeit, dies zu tun, in mancher Hinsicht auf dem, was die Eltern ihren Töchtern an Ressourcen und Unterstützung zur Verfügung stellen, bzw. in den über die eigenen Ambitionen hinausgehenden Ambitionen für die Töchter. Der Möglichkeit zur Veränderung und Transformation kann also eine Weitergabe zugrunde liegen. Hier besteht eine markante Paradoxie: Mit dieser Art von Weitergabe wird eine Tradierung im Sinne einer Wiederholung des von den Eltern Vorgelebten unterbrochen, weil das von den Eltern Weitergegebene die Möglichkeit beinhaltet, ‚anders zu leben'.

Die Strategie einer Trennung der Sphären zwischen den Generationen, die ebenfalls als ein Muster intergenerationaler Wandlungsprozesse empirisch rekonstruiert wurde, schließt sowohl an die Nutzung des Lebens der Mutter als Negativfolie, als auch an die Weitergabe von Ressourcen durch die Eltern an. So kann eine Trennung der Sphären der Weg sein, um der Gefahr zu entgehen, dass sich aus dem Zusammen-Leben unterschiedlicher Generationen genau die Zwänge ergeben, die das Leben der Mutter bestimmten – etwa in Form der Verpflichtung zur Pflege der (Schwieger-) Eltern. Die Trennung der Sphären kann aber genauso daraus resultieren, dass die Eltern der Tochter durch eine entsprechende Ausstattung mit Ressourcen ein eigenständiges Leben außerhalb der Herkunftsfamilie ermöglichen, das als Voraussetzung für die Entwicklung differenter Perspektiven gesehen wird.

In Bezug auf die beschriebenen Muster intergenerationaler Wandlungsprozesse bleibt schließlich noch festzuhalten, dass diese, wie sich im Material gezeigt hat, nicht nur die Richtung von der älteren zur jüngeren Generation nehmen, sondern auch umgekehrt. Töchter geben Impulse, die Mütter für die Formulierung neuer biographischer Projekte nutzen. So gibt das Studium ihrer Tochter Marianne Büttner einen Anstoß für ein erneutes Aufgreifen ihrer nicht realisierten Berufswünsche. Größere gesellschaftli-

che Entwicklungen wie die Frauenbewegung beeinflussen so auch die Müttergeneration ihrer Trägerinnen. Gertrud Aschauer greift mit der ‚Unterdrückungs'-Terminologie den Jargon der Frauenbewegung auf, der ihre Tochter Marlies Arndt angehört. Im Zusammenhang mit ihrer erneuten Berufstätigkeit macht sie den ideellen Eigenwert der Tätigkeit außerhalb der Familie relevant und stellt den zuvor dominierenden Aspekt der (Un-) Wirtschaftlichkeit in den Hintergrund, was ebenfalls eher mit den von der mittleren Generation formulierten Wertungen übereinstimmt. Hier ist also damit zu rechnen, dass es auch Einflüsse in ‚umgekehrter' Richtung gibt, die in einem unilinearen Modell intergenerationaler Interaktion leicht vergessen werden. Das macht darüber hinaus deutlich, dass nicht von einer Art generationaler ‚Prägung' auszugehen ist, die biographische Konstruktionen auf eine bestimme Richtung festlegt. Ein solcher Eindruck könnte durch die Kontrastierung von Generationen, wie sie auch hier vorgenommen wird, entstehen. Tatsächlich aber können sich die Veränderungen, die hier zwischen den Generationen herausgearbeitet werden, auch innerhalb einzelner Biographien vollziehen.

12.3 Zusammenhänge zwischen der Frauenbewegung und dem Zustandekommen eines Wandels

In der Auseinandersetzung mit vorliegenden Bilanzierungen der Frauenbewegung wurde für die Fragestellung der empirischen Untersuchung festgehalten, dass nicht einfach eine Kausalbeziehung zwischen der Bewegung und dem festgestellten gesellschaftlichen Wandel im Geschlechterverhältnis unterstellt werden kann (vgl. 2.4). Dies gilt selbstverständlich auch und gerade auf der Ebene individueller biographischer Konstruktionen von Geschlecht. Der Ansatz der Untersuchung ist stattdessen, innerhalb der identifizierten intergenerationalen Wandlungsprozesse nach möglichen Zusammenhängen mit der Frauenbewegung zu fragen. An dieser Stelle erscheint nun eine Präzisierung dessen angebracht, was im Anschluss an die empirischen Rekonstruktionen als ein solcher Zusammenhang zu verstehen ist.

Dazu lassen sich im Folgenden zwei Kategorien von Zusammenhängen unterscheiden. Zum einen konnte festgestellt werden, dass die Erzählerinnen sich in ihren biographischen Rekapitulationen auf Probleme beziehen, die von der Frauenbewegung thematisiert wurden, und sie tun das auch in der Art und Weise, wie es in der Frauenbewegung der Fall ist. Diese Bezugnahme kann für die jeweilige biographische Konstruktion produktiv werden, so dass geradezu von Einflüssen der Frauenbewegung die Rede sein kann. Zum anderen gibt es, auch ohne eine explizite Bezugnahme auf Themen der Frauenbewegung, Korrespondenzen zwischen Ent-

wicklungslinien bestimmter biographischer Konstruktionsmuster und politischen Anliegen der Frauenbewegung. Diese Entwicklungslinien sind jedoch vielschichtig und beinhalten nicht nur Korrespondenzen mit Ideen der Frauenbewegung, sondern stellen deren Realisierung gleichzeitig in Frage.

12.3.1 Nutzbarkeit von Ideen der Frauenbewegung für individuelle biographische Konstruktionen

Zunächst ist hier auf die Präsenz einer ganzen Bandbreite von Themen der Frauenbewegung in der Rekapitulation biographischer Erfahrungen zu verweisen. In den Einzelfallrekonstruktionen zu den untersuchten biographischen Konstruktionskontexten wurden bereits Resümees unter Bezugnahme auf Themen der Frauenbewegung gezogen. Dort war mehrmals von Anschlussfähigkeiten zwischen biographischen Konstruktionen und Diskursen der Frauenbewegung die Rede. Diese sind eher punktuell zu beobachten, und es geht um Versatzstücke aus Diskursen der Frauenbewegung, die in unterschiedlichem Sinne und teilweise verkürzt Aufnahme finden. Sie werden auf diese Art vor allem in eine eigene biographische Logik eingebaut, so wie etwa Monika Cadenberg dies mit der Forderung nach Aufwertung und Finanzierung von Familienarbeit tut, oder in einen anderen ideologischen Rahmen eingepasst, so wie ein modernisiertes Mutterschaftsverständnis in das religiöse Weltbild von Marianne Büttner. Daran zeigt sich schon, dass es auch hier nicht um ‚die' Frauenbewegung geht, sondern um konkurrierende Diskurse dieser Bewegung, von denen jeweils derjenige aufgegriffen wird, der mit der eigenen Logik kompatibel ist. Gerade dann kann aber ein bestimmtes Versatzstück feministischer Herkunft (dem diese Herkunft womöglich nicht mehr anzusehen ist) produktiv und unterstützend sein für die Realisierung eines eigenen Anliegens. Es kann ein Aufgreifen vorhandener Konventionen auf eine Art und Weise ermöglichen, die diese transformiert und im Sinne von Biographizität (vgl. 5.2) auch einer Transformierung von Strukturen Vorschub leisten. Die Einpassung von Versatzstücken feministischer Diskurse kann sich aber auch als stabilisierend für bestehende Geschlechterschemata erweisen, wenn sie ihnen und ihrer Reproduktion in der individuellen Biographie eine neue Legitimität verleiht – was allerdings ebenfalls eine Form des Produktivwerdens für biographische Konstruktionen bedeutet.

Gleichzeitig ist jedoch das kritische Instrumentarium der Frauenbewegung zu einem Deutungsangebot geworden, das in den untersuchten biographischen Konstruktionen als Katalysator für biographische und intergenerationale Veränderungsprozesse zum Tragen kommen konnte. So kann in der biographischen Rekapitulation die Kategorie Geschlecht auf eine spezifische Weise relevant gemacht werden, die das Geschlechterverhältnis als (zumindest potentiell) hierarchisch oder als Unterdrückungs- oder

Benachteiligungsstruktur reflektiert. Diese Deutungsmuster sind, wenn auch häufig nur ansatzweise und bereichsspezifisch, Bestandteil von Gertrud Aumanns Rekonstruktion der Machtstrukturen in ihrer Ehe, von Gunda Bechtels, Monika Cadenbergs und Tanja Büttners Reflexion von Benachteiligungserfahrungen im Beruf und von Marlies Arndts und Tanja Büttners Erklärungen der geschlechtsspezifischen Aufgabenverteilung in ihren Herkunftsfamilien. Somit lässt sich vermuten, dass die ‚theoretische' Auseinandersetzung mit hierarchischen Geschlechterverhältnissen, wie die Frauenbewegung sie betrieben hat, mindestens zu einem alltäglichen Deutungsmuster geworden ist, mit dem sich eigene Erfahrungen erklären lassen. Diesem Deutungsmuster zufolge ist in Verbindung mit der Kategorie Geschlecht mit Hierarchisierungen zu rechnen. Geschlecht ist dadurch im Alltag und in der biographischen Rekapitulation keine ‚unschuldige' Kategorie mehr, sie steht sozusagen unter Verdacht oder zumindest unter Beobachtung.

Dies gilt insbesondere für den Bereich der Erwerbstätigkeit; hier kann davon ausgegangen werden, dass die meisten der interviewten Frauen zumindest implizit über einen Begriff struktureller Diskriminierung verfügen. Der Arbeitsmarkt gilt vielen als der Bereich, in dem sich eine unübersehbare systematische Benachteiligung von Frauen bis heute konserviert hat (vgl. z.B. Institut für Demoskopie Allensbach 2000: 8). Allerdings hat dies in der Regel nicht zur Folge, dass die Erzählerinnen eigene entsprechende Erfahrungen in einer Art und Weise deuten, die sie selbst als Opfer von Diskriminierung erscheinen lassen. Ebensowenig ist damit eine zwangsläufige Wendung ins Politische verbunden. Vielmehr wird als angemessene Reaktion ein individuelles Sich-Durchsetzen konstruiert, womit der Begriff der strukturellen Diskriminierung letztendlich wieder ausgehebelt ist. Die Problematik dieses Zusammenhangs ist noch eingehender zu thematisieren (vgl. 12.4).

Neben den Versatzstücken aus Diskursen der Frauenbewegung, die als (kritische) Deutungsressourcen genutzt werden, lässt sich in den analysierten biographischen Konstruktionen noch eine weitere Spur finden, die zu den Ideen der Frauenbewegung führt. Es ist die Auffassung einer prinzipiellen Wandelbarkeit von Zuschreibungen, die mit der Kategorie Geschlecht verbunden sind. In den Erzählungen kommt immer wieder die Erfahrung zum Tragen, dass sich in Bezug auf Geschlechterordnungen im Vergleich der jüngeren mit den älteren Generationen, aber auch über die eigene Lebensspanne hinweg vieles verändert hat, was einmal selbstverständlich schien. Allein die Feststellung, dass etwas ‚damals so war', und seine Erklärungsbedürftigkeit angesichts heutiger Situationen, wie sie in vielen biographischen Erzählungen vorkommt, ist ein Hinweis darauf. Es ist also davon auszugehen, dass die Veränderbarkeit und Nicht-Festgeschriebenheit von Geschlechterordnungen – sicher nicht generell, aber doch in vielerlei Hinsicht – zu Rahmenbedingungen von biographischen

Konstruktionen geworden sind. Dies korrespondiert deutlich mit dem ganz grundlegenden Anliegen der Frauenbewegung, solche Festschreibungen aufzuweichen und zu verändern. Zudem lässt es sich gut mit einer Selbstkonstruktion als Akteurin des Wandels verbinden und macht die Biographizität und damit potentielle Veränderbarkeit von Geschlechterkonstruktionen ein Stück weit sichtbar.

Allerdings sind derartige Vorstellungen von der Aufweichung von Geschlechterschemata in den untersuchten Erzählungen häufig mit einem alltagstheoretischen Konzept von Generationalität verknüpft, wonach die jeweils jüngere Generation wie einer Art Naturgesetz folgend ohnehin ‚alles anders macht'. Dies kann gerade bei dieser jüngeren Generation mit dem Vertrauen einhergehen, die an den älteren kritisierten Stereotypen z.B. der Verteilung von Familienarbeit sicherlich nicht zu wiederholen (z.B. bei Marlies Arndt und Monika Cadenberg). Paradoxerweise ist bei der jüngsten Generation die Begründung dafür das Vertrauen in die von den Eltern erfahrene Erziehung. Hier wird – wie v.a. bei Tina Aumann und Tanja Büttner der Fall – Mustern geschlechtsspezifischer Sozialisation jeglicher Einfluss abgesprochen. Dies gilt wiederum als Voraussetzung für eine eigene Unbelastetheit mit stereotypen ‚Rollen' und vor allem als Basis eines individuellen Selbstbewusstseins, das als probates Mittel erscheint, sich auch gegen strukturell begründete Benachteiligung zu wehren. Damit ist jedoch gleichzeitig die Gefahr einer Dethematisierung von Geschlechterhierarchien und deren Beharrungsvermögen verbunden – sowohl auf der Ebene der individuellen biographischen Konstruktion, weil hier die Möglichkeit einer kritischen Umarbeitung von Erfahrungen verstellt wird, als auch auf der Ebene der Politisierbarkeit.

Mit der Etablierung des beständigen gesellschaftlichen Wandels als Deutungshorizont, vor dem die eigene Biographie konstruiert und eigene Erfahrungen eingeordnet werden, kommt noch ein weiteres Problem hinzu. Die Auffassung, dass Geschlechterordnungen ohnehin in Transformation begriffen sind, kann auch als popularisierte Version modernisierungstheoretischer Gesellschaftsdiagnosen gelesen werden. Veränderungen von Geschlechterverhältnissen würden dann als Symptom eines beständigen Wandlungsprozesses der Gesellschaft interpretiert. Dies kann mit einer Art Hypostasierung des Wandels einhergehen, dessen Installierung als gesellschaftliches oder historisches Prinzip der Gegenwart eine spezifische Verschiebung bedeutet: weg von dem Anspruch, dass sich Geschlechterordnungen etwa in Richtung einer Demokratisierung oder Verflüssigung ändern müssen und hin zu dem Vertrauen oder der Befürchtung, dass sie ohnehin in einem Wandel begriffen sind, dessen Richtung nicht ohne weiteres bestimmbar ist. Eine solche Konstruktion von Wandlungsprozessen impliziert für den Bereich der Geschlechterordnungen gleichzeitig, dass die Frauenbewegung als Akteurin des Wandels weitgehend in den Hintergrund gerät, weil in einem solchen Modell in erster Linie der hypostasierte

Wandel selbst als Akteur gilt. Dies erscheint aus der Sicht der Frauenbewegung und ihres Politikverständnisses unbefriedigend, auch wenn es mit Sicherheit die Frauenbewegung war, die maßgeblich dazu beigetragen hat und für sich als Erfolg verbuchen kann, dass die Wandelbarkeit von Geschlechterordnungen sichtbar wurde.

12.3.2 Korrespondenzen zwischen Themen der Frauenbewegung und biographischen Konstruktionslogiken

Wie unter 12.1 ausgeführt, kann im Vergleich der Generationen eine Veränderung dahingehend festgestellt werden, wie biographische Handlungsorientierung konstruiert wird und welchen Stellenwert dabei die Selbstbestimmtheit und Individualität von Lebensentscheidungen bekommt. Vor allem die zunehmende Etablierung der Berufstätigkeit als Prinzip biographischer Akteurinnenschaft ist hier charakteristisch. Dadurch wird die Verschränkung der Konstruktionskontexte Zusammen-Leben und Berufs-Leben über die Generationen hinweg verstärkt.

Der Verweis auf die Individualität von Entscheidungen in Geschichten der mittleren und jüngsten Generation insbesondere über das Eingehen von Lebensformarrangements illustriert nicht nur schlicht das in Modernisierungstheorien diagnostizierte Brüchigwerden von Normen. Er dient innerhalb der biographischen Rekapitulation einer Demonstration der Unabhängigkeit von Normen und belegt einen Anspruch auf Selbstbestimmung. Dies gilt gerade auch dann, wenn die individuelle Entscheidung letztendlich zur Reproduktion der Norm führt.

Dadurch bekommt das Autonomiepostulat einen prominenten Stellenwert in biographischen Konstruktionen. Hier besteht, wie bereits erwähnt, eine Korrespondenz zur Politik der Frauenbewegung, in der Autonomie einen zentralen Topos darstellt. Die identifizierten Konstruktionsweisen einer biographischen Einlösung des Autonomieprinzips könnten als konkretisierende Übersetzungen des Autonomiepostulats der Frauenbewegung in individuelle biographische Konstruktionen gelesen werden. Dies würde allerdings unterstellen, dass der Impuls, Autonomie zu einem wichtigen Prinzip zu machen, maßgeblich von der Frauenbewegung ausging und auf nicht näher rekonstruierbaren Wegen in individuelle Biographiekonstruktionen Eingang gefunden hat. Diese Unterstellung ist deshalb problematisch, weil sich die Bedeutungszunahme des Autonomieanspruchs, nicht nur in Bezug auf eine Veränderung von Geschlechterverhältnissen, auch aus anderen Quellen speisen kann. Der Zusammenhang zwischen der Frauenbewegung und den beschriebenen Entwicklungen kann also noch weniger als bei den bereits genannten Punkten, wie der Veralltäglichung kritischer Deutungsressourcen der Frauenbewegung und der Etablierung eines Verständnisses von der Wandelbarkeit von Geschlechterordnungen,

als Kausalbeziehung konstruiert werden. Dennoch gibt es eine Korrespondenz zwischen der Richtung, in die sich biographische Konstruktionen verändert haben, und Ideen der Frauenbewegung. Auch wenn die Entwicklungen nicht kausal dem Einfluss der Frauenbewegung zugeschrieben werden können, wären hier also ‚Erfolge' im Sinne der Frauenbewegung zu verzeichnen.

Allerdings ist dies sozusagen nur die eine Seite der Medaille. Der Korrespondenz steht ein deutliches Auseinanderdriften der im intergenerationalen Vergleich feststellbaren Wandlungstendenzen in Bezug auf die Bedeutung von biographischer Autonomie einerseits und der Postulate der Frauenbewegung andererseits gegenüber. Verglichen mit dem Autonomieverständnis der Frauenbewegung erscheint das, was in biographischen Rekapitulationen als Autonomie konstruiert wird, sozusagen verkürzt. So hatte die Frauenbewegung nicht lediglich die individuelle Autonomie der einzelnen Frau im Blick, sondern die kollektive Organisation von Frauen jenseits jeglichen ‚männlichen', ‚patriarchalen' oder staatlichen Zugriffs (vgl. 2.3.1). Ebenso richtete sich die Autonomieforderung etwa gegen die gesellschaftliche Definitionsmacht über Weiblichkeit. In diesem Zusammenhang hat die Frauenbewegung gleichzeitig ein kritisches Verständnis eines Autonomiebegriffs entwickelt, der Bestandteil moderner Subjektkonzeptionen ist. Die von der abendländischen Tradition, insbesondere der Aufklärung vertretene Vorstellung eines vernunftbegabten, autonomen, mit sich identischen Subjekts wurde als androzentrische Projektion entlarvt. Feministische Theoriebildung hat demgegenüber von Anfang an die Konstituiertheit von Subjektivität durch gesellschaftliche Machtverhältnisse und entlang machtvoller Trennungslinien wie denen zwischen ‚männlich' und ‚weiblich', Kultur und Natur, Öffentlichkeit und Privatheit etc. deutlich gemacht (vgl. Maurer 1996: 102 ff). Nun lässt sich sicherlich ein solches kritisches theoretisches Verständnis von Subjektivität, das eine wichtige Grundlage der Politik der Frauenbewegung darstellt,[2] nicht auf individuelle biographische Konstruktionen übertragen. Wenn jedoch in letzteren eine Konstruktionslogik von großer Bedeutung ist, die die moderne Konzeption von Autonomie affirmiert und das traditionell ‚männliche' Modell auch für Frauen beansprucht, so besteht hier neben der Korrespondenz zwischen Themen der Frauenbewegung und individuellen biographischen Konstruktionen in jedem Fall auch eine Reibungsfläche.

Ähnlich verhält es sich mit Konstruktionen von Berufstätigkeit als Prinzip biographischer Akteurinnenschaft. Die Frauenbewegung hat in ihrer Thematisierung von Arbeit ein wesentlich umfassenderes Verhältnis von Erwerbs- und Reproduktionsarbeit hergestellt. Zwar stellt Berufsaus-

2 In seiner postmodernen Weiterführung und wegen der damit verbundenen Kritik an der Kategorie Geschlecht ist es jedoch gleichzeitig bei feministischen Politikerinnen und Theoretikerinnen sehr umstritten (vgl. z.B. Holland-Cunz 2003, 167f; Koppert/Selders (Hg.) 2003; Knapp 2001).

bildung und Erwerbsarbeitsbeteiligung von Frauen auch für die Frauenbewegung eine zentrale Emanzipationsstrategie dar, die sich sogar von der Ersten Frauenbewegung bis zur heutigen Gleichstellungspolitik durchzieht. Doch gibt es hier noch einen anderen Strang, der in den rekonstruierten intergenerationalen Wandlungsprozessen kaum eine Entsprechung findet, nämlich den der ‚Sichtbarmachung' von Reproduktionsarbeit und ihrer Bedeutung für die gesellschaftliche Ökonomie. Verbunden damit ist die Kritik an der Hierarchisierung von Produktions- und Reproduktionsarbeit und der einseitigen Zuweisung von Reproduktionsarbeit an Frauen (vgl. 2.3.2).

In biographischen Konstruktionen, in denen Berufstätigkeit im engeren Sinne[3] zum Prinzip biographischer Akteurinnenschaft erhoben wird, bleibt dagegen Arbeit im Wesentlichen Berufsarbeit. Reproduktionsarbeit wird eher als Verantwortung für andere konstruiert, die unfreiwillig oder freiwillig übernommen wird, der man sich zu entziehen sucht oder die an Gegenseitigkeit gebunden ist. Das hat sicherlich damit zu tun, dass Familienarbeit und insbesondere Kindererziehung ‚mehr' ist als nur Reproduktionsarbeit. Sie impliziert, wie in den Rekonstruktionen über die Bedeutung von Verantwortung für andere deutlich wurde, einen weiteren Sinnhorizont, als er in dem Begriff der Reproduktionsarbeit erfasst werden könnte. So kann Erziehungsarbeit als biographisches Projekt oder professionelle Tätigkeit nicht nur aufgewertet werden, sondern in ein Verhältnis zwischen Reproduktions- und professioneller Arbeit überführt werden, das durchaus innovativ ist. Dennoch bleibt hier etwa die biographisch sinnstiftende Sorge für die Kinder oder die professionalisierte Beziehungsarbeit mit der Hausarbeit verknüpft, die ebenso professionell gemeistert oder als mehr oder weniger notwendiges Übel mit in Kauf genommen wird. In jedem Fall kann sie nicht von der ‚anspruchsvolleren' Erziehungs- oder Beziehungsarbeit abgekoppelt werden. Im familiären Rahmen engagierte Betreuerin anderer zu sein, heißt in der Regel zugleich, den größten Teil aller anfallenden Hausarbeiten zu übernehmen. Auch ohne Verknüpfung mit einer Mütterlichkeitsideologie steht eine Ablösung der Hausarbeit von der Beziehungsarbeit und ein Teilen zumindest der Hausarbeit mit dem Partner nicht zur Debatte.

Ein weiteres Problem, das in den analysierten Lebensgeschichten zwar deutlich wird, aber nicht die Konstruktion von Berufstätigkeit als Garantin biographischer Handlungsfähigkeit in Frage zu stellen scheint, ist die durch die Berufsarbeit nötig werdende Vereinbarungsarbeit, die ebenso wie Hausarbeit unhinterfragt Frauenarbeit bleibt. Auch sie wird nicht an den Partner weitergegeben oder mit ihm geteilt.

Daraus entsteht nun ein Paradox, das sich auch in den rekonstruierten Biographien spiegelt: Die Berufstätigkeit als Garantin für Autonomie wird

3 D.h. nicht im Sinne einer Verberuflichung von Biographie, die auch eine Professionalisierung im Reproduktionsbereich umfasst.

zugleich torpediert durch die verbleibende Zuständigkeit von Frauen für Reproduktionsarbeit, die ihnen Nachteile gegenüber männlichen Arbeitnehmern, Teilzeitbeschäftigungen etc. und damit schlechtere Verdienst- und Karrierechancen beschert. Dieser Teufelskreis bleibt verdeckt, solange nur von Vereinbarkeitsmanagement die Rede ist. Zugleich wird jedoch die Marginalisierung von Frauen auf dem Arbeitsmarkt auch deshalb als bedrohlich wahrgenommen und kritisiert, weil Berufstätigkeit diese Bedeutung als Garantin für Autonomie erlangt hat. Darin liegt begründet, dass die Kritik an der Benachteiligung von Frauen im Gegensatz zu anderen geschlechterpolitischen Problemen in hohem Maße konsensfähig ist. Staatliche Frauen- und Gleichstellungspolitik, die hier ansetzt und auf einen besseren Zugang von Frauen zum Arbeitsmarkt und auf Vereinbarkeit von Familie und Beruf – zumeist allerdings nur für Frauen – abzielt, kann daraus ihre Legitimation beziehen. Sie bestimmt aber auch das Bild von Frauenpolitik (vgl. Holland-Cunz 2003: 210ff) und macht eine umfassendere Thematisierung des Zusammenhangs von Reproduktions- und Produktionsarbeit und eines anderen Autonomieverständnisses schwierig – und zwar sowohl im öffentlichen Diskurs als auch in der individuellen biographischen Erfahrungsrekapitulation.

Hinzu kommt ein weiteres Problem, das mit dem Muster der Berufstätigkeit als Garantin biographischer Handlungsfähigkeit verknüpft ist. Im Vergleich der Generationen, besonders an der Biographie von Grete Claussen wurde deutlich, dass diese Emanzipationsstrategie an eine bestimmte Wirtschaftsform gebunden ist. Berufstätigkeit als strategische Umsetzung des Autonomieanspruchs kann nur im Kontext der modernisierten Industriegesellschaft funktionieren. Darauf zu setzen und Autonomie damit maßgeblich als ökonomische Autonomie zu verstehen, affirmiert diese Wirtschaftsform und übernimmt deren Logik, die gleichzeitig die spezifische Variante von Geschlechterungleichheit hervorbringt, gegen die sich der Autonomieanspruch richtet. So ließe sich zumindest vor dem Hintergrund feministischer Kritik an der herrschenden Wirtschaftsordnung argumentieren. Hier bleibt also nicht nur die individuelle Umsetzung des Autonomiegedankens hinter feministischen Analysen zurück, sondern auch ein großer Teil der Ansätze institutionalisierter Frauenpolitik. Zudem ist die Frage, wie ‚zukunftsfähig' solche frauenpolitischen Ansätze angesichts der aktuellen Verschiebungen im ökonomischen Gefüge gegenwärtiger Gesellschaften sind.

Auch das Konstruktionsmuster von Autonomie als individualisierte und selbstbestimmte Ablehnung oder Aneignung existierender Konventionen oder Normen bringt Schwierigkeiten mit sich. Wenn Entscheidungen unter der Annahme, dass jedem Individuum immer alle oder zumindest mehrere Optionen offen stehen, als prinzipiell selbstbestimmt konstruiert werden, sind sie kaum mehr hinterfragbar, auch wenn sie lediglich Normen reproduzieren oder das dominante Geschlechterverhältnis stabilisie-

ren. Sicherlich ist es ein qualitativer Unterschied zu lediglich normgerechten Entscheidungen, wenn das Individuum sich als diejenige Instanz behauptet, die eine Wahl zwischen verschiedenen Optionen trifft – und wenn es sich nur um die Optionen handelt, einer vorgängigen Norm zu folgen oder dies nicht zu tun. Doch es stellt sich die Frage, ob wirklich in allen Fällen eine tatsächliche Vervielfältigung von Optionen und entsprechenden Ressourcen vorliegt und nicht nur ein Wechsel der Ideologie, vor deren Hintergrund Entscheidungen ihre Legitimität und Stimmigkeit innerhalb biographischer Konstruktionen erhalten, die auf die Aufrechterhaltung eines Handlungsschemas angelegt sind. Dies wäre zumindest eine Interpretation, die sich vor dem Hintergrund der von Cornelia Koppetsch und Günter Burkart (1999) beschriebenen „Illusion der Emanzipation" nahe legen würde. Indem konventionelle Geschlechterarrangements als Ergebnis individueller Entscheidungen ausgewiesen werden, können sich Paare dieser Illusion hingeben, obwohl, salopp ausgedrückt, ansonsten alles beim Alten bleibt. Dass konventionelle Schemata nun auch noch mit der Dignität einer selbstbestimmten Wahl ausgestattet werden, macht sie sogar noch stärker.

Das Problem einer solchen Argumentation liegt jedoch darin, dass sie die subjektiven Konstruktionen der beteiligten Individuen nicht ernst nimmt. Es kann nicht darum gehen, die Konstruktion von Selbstbestimmtheit in Frage zu stellen und aus der Perspektive einer Frauenbewegung, die für die Überwindung von Geschlechternormen und einen weitgehenden Autonomieanspruch steht, als eine Art Selbstbetrug zu entlarven. Um es noch einmal zu betonen: Es macht auf der Ebene der Biographiekonstruktion einen großen qualitativen Unterschied, ob Frauen die Übernahme einer Norm als einen Akt bzw. eine Erfahrung der Selbstbestimmung konstruieren oder als Selbstverständlichkeit, die sich vielleicht im Nachhinein als problematisch erweist und hinterfragbar wird. Das Problem entsprechender Konstruktionen von Selbstbestimmung bleibt vielmehr, dass in der Wiederholung von Normen vorschnell die Chance vergeben wird, Alternativen zu denken bzw. im Modus der Biographizität Vorgefundenes anzupassen und zu modifizieren. Die mit den herkömmlichen Konventionen verbundene Undenkbarkeit etwa einer Umverteilung von Reproduktionsarbeit zwischen den Geschlechtern bleibt bestehen, einfach deshalb, weil es gar nicht dazu kommt, derartiges in Betracht zu ziehen. Und schließlich, dies ist ein weiteres Problem, wird Selbstbestimmung selbst zu einer Norm, die Fremdbestimmung oder den Mangel an zur Wahl stehenden Optionen oder an nötigen Ressourcen unsichtbar machen und überdecken kann. Dies erscheint auch deshalb problematisch, weil solche Erfahrungen nicht mehr in einer Form gemacht werden können, die sich ins Politische wenden lässt.

12.4 Das Persönliche und das Politische – über die Schwierigkeiten eines Verhältnisses

Im Anschluss an die vorausgegangenen Ausführungen könnte nun folgende These aufgestellt werden: Die über die drei untersuchten Generationen hinweg zunehmend relevant gewordene spezifische Umsetzung des Autonomiepostulats in biographischen Konstruktionen ist geradezu kontraproduktiv dafür, Persönliches und Politisches zueinander in einer Weise in Relation zu setzen, wie es die Frauenbewegung tut. Berufstätigkeit als Prinzip biographischer Akteurinnenschaft stellt eine reduzierte Interpretation des Autonomiepostulats dar, in der die wechselseitigen Abhängigkeiten von Produktions- und Reproduktionsbereich und damit weiterbestehende strukturelle Selbstbestimmungsdefizite ausgeblendet bleiben. Der Individualisierungsgedanke als Vorzeichen, unter dem Aneignung oder Ablehnung von Normen als selbstbestimmt interpretiert werden, macht Fremdbestimmung tendenziell unsichtbar. Derartige Konstruktionsweisen biographischer Akteurinnenschaft oder der Akteurinnenschaft bezüglich der Veränderung sozialer Verhältnisse sehen eine politische Dimension kaum vor bzw. lassen sie gar als überflüssig erscheinen. Liegt darin möglicherweise die Erklärung dafür, dass die Frauenbewegung nicht nur heute bei der jungen Generation auf so wenig Interesse stößt, sondern von Anfang an bei vielen Frauen kaum Resonanz gefunden hat?

Diese Frage kann nicht vorschnell beantwortet werden, weil das Verhältnis zwischen individuellen biographischen Konstruktionslogiken einerseits und der politischen Mobilisierung und Herstellung von politischen Kollektiven andererseits ein hoch kompliziertes ist. Es geht hier um Prozesse auf verschiedenen Ebenen, die nicht einfach miteinander vermischt werden können. Trotzdem soll der Frage nach den Barrieren und Möglichkeiten für ein Relevantmachen der politischen Dimension aus der Perspektive der rekonstruierten biographischen Konstruktionslogiken nachgegangen werden. Immerhin geht es dabei darum, welche Bedeutung die Frauenbewegung weiterhin als eine Akteurin des Wandels von Geschlechterverhältnissen haben kann und wo es hier Anschlussmöglichkeiten gibt. Dazu sollen zunächst noch einmal diejenigen Konstruktionskontexte für Akteurinnenschaft im Sinne der Veränderung sozialer Verhältnisse in den Blick genommen werden, in denen Geschlecht zwar ein Politikum ist, die Protagonistinnen ihr Handeln aber nicht explizit als politisches verstehen.

Als das Kennzeichnende entsprechender Erzählungen wurde herausgearbeitet, dass sich die Erzählerinnen darin ganz unmittelbar selbst als Akteurinnen der Veränderung von sozialen Verhältnissen konstruieren. Die Pointe besteht darin, einer eigenen Benachteiligung aufgrund bestehender Geschlechterordnungen zu begegnen. Die Lösung eines Problems, die an anderer Stelle durchaus als Sache ‚der' Politik erscheint, wird hier sozusagen selbst in die Hand genommen. In den untersuchten Geschichten setzen

Monika Cadenberg und Tanja Büttner ihre Ansprüche auf eine befriedigende Berufstätigkeit selbst durch, indem sie mit ihrem Engagement ihr Umfeld dazu bringen, ihnen das zuzugestehen, was sie beanspruchen. Es wird zwar deutlich gemacht, dass das Durchsetzen dieser Ansprüche auch durch äußere Umstände begünstigt wurde. Insgesamt können sich die Protagonistinnen ihren Erfolg jedoch ganz persönlich anrechnen. Dieser Erfolg wiegt umso schwerer, als er mit Auswirkungen über den individuellen Fall hinaus in Verbindung zu bringen ist und eine Generalisierbarkeit der individuell unter Beweis gestellten Problemlösungsstrategie behauptet werden kann. Sich individuell in eigener Sache zu engagieren bzw. sich als Einzelne gegen Benachteiligung zu wehren, bietet sich damit geradezu als Programmatik im Umgang mit struktureller Diskriminierung an.

Die Tücke einer solchen Konstruktionslogik der individuellen Durchsetzung von Gleichheitsansprüchen besteht vor allem darin, dass die Beweislast für die Berechtigung der Ansprüche auf Seiten der Einzelnen liegt. Sie muss zeigen, dass sie in der Lage ist, das, was sie will, aus eigener Kraft und gegen Widerstände zu erreichen; erst dann sind andere in der Pflicht, ihr etwa die gleichberechtigte Partizipation am Erwerbsleben zuzugestehen. Nun ist die Erwartung, dass eine solche Leistung einer Frau automatisch eine Anerkennung innerhalb männlich dominierter Machtstrukturen nach sich zieht, optimistisch; aber auch davon abgesehen birgt eine solche Strategie auf der Ebene der individuellen Biographiekonstruktion das Risiko, im Falle eines Scheiterns das Vertrauen in die eigenen Fähigkeiten zu verlieren und ein Verlaufskurvenpotential aufzubauen. Es besteht dann aber auch immer noch die Möglichkeit, das eigene Scheitern als strukturell bedingt zu interpretieren und sich zumindest so weit zu entlasten, dass Handlungsorientierungen im Bezug auf andere Konstruktionskontexte aufrechterhalten werden können.

Allerdings wird die Möglichkeit von Diskriminierung zunächst erst gar nicht in einer Weise thematisiert, die einer Konstruktion der problematischen Situation aus einer Opferperspektive heraus gleichkäme. Als Akteurinnen von Veränderungen nehmen die Protagonistinnen sich gerade nicht als marginalisiert wahr, sondern mit ihrem Potential, selbst etwas zu bewirken und Chancen zu ergreifen. In den Erzählungen wird damit, obwohl schon eine Benachteiligung ersichtlich ist, ein Handlungsschema beibehalten. Sicherlich hat das auch damit zu tun, dass retrospektiv über ein erfolgreiches Engagement in eigener Sache gesprochen wird. Das müsste jedoch die Schilderung einer zunächst dramatischen Situation, in der die Handlungsperspektive zu entgleiten droht, nicht ausschließen. Doch hier gehört es offensichtlich mit zur Basis der Handlungsorientierung, dass die Protagonistinnen sich gar nicht erst auf die Perspektive der Marginalisierten einlassen. Die Ausblendung der eigenen strukturellen Marginalisierung in der Ausgangssituation erweist sich also für die Aufrechterhaltung der biographischen Handlungsperspektive als funktional.

Der Frauenbewegung wird nun häufig attestiert, dass sie in erster Linie strukturelle Marginalisierung zum Ausgangspunkt ihrer Politik mache und deshalb in jedem Fall darauf beharre, dass Ressourcen und Chancen zwischen den Geschlechtern ungleich verteilt sind. Der Verweis der Frauenbewegung auf geschlechtsspezifische Diskriminierung wird häufig mit dem zu Recht kritisierten Opferfeminismus identifiziert, der die Defizitperspektive in den Vordergrund rückt (vgl. bereits Thürmer-Rohr (Hg., 1989)). Wenn Frauen dies als eine Infragestellung ihrer individuellen Handlungsfähigkeit auffassen, so wird die Zurückweisung solcher Diagnosen nachvollziehbar. Der Frauenbewegung zu ‚glauben', würde eher eine Beeinträchtigung in der Konstruktion biographischer Akteurinnenschaft bedeuten. Dass die Kritik der Frauenbewegung nicht auf das Defizit der einzelnen Frau, sondern auf in sozialen Strukturen institutionalisierte Ungleichheit zielt, war offensichtlich nicht immer klar und ist auch sonst schwer auseinanderzuhalten, zumindest dort, wo eigene Erfahrungen als Ausgangspunkt dienen sollen. Gerade die feministische Strategie des Ansetzens bei den eigenen (Diskriminierungs-)Erfahrungen von Frauen liefert hier sozusagen gleich das Gegenargument mit: Mit der Feststellung, ‚sich nicht diskriminiert zu fühlen', kann eine eigene Betroffenheit zurückgewiesen bzw. das Argument der generellen Betroffenheit von Frauen widerlegt werden – und damit die ‚Notwendigkeit', sich zu emanzipieren oder gar politisch zu engagieren.

Die Verknüpfung zwischen der Betroffenheit von struktureller Diskriminierung und der Defizit- bzw. Opferperspektive kann also Diskurse der Frauenbewegung mit biographischen Konstruktionen inkompatibel machen. Die ‚Botschaft', dass Frauen als Frauen nicht mit gleichen Chancen rechnen können und deshalb politische Interventionen nötig sind, ist kaum anschlussfähig an biographische Konstruktionen, in denen ein individualisiertes Realisieren von Gleichheitsansprüchen einen hohen Stellenwert hat. Allerdings ergibt sich diese Inkompatibilität ganz wesentlich auch aus einer verkürzten Rezeption feministischer Analysen. So ist die Zurückweisung der Opferperspektive möglicherweise in erster Linie ein Reflex auf etwas, das das mediale Bild der Frauenbewegung prägt, aber längst nicht mehr zentrale Grundlage ihrer Praxis ist.

Daraus könnte nun gefolgert werden, dass die Frauenbewegung in erster Linie ihr opferfeministisches Image loswerden müsste, um v.a. für junge Frauen attraktiver zu sein. Doch dies wäre ein Kurzschluss. Die Praxis der Frauenbewegung ist äußerst vielgestaltig und längst nicht mehr durchgängig von Defizitansätzen geprägt. Und es stellt sich auch die Frage, ob ein verändertes mediales Erscheinungsbild die Beteiligung von Frauen erhöhen würde; offen ist ja auch, was mit einer solchen Beteiligung überhaupt gemeint sein könnte. Die Frauenbewegung ist im Augenblick keine Bewegung, die von einer Mobilisierung der Massen lebt. Zudem kann die Frauenbewegung gar nicht anders, als immer wieder auf die weiterbeste-

hende Marginalisierung von Frauen hinzuweisen und sie zu kritisieren. Dass die Konstruktion von Weiblichkeit und die Zuweisung eines Opferstatus damit immer wieder in eine Nähe zueinander gerückt werden, lässt sich kaum vermeiden.

Vor allem aber drängt sich die Frage auf, ob es überhaupt Erfahrungen, die als Folgen von Marginalisierung gedeutet werden, sind, die die Grundlage für eine Politisierung von Frauen darstellen. Sicherlich hat die Frauenbewegung die gemeinsame Betroffenheit von struktureller Diskriminierung oder ganz konkrete individuelle Marginalisierungserfahrungen in ihren frühen Phasen zur Grundlage ihrer Politik gemacht. In der jüngeren Vergangenheit hat dieses Thema in den Diskussionen um die Auflösung der Kategorie Geschlecht eine erneute Aktualität bekommen. Die Angst vor dem Abhandenkommen eines kollektiven Subjekts der Frauenbewegung weist darauf hin, dass dieser Bewegung häufig noch immer ein ganz bestimmtes Modell der kollektiven Akteurinnenschaft zugrundegelegt wird: Politische Mobilisierung beinhaltet den Appell an einzelne Frauen, sich aufgrund ihrer Betroffenheit von Marginalisierung als Kollektiv zusammenzutun und politisch zu handeln.

Doch dies ist die Theorie; im Hinblick auf die analysierten Biographien ‚frauenbewegter' Frauen hat sich gezeigt, dass die Wahrnehmung der Marginalisierung von Frauen – einer eigenen oder der anderer Frauen – gar nicht in dem Maße die Voraussetzung für politisches Engagement zu sein scheint. Sowohl bei Marlies Arndt als auch bei Thea Cadenberg steht eine Selbstkonstitution als politisches Subjekt im Vordergrund. Diese wird als etwas konstruiert, das sich aus einer generellen Widerständigkeit oder dem Wunsch heraus speist, ‚politisch' zu sein, das also seine Grundlage in diesen beiden Biographien eher in sich selbst hat als etwa in bestimmten benennbaren Erfahrungen, die vor einem politischen Hintergrund gedeutet und damit produktiv gemacht werden. Die Konstitution als politisches Subjekt wird in erster Linie mit Visionen für das eigene Leben – auch hier im Sinne eines Engagements in eigener Sache – und das der Referenzgesellschaft verbunden. Erst in zweiter Linie spielen Erfahrungen von Marginalisierung eine Rolle. Dabei geht es nicht nur um eine eigene Marginalisierung, wie teilweise bei Marlies Arndt, sondern auch, wie insbesondere bei Thea Cadenberg, um die Marginalisierung anderer, die zu politischem Engagement im Sinne von Solidarität führt. In der öffentlichen Wahrnehmung der Frauenbewegung, zum Teil sicherlich auch in ihren Selbsttheorien, wird dagegen der Erfahrung von eigener Marginalisierung und Unterdrückung und die Einsicht in deren strukturelle Bedingtheit traditionell ein hoher Stellenwert eingeräumt. Es bleibt zu klären, ob sich darin das spiegelt, was zu bestimmten Zeiten tatsächlich viele Frauen in die Frauenbewegung geführt hat, oder ob mit der Kategorie der Betroffenheit, die in diesem Zusammenhang immer wieder stark gemacht wurde, vor allem eine Programmatik repräsentiert ist, deren Grenzen hier sichtbar werden.

Am Beispiel von Marlies Arndt und Thea Cadenberg wurde zudem deutlich, wie sehr politische und Bewegungs-Kontexte auch als soziale Kontexte von biographischer Bedeutung sein können. Die Infrastrukturen dieser (Bewegungs-)Kontexte ermöglichen die Umsetzung eigener biographischer Projekte; dass diese ansonsten nicht realisierbar wären, liegt jedoch nicht unbedingt an einer Marginalisierung, gegen die sich das politische Engagement richtet. Zudem ist in Geschichten über den Beginn politischen Engagements bei beiden Erzählerinnen ‚Kontakt' eine zentrale Vokabel. Ob er sich, wie bei Marlies Arndt, eher zufällig ergibt oder, wie bei Thea Cadenberg, gezielt gesucht wird, ist dabei gar nicht so entscheidend. Im Vordergrund steht, dass für das Engagement in einer Bewegung eine bestimmte soziale Qualität von großer Bedeutung ist. Dies stellt eine weitere wesentliche Dimension dar, die neben der als Motor politischen Engagements in der Frauenbewegung häufig favorisierten Kategorie der Betroffenheit festgehalten werden muss. Das bedeutet, dass die Erfahrung von Marginalisierung und ihre Deutung mit Hilfe des von der Frauenbewegung entwickelten kritischen Instrumentariums keineswegs der privilegierte Weg zu frauenpolitischem Engagement sein muss. Vielmehr ist letzteres auf komplexe Weise eng mit anderen biographischen Konstruktionslogiken und individuellen biographischen Projekten verwoben, die mit dem Stichwort ‚Selbstkonstitution als politisches Subjekt' und dem Verweis auf die Bedeutung von politischen Kontexten als soziale Räume nur angedeutet werden können.[4]

Das Problem, das der mangelnden Resonanz der Frauenbewegung bei vielen v.a. jüngeren Frauen zugrunde liegt, besteht also nicht unbedingt nur darin, dass diese sich nicht auf eine Defizitperspektive einlassen und eigene Erfahrungen nicht im Zusammenhang der strukturellen Marginalisierung von Frauen interpretieren, weil dies nicht zur Aufrechterhaltung ihrer biographischen Akteurinnenperspektive passt. Auch wenn hier biographische Konstruktionslogiken nachgezeichnet werden konnten, die sich sozusagen geradezu gegen eine der wichtigen Logiken der Bildung eines politischen Kollektivs auf Seiten der Frauenbewegung abschotten, scheint die Frage der Bezugnahme auf die Marginalisierung von Frauen nicht unbedingt entscheidend für Politisierungsprozesse zu sein.

4 Dieser Zusammenhang würde allerdings auch eine in frauenbewegten Kreisen immer wieder formulierte Erwartung in Bezug auf die der Frauenbewegung fern bleibenden jungen Frauengenerationen in Frage stellen. Ihnen wird häufig prognostiziert, dass sie nach ihrem Weg durch ein zumindest vordergründig am Gleichheitsanspruch orientierten Bildungssystem und auf einem Arbeitsmarkt, auf dem eine qualifizierte und durchsetzungsfähige junge Frau durchaus mit männlichen Bewerbern konkurrieren kann, doch die ganze Härte struktureller Diskriminierung treffen werde, sobald sie eine Familie gründen. Auch hier wird also die Erfahrung von Marginalisierung zum Ausgangspunkt von Politisierung gemacht. Die anhaltende Distanz jüngerer Frauen zur Frauenbewegung auch nach einer Familiengründung müsste dem gegenüber längst skeptisch machen.

Der entscheidende Widerspruch liegt an einer anderen Stelle. Die Notwendigkeit sozialen Wandels wird nicht mit einer Notwendigkeit politischen Handelns verknüpft, weil Akteurinnenschaft in mehrerlei Hinsicht als individualisiert konstruiert wird. Dies gilt nicht nur für die Absicherung biographischer Handlungsfähigkeit durch Berufstätigkeit und das Aufgreifen von Normen unter dem Vorzeichen des Selbstbestimmungsanspruchs. Es gilt auch für die Akteurinnenschaft im Sinne einer Veränderung sozialer Verhältnisse. Damit wird jedoch der Slogan ‚Das Persönliche ist Politisch' nicht einfach in sein Gegenteil ‚Das Politische ist Persönlich' verkehrt. Die individualisierte Akteurinnenschaft, die die Realisierung von Gleichheitsansprüchen privatisiert, beinhaltet in ihrer Generalisierung gerade auch eine politische Dimension. Das korrespondierende politische Programm kann mit Paula-Irene Villa (2003) als das einer simplifizierten und hegemonial gewordenen Individualisierungsthese beschrieben werden: Angesichts der Freisetzung aus gesellschaftlichen Zwängen, gerade auch der Geschlechterordnung, und der Vervielfältigung von Möglichkeiten ist es Sache des Individuums, seine Wahlen zu treffen und Optionen zu realisieren. Dieses individualisierte Selbstverständnis kann auf der Ebene individueller biographischer Konstruktionen durchaus sehr funktional sein, wie an den Beispielen gezeigt wurde. Als politisches Programm jedoch ist es höchst problematisch.

Bezogen auf gesellschaftliche Machtverhältnisse geht die Konstruktionslogik der individuellen Realisierung von Gleichheitsansprüchen mit der Unterstellung einher, dass auf der Basis der erreichten formalen Gleichberechtigung alle unabhängig vom Geschlecht alle Optionen haben. Dies ist ein Kurzschluss, in dem das Recht auf Gleichheit bzw. dessen einklagbarer Schutz verwechselt wird mit der tatsächlichen Gleichverteilung von Chancen und Ressourcen. Es wird ausgeblendet, dass Rechte nur denen nützen, die sie sich nehmen können, und dass angesichts ungleicher Voraussetzungen nicht immer alle Optionen zur Wahl stehen bzw. Entscheidungen gar nicht durch eine Wahl zustande kommen. Diese Ausblendung untergräbt die Legitimität politischer Interventionen, die auf eine Herstellung von Chancengleichheit abzielen.

Die Herausforderung besteht nun darin, individuelle biographische Konstruktionslogiken und politisches Handeln in ein neues Verhältnis zueinander zu setzen. Sicherlich bleibt hier immer eine Kluft, weil das ‚eigene' und das ‚gesellschaftliche' Leben zwar in einem Verhältnis stehen, es aber keine einfache Vermittlung zwischen beiden gibt. Dennoch stellt sich die Frage: Wo lassen sich entgegen den festgestellten Abschottungstendenzen Anschlussmöglichkeiten zwischen biographischen und politischen Logiken denken? Wie könnte eine neue Relation von Persönlichem und Politischem hergestellt werden?[5]

5 Die Punkte, die an dieser Stelle genannt werden können, müssen abstrakt bleiben; eine Formulierung von konkreteren Politikstrategien kann hier nicht

Die wesentliche Voraussetzung dafür ist eine Kritik der Individualisierungsideologie und der darin enthaltenen Autonomiekonstruktion, die ohne eine erneute Etablierung der Defizitperspektive auskommen muss. Dies könnte gelingen, wenn die gleichzeitige Bedingtheit und Eigenwilligkeit individueller Konstruktionen, wie sie in den untersuchten biographischen Rekapitulationen nachvollziehbar wurden, mehr Aufmerksamkeit erfährt. In den rekonstruierten Biographien wurde immer wieder die Biographizität sozialer Strukturen sichtbar und damit die Bedeutung der individuellen Modifizierung und Veränderung des Vorgefundenen. An ein solches Modell lässt sich anschließen, indem die Akteurinnenschaft Einzelner im Sinne eines Wandels von Geschlechterkonstruktionen gewürdigt wird, ohne dabei der Logik der hegemonialen Individualisierungsthese zu folgen. So wird eine Subjektivität denkbar, die nicht auf die damit verbundene verkürzte Autonomiekonstruktion und auf ein Selbstbestimmungspostulat angewiesen ist, das seine Realisierung im Zweifelsfall in der Ausblendung von Fremdbestimmung findet.[6]

Individuelle Trägerinnenschaften sozialen Wandels müssen dann also weder im Sinne der Individualisierungsideologie zum Ersatz für politisches Handeln erhoben, noch in Ablehnung dieser Ideologie als Selbstbetrug denunziert werden. Vielmehr können die Veränderungsleistungen Einzelner als lebbare Alternativen zum Herkömmlichen – etwa zur institutionalisierten (Nicht-)Verteilung von Reproduktionsarbeit bzw. Verantwortung für andere oder zur Selbstverständlichkeit männlicher und weiblicher Muster der ‚Vereinbarung' von Familie und Beruf – als mögliche Modelle für ein ‚anders Leben' sichtbar gemacht werden. Dies bedeutet nicht, leuchtende Vorbilder dafür zu kreieren, dass jede (Einzelne) ‚es schaffen kann, wenn sie nur will'. Es bedeutet, Selbstverständlichkeiten in Frage zu stellen, die Grenzen des Denkbaren zu erweitern und die Sensibilität für die strukturelle Basis seiner Realisierung zu erhöhen. Insofern bekommt der Umgang mit dem Exemplarischen eine politische Dimension, weil er auf individuelle und strukturelle Handlungsspielräume und die Notwendigkeit von Ressourcen verweist.

---

geleistet werden. Ebenso werden bestimmte zentrale Herausforderungen an eine Neuformierung der Politik der Frauenbewegung gar nicht berührt, wie etwa die Notwendigkeit, sich in einer Weise auf die Kategorie Geschlecht zu beziehen, die ‚Männliches' und ‚Weibliches' nicht immer wieder festschreibt, sondern auf eine Auflösung der Grenzen abzielt. Es sollen lediglich zwei Perspektiven genannt werden, die sich aus der Auseinandersetzung mit der Empirie unter der Fragestellung nach einer Orientierung für die Frauenbewegung ergeben.

6 Hier ist die Einbeziehung von Ansätzen feministischer Theoriebildung vielversprechend, die eine Kritik traditioneller Subjektkonzepte leisten (vgl. einführend Maurer 2001); ihnen wird bislang immer wieder vorgeworfen, entpolitisierend zu sein (vgl. z.B. Koppert/Selders (Hg.)).

Nachwort

Auch wenn es die Präsentation wissenschaftlicher Studien in Form geschriebener Texte nicht unbedingt nahelegt – häufig entstehen ihre zentralen Gedanken eher in Gesprächen als an Schreibtischen. Dies gilt im Fall der vorliegenden Arbeit in besonderem Maße. An dieser Stelle möchte ich mich deshalb noch einmal bei allen meinen GesprächspartnerInnen bedanken, die den Entstehungsprozess dieses Buches begleitet und gefördert haben.

Zwar nicht am Anfang, aber im Zentrum dieses Prozesses standen die Interviews, in denen Frauen mit ganz unterschiedlichen biographischen Hintergründen mit mir über ihre Lebensgeschichten gesprochen haben. Ihre Bereitschaft dazu war häufig mit der ausdrücklichen Motivation verbunden, mein Forschungsprojekt zu unterstützen. Das hat mich immer wieder darin bestärkt, dieses Projekt weiterzuverfolgen und zu Ende zu führen. Dafür vielen herzlichen Dank.

Leider sind inzwischen nicht mehr alle meiner Interviewpartnerinnen am Leben. Ihren Familien wünsche ich, dass es ihnen gelingt, die Erinnerungen an die Verstorbenen im Weitererzählen ihrer gemeinsamen Geschichten wach zu halten.

Seinen Anfang hat mein Forschungsprojekt im Gespräch mit anderen qualitativ-empirisch Forschenden genommen. Auch während des ganzen Entstehungsprozesses dieser Arbeit hatte ich das Glück, im Dialog mit ihnen Ideen überprüfen und entwickeln zu können. Von Beginn an haben meine GutachterInnen Bettina Dausien und Paul Mecheril meine Arbeit mit Wohlwollen und Neugier begleitet. Die Bielefelder Forschungswerkstatt war der Ort, an dem ich von der ersten Projektidee über empirisches Material und Interpretationstexte bis hin zu fertigen Kapiteln alles diskutieren konnte, was im Forschungsalltag entstand, überarbeitet oder verworfen werden musste oder Bestätigung brauchte. Ähnliches gilt für die Bielefelder Forschungsgruppe Biographie- und Kulturanalyse (fobika). Allen Beteiligten danke ich vielmals dafür.

Als ein besonderer Glücksfall erscheint mir die Gründung des DoktorandInnennetzwerks Qualitative Sozialforschung (dinqs), das mir von 2002 an einen kontinuierlichen und produktiven Rahmen nicht nur für die Diskussion meiner Arbeit geboten hat. Wir haben zudem eine Kultur der kollegialen Beratung für vermutlich fast alle mit der Promotionsphase verknüpften Lebenslagen entwickelt. Ohne dieses Netzwerk wäre vieles mit Sicherheit schwieriger zu bewältigen gewesen – oder hätte nur halb so viel Spaß gemacht! Ein herzliches Dankeschön deshalb an Sandra Glammeier, Manuela Kaiser-Belz, Margarete Menz, Anja Nordmann, Vera Reinartz, Daniela Rothe, Ruth Slomski und Inga Truschkat.

Während meiner Zeit als wissenschaftliche Mitarbeiterin an der Fakultät für Pädagogik der Universität Bielefeld haben mich darüber hinaus Dorothea Gieselmann, Sophie Roscher, Birte Klingler und Daniela Schlindwein tatkräftig unterstützt – bis hin zum mühsamen Aufspüren von Tippfehlern und verschwundenen Quellenangaben im Manuskript. Mit gleicher Sorgfalt hat das an der Universität Flensburg Nina Carstensen fortgeführt. Dafür vielen Dank!

Über die ersten drei Jahre meines Promotionsstudiums hinweg bin ich in den Genuss eines Stipendiums der Heinrich Böll Stiftung gekommen. Neben der finanziellen Unabhängigkeit habe ich sehr zu schätzen gelernt, dass mir auch in einer parteinahen Stiftung die Freiheit vom Druck einer politischen Verwertbarkeit von wissenschaftlicher Arbeit gewährt wurde. Darüber hinaus bin ich dankbar für die nachhaltigen Irritationen, die die Zusammenarbeit bei polymorph, der ebenfalls vom Studienwerk geförderten Arbeitsgemeinschaft zur Kritik der zweigeschlechtlichen Ordnung, bei mir immer wieder ausgelöst hat.

Schließlich danke ich Frank Paschke, der während dieses Projekts ein Teil meiner Biographie geworden ist, dafür, dass meine Arbeit zusammen mit mir zu einem Teil seiner Lebensgeschichte werden konnte. Und meinem Sohn Béla danke ich dafür, dass er so entschieden die Fertigstellung dieser Studie eingefordert hat. Sonst wäre sie zweifellos nur noch länger geworden.

Flensburg, im Januar 2008
Christine Thon

Literatur

Alheit, Peter (1984): Das narrative Interview. Einige Instruktionen für „Anfänger“. Unveröffentlichtes Arbeitspapier, Bremen: Universität Bremen.

Alheit, Peter (1993): „Transitorische Bildungsprozesse: Das ‚biographische Paradigma‘ in der Weiterbildung“, in: Wilhelm Mader (Hg.), Weiterbildung und Gesellschaft. Grundlagen wissenschaftlicher und beruflicher Praxis, Bremen: Universität Bremen, S. 343-417.

Alheit, Peter (2005): „Neugier, Beobachtung, Praxis. Forschendes Lernen als Methode erziehungswissenschaftlichen Studierens“, in: Christine Thon/Daniela Rothe/Paul Mecheril/Bettina Dausien (Hg.), Qualitative Forschungsmethoden im erziehungswissenschaftlichen Studium. Verfügbar über: http://www.bieson.ub.uni-bielefeld.de/volltexte/2006/810 [Datum des Zugriffs: 25.05.2006].

Alheit, Peter/Dausien, Bettina (1985): Arbeitsleben. Eine qualitative Untersuchung von Arbeiterlebensgeschichten, Frankfurt a. M.: Campus.

Alheit, Peter/Dausien, Bettina (2000): „Die biographische Konstruktion von Wirklichkeit. Überlegungen zur Biographizität des Sozialen“, in: Erika M. Hoerning (Hg.), Biographische Sozialisation, Stuttgart: Lucius & Lucius, S. 257-283.

Alheit, Peter/Hoerning, Erika M. (Hg., 1989): Biographisches Wissen. Beiträge zu einer Theorie lebensgeschichtlicher Erfahrung, Frankfurt a. M.: Campus.

Allen, Pamela (1972): „Der Freiraum“, in: Arbeitskollektiv der Sozialistischen Frauen Frankfurt/M. (Hg.), Frauen gemeinsam sind stark! Texte und Materialien des Women's Liberation Movement in den USA, Frankfurt a. M.: Verlag Roter Stern, S. 63-69.

Apostolidou, Natascha (1995): Die Neue Frauenbewegung in der BRD und in Griechenland. Eine vergleichende Studie, Frankfurt a. M.: Ulrike Helmer.

Asche, Susanne/Huschens, Anna (1990): Frauen: Gleichberechtigung, Gleichstellung, Emanzipation? Frankfurt a. M.: Diesterweg.

Bawden, Liz Anne (Hg., 1983): Buchers Enzyklopädie des Films, München: Bucher.

Baxmann, Inge/Laudowicz, Edith/Menzel, Annette (Hg., 1984): Texte – Taten – Träume: Wie weiter mit der Frauenbewegung?, Köln: Pahl-Rugenstein.

Beauvoir, Simone de (1968 [1951]): Das andere Geschlecht. Sitte und Sexus der Frau. Hamburg: Rowohlt.

Becker, Henk A. (1989): „Generationen, Handlungsspielräume und Generationspolitik", in: Ansgar Weymann (Hg.), Handlungsspielräume. Untersuchungen zur Individualisierung und Institutionalisierung von Lebensläufen in der Moderne, Stuttgart: Enke, S. 76-89.

Becker-Schmidt, Regina (1984): „Probleme einer feministischen Theorie und Empirie in den Sozialwissenschaften", in: Zentraleinrichtung zur Förderung von Frauenstudien und Frauenforschung an der Freien Universität Berlin (Hg.), Methoden in der Frauenforschung. Symposium an der Freien Universität Berlin vom 30.11.-2.12.1983, Frankfurt a. M.: G. Fischer, S. 224-238.

Becker-Schmidt, Regina (1987): „Die doppelte Vergesellschaftung – die doppelte Unterdrückung: Besonderheiten der Frauenforschung in den Sozialwissenschaften", in: Lilo Unterkirchner/Ina Wagner (Hg.), Die andere Hälfte der Gesellschaft, Wien: Verlag des Österreichischen Gewerkschaftsbundes, S. 11-25.

Becker-Schmidt, Regina (2004): „Doppelte Vergesellschaftung von Frauen: Divergenzen und Brückenschläge zwischen Privat- und Erwerbsleben", in: Ruth Becker/Beate Kortendiek (Hg.), Handbuch Frauen- und Geschlechterforschung. Theorie, Methoden, Empirie, Wiesbaden: VS, S. 62-71.

Becker-Schmidt, Regina/Bilden, Helga (1991): „Impulse für die qualitative Sozialforschung aus der Frauenforschung", in: Uwe Flick (Hg.), Handbuch qualitative Sozialforschung: Grundlagen, Konzepte, Methoden und Anwendungen, München: Psychologie-Verlags-Union, S. 23-30.

Becker-Schmidt, Regina/Brandes-Erlhoff, Uta/Karrer, Marva/Knapp, Gudrun-Axeli/Rumpf, Mechthild/Schmidt, Beate (1982): Nicht wir haben die Minuten, die Minuten haben uns. Zeitprobleme und Zeiterfahrungen von Arbeitermüttern in Fabrik und Familie, Bonn: Neue Gesellschaft.

Becker-Schmidt, Regina/Brandes-Erlhoff, Uta/Rumpf, Mechthild/Schmidt, Beate (1983): Arbeitsleben – Lebensarbeit. Konflikte und Erfahrungen von Fabrikarbeiterinnen, Bonn: Neue Gesellschaft.

Becker-Schmidt, Regina/Knapp, Gudrun-Axeli/Schmidt, Beate (1984): Eines ist zuwenig, beides ist zuviel. Erfahrungen von Arbeiterfrauen zwischen Familie und Fabrik, Bonn: Neue Gesellschaft.

Beck-Gernsheim, Elisabeth (1983): „Vom ‚Dasein für andere' zum Anspruch auf ein Stück ‚eigenes Leben': Individualisierungsprozesse im weiblichen Lebenszusammenhang", in: Soziale Welt 34, S. 307-340.

Beck-Gernsheim, Elisabeth (1998): Was kommt nach der Familie? Einblicke in neue Lebensformen, München: Beck.

Beck-Gernsheim, Elisabeth/Ostner, Ilona (1978): „Frauen verändern – Berufe nicht? Ein theoretischer Ansatz zur Problematik von ‚Frau und Beruf'", in: Soziale Welt 3, 257-287.

beiträge zur feministischen theorie und praxis 7 (1982).

Berger, Nico J./Hark, Sabine/Engel, Antke (Hg., 2000): Queering Demokratie. Sexuelle Politiken, Berlin: Querverlag.

Berger, Peter L./Luckmann, Thomas (1969): Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit. Eine Theorie der Wissenssoziologie, Frankfurt a. M.: Fischer.

Bien, Walter (Hg., 1994): Eigeninteresse oder Solidarität. Beziehungen in modernen Mehrgenerationenfamilien, Opladen: Leske + Budrich.

Bilden, Helga (1980): „Geschlechtsspezifische Sozialisation", in: Klaus Hurrelmann/Dieter Ulich (Hg.), Handbuch der Sozialisationsforschung, Weinheim: Beltz, S. 777-812.

Bilden, Helga/Dausien, Bettina (Hg., 2006): Sozialisation und Geschlecht, Opladen: Barbara Budrich.

Blumer, Herbert (1973): „Der methodologische Standort des symbolischen Interaktionismus", in: Arbeitsgruppe Bielefelder Soziologen (Hg.), Alltagswissen, Interaktion und gesellschaftliche Wirklichkeit, Bd. 1: Symbolischer Interaktionismus und Ethnomethodologie, Reinbek: Rowohlt, S. 80-146.

Bock, Karin (2000): Politische Sozialisation in der Drei-Generationen-Familie. Eine qualitative Studie aus Ostdeutschland, Opladen: Leske + Budrich.

Bock, Ulla (1988): Androgynie und Feminismus. Frauenbewegung zwischen Institution und Utopie, Weinheim: Beltz.

Bohnsack, Ralf (2000): Rekonstruktive Sozialforschung. Einführung in Methodologie und Praxis qualitativer Forschung, Opladen: Leske + Budrich.

Bohnsack, Ralf/Schäffer, Burkhard (2002): „Generation als konjunktiver Erfahrungsraum. Eine empirische Analyse generationsspezifischer Medienpraxiskulturen", in: Günter Burkart/Jürgen Wolf (Hg.), Lebenszeiten. Erkundungen zur Soziologie der Generationen. Martin Kohli zum 60. Geburtstag, Opladen: Leske + Budrich, S. 249-273.

Born, Claudia (2001): „Modernisierungsgap und Wandel. Angleichung geschlechtsspezifischer Lebensführungen?", in: Claudia Born/Helga Krüger (Hg.), Individualisierung und Verflechtung. Geschlecht und Generation im deutschen Lebenslaufregime, Weinheim: Juventa, S. 29-54.

Born, Claudia/Krüger, Helga (Hg., 2001): Individualisierung und Verflechtung. Geschlecht und Generation im deutschen Lebenslaufregime, Weinheim: Juventa.

Born, Claudia/Krüger, Helga/Lorenz-Meyer, Dagmar (1996): Der unentdeckte Wandel. Annäherung an das Verhältnis von Struktur und Norm im weiblichen Lebenslauf, Berlin: Edition Sigma.

Boston Women's Health Collective (1980): Unser Körper – unser Leben. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt.

Bothfeld, Silke/Klammer, Ute/Klenner, Christina/Leiber, Simone/Thiel, Anke/Ziegler, Astrid (2005): WSI-FrauenDatenReport 2005. Handbuch zur wirtschaftlichen und sozialen Situation von Frauen, Berlin: Edition Sigma.

Bourdieu, Pierre (1990): „Die biographische Illusion“, in: bios 3, 75-81.

Brand, Karl-Werner (1987): „Kontinuität und Diskontinuität in den neuen sozialen Bewegungen“, in: Roland Roth/Dieter Rucht (Hg.), Neue soziale Bewegungen in der Bundesrepublik Deutschland, Frankfurt a. M.: Campus, S. 30-44.

Brehmer, Ilse (1982): „Historische Genese, Frauenbewegung und die Erforschung des weiblichen Lebenslaufs“, in: beiträge zur feministischen theorie und praxis 7, S. 10-13.

Breidenstein, Georg (1997): „Der Gebrauch der Geschlechterunterscheidung in der Schulklasse“, in: Zeitschrift für Soziologie 5, S. 337-351.

Breidenstein, Georg/Kelle, Helga (1998): Geschlechteralltag in der Schulklasse. Ethnographische Studien zur Gleichaltrigenkultur, Weinheim: Juventa.

Brückner, Margrit (1996): Frauen- und Mädchenprojekte: Von feministischen Gewißheiten zu neuen Suchbewegungen, Opladen: Leske + Budrich.

Brückner, Margrit (1997): „Bewegter Stillstand? Überlegungen zur Neuen Frauenbewegung am Beispiel ihrer Projekte“, in: Stefan Hradil (Hg.), Differenz und Integration. Bd. 1, Frankfurt a. M.: Campus, S. 464-478.

Büchner, Peter (2002): „Generation und Generationsverhältnis“, in: Heinz-Hermann Krüger/Werner Helsper (Hg.), Einführung in die Grundbegriffe und Grundfragen der Erziehungswissenschaft, Opladen: Leske + Budrich, S. 237-245.

Bude, Heinz (1987): Deutsche Karrieren. Lebenskonstruktionen sozialer Aufsteiger aus der Flakhelfergeneration, Frankfurt a. M.: Suhrkamp.

Bude, Heinz (1995): Das Altern einer Generation. Die Jahrgänge 1938-48, Frankfurt a. M.: Suhrkamp.

Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (2002): Frauen in Deutschland. Von der Frauen- zur Gleichstellungspolitik, Berlin.

Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (2003): Frauen in Deutschland. Von der Frauen- zur Gleichstellungspolitik, Berlin.

Bürmann, Ilse/Micus-Loos, Christiane (2002): „Generationenbeziehungen als Orte der Tradierung und Veränderung von Weiblichkeit“, in: Eva Breitenbach/Ilse Bürmann/Katharina Liebsch (Hg.), Geschlechterforschung als Kritik. Zum 60. Geburtstag von Carol Hagemann-White, Bielefeld: Kleine, S. 101-118.

Butler, Judith (1990): Gender Trouble, New York: Routledge.

Butler, Judith (1991): Das Unbehagen der Geschlechter, Frankurt a. M.: Suhrkamp.

Buttler, Günter (1997): „Der Generationenvertrag im demographischen Wandel“, in: Eckart Liebau (Hg.), Das Generationenverhältnis. Über das Zusammenleben in Familie und Gesellschaft, Weinheim: Juventa, S. 89-106.

Chodorow, Nancy (1985): Das Erbe der Mütter. Psychoanalyse und Soziologie der Geschlechter, München: Frauenoffensive.

Chrysanthou, Traude/Markert, Katharina/Missal, Jutta/Peterssen, Anke/ Rieger, Renate (1993): „Der Widerspenstigen Lähmung? Frauenprojektegeschichte gegen den Strich gebürstet“, in: Renate Rieger (Hg.), Der Widerspenstigen Lähmung? Frauenprojekte zwischen Autonomie und Anpassung, Frankfurt a. M.: Campus, S. 7-19

Claußen, Bernhard/Geißler, Rainer (Hg., 1996): Die Politisierung des Menschen. Instanzen der politischen Sozialisation. Ein Handbuch, Opladen: Leske + Budrich.

Clemens, Bärbel (1988): „Die Frauenbewegung, das Geschlechterverhältnis und die Theorien zu ‚Neuen sozialen Bewegungen‘“, in: Forschungsjournal Neue Soziale Bewegungen 3, S. 5-15.

Corsten, Michael (1994): „Beschriebenes und wirkliches Leben. Die soziale Realität biographischer Kontexte und Biographie als soziale Realität“, in: bios 2, 183-205.

Coupland, Douglas (1991): Generation X: Geschichten für eine immer schneller werdende Kultur, München: Goldmann.

Dackweiler, Regina (1995): Ausgegrenzt und eingemeindet. Die neue Frauenbewegung im Blick der Sozialwissenschaften, Münster: Westfälisches Dampfboot.

Dackweiler, Regina (1998): „Die Frauenbewegung im Blickfeld feministischer Politikwissenschaft“, in: Eva Kreisky/Birgit Sauer (Hg.), Geschlechterverhältnisse im Kontext politischer Transformation, Opladen: Westdeutscher Verlag, S. 378-397.

Dackweiler, Regina (2004): „Was bewegt wen und wie bringt das ein ‚Wir‘ in Bewegung? Konzeptionelle Überlegungen für eine nichtessentialistische, strategische kollektive Identität der Frauenbewe-

gung“, in: Zeitschrift für Frauenforschung und Geschlechterstudien 2+3/22, S. 51-64.

Dackweiler, Regina/Schäfer, Reinhild (1998): „Bilanzen und Perspektiven der Frauenbewegung. International oder gar nicht“, in: Forschungsjournal Neue Soziale Bewegungen 1, S. 113-130.

Dalhoff, Jutta/Frey, Uschi/Schöll, Ingrid (Hg., 1986): Frauenmacht in der Geschichte. Beiträge des Historikerinnentreffens 1985 zur Frauengeschichtsforschung, Düsseldorf: Schwann.

Dausien, Bettina (1994): „Auf der Suche nach dem ‚eigenen Leben‘? Lernprozesse in weiblichen Biographien“, in: Peter Alheit/Ursula Apitzsch/Heinz Bauer/Marianne Friese/Marianne Goltz/Helga Krüger/Dieter Mazur/Roland Tutschner (Hg.), Von der Arbeitsgesellschaft zur Bildungsgesellschaft. Perspektiven von Arbeit und Bildung im Prozeß europäischen Wandels, Bremen: Universität Bremen, S. 572-592.

Dausien, Bettina (1994): „Biographieforschung als ‚Königinnenweg‘? Überlegungen zur Relevanz biographischer Anätze in der Frauenforschung“, in: Angelika Diezinger/Hedwig Kitzer/Ingrid Anker/Irma Bingel/Erika Haas/Simone Odierna (Hg.), Erfahrung mit Methode. Wege sozialwissenschaftlicher Frauenforschung, Freiburg i. Br.: Kore, 129-153.

Dausien, Bettina (1996): Biographie und Geschlecht. Zur biographischen Konstruktion sozialer Wirklichkeit in Frauenlebensgeschichten, Bremen: Donat.

Dausien, Bettina (1997): „‚Weibliche Lebensmuster‘ zwischen Erfahrung, Deutung und Tradition“, in: Jürgen Mansel/Gabriele RosenthalAngelika Tölke (Hg.), Generationen-Beziehungen, Austausch und Tradierung, Opladen: Westdeutscher Verlag, S. 231-243.

Dausien, Bettina (1998): „Die biographische Konstruktion von Geschlecht“, in: Notker Schneider/Ram Adhar Mall/Dieter Lohmar (Hg.), Einheit und Vielfalt. Das Verstehen der Kulturen, Amsterdam-Atlanten: Rodopi, 257-277.

Dausien, Bettina (1999): „‚Geschlechtsspezifische Sozialisation‘ – Konstruktiv(istisch)e Ideen zu Karriere und Kritik eines Konzepts“, in: Bettina Dausien/Martina Herrmann/Mechtild Oechsle/Christiane Schmerl/Marlene Stein-Hilbers (Hg.), Erkenntnisprojekt Geschlecht. Feministische Perspektiven verwandeln Wissenschaft, Opladen: Leske + Budrich, S. 216-241.

Dausien, Bettina (2001): „Bildungsbiographien von Frauen im intergenerationalen Verhältnis – Ein methodologisches Plädoyer für einen biographischen Forschungsansatz“, in: metis 10, S. 56-77.

Dausien, Bettina (2001): „Frauengeschichte(n). Perspektiven der Biographieforschung in der Frauen- und Geschlechterforschung“, in: Elisabeth Lebensaft (Hg.), Desiderate der österreichischen Frauenbiogra-

phieforschung. Österreichisches Biographisches Lexikon, Schriftenreihe 7, Wien, S. 12-26.

Dausien, Bettina (2002): Sozialisation – Geschlecht – Biographie. Theoretische und methodologische Untersuchung eines Zusammenhangs, Bielefeld: Unveröffentlichte Habilitationsschrift an der Universität Bielefeld.

Davis, Flora (1991): Moving the Mountain. The Women's Movement in America since 1960, New York: Simon & Schuster.

Dewey, John (1964): Demokratie und Erziehung. Eine Einleitung in die philosophische Pädagogik, Braunschweig: Westermann.

Doderer, Yvonne P./Kortendiek, Beate (2004): „Frauenprojekte: Handlungs- und Entwicklungsräume feministischer Frauenbewegungen“, in: Ruth Becker/Beate Kortendiek (Hg.), Handbuch Frauen- und Geschlechterforschung. Theorie, Methoden, Empirie, Wiesbaden: VS, S. 684-691.

Doormann, Lottemi (Hg., 1979): Keiner schiebt uns weg. Zwischenbilanz der Frauenbewegung in der Bundesrepublik, Weinheim: Beltz.

Doormann, Lottemi (1987): „Die neue Frauenbewegung. Zur Entwicklung von 1968 bis Anfang der 80er Jahre“, in: Florence Hervé (Hg.), Geschichte der deutschen Frauenbewegung, Köln: Pahl-Rugenstein, S. 255-289.

Doormann, Lottemi (1988): „Aufbruch aus dem Mütterghetto. Die Kinderfrage in der Frauenbewegung seit 1968“, in: Kristine von Soden (Hg.), Der große Unterschied. Die Frauenbewegung und die siebziger Jahre, Berlin: Elefanten Press, S. 25-29.

Ecarius, Jutta (1998): „Generationsbeziehungen und Generationenverhältnisse. Analyse zur Entwicklung des Generationenbegriffs“, in: Jutta Ecarius (Hg.), Was will die jüngere von der älteren Generation? Generationsbeziehungen und Generationenverhältnisse, Opladen: Leske + Budrich, S. 41-65.

Ecarius, Jutta (Hg., 1998): Was will die jüngere mit der älteren Generation? Generationsbeziehungen und Generationenverhältnisse, Opladen: Leske + Budrich.

Ecarius, Jutta (2002): Familienerziehung im historischen Wandel. Eine qualitative Studie über Erziehung und Erziehungserfahrungen von drei Generationen, Opladen: Leske + Budrich.

Ecarius, Jutta/Krüger, Heinz-Hermann (1997): „Machtverteilung, Erziehung und Unterstützungsleistungen in drei Generationen – Familiale Generationenbeziehungen in Ostdeutschland“, in: Lothar Krappmann/ Annette Lepenies (Hg.), Alt und Jung, Frankfurt a. M.: Campus, S. 137-160.

Engelhardt, Michael von (1997): „Generation, Gedächtnis und Erzählen. Zur Bedeutung lebensgeschichtlichen Erzählens im Generationenverhältnis“, in: Eckart Liebau (Hg.), Das Generationenverhältnis. Über

das Zusammenleben in Familie und Gesellschaft, Weinheim: Juventa, S. 53-76.

Engler, Steffani (2001): „In Einsamkeit und Freiheit“? Zur Konstruktion der wissenschaftlichen Persönlichkeit auf dem Weg zu Professur, Konstanz: UVK Verlagsgesellschaft.

Erwägen Wissen Ethik 13, 1 (2002).

Felden, Heide von (2001): „Geschlechterkonstruktion und Frauenbildung im 18. Jahrhundert: Jean Jacques Rousseau und die zeitgenössische Rezeption in Deutschland“, in: Wiltrud Gieseke (Hg.), Handbuch zur Frauenbildung, Opladen: Leske + Budrich, S. 25-34.

Felden, Heide von (2003): Bildung und Geschlecht zwischen Moderne und Postmoderne. Zur Verknüpfung von Bildungs-, Biographie- und Genderforschung, Opladen: Leske + Budrich.

Feministische Studien 11, 2 (1993).

Fend, Helmut (1988): Sozialgeschichte des Aufwachsens. Bedingungen des Aufwachsens und Jugendgestalten im 20. Jahrhundert, Frankfurt a. M.: Suhrkamp.

Fischer, Ute Luise: (2001): Frauenarbeit in Transformation. Staatliche Regulation – regionale Arbeitsmärkte – geschlechtsbezogene Deutungen, Opladen: Leske + Budrich.

Fischer-Rosenthal, Wolfram/Rosenthal, Gabriele (1997): „Warum Biographieforschung und wie man sie macht“, in: Zeitschrift für Sozialisationsforschung und Erziehungssoziologie 4, S. 405-427.

Flick, Uwe (1999): Qualitative Forschung. Theorie, Methoden, Anwendung in Psychologie und Sozialwissenschaften, Reinbek bei Hamburg: Rowohlt.

Flick, Uwe/Kardorff, Ernst v./Steinke, Ines (Hg., 2003): Qualitative Forschung. Ein Handbuch, Reinbek bei Hamburg: Rowohlt.

Fogt, Helmut (1982): Politische Generationen: empirische Bedeutung und theoretisches Modell, Opladen: Westdeutscher Verlag.

Foucault, Michel (1987 [1982]): „Das Subjekt und die Macht. Nachwort von Michel Foucault“, in: Hubert L. Dreyfus/Paul Rabinow (Hg.), Michel Foucault. Jenseits von Strukturalismus und Hermeneutik, Weinheim: Beltz, S. 241-261.

Franken, Irene/Jazaeri, Shirin/Staudenmeyer, Renate (2001): Was erreicht? Frauenbewegte Lebensgeschichten aus der Sicht unterschiedlicher Kulturen, Köln: Schmidt von Schwind.

Frankfurter Frauen (Hg., 1975): Frauenjahrbuch '75, Frankfurt a. M.: Verlag Roter Stern.

Frauenberatung Wien/Scherl, Margot (1991): „Grenzen grenzenloser Gemeinsamkeit. Teamentwicklung in einem feministischen Projekt“, in: Diana Voigt/Hilde Jawad (Hg.), Von Frau zu Frau. Feministische Ansätze in Theorie und Praxis psychotherapeutischer Schulen, Wien: Wiener Frauenverlag, S. 45-55.

Frevert, Ute (1986): Frauen-Geschichte. Zwischen Bürgerlicher Verbesserung und Neuer Weiblichkeit, Frankfurt a. M.: Suhrkamp.

Frevert, Ute (1994): „Historische Frauenforschung“, in: Senatskommission für Frauenforschung der Deutschen Forschungsgemeinschaft (Hg.), Sozialwissenschaftliche Frauenforschung in der Bundesrepublik Deutschland: Bestandsaufnahme und forschungspolitische Konsequenzen, Berlin: Akademie, S. 157-167.

Friedan, Betty (1970): Der Weiblichkeitswahn oder die Selbstbefreiung der Frau, Reinbek bei Hamburg: Rowohlt.

Fthenakis, Wassilios E./Kalicki, Bernhard/Peitz, Gabriele (2002): Paare werden Eltern. Die Ergebnisse der LBS-Familien-Studie, Opladen: Leske + Budrich.

Fuchs, Werner (1983): „Jugendliche Statuspassage oder individualisierte Jugendbiographie?“, in: Soziale Welt 34, S. 341-371.

Garfinkel, Harold (1967): Studies in Ethnomethdology, Eaglewood Cliffs: Prentice Hall.

Gaschke, Susanne (2005): Die Emanzipationsfalle. Erfolgreich, einsam, kinderlos, München: Bertelsmann.

Gassen, Gisela (Hg., 1981): Wohin geht die Frauenbewegung? 22 Protokolle, aufgezeichnet von Gisela Gassen, Frankfurt am Main: Fischer Taschenbuch.

Geißel, Brigitte (1999): Politikerinnen. Politisierung und Partizipation auf kommunaler Ebene, Opladen: Leske + Budrich.

Geissler, Birgit/Oechsle, Mechtild (1996): Lebensplanung junger Frauen. Zur widersprüchlichen Modernisierung weiblicher Lebensläufe, Weinheim: Deutscher Studienverlag.

Gerhard, Ute (1992): „Westdeutsche Frauenbewegung: Zwischen Autonomie und dem Recht auf Gleichheit“, in: Feministische Studien 2, S. 35-55.

Gerhard, Ute (1994): „Hidden Protagonists. Der Beitrag der Frauenbewegung zum sozialen Wandel“, in: Peter Alheit/Ursula Apitzsch/Heinz Bauer/Marianne Friese/Marianne Goltz/Helga Krüger/Dieter Mazur/ Roland Tutschner (Hg.), Von der Arbeitsgesellschaft zur Bildungsgesellschaft? Perspektiven von Arbeit und Bildung im Prozess sozialen Wandels, Bremen: Universität Bremen, S. 616-638.

Gerhard, Ute (1995): „Die ‚langen Wellen‘ der Frauenbewegung – Traditionslinien und unerledigte Anliegen“, in: Regina Becker-Schmidt/ Gudrun-Axeli Knapp (Hg.), Das Geschlechterverhältns als Gegenstand der Sozialwissenschaften, Frankfurt a. M.: Campus, S. 247-278.

Gerhard, Ute (1998): „Die Töchter der Emanzipation – Das Generationenproblem in der Frauenbewegung“, in: Ingeborg Mues (Hg.), Was Frauen bewegt und was sie bewegen. Sechsundzwanzig Originalessays, Frankfurt a. M.: Fischer TB, S. 71-89.

Gerhard, Ute (1999): Atempause. Feminismus als demokratisches Projekt, Frankfurt a. M.: Fischer TB.

Gerhard, Ute (2001): „Frauenbewegung – Frauenforschung – Frauenpolitik. Innovation und Selbstreflexion“, in: Ursula Hornung/Sedef Gümen/Sabine Weilandt (Hg.), Zwischen Emanzipationsvision und Gesellschaftskritik. (Re)Konstruktionen der Geschlechterordnung, Münster: Westfälisches Dampfboot, S. 21-39.

Gerhard, Ute/Miethe, Ingrid (2004): „Debatten und Missverständnisse unter Feministinnen aus Ost- und Westdeutschland in der Nachwendezeit – ein nachholender Dialog“, in: Ingrid Miethe/Claudia Kajatin/Jana Pohl (Hg.), Geschlechterkonstruktionen in Ost und West. Biografische Perspektiven, Münster: Lit, S. 325-344.

Giesecke, Hermann (1985): Das Ende der Erziehung. Neue Chancen für Familie und Schule, Stuttgart: Klett-Cotta.

Gildemeister, Regine (1992): „Die soziale Konstruktion von Geschlechtlichkeit“, in: Ilona Ostner/Klaus Lichtblau (Hg.), Feministische Vernunftkritik: Ansätze und Traditionen, Frankfurt a. M.: Campus, S. 220-227.

Gildemeister, Regine/Wetterer, Angelika (1992): „Wie Geschlechter gemacht werden. Die soziale Konstruktion der Zweigeschlechtlichkeit und ihre Reifizierung in der Frauenforschung“, in: Gudrun-Axeli Knapp/Angelika Wetterer (Hg.), TraditionenBrüche. Entwicklungen feministischer Theorie, Freiburg i. Br.: Kore, S. 201-254.

Gilligan, Carol (1984): Die andere Stimme. Lebenskonflikte und Moral der Frau, München: Piper.

Glaser, Barney G./Strauss, Anselm L. (1967): The Discovery of Grounded Theory. Strategies for Qualitative Research, New York: Aldine.

Glaser, Barney G./Strauss, Anselm L. (1998): Grounded Theory. Strategien qualitativer Forschung, Bern: Hans Huber.

Goffman, Erving (1994): Interaktion und Geschlecht, Frankfurt a. M.: Campus.

Gurwitsch, Aron (1977): Die mitmenschlichen Beziehungen in der Milieuwelt, Berlin: de Gruyter.

Haas, Erika/Seitz, Rita (1994): „‚Wir sind eine undankbare Generation‘. Konkurrenz und Kooperation unter Frauen der 2. Frauenbewegung und deren Nachfolgerinnen“, in: Ilse Modelmog/Ulrike Gräßel (Hg.), Konkurrenz & Kooperation. Frauen im Zwiespalt? Münster: Lit, S. 137-153.

Hagemann-White, Carol (1984): Sozialisation: weiblich – männlich, Opladen: Leske + Budrich.

Hagemann-White, Carol (1988): „Die Frauenhausbewegung“, in: Kristine von Soden (Hg.), Der große Unterschied. Die Neue Frauenbewegung und die siebziger Jahre, Berlin: Elefanten Press, S. 48-52.

Hagemann-White, Carol (1988): „Wir werden nicht zweigeschlechtlich geboren“, in: Carol Hagemann-White/Maria S. Rerrich (Hg.), FrauenMännerBilder. Männer und Männlichkeit in der feministischen Diskussion, Bielefeld: AJZ, S. 224-235.

Hagemann-White, Carol (1998): „Identität – Beruf – Geschlecht“, in: Mechtild Oechsle/Birgit Geissler (Hg.), Die ungleiche Gleichheit. Junge Frauen und der Wandel im Geschlechterverhältnis, Opladen: Leske + Budrich, S. 27-41.

Hareven, Tamara K./Adams, Kathleen (1993): „Die mittlere Generation – Ein Kohortenvergleich der Unterstützung alternder Eltern in einer amerikanischen Gemeinde“, in: Kurt Lüscher/Franz Schultheis (Hg.), Generationenbeziehungen in „postmodernen“ Gesellschaften. Analysen zum Verhältnis von Individuum, Familie, Staat und Gesellschaft, Konstanz: Universitätsverlag, S. 311-329.

Hark, Sabine (1996): deviante Subjekte. Die paradoxe Politik der Identität, Opladen: Leske + Budrich.

Hartmann, Jutta (2002): vielfältige Lebensweisen. Dynamisierung in der Triade Geschlecht – Sexualität – Lebensform. Kritisch-dekonstruktive Perspektiven für die Pädagogik, Opladen: Leske + Budrich.

Heinrich-Böll-Stiftung/Feministisches Institut (Hg., 1999), Wie weit flog die Tomate? Eine 68erinnen-Gala der Reflexion, Berlin.

Hervé, Florence (Hg., 1982): Geschichte der deutschen Frauenbewegung, Köln: Pahl-Rugenstein.

Hervé, Florence (Hg., 1987): Geschichte der deutschen Frauenbewegung, 3., überarbeitete und erweiterte Auflage, Köln: Pahl-Rugenstein.

Hervé, Florence (Hg., 2001): Geschichte der deutschen Frauenbewegung, 7., verbesserte und überarbeitete Auflage, Köln: PapyRossa.

Herzberg, Heidrun (2004): Biographie und Lernhabitus. Eine Studie im Rostocker Werftarbeitermilieu, Frankfurt a. M.: Campus.

Hochgeschurz, Marianne (2001): „Zwischen Autonomie und Integration: Die neue (west-)deutsche Frauenbewegung“, in: Florence Hervé (Hg.), Geschichte der deutschen Frauenbewegung, Köln: PapyRossa, S. 155-184.

Hoffmann-Riem, Christa (1980): „Die Sozialforschung einer interpretativen Soziologie – Der Datengewinn“, in: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie 32, S. 337-372.

Holland-Cunz, Barbara (2003): Die alte neue Frauenfrage, Frankfurt a. M.: Suhrkamp.

Holland-Cunz, Barbara (2004): „Demokratiekritik: Zu Staatsbildern, Politikbegriffen und Demokratieformen“, in: Ruth Becker/Beate Kortendiek (Hg.), Handbuch Frauen- und Geschlechterforschung. Theorie, Methoden, Empirie, Wiesbaden: VS, S. 467-475.

Honig, Michael-Sebastian (1996): „Wem gehört das Kind? Kindheit als generationale Ordnung“, in: Eckart Liebau/Christoph Wulf (Hg.), Ge-

neration. Versuche über eine pädagogisch-anthropologische Grundbedingung, Weinheim: Deutscher Studien Verlag, S. 201-221.

Höschele-Frank, Cornelia (1990): Biographie und Politik. Identitätsbildungs- und Politisierungsprozesse von Frauen in den neuen sozialen Bewegungen. Dissertation, Marburg: Universität Marburg.

Illies, Florian (2001): Generation Golf. Eine Inspektion, Frankfurt/M.: Fischer.

Inowlocki, Lena (1995): „Traditionsbildung und intergenerationale Kommunikation zwischen Müttern und Töchtern in jüdischen Familien", in: Wolfram Fischer-Rosenthal/Peter Alheit (Hg.), Biographien in Deutschland. Soziologische Rekonstruktion gelebter Gesellschaftsgeschichte, Opladen: Westdeutscher Verlag, S. 418-431.

Inowlocki, Lena (1997): „Traditionalität im Migrationsprozeß. Vorüberlegungen zu einer vergleichenden biographieanalytischen Untersuchung in jüdischen Displaced-Persons-Familien und in Familien griechischer Arbeitsmigranten", in: Jürgen Mansel/Gabriele Rosenthal/Angelika Tölke (Hg.), Generationen-Beziehungen, Austausch und Tradierung, Opladen: Westdeutscher Verlag, S. 144-256.

Institut für Demoskopie Allensbach (2000): Fraueninteressen und Frauenpolitik. Eine Repräsentativbefragung zu den Interessen von Frauen und ihre Erwartungen an die Politik, Allensbach am Bodensee: Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend.

Jansen, Mechthild M./Baringhorst, Sigrid/Ritter, Martina (Hg., 1995): Frauen in der Defensive? Zur backlash-Debatte in Deutschland, Münster: Lit.

Kätzel, Ute (2002): Die 68erinnen. Porträt einer rebellischen Frauengeneration, Berlin: Rowohlt.

Kahlert, Heike (2000): „Konstruktion und Dekonstruktion von Geschlecht", in: Doris Lemmermöhle/Dietlind Fischer/Dorle Klika/Anne Schlüter (Hg.), Lesarten des Geschlechts. Zur De-Konstruktionsdebatte in der erziehungswissenschaftlichen Geschlechterforschung, Opladen: Leske + Budrich, S. 20-44.

Kallmeyer, Werner/Schütze, Fritz (1977): „Zur Konstitution von Kommunikationsschemata in der Sachverhaltsdarstellung", in: Dirk Wegner (Hg.), Gesprächsanalysen. Vorträge, gehalten anläßlich des 5. Kolloquiums des Instituts für Kommunikationswissenschaft und Phonetik, Bonn 14.-16.Okt. 1976, Hamburg: Buske, S. 159-274.

Kasiske, Jan/Krabel, Jens/Schädler, Sebastian/Stuve, Olaf (2004): Zur Situation von Männern in „Frauen-Berufen" der Pflege und Erziehung in Deutschland. Eine Überblicksstudie im Auftrag der Katholischen Hochschule für Sozialwesen. Verfügbar über: http://www.dissens.de/de/dokumente/pubs/maenner_in_erzieher_u_pflegeberufen.pdf [Datum des Zugriffs: 02.02.06].

Kaufmann, Franz-Xaver (1997): „Generationsbeziehungen und Generationenverhältnisse im Wohlfahrtsstaat“, in: Jürgen Mansel/Gabriele Rosenthal/Angelika Tölke (Hg.), Generationen-Beziehungen, Austausch und Tradierung, Opladen: Westdeutscher Verlag, S. 17-30.

Keddi, Barbara/Pfeil, Patricia/Strehmel, Petra/Wittmann, Svendy (1999): Lebensthemen junger Frauen. Die andere Vielfalt weiblicher Lebensentwürfe, Opladen: Leske + Budrich.

Keddi, Barbara/Sardei, Sabine (1991): „Zum Wandel der Lebensentwürfe von Mädchen und jungen Frauen. Ausgewählte Ergebnisse empirischer Untersuchungen seit den sechziger Jahren“, in: Ditmar Brock/Brigitte Hantsche/Gertrud Kühnlein/Heiner Meulemann/Karen Schober (Hg.), Übergänge in den Beruf. Zwischenbilanz und Forschungsstand, München: DJI, S. 180-197.

Kelle, Helga (1999): „Geschlechterunterschiede oder Geschlechterunterscheidung? Methodologische Reflexion eines ethnographischen Forschungsprozesses“, in: Bettina Dausien/Martina Herrmann/Mechtild Oechsle/Christiane Schmerl/Marlene Stein-Hilbers (Hg.), Erkenntnisprojekt Geschlecht. Feministische Perspektiven verwandeln Wissenschaft, Opladen: Leske + Budrich, S. 304-324.

Kelle, Helga (2001): „‚Ich bin der die das macht.‘ Oder: Über die Schwierigkeit, ‚doing gender‘-Prozesse zu erforschen“, in: Feministische Studien 19, 2, S. 39-56.

Kelle, Udo (1994): Empirisch begründete Theoriebildung. Zur Logik und Methodologie interpretativer Sozialforschung, Weinheim: Deutscher Studien Verlag.

Kessler, Suzanne/McKenna, Wendy (1978): Gender. An Ethnomethodological Approach, New York: Wiley.

Kleining, Gerhard (1982): „Umriss zu einer Methodologie qualitativer Sozialforschung“, in: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie 34, S. 224-253.

Klemming, Katja/Thon, Christine (1998): ‚Das Persönliche ist politisch‘. Zusammenhänge zwischen der Frauenbewegung und individuellen Biographien, Unveröffentlichte Seminararbeit an der Universität Bielefeld.

Knafla, Leonore/Kulke, Christiane (1987): „15 Jahre neue Frauenbewegung. Und sie bewegt sich noch! – Ein Rückblick nach vorn“, in: Roland Roth/Dieter Rucht (Hg.), Neue soziale Bewegungen in der Bundesrepublik Deutschland, Frankfurt a. M.: Campus, S. 89-108.

Knapp, Gudrun-Axeli (1987): „Arbeitsteilung und Sozialisation: Konstellationen von Arbeitsvermögen und Arbeitskraft im Lebenszusammenhang von Frauen“, in: Ursula Beer (Hg.), Klasse Geschlecht. Feministische Gesellschaftsanalyse und Wissenschaftskritik, Bielefeld: AJZ, S. 236-271.

Knapp, Gudrun-Axeli (2001): „Dezentriert und viel riskiert: Anmerkungen zur These vom Bedeutungsverlust der Kategorie Geschlecht“, in: Gudrun-Axeli Knapp/Angelika Wetterer (Hg.), Soziale Verortung der Geschlechter. Gesellschaftstheorie und feministische Kritik, Münster: Westfälisches Dampfboot, S. 15-62.

Knäpper, Marie-Theres (1984): Feminismus – Autonomie – Subjektivität. Tendenzen und Widersprüche in der neuen Frauenbewegung, Bochum: Germinal.

Knorr-Cetina, Karin (1989): „Spielarten des Konstruktivismus“, in: Soziale Welt 40, S. 86-96.

Kohli, Martin (1985): Die Institutionalisierung des Lebenslaufs. Historische Befunde und theoretische Argumente, in: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie 37, 1-29.

Kohli, Martin (1994): Generationenbeziehungen und soziale Netzwerke, in: Soziologische Revue Sonderheft 3, 113-118.

Kohli, Martin/Szydlik, Marc (Hg., 2000): Generationen in Familie und Gesellschaft, Opladen: Leske + Budrich.

Koller, Hans-Christoph (1999): Bildung und Widerstreit. Zur Struktur biographischer Bildungsprozesse in der (Post-) Moderne, München: Fink.

Kontos, Silvia (1986): „Modernisierung der Subsumtionslogik. Die Frauenbewegung in den Theorien neuer sozialer Bewegungen“, in: Feministische Studien 2, S. 34-49.

Koppert, Claudia/Selders, Beate (Hg., 2003): Hand aufs dekonstruierte Herz. Verständigungsversuche in Zeiten der politisch-theoretischen Selbstabschaffung von Frauen, Königstein/Taunus: Ulrike Helmer.

Koppetsch, Cornelia/Burkart, Günter (1999): Die Illusion der Emanzipation. Zur Wirksamkeit latenter Geschlechtsnormen im Milieuvergleich, Konstanz: UVK.

Kortendiek, Beate (2002): „Sonntags nie? Zur Veralltäglichung von Frauenbewegungen in Selbsthilfeprojekten“, in: Eva Schäfer/Bettina Fritzsche/Claudia Nagode (Hg.), Geschlechterverhältnisse im sozialen Wandel, Opladen: Leske + Budrich, S. 67-85.

Kraul, Margret (1999): „Biographieforschung und Frauenforschung“, in: Heinz-Hermann Krüger/Winfried Marotzki (Hg.), Handbuch erziehungswissenschaftliche Biographieforschung, Opladen: Leske + Budrich, S. 455-469.

Krüger, Helga (1997): „Familie und Generation: Der Gender Gap in den Paarbeziehungen“, in: Jürgen Mansel/Gabriele Rosenthal/Angelika Tölke (Hg.), Generationen-Beziehungen, Austausch und Tradierung, Opladen: Westdeutscher Verlag, S. 31-42.

Krüger, Helga/Born, Claudia (2000): „Vom patriarchalen Diktat zur Aushandlung – Facetten des Wandels der Geschlechterrollen im familialen Generationenverbund“, in: Martin Kohli/Marc Szydlik (Hg.), Genera-

tionen in Familie und Gesellschaft, Opladen: Leske + Budrich, S. 203-221.

Kulke, Christiane (1996): „Geschlechterverhältnis und politischer Aufbrch von Frauen: Wandlungsprozesse zwischen Herausforderungen und Verhinderungen“, in: Bernhard Claußen/Rainer Geißler (Hg.), Die Politisierung des Menschen. Instanzen der politischen Sozialisation. Ein Handbuch, Opladen: Leske + Budrich, S. 485-493.

Kullmann, Katja (2002): Generation Ally. Warum es heute so kompliziert ist, eine Frau zu sein, Frankfurt a. M.: Eichborn.

Künzler, Jan (1994): Familiale Arbeitsteilung. Die Beteiligung von Männern an der Hausarbeit, Bielefeld: Kleine.

Landweer, Hilge (1994): „Generationen in der deutschen Frauenforschung“, in: Ilse Modelmog/Ulrike Gräßel (Hg.), Konkurrenz & Kooperation. Frauen im Zwiespalt?, Münster: Lit, S. 117-135.

Landweer, Hilge (1996): „Generationenkonflikte und Sachdifferenzen. Das Beispiel Frauenbewegung“, in: Transit. Europäische Revue 11, S. 87-199.

Landweer, Hilge/Rumpf, Mechthild (1993): „Kritik der Kategorie ‚Geschlecht‘. Streit um Begriffe, Streit um Orientierungen, Streit der Generationen? Einleitung“, in: Feministische Studien 2, S. 3-9.

Laudowicz, Edith (1984): „Frauenbewegung zwischen kaltem Krieg und neuer Eiszeit“, in: Inge Baxmann/Edith Laudowicz/Annette Menzel (Hg.), Texte – Taten – Träume: Wie weiter mit der Frauenbewegung? Köln: Pahl-Rugenstein, S: 11-72.

Leggewie, Claus (1995): Die 89er: Porträt einer Generation, Hamburg: Hoffmann & Campe.

Leisering, Lutz (1992): Sozialstaat und demographischer Wandel. Wechselwirkungen – Generationenverhältnisse – politisch-institutionelle Steuerung, Frankfurt a. M.: Campus.

Leisering, Lutz (2000): „Wohlfahrtsstaatliche Generationen“, in: Martin Kohli/Marc Szydlik (Hg.), Generationen in Familie und Gesellschaft, Opladen: Leske + Budrich, S. 59-76.

Lenz, Ilse (1994): „Zum Umgang mit Unterschieden zwischen Frauenforscherinnen“, in: Ilse Modelmog/Ulrike Gräßel (Hg.), Konkurrenz & Kooperation. Frauen im Zwiespalt?, Münster: Lit, S. 27-48.

Lenz, Ilse (2001a): „Bewegungen und Veränderungen. Frauenforschung und Neue Frauenbewegungen in Deutschland“, in: Ursula Hornung/Sedef Gümen/Sabine Weilandt (Hg.), Zwischen Emanzipationsvision und Gesellschaftskritik. (Re)Konstruktionen der Geschlechterordnung, Münster: Westfälisches Dampfboot, S. 188-219.

Lenz, Ilse (2001b): „Von den Geschichten zur Geschichte? Ein Literaturbericht über Forschung zur Neuen Frauenbewegung“, in: Zeitschrift für Frauenforschung und Geschlechterstudien 1/2, S. 188-200.

Lenz, Ilse (2002a): „Neue Frauenbewegungen, Feminismus und Geschlechterforschung“, in: Eva Schäfer/Bettina Fritzsche/Claudia Nagode (Hg.), Geschlechterverhältnisse im sozialen Wandel, Opladen: Leske + Budrich, S. 35-66.

Lenz, Ilse (2002b): „Wie verändern sich die Neuen Frauenbewegungen? Ein Ansatz zur Transformation sozialer Bewegungen“, in: Zeitschrift für Frauenforschung und Geschlechterstudien 4, S. 65-83.

Lenz, Ilse (2004): „Frauenbewegungen und Gleichstellungspolitiken“, in: Ruth Becker/Beate Kortendiek (Hg.), Handbuch Frauen- und Geschlechterforschung. Theorie, Methoden, Empirie, Wiesbaden: VS, S. 665-675.

Lenz, Ilse/Mae, Michiko/Klose, Karin (Hg., 2000): Frauenbewegungen weltweit. Aufbrüche, Kontinuitäten, Veränderungen, Opladen: Leske + Budrich.

Levy, René (1977): Der Lebenslauf als Statusbiographie. Die weibliche Normalbiographie in makrosoziologischer Perspektive, Stuttgart: Enke.

Liebau, Eckart (Hg., 1997): Das Generationenverhältnis. Über das Zusammenleben in Familie und Gesellschaft, Weinheim: Juventa.

Liebau, Eckart (1997): „Generation“, in: Christoph Wulf (Hg.), Vom Menschen. Handbuch Historische Anthropologie, Weinheim: Beltz, S. 295-306.

Liebau, Eckart (1997): Generation – ein aktuelles Problem? In: Liebau, Eckart (Hg.), Das Generationenverhältnis. Über das Zusammenleben in Familie und Gesellschaft, Weinheim: Juventa, 15-37.

Liebau, Eckart/Wulf, Christoph (Hg., 1996): Generation. Versuche über eine pädagogisch-anthropologische Grundbedingung, Weinheim: Deutscher Studien Verlag.

Lorber, Judith (1999): Gender-Paradoxien, Opladen: Leske + Budrich.

Lüscher, Kurt (2000): „Die Ambivalenz der Generationenbeziehungen – eine allgemeine heuristische Hypothese“, in: Martin Kohli/Marc Szydlik (Hg.), Generationen in Familie und Gesellschaft, Opladen: Leske + Budrich, S. 138-161.

Lutz, Helma (1999): „‚Meine Töchter werden es schon schaffen‘. Immigrantinnen und ihre Töchter in den Niederlanden“, in: Ursula Apitzsch (Hg.), Migration und Traditionsbildung, Opladen: Westdeutscher Verlag, S. 165-185.

Lutz, Helma (2000): „Migration als soziales Erbe. Biographische Verläufe bei Migrantinnen der ersten und zweiten Generation in den Niederlanden“, in: Maria Calloni/Bettina Dausien/Marianne Friese (Hg.), Migrationsgeschichten von Frauen. Beiträge und Perspektiven aus der Biographieforschung, Bremen: Universität Bremen, S. 38-61.

Maccoby, Eleanor E./Jacklin, Carol N. (1974): The Psychology of Sex Differences, Stanford: Stanford University Press.

Maihofer, Andrea (2002): „Geschlecht und Sozialisation. Eine Problemskizze“, in: Erwägen Wissen Ethik 13/1, S. 13-26.

Maihofer, Andrea (2004): „Von der Frauen- zur Geschlechterforschung – modischer Trend oder bedeutsamer Perspektivenwechsel?“, in: Peter Döge/Karsten Kassner/Gabriele Schambach (Hg.), Schaustelle Gender. Aktuelle Beiträge sozialwissenschaftlicher Geschlechterforschung, Bielefeld: Kleine, S. 11-28.

Mannheim, Karl (1964 [1921-22]): „Beiträge zu Theorie der Weltanschauungsinterpretation“, in: Karl Mannheim (Hg.), Ideologie und Utopie, Frankfurt a. M.: Schulte-Bulmke, S. 91-154.

Mannheim, Karl (1970 [1928]): „Das Problem der Generationen“, in: Karl Mannheim (Hg.), Wissenssoziologie. Auswahl aus dem Werk. Eingeleitet und herausgegeben von Kurt H. Wolff, Neuwied: Luchterhand, S. 509-565.

Mannheim, Karl (1980): Strukturen des Denkens. Herausgegeben von David Kettler, Volker Meja und Nico Stehr, Frankfurt a. M.: Suhrkamp.

Mansel, Jürgen/Rosenthal, Gabriele/Tölke, Angelika (Hg., 1997): Generationen-Beziehungen, Austausch und Tradierung, Opladen: Westdeutscher Verlag.

Matthes, Joachim (1985): „Karl Mannheims ‚Das Problem der Generationen‘, neu gelesen. Generationen-‚Gruppen‘ oder ‚gesellschaftliche Regelung von Zeitlichkeit‘?“, in: Zeitschrift für Soziologie 5, S. 363-372.

Maurer, Susanne (1996): Zwischen Zuschreibung und Selbstgestaltung. Feministische Identitätspolitiken im Kräftefeld von Kritik, Norm und Utopie, Tübingen: edition diskord.

Maurer, Susanne (2001): „Zentrierte Vielfalt? Zur Frage von Subjekt und Handlungsfähigkeit in der Auseinandersetzung mit poststrukturalistischem Denken“, in: Bettina Fritzsche/Jutta Hartmann/Andrea Schmidt/Anja Tervooren (Hg.), Dekonstruktive Pädagogik. Erziehungswissenschaftliche Debatten unter poststrukturalistischen Perspektiven, Opladen: Leske + Budrich, S. 105-118.

Mead, George Herbert (1973 [1934]): Geist, Identität und Gesellschaft aus der Sicht des Sozialbehaviourismus. Mit einer Einleitung herausgegeben von Charles W. Morris, Frankfurt a. M.: Suhrkamp.

Mecheril, Paul (2003): Prekäre Verhältnisse. Über natio-ethno-kulturelle (Mehrfach-) Zugehörigkeit, Münster: Waxmann.

Meier, Friederike (1998): „Ökonomische Arbeitsmarktforschung und Frauenerwerbstätigkeit – Versuch einer kritischen Bilanz“, in: Birgit Geissler/Friederike Maier/Birgit Pfau-Effinger (Hg.), FrauenArbeitsMarkt. Der Beitrag der Frauenforschung zur sozio-ökonomischen Theorieentwicklung, Berlin: Edtion Sigma, S. 17-35.

Metz-Göckel, Sigrid (1989): „Die zwei (un)geliebten Schwestern. Zum Verhältnis von Frauenbewegung und Frauenforschung im Diskurs der neuen sozialen Bewegungen“, in: Ursula Beer (Hg.), Klasse Ge-

schlecht. Feministische Gesellschaftsanalyse und Wissenschaftskritik, Bielefeld: AJZ, S. 28-66.

Metz-Göckel, Sigrid/Müller, Ursula (1986): Der Mann. Die BRIGITTE-Studie, Weinheim: Beltz.

Meulenbelt, Anja (1978): Die Scham ist vorbei. Eine persönliche Erzählung, München: Frauenoffensive.

Meuser, Michael (2003): „Rekonstruktive Sozialforschung", in: Ralf Bohnsack/Winfried Marotzki/Michael Meuser (Hg.), Hauptbegriffe qualitativer Sozialforschung. Ein Wörterbuch, Opladen: Leske + Budrich, S. 140-142.

Meuser, Michael/Neusüß, Claudia (Hg., 2004): Gender Mainstreaming. Konzepte, Handlungsfelder, Instrumente, Bonn: Bundeszentrale für politische Bildung.

Mies, Maria (1982): „Weibliche Lebensgeschichte und Zeitgeschichte", in: beiträge zur feministischen theorie und praxis 7, S. 54-60.

Mies, Maria (1984): „Methodische Postulate zur Frauenforschung – dargestellt am Beispiel der Gewalt gegen Frauen", in: beiträge zur feministischen theorie und praxis 11, S. 7-25.

Miethe, Ingrid (1999): Frauen in der DDR-Opposition. Lebens- und kollektivgeschichtliche Verläufe in einer Frauenfriedensgruppe, Opladen: Leske + Budrich.

Miethe, Ingrid/Roth, Silke (Hg., 2000): Politische Biografien und sozialer Wandel, Gießen: Psychosozial Verlag.

Miethe, Ingrid/Roth, Silke (2003): „Die EU als Chance und Herausforderung für Frauenbewegungen", in: Ingrid Miethe/Silke Roth (Hg.), Europas Töchter. Traditionen, Erwartungen und Strategien von Frauenbewegungen in Europa, Opladen: Leske + Budrich, S. 9-20.

Miethe, Ingrid/Roth, Silke (Hg., 2003): Europas Töchter. Traditionen, Erwartungen und Strategien von Frauenbewegungen in Europa, Opladen: Leske + Budrich.

Miethe, Ingrid/Roth, Silke (2005): „Zum Verhältnis von Biographie- und Bewegungsforschung", in: Bettina Völter/Bettina Dausien/Helma Lutz/Gabriele Rosenthal (Hg.), Biographieforschung im Diskurs, Wiesbaden: VS, S. 103-108.

Millett, Kate (1974): Sexus und Herrschaft. Die Tyrannei des Mannes in unserer Gesellschaft, München: dtv.

Mischau, Anina/Blättel-Mink, Birgit/Kramer, Caroline (1998): „Innerfamiliale Arbeitsteilung – Frauen zwischen Wunsch und Wirklichkeit", in: Soziale Welt 49, S. 333-354.

Müller, Hans Rüdiger (1998): „Das Generationenverhältnis aus erziehungstheoretischer Sicht. Argumente gegen den vorschnellen Abgesang auf einen Grundbegriff der (Sozial-)Pädagogik", in: Neue Praxis 5, S. 502-509.

Müller, Hans Rüdiger (1999): „Das Generationenverhältnis. Überlegungen zu einem Grundbegriff der Erziehungswissenschaft“, in: Zeitschrift für Pädagogik 6, S. 787-805.

Müller, Ursula (1984): „Gibt es eine ‚spezielle‘ Methode in der Frauenforschung?“, in: Zentraleinrichtung zur Förderung von Frauenstudien und Frauenforschung an der Freien Universität Berlin (Hg.), Methoden in der Frauenforschung. Symposium an der Freien Universität Berlin vom 30.11.-02.12.1983, Frankfurt a. M.: Fischer, S. 29-50.

Müller, Ursula (1994): „Feminismus in der empirischen Forschung: Eine methodologische Bestandsaufnahme“, in: Angelika Diezinger/Hedwig Kitzer/Ingrid Anker/Irma Bingel/Erika Haas/Simone Odierna (Hg.), Erfahrung mit Methode: Wege sozialwissenschaftlicher Frauenforschung, Freiburg. i. Br.: Kore, S. 31-68.

Münz, Rainer (1997): „Rentnerberg und leere Schulen? Das Verhältnis der Generationen aus demographischer Sicht“, in: Lothar Krappmann/Annette Lepenies (Hg.), Alt und Jung: Spannung und Solidarität zwischen den Generationen, Frankfurt a. M.: Campus, S. 49-65.

„Müttermanifest: Leben mit Kindern – Mütter werden laut“, in: beiträge zur feministischen theorie und praxis 1988, 21/22, S. 201- 207.

Nanninga, Regina (1998): Lebensentwürfe und Berufstätigkeit von jungen Frauen im Bankgewerbe, Hamburg: Fechner.

Nassehi, Armin (1994): „Die Form der Biographie. Theoretische Überlegungen zur Biographieforschung in methodologischer Absicht“, in: bios 7, S. 46-63.

Nave-Herz, Rosemarie (1982): Die Geschichte der Frauenbewegung in Deutschland, Hannover: Niedersächsische Landeszentrale für politische Bildung.

Nave-Herz, Rosemarie (1993): Die Geschichte der Frauenbewegung in Deutschland, 4., völlig überarbeitet und erweiterte Auflage, Bonn: Bundeszentrale für politische Bildung.

Noelle-Fischer, Karen (Hg., 1989): Zukunft - gibt's die? Feministische Visionen für die neunziger Jahre, München: Frauenoffensive.

Nohr, Barbara und Veth, Silke (Hg., 2002): Gender Mainstreaming. Kritische Reflexionen einer neuen Strategie, Berlin: Dietz.

Nordmann, Anja (2001): „Und sie bewegt sich doch...!“ Die historische Entwicklung der deutschen Frauenbewegungen und ihre Auswirkungen auf Politik, Bildung und Emanzipation, unveröffentlichte Diplomarbeit an der Universität Bielefeld.

Notz, Gisela (1991): „Du bist als Frau um einiges mehr gebunden als der Mann“. Die Auswirkungen der Geburt des ersten Kindes auf die Lebens- und Arbeitsplanung von Müttern und Vätern, Bonn: Dietz.

Notz, Gisela (1999): „Die Auswirkungen der Studentenbewegung auf die Frauenbewegung“, in: metis 16, S. 103-130.

Oechsle, Mechtild (1998): „Ungelöste Widersprüche: Leitbilder für die Lebensführung junger Frauen“, in: Mechtild Oechsle/Birgit Geissler (Hg.), Die ungleiche Gleichheit. Junge Frauen und der Wandel im Geschlechterverhältnis, Opladen: Leske + Budrich, S. 185-200.

Oechsle, Mechtild/Geissler, Birgit (Hg., 1998): Die ungleiche Gleichheit. Junge Frauen und der Wandel im Geschlechterverhältnis, Opladen: Leske + Budrich.

Pauser, Susanne/Ritschl, Wolfgang (1999): Wickie, Slime und Paiper. Das Online-Erinnerungsalbum für die Kinder der siebziger Jahre, Wien: Böhlau.

Pease, Allan/Pease, Barbara (2000): Warum Männer nicht zuhören und Frauen schlecht einparken, Frankfurt a. M.: Ullstein.

Penrose, Virginia (1993): Orientierungsmuster des Karriereverhaltens deutscher Politikerinnen. Ein Ost-West-Vergleich, Bielefeld: Kleine.

Pinl, Claudia (1995): Vom kleinen zum großen Unterschied. „Geschlechterdifferenz“ und konservative Wende im Feminismus, Frankfurt a. M.: Fischer.

polymorph (Hg., 2002): (K)ein Geschlecht oder viele? Transgender in politischer Perspektive, Berlin: Querverlag.

Poppenhusen, Margot (1992): Viel bewegt – nichts verrückt? 20 Jahre Frauenbewegung in Freiburg 1972-1992, Freiburg i. Br.: Jos. Fritz.

Preuss-Lausitz, Ulf (Hg., 1991): Kriegskinder, Konsumkinder, Krisenkinder. Zur Sozialisationsgeschichte nach dem Zweiten Weltkrieg, Weinheim: Beltz.

Quaiser-Pohl, Claudia/Jordan, Kirsten (2004): Warum Frauen glauben, sie könnten nicht einparken – und Männer ihnen Recht geben. Über Schwächen, die gar keine sind. Eine Antwort auf A.& B. Pease, München: C. H. Beck.

Rabe-Kleberg (Hg., 1990): Besser gebildet und doch nicht gleich! Frauen und Bildung in der Arbeitsgesellschaft, Bielefeld: Kleine.

Rammstedt, Otthein (1978): Soziale Bewegung, Frankfurt a. M.: Suhrkamp.

Reichertz, Jo (1993): „Abduktives Schlußfolgern und Typen(re)konstruktion. Abgesang auf eine liebgewordene Hoffnung“, in: Thomas Jung/Stefan Müller-Dohm (Hg.), ‚Wirklichkeit‘ im Deutungsprozeß: Verstehen und Methoden in den Kultur- und Sozialwissenschaften, Frankfurt a. M.: Suhrkamp, S. 258-282.

Reichertz, Jo (1999): „Gültige Entdeckung des Neuen? Zur Bedeutung der Abduktion in der qualitativen Sozialforschung“, in: Österreichische Zeitschrift für Soziologie 4, S. 47-64.

Reichle, Barbara (1996): „Der Traditionalisierungseffekt beim Übergang zur Elternschaft“, in: Zeitschrift für Frauenforschung 4, S. 70-89.

Riedmüller, Barbara (1988): „Das Neue an der Frauenbewegung. Versuch einer Wirkungsanalyse der neuen Frauenbewegung“, in: Uta Ger-

hardt/Yvonne Schütze (Hg.), Frauensituation. Veränderungen in den letzten 20 Jahren, Frankfurt a. M.: Suhrkamp, S. 15-43.

Rosen, Ruth (2000): The world split open: How the modern women's movement changed America, New York: Viking.

Rosenthal, Gabriele (1995): Erlebte und erzählte Lebensgeschichte. Gestalt und Struktur biographischer Selbstbeschreibungen, Frankfurt a. M.: Campus.

Rosenthal, Gabriele (1995): „Familienbiographien: Nationalsozialismus und Antisemitismus im intergenerationellen Dialog“, in: Iman Attia/Monika Basqué/Ursula Kornfeld/Gotlinde Magiriba Lwanga/Birgit Rommelspacher/Pari Teimoori/Silvia Vogelmann/Ursula Wachendorfer (Hg.), Multikulturelle Gesellschaft - monokulturelle Psychologie? Antisemitismus und Rassismus in der psychosozialen Arbeit, Tübingen: dgvt-Verlag, S. 30-51.

Rosenthal, Gabriele (Hg., 1997): Der Holocaust im Leben von drei Generationen. Familien von Überlebenden der Shoah und von Nazi-Tätern, Gießen: Psychosozial-Verlag.

Rosenthal, Gabriele (1997): „Zur interaktionellen Konstitution von Generation. Generationenabfolgen in Familien von 1890 bis 1870 in Deutschland“, in: Jürgen Mansel/Gabriele Rosenthal/Angelika Tölke, (Hg.), Generationen-Beziehungen, Austausch und Tradierung, Opladen: Westdeutscher Verlag, S. 57-73.

Rosenthal, Gabriele (2000): „Historische und familiale Generationenabfolge“, in: Martin Kohli/Marc Szydlik (Hg.), Generationen in Familie und Gesellschaft, Opladen: Leske + Budrich, S. 162-178.

Roth, Roland (1994): Demokratie von unten. Neue soziale Bewegungen auf dem Wege zur politischen Institution, Köln: Bund.

Roth, Roland/Rucht, Dieter (Hg., 1987): Neue soziale Bewegungen in der Bundesrepublik Deutschland, Frankfurt a. M.: Campus.

Rüling, Anneli/Kassner, Karsten/Grottian, Peter (2004): „Geschlechterdemokratie leben. Junge Eltern zwischen Familienpolitik und Alltagserfahrungen“, in: Aus Politik und Zeitgeschichte 19, S. 11-18.

Runge, Erika (1970): Frauen. Versuche zur Emanzipation, Frankfurt a. M.: Suhrkamp.

Schäfer, Christine/Wilke, Christiane (2000): Die neue Frauenbewegung in München 1968-1985. Eine Dokumentation, München: Buchendorfer.

Schäfer, Reinhild (2001): Demokratisierung der Geschlechterverhältnisse. Die politischen Strategien der Neuen Frauenbewegung gegen Gewalt, Bielefeld: Kleine.

Schäffer, Burkhard (2003): Generationen - Medien - Bildung. Medienpraxiskulturen im Generationenvergleich, Opladen: Leske + Budrich.

Schelsky, Helmut (1957): Die skeptische Generation. Eine Soziologie der deutschen Jugend, Düsseldorf: Eugen Diederichs.

Schenk, Herrad (1980): Die feministische Herausforderung. 150 Jahre Frauenbewegung in Deutschland, München: Beck.

Schimank, Uwe (1988): „Biographie als Autopoiesis – Eine systemtheoretische Rekonstruktion von Individualität“, in: Hans-Georg Brose/Bruno Hildebrand (Hg.), Vom Ende des Individuums zur Individualität ohne Ende, Opladen: Leske + Budrich, S. 55-72.

Schlaeger, Hilke (Hg., 1988): Mein Kopf gehört mir. Zwanzig Jahre Frauenbewegung, München: Frauenoffensive.

Schleiermacher, Friedrich (1957): Pädagogische Schriften. Unter Mitwirkung von Theodor Schulze herausgegeben von Erich Weniger. Erster Band: Die Vorlesungen aus dem Jahre 1826, Düsseldorf: Helmut Küpper.

Schmerl, Christiane (1999): „Einleitung: Sisters in Crime? – Sisters in Science!“, in: Bettina Dausien/Martina Herrmann/Mechtild Oechsle/ Christiane Schmerl/Marlene Stein-Hilbers (Hg.), Erkenntnisprojekt Geschlecht. Feministische Perspektiven verwandeln Wissenschaft, Opladen: Leske + Budrich, S. 7-25.

Schmidt, Rosa (1988): „Frauengesundheit in eigener Hand. Die Feministische Frauengesundheitsbewegung“, in: Kristine von Soden (Hg.), Der große Unterschied. Die neue Frauenbewegung und die siebziger Jahre, Berlin: Elefanten Press, S. 39-46.

Schneider, Norbert F./Rosenkranz, Doris/Limmer, Ruth (Hg., 1998): Nichtkonventionelle Lebensformen. Entstehung - Entwicklung - Konsequenzen, Opladen: Leske + Budrich.

Schöler-Macher, Bärbel (1994): Die Fremdheit der Politik. Erfahrungen von Frauen in Parteien und Parlamenten, Weinheim: Deutscher Studien-Verlag.

Scholz, Sylka (2004): „Die merkwürdige Absenz von Frauen in lebensgeschichtlichen Erzählungen ostdeutscher Männer“, in: Ingrid Miethe/ Claudia Kajatin/Jana Pohl, (Hg.), Geschlechterkonstruktionen in Ost und West. Biografische Perspektiven, Münster: Lit, S. 95-116.

Schröttle, Monika/Müller, Ursula (2004): Lebenssituation, Sicherheit und Gesundheit von Frauen in Deutschland. Eine repräsentative Untersuchung zu Gewalt gegen Frauen in Deutschland. Zusammenfassung zentraler Studienergebnisse. Verfügbar über: http://www.bmfsfj.de/ RedaktionBMFSFJ/Broschuerenstelle/Pdf-Anlagen/Studie-Gewalt-gegen-Frauen,property=pdf,bereich=,rwb=true.pdf [Datum des Zugriffs: 25.05.2006].

Schulz, Kristina (2002): Der lange Atem der Provokation. Die Frauenbewegung in der Bundesrepublik und in Frankreich 1968-1976, Frankfurt a. M.: Campus.

Schütz, Alfred (1971): „Zur Methodologie der Sozialwissenschaften“, in: Schütz, Alfred (Hg.), Gesammelte Aufsätze, Bd. 1, Den Haag: Martinus Nijhoff, S. 3-110.

Schütze, Fritz (1977): Die Technik des narrativen Interviews in Interaktionsfeldstudien, dargestellt an einem Projekt zur Erforschung von kommunalen Machtstrukturen, Bielefeld: Universität Bielefeld.

Schütze, Fritz (1981): „Prozeßstrukturen des Lebenslaufs“, in: Joachim Matthes/Arno Pfeifenberger/Manfred Stosberg (Hg.), Biographie in handlungswissenschaftlicher Perspektive. Kolloquium am Sozialwissenschaftlichen Forschungszentrum der Universität Erlangen, Nürnberg: Verlag der Nürnberger Forschungsvereinigung, S. 67-156.

Schütze, Fritz (1983): „Biographieforschung und narratives Interview“, in: Neue Praxis 3, S. 283-293.

Schütze, Fritz (1984): „Kognitive Figuren des autobiographischen Stegreiferzählens“, in: Martin Kohli/Robert Günther (Hg.), Biographie und soziale Wirklichkeit. Neue Beiträge und Forschungsperspektiven, Stuttgart: Metzler, S. 78-117.

Schwarzer, Alice (1975): Der „kleine Unterschied“ und seine großen Folgen, Frankfurt a. M.: Fischer.

Schwarzer, Alice (1981): 10 Jahre Frauenbewegung. So fing es an! Köln: EMMA.

Stefan, Verena (1975): Häutungen, München: Frauenoffensive.

Stoehr, Irene (1986): „Neue Frau und alte Bewegung? Zum Generationenkonflikt in der Frauenbewegung der Weimarer Republik“, in: Jutta Dalhoff/Uschi Frey/Ingrid Schöll (Hg.), Frauenmacht in der Geschichte. Beiträge des Historikerinnentreffens 1985 zur Frauengeschichtsforschung, Düsseldorf: Schwann, S. 390-402.

Stoehr, Irene (1994): „Gründerinnen – Macherinnen – Konsumentinnen? Generationenprobleme in der Frauenbewegung der 90er Jahre“, in: Ilse Modelmog/Ulrike Gräßel (Hg.), Konkurrenz & Kooperation. Frauen im Zwiespalt? Münster: Lit, S. 91-115.

Stoehr, Irene (1996): „Feministische Generation und politische Kultur. Die Frauenbewegung als Generationenproblem“, in: Politische Kultur – Demokratie – Geschlechterverhältnis. Dokumentation der Ringvorlesung am Zentrum für interdisziplinäre Frauenforschung der Humboldt-Universität zu Berlin, Berlin, S. 81-97.

Stoehr, Irene (1999): „Feminismen und politische Kultur. Die westdeutsche Frauenbewegung als Generationenproblem“, in: Heinrich-Böll-Stiftung/Feministisches Institut (Hg.), Wie weit flog die Tomate? Eine 68erinnen-Gala der Reflexion, Berlin: Heinrich-Böll-Stiftung, S. 154-165.

Strauss, Anselm L./Corbin, Juliet (1996): Grounded Theory: Grundlagen qualitativer Sozialforschung, Weinheim: Beltz.

Sünkel, Wolfgang (1997): „Generation als pädagogischer Begriff“, in: Eckart Liebau (Hg.), Das Generationenverhältnis. Über das Zusammenleben in Familie und Gesellschaft, Weinheim: Juventa, S. 195-204.

Szydlik, Marc (2000): Lebenslange Solidarität? Generationenbeziehungen zwischen erwachsenen Kindern und Eltern, Opladen: Leske + Budrich.

Teubner, Ulrike (2004): „Beruf: Vom Frauenberuf zur Geschlechterkonstruktion im Berufssystem“, in: Ruth Becker/Beate Kortendiek (Hg.), Handbuch Frauen- und Geschlechterforschung. Theorie, Methoden, Empirie, Wiesbaden: VS, S. 429-436.

Thomas, William Issac/Znaniecki, Florian (1958): The Polish Peasant in Europe and America. Vol. 1+2, New York: Dover.

Thon, Christine (2003): „Frauenbewegung – Bewegungsgenerationen – Generationenbruch? Generationenkonzepte in Diskursen der Frauenbewegung“, in: Feministische Studien 21/1, S. 111-122.

Thon, Christine (2004): „‚Warum es heute so kompliziert ist, eine Frau zu sein‘ – Geschlechterkonstruktionen in Biografien junger Frauen in Westdeutschland“, in: Ingrid Miethe/Claudia Kajatin/Jana Pohl (Hg.), Geschlechterkonstruktionen in Ost und West. Biografische Perspektiven, Münster: Lit, S. 117-130.

Thon, Christine (2006): „Rekonstruktive Geschlechterforschung und die zögerliche Konstitution ihres Gegenstands: Überlegungen aus einem Forschungsprojekt zu intergenerationalen Wandlungsprozessen in Frauenbiographien“, in: Helga Bilden/Bettina Dausien (Hg.), Sozialisation und Geschlecht, Opladen: Barbara Budrich, S. 179-197.

Thon, Christine (2007): Das Geschlechterverhältnis in Lebensgeschichten junger Frauen. Qualitativ-empirische Annäherungen an die biographische Konstruktion von Geschlecht, Bremen: Universität Bremen.

Thürmer-Rohr, Christina (1984): „Der Chor der Opfer ist verstummt“, in: beiträge zur feministischen theorie und praxis 11, S. 71-84.

Thürmer-Rohr, Christina (1987): „Aus der Täuschung in die Ent-Täuschung. Zur Mittäterschaft von Frauen“, in: Christina Thürmer-Rohr (Hg.), Vagabundinnen. Feministische Essays, Berlin: Orlanda, S. 38-56.

Thürmer-Rohr, Christina (Hg., 1989): Mittäterschaft und Entdeckungslust, Berlin: Orlanda-Frauenverlag.

Treibel, Annette (2000): Einführung in soziologische Theorien der Gegenwart, Opladen: Leske + Budrich.

Truschkat, Inga/Kaiser, Manuela/Reinartz, Vera (2005): „Forschen nach Rezept? Anregungen zum praktischen Umgang mit der Grouded Theory in Qualifikationsarbeiten“, in: Forum Qualitative Sozialforschung [On-line Journal] 6 (2), Art. 22. Verfügbar über: http://www.qualitative-research.net/fqs-texte/2-05/02-2-22-d.htm [Datum des Zugriffs: 31.04.2005].

Vaskovics, Lazlo A. (1993): „Elterliche Solidarleistungen für junge Erwachsene“, in: Kurt Lüscher/Franz Schultheis (Hg.), Generationenbeziehungen in „postmodernen“ Gesellschaften. Analysen zum Verhält-

nis von Individuum, Familie, Staat und Gesellschaft, Konstanz: Universitätsverlag, S. 185-202.

Villa, Paula Irene (2003): Woran erkennen wir eine Feministin? Polemische und programmatische Gedanken zur Politisierung von Erfahrungen, in: Gudrun-Axeli Knapp/Angelika Wetterer (Hg.), Achsen der Differenz. Gesellschaftstheorie und feministische Kritik II, Münster: Westfälisches Dampfboot, 266-285.

Villa, Paula Irene (2004): „Offenkundig verwirrend: Feministische Körperpolitiken in Jugendkulturen", in: Zeitschrift für Frauenforschung und Geschlechterstudien 22/2+3, S. 85-93.

Vogel, Ulrike/Hinz, Christiana (2004): Wissenschaftskarriere, Geschlecht und Fachkultur: Bewältigungsstrategien in Mathematik und Sozialwissenschaften, Bielefeld: Kleine.

Volkening, Heide (1995): „‚Wir' über ‚uns'", in: Feministische Studien 1, S. 91-94.

Völter, Bettina (2003): Judentum und Kommunismus. Deutsche Familiengeschichten in drei Generationen, Opladen: Leske + Budrich.

Wagner, Angelika (1973): „Bewußtseinsveränderung durch Emanzipations-Gesprächsgruppen", in: Hans Dieter Schmidt/Christiane Schmerl/Astrid Krameyer/Angelika Wagner/Dieter Steinbach/Amélie Schmidt-Mummendey (Hg.), Frauenfeindlichkeit. Sozialpsychologische Aspekte der Misogynie, München: Juventa, S. 143-159.

Weber, Ulla/Schaeffer-Hegel, Barbara (2000): „Geschlechterarrangements in der Bundesrepublik. Kontinuität und Wandel", in: Aus Politik und Zeitgeschichte 31/32, S. 5-10.

Weingarten, Susanne/Wellershoff, Marianne (1999): Die widerspenstigen Töchter. Für eine neue Frauenbewegung, Köln: Kiepenheuer & Witsch.

West, Candance/Zimmerman, Don H. (1991): „Doing Gender", in: Judith Lorber/Susan A. Farrell (Hg.), The Social Construction of Gender, Newbury Park: Sage Publ., S. 13-37.

Wetterer, Angelika (1993): Professionalisierung und Geschlechterhierarchie. Vom kollektiven Frauenausschluss zur Integration mit beschränkten Möglichkeiten, Kassel: Jenior & Preßler.

Wetterer, Angelika (2002): „Neue Perspektiven – alte Fragen oder: Von der Erfindung eines Tabus", in: Erwägen Wissen Ethik 13/1, S. 68-70.

Wetterer Angelika, (2993): „Rhetorische Modernisierung. Das Verschwinden der Ungleichheit aus dem zeitgenössischen Differenzwissen", in: Gudrun-Axeli Knapp/Angelika Wetterer (Hg.), Achsen der Differenz. Gesellschaftstheorie und feministische Kritik II, Münster: Westfälisches Dampfboot, S. 286-219.

Wetterer, Angelika (2005): Gleichstellungspolitik und Geschlechterwissen – Facetten schwieriger Vermittlungen. Verfügbar über: http://db.genderkompetenz.info/w/files/gkompzpdf/gl_wetterer_ gleichstellungspo-

litik_und_geschlechterwissen_140205.pdf [Datum des Zugriffs: 25.05.2006].

Wiggershaus, Renate (1979): Geschichte der Frauen und der Frauenbewegung in der Bundesrepublik Deutschland und in der Deutschen Demokratischen Republik nach 1945, Wuppertal: Peter Hammer.

Wilson, Thomas P. (1973): „Theorien der Interaktion und Modelle soziologischer Erklärung“, in: Arbeitsgruppe Bielefelder Soziolgen (Hg.), Alltagswissen, Interaktion und gesellschaftliche Wirklichkeit. Bd. 1: Symbolischer Interaktionismus und Ethnomethodologie, Reinbek: Rowohlt, S. 54-79.

Winterhager-Schmid, Luise (Hg., 2000): Erfahrung mit Generationendifferenz, Weinheim: Deutscher Studien Verlag.

Wolf, Christa (1994): Kindheitsmuster, München: dtv.

Wohlrab-Sahr, Monika (2001): „Religion und Religionslosigkeit als Dimensionen generationellen Wandels. Theoretische Überlegungen und empirische Umsetzung“, in: Eva Barlösius/Hans-Peter Müller/Steffen Sigmund (Hg.), Gesellschaftsbilder im Umbruch. Soziologische Perspektiven in Deutschland, Opladen: Leske + Budrich, S. 314-339.

Ziegler, Meinrad (2000): Das soziale Erbe. Eine soziologische Fallstudie über drei Generationen einer Familie, Wien: Böhlau.

Transkriptionsnotation

(weitgehend übernommen von Dausien 1996: 613f.)

-	*prosodische Zäsur*
--	*kurze Pause*
---	*längere Pause*
(P/sec)	*längere Pause mit Angabe der Dauer in Sekunden*
.	*Markierung einer fallenden Intonation*
?	*Frageintonation*

<u>Unterstreichung</u>	*emphatische Betonung eines Wortes oder Syntagmas*
(einfache Klammern)	*Textteil, der semantisch noch dekodierbar, aber phonologisch nicht mehr transkribierbar ist*
[...]	*Auslassung*
[Stadtteil von Afeld, C.T.]	*Ergänzung zum Verständnis*
Wortabbru_	*Abbruch innerhalb einer Wortgrenze*
=e	*nicht-phonemische Dehnung am Wortende*
/ I: mh /	*Sprecherinnenwechsel; I: Interviewerin*
/ unglaublich ((lachend)) /	*Notierung einer kommentierten Passage*

Gender Studies

Ines Kappert
Der Mann in der Krise
oder: Eine konservative Kapitalismuskritik in der Mainstreamkultur
Mai 2008, ca. 232 Seiten, kart., ca. 23,80 €, ISBN: 978-3-89942-897-1

Paula-Irene Villa (Hg.)
Schön Normal
Sozial- und kulturwissenschaftliche Blicke auf somatische Selbsttechnologien
Mai 2008, ca. 250 Seiten, kart., ca. 32,80 €, ISBN: 978-3-89942-889-6

Elke Frietsch, Christina Herkommer (Hg.)
Nationalsozialismus und Geschlecht
Zur Politisierung und Ästhetisierung von Körper, »Rasse« und Sexualität im »Dritten Reich« und nach 1945
Mai 2008, ca. 450 Seiten, kart., zahlr. Abb., ca. 35,80 €, ISBN: 978-3-89942-854-4

Christine Thon
Frauenbewegung im Wandel der Generationen
Eine Studie über Geschlechterkonstruktionen in biographischen Erzählungen
April 2008, 492 Seiten, kart., 36,80 €, ISBN: 978-3-89942-845-2

Sigrid Adorf
Operation Video
Eine Technik des Nahsehens und ihr spezifisches Subjekt: die Videokünstlerin der 1970er Jahre
März 2008, 400 Seiten, kart., zahlr. Abb., 36,80 €, ISBN: 978-3-89942-797-4

Katrin Oltmann
Remake | Premake
Hollywoods romantische Komödien und ihre Gender-Diskurse, 1930-1960
Februar 2008, 356 Seiten, kart., 29,80 €, ISBN: 978-3-89942-700-4

Rita Casale, Barbara Rendtorff (Hg.)
Was kommt nach der Genderforschung?
Zur Zukunft der feministischen Theoriebildung
Februar 2008, 266 Seiten, kart., 26,80 €, ISBN: 978-3-89942-748-6

Margarete Menz
Biographische Wechselwirkungen
Genderkonstruktionen und »kulturelle Differenz« in den Lebensentwürfen binationaler Paare
Januar 2008, 310 Seiten, kart., 29,80 €, ISBN: 978-3-89942-767-7

Leseproben und weitere Informationen finden Sie unter: www.transcript-verlag.de

Gender Studies

Sylvia Pritsch
Rhetorik des Subjekts
Zur textuellen Konstruktion des Subjekts in feministischen und anderen postmodernen Diskursen
Januar 2008, 514 Seiten, kart., 39,80 €, ISBN: 978-3-89942-756-1

Ursula Mıhçıyazgan
Der Irrtum im Geschlecht
Eine Studie zu Subjektpositionen im westlichen und im muslimischen Diskurs
Januar 2008, 290 Seiten, kart., 29,80 €, ISBN: 978-3-89942-815-5

Ute Frietsch, Konstanze Hanitzsch, Jennifer John, Beatrice Michaelis (Hg.)
Geschlecht als Tabu
Orte, Dynamiken und Funktionen der De/Thematisierung von Geschlecht
2007, 270 Seiten, kart., zahlr. farb. Abb., 25,80 €, ISBN: 978-3-89942-713-4

Ulrike Brunotte, Rainer Herrn (Hg.)
Männlichkeiten und Moderne
Geschlecht in den Wissenskulturen um 1900
2007, 294 Seiten, kart., 28,80 €, ISBN: 978-3-89942-707-3

Katja Sabisch
Das Weib als Versuchsperson
Medizinische Menschenexperimente im 19. Jahrhundert am Beispiel der Syphilisforschung
2007, 248 Seiten, kart., 25,80 €, ISBN: 978-3-89942-836-0

Anette Dietrich
Weiße Weiblichkeiten
Konstruktionen von »Rasse« und Geschlecht im deutschen Kolonialismus
2007, 430 Seiten, kart., 29,80 €, ISBN: 978-3-89942-807-0

Thomas Schwinn
Soziale Ungleichheit
2007, 166 Seiten, kart., 15,80 €, ISBN: 978-3-89942-592-5

Corinna Tomberger
Das Gegendenkmal
Avantgardekunst, Geschichtspolitik und Geschlecht in der bundesdeutschen Erinnerungskultur
2007, 362 Seiten, kart., zahlr. Abb., 34,80 €, ISBN: 978-3-89942-774-5

Sven Glawion, Elahe Haschemi Yekani, Jana Husmann-Kastein (Hg.)
Erlöser
Figurationen männlicher Hegemonie
2007, 218 Seiten, kart., 24,80 €, ISBN: 978-3-89942-733-2

Leseproben und weitere Informationen finden Sie unter: www.transcript-verlag.de

Gender Studies

Marit Cremer
Fremdbestimmtes Leben
Eine biographische Studie über Frauen in Tschetschenien
2007, 204 Seiten,
kart., 21,80 €,
ISBN: 978-3-89942-630-4

Tanja Maier
Gender und Fernsehen
Perspektiven einer kritischen Medienwissenschaft
2007, 280 Seiten,
kart., 27,80 €,
ISBN: 978-3-89942-689-2

Nadja Sennewald
Alien Gender
Die Inszenierung von Geschlecht in Science-Fiction-Serien
2007, 314 Seiten,
kart., zahlr. Abb., 29,80 €,
ISBN: 978-3-89942-805-6

Carmen Leicht-Scholten (Hg.)
»Gender and Science«
Perspektiven in den Natur- und Ingenieurwissenschaften
2007, 188 Seiten,
kart., 21,80 €,
ISBN: 978-3-89942-674-8

Hedwig Wagner
Die Prostituierte im Film
Zum Verhältnis von Gender und Medium
2007, 324 Seiten,
kart., 29,80 €,
ISBN: 978-3-89942-563-5

Ingrid Hotz-Davies,
Schamma Schahadat (Hg.)
Ins Wort gesetzt, ins Bild gesetzt
Gender in Wissenschaft, Kunst und Literatur
2007, 310 Seiten,
kart., 30,80 €,
ISBN: 978-3-89942-595-6

Lutz Hieber, Paula-Irene Villa
Images von Gewicht
Soziale Bewegungen, Queer Theory und Kunst in den USA
2007, 262 Seiten,
kart., 26,80 €,
ISBN: 978-3-89942-504-8

Marion Hövelmeyer
Pandoras Büchse
Konfigurationen von Körper und Kreativität. Dekonstruktionsanalysen zur Art-Brut-Künstlerin Ursula Schultze-Bluhm
2007, 284 Seiten,
kart., zahlr. Abb., 30,80 €,
ISBN: 978-3-89942-633-5

Katharina Willems
Schulische Fachkulturen und Geschlecht
Physik und Deutsch – natürliche Gegenpole?
2007, 314 Seiten,
kart., 30,80 €,
ISBN: 978-3-89942-688-5

Christine Hanke
Zwischen Auflösung und Fixierung
Zur Konstitution von ›Rasse‹ und ›Geschlecht‹ in der physischen Anthropologie um 1900
2007, 298 Seiten,
kart., 29,80 €,
ISBN: 978-3-89942-626-7

Leseproben und weitere Informationen finden Sie unter:
www.transcript-verlag.de